CARL GUSTAV JOCHMANN'S, VON PERNAU, RELIQUIEN: AUS SEINEN...

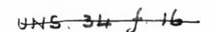
Carl Gustav Jochmann,
Heinrich Zschokke

Digitized by Google

UNS. 34 f. 16

Vet. Ger. III B. 179

Digitized by Google



Vet. Ger. III B. 179

Digitized by Google

Carl Gustav Jochmann's,

von

Pernau,

RELIQUIEN.

Aus seinen nachgelassenen Papieren.

Gesammelt

von

Heinrich Zschokke.

Erster Band.

Hechingen,
Verlag der F. X. Ribler'schen Hofbuchhandlung.

1836

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Es sind Reliquien eines verstorbenen, edeln Deutschen, die hier mitgetheilt werden; — Ueberbleibsale von dem, was der geistreiche Mann selber nur, als endliches, letztes Ergebniß von der Beobachtung eines der schicksalvollsten Zeitalter, für sich übrig behalten hatte. Er setzte den Freund, welchem er sterbend im Vermächtniß seine Papiere überließ, weniger zum Erben derselben, als zum Schiedsrichter ein, ob daran etwas der öffentlichen Bekanntmachung würdig sein möge. Jeder Tadel also, gerechter wie ungerechter, vom Inhalt gegenwärtiger Sammlung, trifft den Herausgeber derselben allein.

Bisher ist in der deutschen, lesenden Welt Jochmann's Name wenig genannt und gekannt worden. Denn mit nicht geringerer Aengstlichkeit, als wohl Andere einem schriftstellerischen Rufe nachjagen, floh ihn der Bescheidene, oder Lebenskluge; und vielleicht nicht ganz mit Unrecht. Wenn er sich bereden ließ, eine oder die andere seiner Arbeiten drucken zu lassen, mußte dabei immer die feste Geheimhaltung ihres Verfassers Hauptbedingung werden *).

*) Er war der anonyme Verfasser der (in Carlsruhe bei C. F. Winter) erschienenen geistvollen Bemerkungen „über Sprache," so wie der (ebendaselbst herausgekommenen) „Beiträge zur Geschichte des Protestantismus;" desgleichen der „Hie-

Der größere Theil des literarischen Nachlasses bestand nun in einer Menge fleißig gesammelter Materialien zur Fortsetzung oder Erweiterung jener schon abgedruckten Schriften, über Geschichte des Protestantismus, über Hierarchie, Homöopathie u. s. w. *) —; ein anderer Theil in heftreichen Tagebüchern; einzelnen, ganz oder halb vollendeten Aufsätzen, in Entwürfen und Vorarbeiten Behufs künftiger Arbeiten über die französische Revolution, Jesuiten, politische Oekonomie, Religion und Geschichte derselben, wie auch einer Naturgeschichte des Adels.

Von Allem, was nur roher Stoff geblieben war, wurde vom Herausgeber der vorliegenden Sammlung kein Gebrauch gemacht, aus Gründen, die leicht errathen werden. Dieser begnügte sich, die zerstreuten, eigenen Beobachtungen und Anmerkungen Jochmann's über Welt, Wissenschaft und Leben auszulesen, oder einzelne, vollendete Aufsätze zusammenzuordnen. Verschiedene von den letztern sind als Probeausstellung, in einen Paar Zeitschriften **) hingegeben, aber wie billig, zur Vervollständigung, auch in dieser Sammlung aufgenommen worden, zumal Zeitschriften selten beachtet werden, oder der Bewahrung werth sind.

Dies Wenige gelte als Rechenschaft, welche der Herausgeber sich pflichtig glaubte, öffentlich ablegen zu sollen. Wenn er nebenbei, durch Mittheilung dieser Reliquien, hoffte, vielen von den Gebildetern unserer Zeitgenossen ein willkommenes Geschenk zu bringen, muß er wünschen, nicht durch Vorliebe allzusehr getäuscht worden zu sein.

---

rarchie und ihrer Bundesgenossen" (Aarau bei H. R. Sauerländer), und der „Homöopathischen Briefe."

*) Die Nachträge zu den homöopathischen Briefen überließ ich seinem Freunde und Arzte in Naumburg, Herrn Dr. Stapf, auf dessen Wunsch. Eben so stehen die Materialien, welche Jochmann zu den benannten Zwecken gesammelt hat, demjenigen Gelehrten unentgeltlich zu Gebot, der vielleicht ähnliche Gegenstände zu bearbeiten im Begriff sein könnte.

**) In den „Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit" und im „Prometheus für Licht und Recht."

Digitized by Google

Jochmann, eben so edlen Geistes als Gemüthes, frei von der Herrschaft des Vorurtheils und der Leidenschaft; im Besitz der gründlichsten Gelehrsamkeit und mannigfaltigsten Kenntnisse, aber dabei anspruchslos; unabhängig in seinen Vermögensumständen; im Umgang und Verbindung mit ausgezeichneten Männern, die er während seines wechselnden Aufenthalts in Rußland, England, Deutschland oder in Frankreich, der Schweiz und Italien kennen lernte, zog, jeder Rolle auf der Weltbühne, die des philosophischen Beobachters vor. „Wenn das Schicksal: Dichter, die Menschheit: Schauspielerin wird," sagte er, „ist das Loos des stillen Zuschauers unstreitig das genußvollste, aber auch das erhabenste, indem man dem Schicksal und der Menschheit richtend gegenübersteht!"

Zu dieser Lieblingsrolle war er durch Natur und Glücksverhältnisse vollkommen geweiht. Alles wird in ihm Reflexion. Daher ist in Allem, was er mittheilt, selbst in der kleinsten Anekdote, Gehalt und Kern; dabei in der Darstellungsart Feinheit des Geschmacks mit edelm Ernst, epigrammatischer Witz mit Tiefsinn, Freimüthigkeit mit Würde gepaart. Was er schrieb, war rein für ihn selbst, so auf genußvolle Unterhaltung in Mußestunden jedes Lesers abgesehen; aber es ist zugleich wirkliche Blumenlese und Geisteserfrischung des Selbstdenkens, des Staatsmannes, des Gelehrten geworden. Nicht geringere Sorgfalt verwendete er, wie für den Gedanken, so für den Ausdruck derselben. Sein Styl, meistens im leichten, freien Gesellschaftston, wird oft glänzend, oft rednerisch; oft führt er eine so gedrängte Masse schwerer Gedanken mit sich, daß Satz um Satz gemustert und gewogen sein will. Und durch ihren ernsten Zug fahren dann unerwartet brennende, treffende Blitze der Wahrheit in der Seele des Lesers auf. Jochmann ist überhaupt einer der wenigen Schriftsteller unserer Tage, welche den Erholung suchenden Geist, indem sie ihn nur erquicken wollen, unvermuthet in sich selber aufregen, daß er lebendiger, schärfer sehend,

Digitized by Google

und schöpferischer wird, die mehr Licht in unserm Innern wecken, als von Aussen hineintragen.

Manche Anspielung, die er sich bei seiner ausgedehnten Belesenheit und Kenntniß der Zeitereignisse und Personen erlaubt, hätte vielleicht eines Commentars bedurft, aber dieser nur von ihm selbst geschrieben werden können und sollen. Anmerkungen, die von ihm beigefügt wurden, sind mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens unterzeichnet, die andern vom Herausgeber.

Aarau, den 12. Dezember 1835.

Heinrich Zschokke.

Digitized by Google

Reliquien.

Digitized by Google

Digitized by Google

Karl Gustav Jochmann, von Pernau.

(Mittheilungen zu dessen Lebensgeschichte, vom Herausgeber.)

Nichts natürlicher, als der Wunsch eines Lesers, die Lebensverhältnisse des Mannes näher zu kennen, mit dessen Geist man sich befreundet hat; dem man nicht nur manche unterhaltungsreiche Stunde, oder Belehrung, sondern selbst Anregung zu eignen, höhern Gedanken und Ansichten verdankt. Der Wunsch setzt mich aber in einige Verlegenheit, weil ich, so lang' ich durch die Freundschaft dieses edeln Mannes glücklich war, mich damit begnügte, ihn zu kennen, ihn zu lieben. Indessen will ich von ihm erzählen, was ich weiß.

Pernau ist ein Städtchen in Liefland, am rigischen Meerbusen. Hier ward Jochmann am 10. Februar 1790 geboren. Für die Wißbegier des Knaben scheint, schon in seinem dreizehenten Altersjahr, die dortige Schule ein zu beschränktes Feld der Kenntnisse offen gehalten zu haben. Sein Vater vertraute ihn also einem Freunde, dem Staatsrath Kreutzing, in Riga an, um ihn die Domschule daselbst besuchen zu lassen. Nach vier Lehrjahren begab sich der siebenzehnjährige Jüngling an die Hochschule von Leipzig; besuchte dann noch Göttingen, Heidelberg und, der fran-

zösischen Sprache mächtiger zu werden, Lausanne. Nach Riga zurückgekehrt, trat er, als Rechtsanwalt, in das Geschäftsleben. Er arbeitete mit Glück. Aber sei es, daß ihm zuweilen noch seine Jugend zum Vorwurf gereichte, oder daß er's bereute, sich zu früh an ein bleibendes Verhältniß im Leben gebunden zu haben: er ging im Jahr 1812 nach England, um auch in der englischen Sprache Gewandtheit zu gewinnen. Er besuchte Oxford und Edinburg; dann verlebte er ein volles Jahr, theils in London, theils auf dem Lande bei einem Prediger. Die Augen einer schönen Britin, nie hat er sie verrathen, entflammten ihn hier zur Liebe und Poesie. So hat er nie wieder geliebt. Und wie er dichtete, davon zeugen die schönen Stanzen in den nachfolgenden „Kleinigkeiten aus seinen Reiseblättern.“

Seinen Beruf, als Rechtsconsulent, betrieb er, nach der Heimkunft in Riga, zwar mit Beifall, aber ohne Freude. Nicht Geld-Ernten, nicht öffentliche Achtung, die ihm dafür zu Theil wurden, konnten ihn mit einem Beruf aussöhnen, der seinen Neigungen widerstrebte. Er dürstete nach unabhängigerm Leben, unter milderm Himmel, unter Völkern von vorgeschrittener Gesittung. Selbst die Zärtlichkeit einer Schwester, die er mit Innigkeit liebte, selbst die Freundschaft eines Herrn von Sengbusch, dem er bis zum Tode treu zugethan blieb, leistete ihm keinen Ersatz für das, was er vermißte, was seinem ganzen Seyn und Wesen zum unabwehrbaren Bedürfniß geworden war. Früher sein Ziel zu erreichen, arbeitete er in seinen Geschäften ohne Maß; und wahrscheinlich legte er, durch überspannte Anstrengung seiner Kräfte, den Grund zu einer Kränklichkeit, mit der er den übrigen Theil seines Lebens zu kämpfen hatte.

Inhaber eines Vermögens, welches ihm Unabhängigkeit und eine sorgenfreie Zukunft zusicherte, schied er endlich im April 1819 aus den Armen seiner rigischen Freunde. Freilich gelobte er ihnen damals, es solle nur Trennung von zwei

Jahren seyn. Aber dem Gelübde, welches ihm der Schmerz des Scheidens entriß, widersprach damals schon die Stimme seines Innern.

Er athmete freier und heiterer, als er Deutschlands Boden betrat; als er wieder der Unterhaltung mit den Weisen und Künstlern des Zeitalters genoß; und ungehemmt in Blüten und Früchten der Literatur schwelgen konnte. Doch bald fand er auch im damaligen Deutschland für sein Gemüth etwas Unwirthliches, Unheimathliches. Unter den düstern Fittigen der heiligen Allianz wehte ihm schwüle, beengende Luft. Wohin er kam, begegneten ihm durch Partheigeist aufgeregte Menschen. Es waren die Tage, da der Dichter Kotzebue durch den Dolch Sands gefallen war. Er mogte nicht unter den Deutschen länger weilen.

Als Fremdling, und schon durch Grundsätze selbstständig in seinen Ansichten, ließ er sich vom Toben und Treiben des Augenblickes nicht im Urtheil irre machen. Wie er aber über jene Zeit urtheilte, das offenbart sich aus einem seiner Briefe, den er damals dem vertrauten Freunde E. H. v. Sengbusch nach Riga schrieb. Ich lasse ihn selber aus diesem Briefe sprechen.

Tharand, den 11. Junl 1819.

Die Werthlosigkeit dessen, was man der Welt als Geschichte aufbinden will, ist oft der Gegenstand unserer Gespräche gewesen, und ich habe immer die Ueberzeugung gehabt, daß alle mit irgend einer obrigkeitlichen Erlaubniß, oder unter irgend einer Censur, bekannt gemachten historischen Werke schon darum von einer aufgeklärtern Nachwelt verworfen und vergessen seyn werden, weil das Imprimatur ihnen die unzweideutigsten Stempel der Unglaubwürdigkeit aufdrückte. Daß aber das Uebel so groß wäre, wie es mir schon die seltenern, bisherigen Gelegenheiten, von Augenzeugen

oder ihren nächsten Umgebungen, darstellen, das freilich habe ich nicht gedacht.

Es mag auch wohl seyn, daß das gute Deutschland in dieser Hinsicht am ärmlichsten dasteht. Die Engländer haben Geschichtschreiber; die Italiener hatten dergleichen in den Zeiten ihrer Freiheit und ihres Ruhms. Die Franzosen haben wenigstens sehr reiche Sammlungen für eine Geschichte, nämlich Denkwürdigkeiten, die nur durch ihre Verborgenheit dem vergiftenden Einflusse der gleichzeitigen Autoritäten entgingen, und erst unter späten Nachkommen an's Licht traten. Nur in Deutschland giebt es, Dank der demüthigen Blindheit der Niedern, und der vornehmen Unwissenheit der Höhern! nur in Deutschland giebt es fast nichts, als Stammbäume und einen Haufen bedeutungsloser fürstlicher Familiengeschichten, in die des Volkes Geschichte zusammengeschrumpft ist. Ein Herbarium statt der Aussicht in eine reiche Landschaft!

Und diese Familiengeschichten, mit welcher devoten Lügenhaftigkeit sind sie verfaßt! Die Geschichte, die Schiller in seiner Begeisterung das Weltgericht nannte, wie ist sie doch in diesem Lande nichts anderes, als die Dienerin, oder (um in der sächsischen Hofterminologie zu reden) das Kammermensch jedes kleinen Dynasten, unter dessen Scepter oder Stocke sich ihr vermeinter Priester bläht; das Mensch, dessen hauptsächliche Bestimmung es ist, jeden Unrath der Herrschaft sorgfältig zu beseitigen, damit er nicht ihr und den Getreuen anstößig sei, indem er sie an den Stoff erinnert, aus dem sie beiderseits gemacht sind.

Denkwürdigkeiten freilich verhalten sich zur Geschichte nur, wie das Ankleidezimmer zur Bühne, die Küche zum Speisesaale. Was wir haben, zeigen diese, wie wir dazu kommen, jene, und mit beiden mögen sie auch das gemein haben, daß sie nur zu oft die Lust an den Schauspielern und an den Gerichten verderben. Aber geben sie uns die Wahr=

heit, die ganze Wahrheit, so überwiegt dieses alles, — und denn, so lange uns die vornehmen Leute und die Köche so viel giftiges Zeug vorsetzen, ist es da so übel, wenn die nähere Ansicht ihres Treibens uns manchmal den Appetit verdirbt? Dazu kommt, daß solche Denkwürdigkeiten in der Regel unterhaltender sind, als die Mehrzahl der eigentlich historischen Werke, weil der Verfasser sich eben nicht vornahm, gravitätisch zu seyn, und weil oft gerade die Planlosigkeit der Erzählung ihrer Mannigfaltigkeit Raum gab. Die Zeitgeschichte in ihrem ganzen Umfange sollen sie darstellen, nicht blos die politische; und jede merkwürdige Erscheinung findet in ihnen ihren Platz. Ob eine dritte Eigenschaft, die solchen Sammlungen eigenthümlich ist, daß in ihnen nämlich des Erzählers Meinungen sich unverhohlener zu erkennen geben, auch gelobt zu werden verdient, das freilich hängt von der Persönlichkeit des Erzählers ab. Ich übrigens bemerke dieses Vorherrschen der Persönlichkeit, die meistens ähnliche Werke veranlaßt, besonders darum, weil das Gegentheil davon unter den Deutschen, den Mangel an dergleichen Nachrichten unter ihnen großen Theils erklärt. Zu befangen von Vorurtheilen, zu wenig bekannt mit der Welt, und zu wenig geachtet von ihrem Publikum, pflegen die deutschen Schriftsteller (mit wenigen Ausnahmen) ihre Meinungen nach den Ansichten, den Wünschen oder gar den Befehlen ihrer Gönner einzurichten, um diesen Meinungen aus der zweiten Hand die Thatsachen anzupassen, die sie zur öffentlichen Kunde bringen. In England, in Frankreich bedienen sich die Regierungen wohl der Schriftsteller, um Meinungen anzugreifen oder zu vertheidigen; aber das würde nicht geschehen, wenn nicht das Volk ihnen Zutrauen schenkte, indem es ihnen Selbstständigkeit zutraut; und der Verrath dieses Vertrauens selbst beweist sein Daseyn. Nur in Deutschland ist es (wie noch die neuern Verhandlungen über Tugendbündlerei u. dgl. darthun) üblich, daß sich die Schriftsteller hinter die Regierung

stecken, um ihren Ansichten Eingang zu verschaffen, und die Kühnheit selbst darf nur im Gewande der Schmeichelei erscheinen.

Die interessantesten Züge und Notizen werden hier eben so sehr durch den Kleinmüth der Schriftsteller, als durch einen bald gröbern, bald feinern Preßzwang, der Publizität entzogen und bleiben Gegenstände nur des vertrautern Gespräches. Damit sie Ihnen nicht ganz entzogen werden, habe ich mir vorgenommen, Ihnen in meinen Briefen eine Art Zeitung im Manuscripte zu liefern, die, ohne allen Plan, alles enthalten soll, was an interessanten Notizen durch eigene Erfahrung oder aus glaubwürdigen Quellen zu meiner Kenntniß gelangt ist.

Zuerst und zum Beweise, daß meine Ansicht von dem Geiste der Zeitgeschichte in Deutschland wenigstens eben so sehr dem Aerger, als der Verachtung, ihren Ursprung verdankt, will ich Ihnen verkündigen, wer die Verfasser des Werkes Welt und Zeit sind. Herausgeber dieses Buches und Verfasser des größten Theiles seines Inhaltes, soll seyn ein Advokat in Frankfurt a. M., Jaffré. Ein tüchtiger Geschäftsmann ausserdem, ziemlich bejahrt, und von nicht unbedeutendem Vermögen. Ein Mann also, von dem, verkündigte das nicht jede Zeile des Buchs, seine Verhältnisse ergeben würden, daß ihm nicht füglich Langeweile, Noth oder Unbesonnenheit, als Motive seiner Schriftstellerei untergeschoben werden können. Seine Mitarbeiter sind nicht bekannt. Wo solche Männer leben, da darf man an dem Siege der öffentlichen Meinung noch nicht verzweifeln. So ist denn also das erste Licht, das auf die legitime Erbärmlichkeit der Deutschen gefallen, nicht von den Lehrstühlen ausgegangen und nicht von den Universitäten überhaupt, sondern aus dem Geschäftskreise, der der Welt angehört und dem Leben, und nicht die Geistlichkeit hat es angezündet und nicht die Armee, die Herr Oken für geborne Landstände ansieht, sondern die Juristen haben es gethan, die er so bitter haßt. Ob denn die

Leute wirklich noch glauben, daß ihnen aus dem Schulstaube der Baum des Lebens erblühen werde, nachdem eben Oken, der kräftigste in diesem Staube, die Geistlichkeit und die Armee für nothwendige Stände erklärt, weil sie den Geist und das Gemüth repräsentiren! nachdem er die Kasten-Einrichtungen der Indier und der Egypter als das Ideal aller Staatsverfassung gerühmt, weil — man während ihrer Dauer die kolossalen Felsentempel bei Goa und Pyramiden gebaut!

Kotzebue's tragisches Ende wird in Ihrer Gegend, wo sein Wirken nur für die Bühne von Bedeutung war, jetzt schon ziemlich vergessen sein. Wie aber diese Begebenheit auf die Gefühle der Deutschen gewirkt, haben Sie nicht gewußt, wenn Sie darüber nur in den öffentlichen Blättern Nachrichten suchen konnten. Mich führt zu diesem Gegenstande nicht nur die Merkwürdigkeit des Vorfalles selbst, als eines Zeichens der Zeit, sondern auch eine sehr natürliche Ideenverbindung. Kotzebue's Reise in die Rheingegenden war, wie in mancher andern, so auch in der Hinsicht eine Entdeckungsreise, daß er die unbekannte Quelle jenes Buches „Welt und Zeit" zu erforschen suchte, welche die Ufer des Rheins und des Mains mit Zerstörung und Segen zu überströmen drohte, wie die unbekannte Quelle des Nils Egypten.

Die Zeitungen, so viel ich weiß, drücken über Kotzebue's Ermordung nichts aus, als den Abscheu gegen die That (an sich ganz in der Ordnung) und höchstens ein schüchternes Bedauern über die Regierung und die Aufopferung einer so edeln Natur, als es die seines Mörders unstreitig ist. Wie aber das Volk — und von dieser Benennung nehme ich hier und für immer alle diejenigen aus, die, durch Geburt oder Dienste, den bevorrechteten Ständen angehören — über diese That denkt, erfahren Sie durch solche Lohnprodukte des Augenblicks nicht. Die Stimme, die ich in dieser Hinsicht — von Memel bis hieher, überall eine und die nämliche — gehört, eignet sich nicht für die Presse. Die Erscheinungen,

welche die öffentliche Stimmung so deutlich zu erkennen geben, als das lauteste Wort nur thun kann, eignen sich dafür noch weniger.

Keine Frage ist noch so oft an mich gerichtet worden, als die, wie man die Nachricht von Kotzebue's Tode in Rußland aufgenommen? Nie aber wird sie mit dem geringsten Anscheine von Besorgniß, immer vielmehr mit einem so lauernden, lächelnden Wink gethan, als denke man mir ein recht widerliches Thema mit Posaunenbegleitung vorzuspielen. Freilich setzt es sehr falsche Vorstellungen von unserm Vaterlande und seinen Bewohnern voraus, wenn man glaubt, des Kotzebue werde bei uns nur mit dem tiefsten Schmerze der innigsten Theilnahme, des Sand mit Abscheu und mit blutdürstiger Rachsucht gedacht; in der unglücklichen That selbst nur der erste Schlag einer ausgebreiteten Verschwörung, und überhaupt in dem ganzen Vorfalle eine Staatssache erkannt. Solche Gefühle sind vielmehr nur an den deutschen Höfen und bei den deutschen Miethgelehrten zu Hause; das Volk aber betrachtet ziemlich unverhohlen diese That als seine Sache. Vergebens würden Sie hier, wie ich in der Regel gethan habe, um Ihre Unbefangenheit zu behaupten, die Persönlichkeit jener Unglücklichen von der That trennen; dem Urtheile über einen dieser Gegenstände keinen Einfluß auf das über die andern einräumen, und ungeachtet sowohl der anerkannten Schlechtigkeit des Handwerks, das der Ermordete trieb, als der reinen und uneigennützigen Beweggründe des Mörders, die Schlechtigkeit der That aussprechen, vergebens darauf dringen wollen, daß eine solche That die unentbehrlichste Grundlage aller menschlichen Gesellschaft, die öffentliche Treue erschüttere, und daß es thöricht sei, eine bessere Ordnung der Dinge auf dem Wege erringen zu wollen, der zur Zerstörung jeder Ordnung führe. Man wird Ihnen antworten: „Die Ereignisse einer ungewöhnlichen Zeit ertrügen den Maßstab des Compendiums nicht, am wenigsten dulde die Vergeltung ein anderes

Maß, als das der Beleidigung, und nur der verächtlichsten Dummheit dürfe zugemuthet werden, die öffentliche Treue gegen den Verrath zu beobachten, der ihr abgeschworen. Wo die Willkühr herrsche, da trete gegen ihre Diener billig Gewalt in die Schranken; und die Gesellschaft habe schon längst ihre Bande selbst gelöset, die ihren ersten Zweck, den Schutz aller Rechte, nicht mehr erreiche. Des deutschen Volkes Sache habe Sand geführt, die offenbar nicht länger die seiner Regierungen sei. Arglistig habe man in den Zeiten der Noth Rechte anerkannt, die man heimlich zu verabscheuen fortgefahren, und Versprechungen gethan, die man zu erfüllen niemals Willens gewesen. Daß man das edelste Vertrauen und die gerechteste Erwartung, nachdem man sie hundertfach getäuscht, noch mit dem Beifalle aller, die in dieses Volkes Unterdrückung ihr Wohlseyn finden, verhöhnt und dem wohlwollenden Beherrscher eines mächtigen Nachbarstaates, als Gesetzlosigkeit und Empörung, verhaßt machen wollen, habe nur eine That vergeltender Verzweiflung zur Folge gehabt; eine That, bei der nichts zu bedauern sei, als daß ein so edles Leben an ein so verächtliches gesetzt worden. Einige hundert Menschen, dem Urheber dieser That gleich, seien nöthig, um Schuld und Rache auszugleichen." —

Das klingt gräßlich; aber Sie werden gestehen, gräßlicher noch ist, daß es nicht beantwortet werden kann von denjenigen, die ihr Gift eben so treulos anwandten, als Sand seinen Dolch. Die heftigsten Reibungen zwischen dem alten Besitzstande und dem neuen Rechtgefühle haben in diesem unglücklichen Lande alles in Parteien geworfen, und geht es so fort, so fürchte ich, es wird bald jede Stimme Gehör finden, nur nicht die der Vernunft.

Mannheim ist das Ziel aller Ferienreisen gewesen, und nicht bloß Studenten, Personen aller Stände haben sich aus entfernten Gegenden Deutschlands hingedrängt, um Sand zu sehen. Sie haben es gethan, ungeachtet der Inquisitions-

miene, welche die Behörden bei dieser Gelegenheit angenommen, ungeachtet der Nähe des aus seinem Schlafe aufgestörten Bundestages, und ungeachtet des Verdachtes, der vergiftender als jemals, und je ungewisser desto schrankenloser, sein Wesen gerade jetzt und in jener Gegend treibt. Sie haben dadurch bewiesen, daß sie die öffentliche Neigung für stark genug hielten, um alle diese Gefahren zu überwiegen. Kotzebue, sagen mir mehrere, die aus der Pfalz zurückgekehrt sind, sei überall, wohin er sich gewendet, und auch in Mannheim, der Gegenstand des öffentlichen Hasses gewesen; Sand, vom ersten Augenblicke an, der Liebling auch der Mannheimer. Allgemein bedaure man des letztern rasche That — gegen sich selbst. Hätte er einen Wagen bestellt gehabt, sich auf ein Pferd geworfen, so würde er Mannheim haben verlassen können ohne ein Hinderniß zu finden, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt wäre. Dem Wunsche glaubend erzählt das Gerücht von einem Erbieten der Juristen-Fakultäten in Bonn und Heidelberg zu seiner Vertheidigung. Ich hoffe, es schenkt nur dem Mißtrauen Glauben, wenn es auch die Sage verbreitet, Struve (russischer Geschäftsträger in Carlsruhe und auch ein Deutscher!) habe bei seiner Anwesenheit in Mannheim zur Tortur gerathen. Auffallender scheint es mir, daß der Schleier des Geheimnisses, mit dem man den unglücklichen jungen Mann und alle seine Umgebungen nun schon so lange verhüllt, nicht ähnlichen Argwohn unmenschlicher Behandlung erweckt und stärkt; und ich kann mir diese Erscheinung nur erklären, indem ich glaube, daß die Leute, ihre eigne Stimmung bei den Beamten voraussetzend, es für unmöglich halten, daß sich unter diesen die zur Vollführung des finstern Werks nöthige Anzahl Henker finden sollte. Den Herren, die hauptsächlich Kotzebue's politisches Publikum ausmachten, würden sie dergleichen eher zutrauen; aber zu viel Aufsehen dürfte es, meinen sie etwa, erregen, wollte man einen ganzen Hofstaat, oder die Herren-Bank einer der neuen Detail-Repräsentationen dazu delegiren.

Wie man übrigens im Ernste daran denken kann, Sands Leben vor dem Richterstuhle zu retten (und es glauben an diese Möglichkeit sogar angesehene Geschäftsmänner in Dresden), bleibt mir unbegreiflich. Der Richter, der (und ich denke, der Gewissenhafte kann nicht anders) keine Stimme hört, als die des Gesetzes; der die That und die Motive des Thäters, das geraubte Menschenleben und nicht den Abscheu, den der Besitzer desselben einflößt, berücksichtigt; ich denke, er kann und darf für Sand kein Urtheil haben, als ein — Todesurtheil. Ein anderes versprach sich auch Sand selbst nicht, der ihm durch freiwilligen Tod zu entgehen suchte, und verhüte nur Gott, daß nicht die Furcht zu einer Schändlichkeit verleite, zu einer geheimen Hinrichtung. Sands Rettung aber würde nur auf zwei Wegen möglich seyn: durch eine Appellation an das Volk, an dessen freisprechender Stimme ich im geringsten nicht zweifeln würde, oder durch Vorschützung seines Wahnsinnes zur Zeit als er die That ausführte. Jene aber gehört nun einmal nicht zu den gültigen Rechtsmitteln, und diese Vertheidigung, der ohnehin die erwiesene, lange Beabsichtigung der That und die bedächtige Vorbereitung dazu widersprechen, dürfte gerade dem Sand selbst am unwillkommensten seyn, der sich, vermöge ihrer, eines vermeinten Verdienstes beraubt sehen müßte, für das er schon sein Leben freudig eingesetzt hatte.

Bei keiner Gelegenheit hat sich wohl die Unzuverlässigkeit der öffentlichen Blätter und der Bühnen und die Albernheit ihrer Anmaßung, Organe der öffentlichen Meinung zu seyn, so bloß begeben, als bei dieser. Nicht so laut, als diese Prätensionen, sind die Kritiken des Publikums; aber zahlreich und deutlich genug. So habe ich in zwei Kaffeehäusern in Berlin auf einem im „Gesellschafter“ befindlichen Bildnisse Kotzebue's die Unterschrift: „Friede seiner Asche und Reue und Erkenntniß seinem Mörder“ durchstrichen gefunden; so wurde die Energie der Theater-Direktion in-

Berlin, die gerade jetzt fast täglich Kotzebuesche Sachen gab, nur von dem Publico der Logen des königlichen Ranges erkannt, — im Parterre aber war keines; und das klägliche Ende der in Königsberg versuchten Todtenfeier haben sogar die Zeitungen nicht verheimlichen können. Ich dächte, man gebe solche unzeitige Versuche auf, um wenigstens zur Erfüllung der ersten Hälfte jenes Wunsches im Gesellschafter etwas beizutragen.

Uebrigens muß man bekennen, daß der selige Herr Etatsrath sein Lebenlang ein Glückskind gewesen ist, das nicht einmal einen schlechten Streich begehen, dem nicht einmal ein übles Ereigniß begegnen konnte, ohne zu seinem Glücke (ich möchte lieber sagen zu seiner Fortune) beizutragen. In einem Verrathe an dem häuslichen Glücke seines ersten Gönners findet er festen Fuß zu dem ersten Schritte auf einer unerwartet glücklichen Laufbahn. Katharine läßt ihn für ein Pasquill züchtigen und der Unfall macht seinen Namen zuerst, und nicht weniger als sein „Menschenhaß und Reue", bekannt. Er behandelt seine ersten Weiber schlecht, und immer liebenswürdigere fliegen ihm zu, und seine empfindsame schlaffe Moral wirkt auf das ganze, zarte Geschlecht, wie der Gifthauch der Schlange auf die kleinen Vögel, indem er sie alle in ihren Rachen zieht. Man läßt ihn eine Spazierfahrt nach Sibirien machen, um ihn mit Auszeichnungen und Reichthum zu überhäufen. Der Haß Napoleons vermehrt die Gunst der Großen, und seine Popularität. Endlich, da er alles genossen hat, was Eitelkeit und Sinne zu befriedigen vermag, läßt er es sich einfallen, eine große bewegte Zeit mit seinem Hohne abkühlen zu wollen; — und ein unbekannter Jüngling opfert alle Wünsche und Hoffnungen, zerreißt alle Bande, die das jugendliche Herz so mächtig an das Leben fesseln, um ihn die nieerlassene Schuld der Natur schnell und schmerzlos bezahlen zu lassen, ihm alle Schwächen und den Ueberdruß des hinfälligen Alters zu ersparen, ihn der Beschimpfung eines

täglich wachsenden Volkshasses zu entreissen und seiner schriftstellerischen Celebrität eine welthistorische hinzuzufügen.

Von Herrn v. Kotzebue führt mich eine Gedankenverbindung so natürlich, als die vom Bogen zum Pfeile, auf Herrn v. Stourdza. Denn wirklich scheint dieser Mann nur der Giftpfeil gewesen zu seyn, den kein anderer als Kotzebue schleuderte, und nebenbei ein Bemitleidenswerther, der sich zu einer Duodezeitelkeit verleiten ließ, um eine Narrheit in Folio zu begehen. Kränklich und hypochondrisch, wie er ohnehin ist, scheint ihn gleich anfangs das Gefühl seiner Unbesonnenheit, seiner Gehässigkeit und seiner Mittellosigkeit gegen die Stimme des allgemeinen Unwillens und die Angriffe gewandter und kenntnißvoller Gegner, zehnfach drückend gewesen zu seyn. Er kam nach Dresden, hauptsächlich wohl, um ärztliche Hülfe zu suchen. Hier führte er einige Wochen lang ein eingezogenes Leben, der Hinfälligkeit seines Körpers und der Unruhe seiner zerrissenen Seele zusagend. Des Grafen Bochholz bekannte Ausforderung machte ihn noch unglücklicher; sein Kleinmuth aber wuchs, als ihm Kotzebue's Schicksal zu Ohren kam, und seine Angst stieg auf das Höchste, als ihm ein anonymer Brief den 23. April als den Tag seines eigenen, gewaltsamen Todes ankündigte. Jetzt blieb er noch vierzehn Tage nur den vertrautesten Bekannten zugänglich, bis er Dresden bei Nacht und Nebel, und mit einem, von dem russischen Gesandten unter falschem Namen ausgefertigten Passe, verließ. Er wohnte im Hôtel de Pologne, wo einer seiner Leibeigenen gegenwärtig als Hausknecht dient. Der ehrliche Kerl, den sein Diensteifer und seine Gutmüthigkeit bald beliebt gemacht haben, war durch nichts zu bewegen, seinem Herrn zu folgen und das Land zu verlassen, das dieser mit so schwarzen Farben geschildert hatte. „Lieber ein Knecht seyn unter den Bauern," versicherte er in gebrochenem Deutsch, „als mitziehen!" und dabei bleibt er noch jetzt.

Was ich Ihnen bisher über Herrn von Stourdza gesagt,

und was ich über einige Aeusserungen desselben Ihnen zu sagen im Begriffe bin, dürfen Sie für glaubwürdig halten. Ich weiß diese Angaben aus dem Munde seines Arztes. Aerzte sind ohnehin die Beichtväter unserer Zeit; aber wären sie es auch nicht, ein Mann, der, wie Hofrath Weigel, ebensoviel Weltkenntniß als Gelehrsamkeit, besitzt, dem sein Charakter und seine Bildung nicht weniger, als seine Kunst die Herzen der Menschen aus allen Ständen aufschließt, und der, unter den merkwürdigsten Menschen, die wichtigsten Begebenheiten nicht theilnahmlos erlebte, ein solcher Mund verdient unter allen Verhältnissen Zutrauen.

Weigel selbst machte Herrn v. Stourdza mehr als einmal auf die Unbesonnenheit aufmerksam, über ein ganzes Volk, ohne Kenntniß seiner Sitten, seiner Sprache und Verhältnisse, so beleidigend abzusprechen, als er gethan. Eine Unbesonnenheit, wie sie sich kaum reisende Scribler auch über andere Völker erlauben, aber von einer solchen wesentlich verschieden und unverzeihlicher, als sie dadurch, daß hier das voreilige und gehaltlose Urtheil in Form einer Denunciation, als das Werk langer Erfahrung und tiefen Nachdenkens, dem mächtigsten und wohlwollendsten Fürsten seiner Zeit, und allen Kabinetten Europa's, Haß und Verdacht erregend, zugeeignet wurde. Dann klagte jener entschuldigend: „dem Kaiser Alexander sei in Aachen eine Unzahl gleichartiger Denkschriften deutscher Verfasser überreicht gewesen. Zu wichtig habe ihm die Sache geschienen, um sie den übrigen Fürsten nicht mitzutheilen. Er, Stourdza, habe den Auftrag erhalten, die wichtigsten Behauptungen dieser vielen Eingaben in einer Denkschrift zusammenzustellen. Das und nicht mehr habe er gethan. Das herannahende Ende des Congresses habe die Beschleunigung der Mittheilung nothwendig gemacht. Sein Werk habe daher als gedrucktes Manuscript vertheilt werden sollen, und in einer Nacht seien nur so viele Exemplare, als zu jenem Zwecke erforderlich, unter Aufsicht eines russischen Beamten

abgezogen worden. Ein Gleiches sei mit vielen andern geschehen, und nur ihn habe das Unglück der Entdeckung treffen müssen.“ So weit Herr v. Stourdza, der übrigens den in den Zeitungen bekannt gemachten Brief an den Großherzog von Weimar keineswegs in dieser Art geschrieben zu haben behauptete. Weigel selbst hat mich mehr als einmal versichert, er habe nicht allein das Concept desselben bei Stourdza, sondern auch die von Seiten der russischen Gesandtschaft vertheilten Abschriften bei dem französischen und östreichischen Gesandten gesehen, und die berüchtigten Worte: „er, Stourdza, habe auf Befehl des Kaisers gedacht, gehandelt und geschrieben,“ hätten sich nicht darin befunden. Es habe ausdrücklich nur geheißen, daß er auf Befehl seiner Regierung gehandelt, qu'il avoit agi par ordre de son *Gouvernement.*

Die allgemeine Meinung des Publikums nennt Kotzebue als den ganz eigentlichen Verfasser der Schrift, die von Herrn v. Anstetten in Frankfurt a. M. gebilligt und an Stourdza gegeben worden, um des Herrn v. Kotzebue französische Phrasen, die nicht weit her gewesen seyn sollen, zu korrigiren und zu feilen. Inwiefern dieses Gerücht gegründet sei, weiß ich nicht. Es dürfte übrigens leicht des Herrn v. Kotzebue blutiges Ende unwiderruflich bestimmt und beschleunigt haben. Soviel endlich scheint gewiß zu seyn, daß man die Schrift, zuerst von Cotta in Tübingen, dann in Brüssel und zuletzt in London gedruckt, von Paris aus, der Quelle alles Uebels, in Umlauf setzte.

Wie dem aber auch seyn mag, und angenommen, jedes Wort des Herrn v. Stourdza sei buchstäblich wahr, so scheint mir doch die Vertheidigung oder Entschuldigung, die seine Aeusserungen enthalten sollen, eine der lahmsten zu seyn, die es jemals gegeben hat, und Zweifel zu veranlassen, die unter seinen Voraussetzungen durchaus unauflöslich sind. War er wirklich nur der Zusammensteller, der Referent fremder Meinungen, wie mochte es ihm denn einfallen, — nicht etwa sei-

nen Namen der Denkschrift vorzusetzen, denn dieser mag nur dem Nachdrucke angehören, — aber, bei Abfassung derselben in jeder Zeile seine Autorität so zudringlich vorzuschieben, als offenbar geschehen ist, fremde Meinungen vollkommen in dem Tone eigener Ueberzeugung vorzutragen, und über das Ganze diese mystisch=devote Salbung auszugiessen, die seine Persönlichkeit so deutlich beurkundet? — Oder, wenn er nun einmal der kleinlichen Eitelkeit, diese Giftblumen auf den eigenen Acker zu verpflanzen, nicht Herr werden konnte, geboten nicht, nachdem diese geistige Nächteule von der Sonne der Publicität überrascht zum Gespötte Aller geworden war, Pflicht und Klugheit das konsequenteste Beharren auf der begonnenen Bahn? Durfte er hoffen, die Eitelkeit, die er sich zu Schulden kommen lassen, durch eine Thorheit wieder gut zu machen, und mußte er die Geheimnisse des Congresses, die Befehle seiner Regierung aufdecken, um seine eigene werthe Person zu salviren? Es ist in der That um so unbegreiflicher, daß er das gethan, da er nach den Grundsätzen der Ehre, der er dieses Opfer brachte, die seinige dadurch im geringsten nicht gerettet hat; die bloße Sicherstellung seines Leichnams, die er besser den Füßen einiger Postpferde anvertraute, dergleichen nicht erforderte, und es jetzt nur noch auf einen Federkampf ankam, in dem er, so gut es ging, das Mondkalb vertheidigte, das er, gleichviel ob adoptirt oder selbst erzeugt, einmal als seinen Sprößling anerkannt hatte. Ein solcher Kampf aber war um so leichter, da er, fühlte er sich auch selbst zu leer, um dem Witze und der Gründlichkeit seiner Gegner nur etwas Gründliches entgegenzusetzen, doch billig wissen oder doch wenigstens bald erfahren konnte, daß er sich in einem Lande befand, in welchem an jeder Straßenecke, wie in London und Paris Miethkutscher, Miethschriftsteller zu finden sind.

Darauf übrigens scheint mir nichts anzukommen, ob er sich wirklich der durch die Zeitungen bekannten demüthigen Worte in dem Briefe an den Großherzog von Weimar, oder

der von mir oben angeführten, bedient; denn im Grunde bedeuten beide Phrasen gleich viel. Merkwürdig aber bleibt es, wie, wenn er sich wirklich der letztern bediente, den erstern nicht ausdrücklich höhern Orts widersprochen wurde, wenn man nicht etwa auch da den Unterschied für unbedeutend ansah, oder Herr v. Stourdza nicht wirklich, im Abschreiben seines Concepts, die Erweiterung des anfänglich gebrauchten Ausdruckes für rathsam gehalten hatte.

Diese alberne Geschichte hat, gleich den Thaten und Meinungen des Herrn v. Kotzebue, bedeutend zur Verstärkung des Argwohnes beigetragen, den man in Deutschland gegen behauptete russische Eroberungspläne und gegen alle russische Agenten (insbesondere diejenigen, die durch Muttersprache und Abstammung dem deutschen Volke angehören) hegt. Ich denke, sie hätte das Gegentheil bewirken und gerade die Nichtexistenz solcher Pläne beweisen sollen, da sich unmöglich voraussetzen läßt, daß man sich, beabsichtigte man wirklich eine Bearbeitung der öffentlichen Meinung zu dergleichen Zwecken, so ungeschickter Werkzeuge dazu bedienen werde.

Haben endlich in Aachen so zahlreiche Denunciationen der Deutschen gegen Deutsche statt gefunden, so hat sich der Kaiser Alexander unstreitig ein neues Verdienst um Deutschland erworben, indem er dieses Landes Verräther eben so wohl zu verachten, als dessen Feinde zu besiegen, verstanden hat.

Was jenen Argwohn betrifft, so bin ich vollkommen überzeugt, daß jeder etwanige fremde Eroberungsplan gerade in den deutschen Fürsten selbst seine eifrigsten Beförderer findet; freilich wider ihren Willen, allein es ist dieses nicht das erstemal, daß sie nicht wissen, was sie thun. Ihren Völkern gegenüber stehen sie jetzt in dem Verhältnisse böser Schuldner zu gerechten Gläubigern, und den vortheilhaften Vergleich, den sie vermöge des dreizehnten Artikels der Bundesakte geschlossen, wollen sie nicht erfüllen; was unklug und unedel

zugleich ist, da sie in jedem Prozesse leicht alles verlieren dürften, weil sie nichts aufopfern wollten. Wenn es nämlich auch entschiedene Republikaner in Deutschland giebt (woran nicht zu zweifeln seyn möchte), so sind sie doch wohl, dem Charakter ihres Volkes treu, besonnen genug, um in der gegenwärtigen Generation nur das Feld zur Aussaat ihrer Wünsche, wenn nicht gar bloßen Dünger zu erblicken, der für die künftige Aussaat unterpflügt werden muß. Sie dürften daher zu Uebereilungen nichts weniger als geneigt seyn. Bei allen aber ist keine Ueberzeugung so lebendig, als die von der Unentbehrlichkeit der Einheit ihres Volkes, als der wesentlichsten Bedingung seiner künftigen Freiheit. Sehen sie nun mit jedem Tage deutlicher, wie das Streben ihrer Regierungen nichts so sehr bezweckt, als die Verewigung der bisherigen Trennungen, die Vernichtung aller Institutionen, die auch nur entfernt eine künftige Vereinigung hoffen lassen, so dürften sie leicht einmal in ihrer Verzweiflung selbst die Alleinherrschaft eines fremden Eroberers, als die Vermittelung dessen, was vor allem Noth thut — der Freiheit, dem alten Flickwerke vorziehen, und Deutschland dürfte auf diesem Wege, wie Polen, zur Einheit gelangen, mit dem Unterschiede nur, daß es vorher nicht von seinen Nachbarn, sondern von Einheimischen zerrissen war.

Dazu kommt, daß die deutschen Regierungen, vielleicht in dem Bewußtseyn ihrer unsichern Stellung, aber gewiß nicht zur Sicherstellung derselben, der lächerlichsten Eifersucht gegen das einheimische Verdienst Raum geben, und jeden ausgezeichneten Deutschen daran gewöhnen, von fremden Regierungen das Anerkennen seiner Verdienste zu erwarten und bei Fremden die Belohnung derselben, ja sogar nur den Schutz, der jener Schuldigkeit ist, zu finden. Dies geht oft bis ins Lächerliche, wie Ihnen einige mir nahe liegende Beispiele beweisen mögen.

Weigel, ohnehin durch Charakter, Talente und Kenntnisse ein sehr achtungswerther Mann, erwarb sich neue Verdienste um seine Mitbürger durch die Dienste, die er ihnen während der schrecklichen Periode leistete, in der Dresden und seine Umgebungen der Schauplatz des Krieges waren. Er erwarb sich aber auch um unsere hülfsbedürftigen Landsleute große Verdienste, die von der russischen Regierung durch zwei Ordensdekorationen anerkannt wurden, und diese reichten hin, ihn zum Gegenstande des Hasses und der Verfolgung zu machen. Von Töplitz zurückkehrend, wo er nach der Schlacht bei Culm zu Verpflegung der verwundeten Russen nach Kräften beigetragen hatte, ward er auf Befehl Napoleons aufgehoben, und von der französischen Armee, ohne daß ihm irgend ein Vergehen zur Last gebracht wäre, mitgenommen, zuletzt nach Erfurt geschleppt. Hier schmachtete er, von seiner Heimath und Familie getrennt, ohne bei seiner Regierung, der treuen Verbündeten Napoleons, Hülfe zu finden, obgleich ihr seine Befreiung so leicht gewesen seyn würde; und er würde vergessen seyn, hätte er sich nicht an die Großfürstin Maria Pawlowna in Weimar gewandt, die gern, wie immer, die Gelegenheit ergriff, einem braven Mann nützlich zu seyn, und bei dem eben anwesenden Könige von Preussen unverzüglich seine Auslösung gegen einen französischen Obristen bewirkte. Diese Leiden söhnten indessen den sächsischen Hof um so weniger aus, da er sich durch die fremde Hülfe beschämt fühlen mußte, und das Unrecht ohnehin den unversöhnlich macht, der es that. Weigel war seitdem der Rachsucht aller Hofschranzen ausgesetzt, die sein Leben nach Kräften zu verbittern suchten. So weit soll der Eifer gegen ihn gehen, daß man, und, wie man sagt, mit höherm Beifalle, Briefe aufgefangen hat, in welchen reiche Kranke ihn um ärztlichen Rath baten, und daß man fortdauernd dergleichen Patienten an andere Aerzte zu verweisen bemüht ist. Unter solchen Umgebun-

gen ist bei Weigel der Wunsch, sein Vaterland zu verlassen, sehr natürlich. Setzte er ihn doch nur in Erfüllung, diesen Wunsch! Seine Kunst sichert ihm überall eine ehrenvolle Unabhängigkeit, und bei uns insbesondere würde ein Mann, wie er, mit Reichthümern und Auszeichnungen überhäuft werden.

Nicht viel besser als ihm ist es Herrn Winkler gegangen, der Ihnen unter dem Namen Theodor Hell bekannt seyn wird. Vor dem Kriege war er Archiv-Sekretär, und Repnin, der sich nicht zu der deutschen Fürsten Maxime bekennt, die das Talent für eine unnütze Bestie hält, wie der Bauer den Pegasus, weil er ihn nicht in den Pflug spannen konnte, — Repnin benutzte den tüchtigen Geschäftsmann, indem er ihn zu einer bessern Stelle in seiner Kanzellei beförderte, und ließ seinem Verdienste Gerechtigkeit widerfahren, indem er ihm ein Hofrathsdiplom gab. Nach der Rückkehr des sächsischen Hofes hat Herr Winkler seine neue Stelle verloren und die vorige nicht wieder erhalten; ja man hat kleinlich genug gedacht, ihm den Titel zu streichen, der doch nicht den Mann, sondern den der Mann ehrte.

Sachsen wurde bekanntlich im letzten Kriege eine geraume Zeit von russischen Autoritäten administrirt, und in Dresden befand sich eine beträchtliche russische Garnison. Wollen Sie über die Stimmung der Sachsen in dieser Hinsicht etwas wissen, so glauben Sie auch hier das Gegentheil von dem, was die Zeitungen sagen, um der Wahrheit einigermaßen nahe zu kommen. Die Begeisterung, mit welcher Kotzebue von dem Betragen der Russen und von dem Glücke, mit welchem sich die Deutschen durch solche Gäste gesegnet fühlten, gesprochen, ist keineswegs die Stimme der gezwungenen Gastfreunde. Das Volk, dessen Urtheile in der Regel gerecht sind, hat geachtet, was zu achten war, und schweigend ertragen, was es dulden mußte. Von allen höhern russischen Befehlshabern ist Repnin der einzige, der sich allgemeine Achtung erworben

hat. Kein Vorwurf, weder der Brutalität, noch der Erpressung, befleckt seinen Ruf. Freilich würde er besser gethan haben, die Summen, die er mit Geschmack und Prachtliebe zur Verschönerung Dresdens verwandte, dem armen Volke zu schenken; edler und wohlthätiger aber war es denn doch, den Anstrengungen des Volkes diese Bestimmung zu geben, als, mit dem Schweiße desselben, Castraten und Hofschranzen zu mästen, wie vor- oder nachher geschehen ist. Weit davon entfernt, sich selbst zu bereichern, lebte übrigens Repnin mit einer seiner Würde angemessenen Pracht von seinem eigenen Vermögen, darüber ist nur eine Stimme. So wenig war die hohe Stelle, die er bekleidete, seinen Finanzen vortheilhaft, daß er vielmehr Schulden zu machen gezwungen war. Ja, was noch mehr ist, er hat diese Schulden nicht allein gemacht, er hat sie sogar bezahlt! Noch jetzt bedauern die Dresdner, daß Repnin nur Civiloberbefehlshaber, und folglich nicht überall im Stande war, seinen guten Willen auch den militärischen Autoritäten befehlend mitzutheilen.

Im Allgemeinen war der Soldat erträglicher, als mancher Befehlshaber. Die nicht seltene Gutmüthigkeit des gemeinen russischen Mannes versöhnte mit seiner Rohheit, die dem Mangel an Bildung ihren Ursprung verdankt. Die Brutalität der Offiziere, die nichts als Folge gänzlicher Verbildung ist, war immer empörend. Nicht selten sollen diese Herren auch gegen Bürger, von den ihnen ganz eigenthümlichen Faustschlägen ins Gesicht, Gebrauch gemacht haben, die wir leider noch auf unsern Paraden, als Surrogate der Stockschläge, zu sehen gewohnt sind. Der Ausnahmen hat es gegeben, das versteht sich, sie bestätigen aber, eben als solche, auch hier die Regel. Uebrigens lieferten die gemeinen Russen in Dresden einen neuen Beweis ihrer Bildsamkeit. Sie, die in Schmutz und Ungeziefer gehüllt einzogen, und auf vielfältige Bitten der mit Abscheu und Ekel erfüllten Bürger end-

lich in Kasernen einquartiert wurden, die auf den Straßen sehr betriebsam von den Vorübergehenden neue Kleidungsstücke, besonders Stiefel, gegen ihre alten eintauschten oder kurzweg requirirten, die, als Schildwachen vor dem Naturalienkabinette, den Spiritus von den daselbst bewahrten Mißgeburten weg- soffen, und die auf das Trockne gesetzten Merkwürdigkeiten in der Stadt zum Kaufe ausboten; diese Halbthiere verliessen Dresden als ein wohlgekleideter, wohlgenährter und wohldisciplinirter Heerhaufe.

Mir scheint, daß es für die Völker überhaupt keine weniger ehrenvolle Repräsentation giebt, als die durch ihre stehenden Armeen.

Einem Brauche der Zeit gemäß, der bedeutsam genug allen Unterhaltungsstoff in politischen und nichtpolitischen theilt, will ich diesen Blättern für Sie ein nichtpolitisches Feuilleton beifügen. Auch seinen Inhalt habe ich mehr dem Schauen und dem Hören als dem Lesen abgewonnen.

Der Mysticismus, mein theurer Freund, fährt mit wachsender Macht fort, seinen Scheffel auf so viele Lichter als möglich zu setzen. Ich hoffe, es sind nur Pfenningslichter, die sich das gefallen lassen. Man weiß in der That nicht, ob man lachen oder trauern soll, wenn man diese Alte-Weiber-Krankheit so ansteckend um sich greifen sieht. Freilich eine Alte-Weiber-Krankheit, aber die Frauenzimmer werden heut zu Tage früh alte Weiber und die Männer dazu. Lassen Sie uns hoffen, daß dieser Sirokko der geistigen Welt nur die Spreu von den Körnern sondern soll. Könnte es nicht im Plane der Vorsehung liegen, diese Prüfung einer verhängnißvollen Zeit vorauszuschicken, und diese Menschen, die Gott selbst verrathen, indem sie seinen ewigen Boten, der Vernunft und dem Gewissen, untreu werden, sich in scheinheiliger Demuth enthüllen zu lassen, damit die Völker zu ihrer Zeit wissen mögen, wem sie ihr Zutrauen nicht schenken sollen.

Und wie einträchtiglich alle die Truggestalten des Mysticismus, der Privilegirten, der Jesuiten und der wissenschaftlichen Geheimnißkrämer in einen großen Nebel zusammenfliessen, in dem das arme Volk erblinden und ersticken soll! Es würde rührend seyn, wäre es nicht zum Tollwerden.

Der Professor Kieser in Jena rühmt sich gewisser großer Geheimnisse im Felde des Magnetismus, die er nur wenigen Auserwählten anvertraut. Ist es denn noch nicht oder noch nicht laut genug gesagt, daß jede allgemeine Wahrheit, die ein Geheimniß bleiben muß, eine Schlechtigkeit ist oder eine Thorheit.

Ammon, den ich vor zwölf Jahren für einen kräftigen Mann hielt, seufzt auf seiner Kanzel, und erzählt seiner Gemeinde von den großen Pflichten der Dankbarkeit, die den Protestanten gegen die Katholiken obliegen, insbesondere weil diese, obgleich die stärkere Partei, doch immer nachsichtig verfahren und sich ihrer Uebermacht nie überhoben.

So dachten freilich Luther, vor Kaiser und Reich in Worms, und Gustav Adolf auf dem Schlachtfelde von Leipzig nicht; aber daß der Oberhofprediger eines katholischen Königs im neunzehnten Jahrhunderte so denkt: ei nun! das mag eben so natürlich zugehen. Wunderbare Zeit! so denkt ein protestantischer Sachse, während ein katholischer Spanier (Llorente) die Geschichte der Jesuiten und die unzähligen Scheiterhaufen enthüllt, deren Flammen die Glorie jener gepriesenen Nachsicht bilden.

In Dresden versagt die Geistlichkeit der katholischen, d. h. der in Sachsen geduldeten Kirche, ihren Glaubensgenossen, die Protestanten ehelichen und nicht — statt wie bisher nur die Kinder ihres Geschlechts — alle ihre Kinder der katholischen Kirche geloben wollen — Absolution und Trauung. —

Unsere Dichter und Maler hier und in Rom winseln und pinseln sich einer nach dem andern in den Schooß der allein seligmachenden Kirche hinein. Laßt sie fahren! Sie werden

katholische Pfuscher bleiben, wie sie protestantische waren; denn ohne Vernunft gehörte auch die Phantasie eines Tasso ins Tollhaus.

Endlich: Eine Excellenz in Dresden hat sich sammt Frau Gemahlin ꝛc. in Paris zur katholischen Kirche gewandt. Se. Excellenz waren höchstens ein excellenter Hofrath mit einem mäßigen eigenen Vermögen, als sie eine reiche Erbin und mit dieser, wie man sagt, eine Million heiratheten. Ein so eminentes Verdienst verschaffte Sr. Excellenz im Jahre 1807 den Gesandtschaftposten in Paris. Von dem großen Napoleon empfohlen wurde genannte Person nach einigen Jahren Minister der auswärtigen Angelegenheiten und empfing statt des bisherigen mit diesem Posten verbundenen Gehalts von 6000 Rthlr. — 18,000 Rthlr. und 12,000 Rthlr. Tafelgelder.

Als Napoleon auf seinem Wege nach Moskau die kurzathmige polnische Conföderation schuf, empfing der deutsche Graf jubilirend das polnische Bürgerrecht und die Frau Gräfin prunkte mit der polnischen Kokarde am Brusttuche. Unterdessen hatte das Pärchen sein ungeheures Vermögen um die nämliche Zeit durchgebracht, in der des hohen Gönners Reich verwirthschaftet war. Da zogen die Gemüther zerknirschten Herzens wieder nach Paris, schwuren reuig zu den Fahnen der Legitimität, wanden sich in Sack und Asche vor den Bourbons und spielten vor allen Dingen die seufzenden Kreaturen in den Betstunden der Herzogin von Angoulême, der es endlich gelungen ist, diese edeln Seelen zu retten, die jetzt bei ihrem Hofstaate angestellt sind. —

Mit der Nachricht von einer erfreulichern Erscheinung im Gebiete der Wissenschaften, will ich den Uebergang zu den Büchern machen, die zwar im Durchschnitte nicht viel besser sind, als die Menschen, die aber vor diesen den Vortheil gewähren, daß man sie ohne Schwierigkeit wegwerfen kann, wenn sie nichts taugen.

Eine große Veränderung scheint der Medizin bevorzustehen, eine Veränderung, welche die gänzliche Umgestaltung der Materia medica und den Untergang des Apothekerwesens zur Folge haben dürfte. Nicht auf den Magnetismus ziele ich hier; — es ist die Kurmethode des Dr. Hahnemann in Leipzig, der die Welt vielleicht einmal große Wohlthaten zu verdanken haben wird. Hahnemann geht von zwei wohl allgemein als wahr anerkannten Grundsätzen aus. Es ist nämlich:

1) gewiß, daß die Medikamente, je nach dem gesunden oder kranken Zustande des menschlichen Körpers, auf denselben die gegentheiligsten Wirkungen äussern, und daß dem zu Folge das Mittel gerade eine Krankheit heilt, das in dem gesunden Körper die nämliche Krankheit hervorbringen würde. So bringt der Merkur, das wirksamste Mittel gegen syphilitische Uebel, im Uebermaße oder von Gesunden genossen, völlig syphilitische Symptome hervor. So heilt man die Hundswuth durch Belladonna, die an sich alle Erscheinungen dieses gräßlichen Uebels zur Folge hat. So werden gegen Durchfälle Rhabarber und andere Mittel, welche die Ausleerung befördern, gewählt; und Aloe, ein erhitzendes und zusammenziehendes Mittel, ist eines der wirksamsten gegen Obstruktionen (Sollte nicht auch in der Chirurgie etwas Aehnliches Statt finden, wenn man z. B. Blutstürzen durch Aderlässe begegnet?)

2) Der zweite Grundsatz, von welchem Hahnemann ausgeht, ist der, daß die größten chemischen Wirkungen durch die kleinsten Quantitäten der wirkenden Stoffe in der Natur hervorgebracht werden, die auch hier ihr großes Gesetz von der möglichst geringen Kraftanwendung zu befolgen scheint. Chemiker werden Ihnen den Satz durch vielfache Beispiele, zu welchen besonders Substanzen, die eine dem Geruchssinne zunächst bemerkbare Veränderung hervorbringen, Anleitung ge-

ben dürften, erläutern. Diese chemischen Veränderungen sind desto größer, je abgeschlossener der Raum ist, in dem sie hervorgebracht werden. So sauert z. B. ein einziger Tropfen Essig ein ganzes großes Gefäß mit Milch. Der menschliche Körper aber ist wohl ein so abgeschlossenes Gefäß, als nur immer in der Natur bekannt ist.

Unter diesen Voraussetzungen muß man allerdings erschrecken über den heillosen Tumult, der nach der bisherigen Kurmethode durch die Menge, die Verschiedenheit und die Zusammensetzung der Arzneimittel in unserm armen Körper nothwendig hervorgebracht werden muß; eine Verwirrung, die nur ein glücklicher Zufall zum Guten zu leiten, und der nur eine kräftige Natur zu widerstehen vermag. Und diesen Schrecken kann die Fakultät nur beseitigen, indem sie zeigt, daß die Zusammensetzung der Medikamente die Wirksamkeit jedes einzelnen nicht verändert, oder wie die Wirksamkeit jedes einzelnen in jedem Falle der Zusammensetzung modifizirt wird; und indem sie ferner beweiset, daß von eben diesen einzelnen Mitteln, die zuerst, wie eine Menge Briefe in den nämlichen Postbeutel, in dasselbe Glas und dann in den nämlichen Magen zusammengeschüttet werden, jedes einzelne, gleich jedem Briefe, an seine Adresse zu seinen vorgeschriebenen Bestimmungen, Herz, Leber, Nieren u. s. w. gelangt.

Hahnemann, der nicht einmal an eine Möglichkeit der Lösung dieser Aufgaben zu glauben scheint, fühlt sich durch die obigen Wahrheiten bewogen, in allen Krankheiten nur ganz einfache Mittel (meistens aus dem Pflanzenreiche) und diese in äußerst geringen Dosen vorzuschreiben. Die Mittel sind bekannt und wohlfeil und ihre Zubereitung ist in der Regel so einfach, daß sie jeder selbst zu besorgen im Stande ist. Die Geringfügigkeit der Gaben geht so weit, daß sie von allen Apothekern belacht wird, und überrascht in der That durch ihren Widerspruch gegen unsere bisherigen Gewohnheiten und

Begriffe. Er löset z. B. den Gran Arsenik in einem mäßigen Glase Wasser auf, verdünnt etwa den zehnten Theil dieses arsenikgeschwängerten Wassers mit einer andern gleich großen Quantität und läßt von dieser zweiten in vorkommenden Fällen einen Tropfen nehmen.

Das ist, wenn Sie wollen, Hahnemanns System. Sehr einfach ganz gewiß, vielleicht aber nicht immer weniger folgereich. Die wissenschaftlichen Zeitschriften sollen darüber in der Regel schweigen, oder spotten. Das ist erklärlich. Der Laie aber, der sich eines Urtheils enthalten muß, dürfte sich nicht allein durch die Begreiflichkeit dieser Methode und die Unbegreiflichkeit der ältern, sondern auch durch mehrere Nebenumstände, die der Sache Gewicht geben, zu einem günstigen Vorurtheile bewogen fühlen.

Hahnemann ist zuförderst ein gelehrter Arzt, ein bejahrter, ein vermögender und ein anerkannt rechtschaffener Mann. Es läßt sich also im Zweifel unmöglich annehmen, daß seine Ansichten etwa der Compendien-Blähung, wie sie junge Leute von Universitäten oft mitzubringen pflegen, der Unwissenheit, der Charlatanerie oder der Habsucht ihren Ursprung verdanken; der letztern zu dienen, möchten sie ohnehin schwerlich geschickt seyn.

Für ihn sprechen ferner nicht nur die Erfahrungen, die er durch eine lange und ausgebreitete Praxis im Allgemeinen erlangt, sondern auch besondere Erfahrungen, die er sich durch Versuche erworben. Versuche, die er nicht, wie junge Aerzte an ihren Patienten ohne Unterschied, sondern an sich selbst, und an einigen Freunden, die Zutrauen zu ihm hatten, in gesundem und krankem Zustande gemacht hat.

Endlich lachen ihn freilich die Apotheker aus, aber Hahnemanns Patienten lachen auch, und zwar noch mehr; denn sie werden gesund. Was man von dem Erfolge seiner Kuren sagt, grenzt in der That an das Wunderbare. Setzt man aber

auch die Hälfte dieser Sagen auf die Rechnung einer dem Menschen eigenthümlichen Leichtgläubigkeit (Gerngläubigkeit möchte ich lieber sagen): so bleibt doch noch genug übrig, um die Sache einer größern Aufmerksamkeit werth zu machen. So soll z. B. ein ganzes Dörfchen im sächsischen Gebirge ihm seine Rettung aus den Gefahren des Lazarethfiebers verdanken. Da im Gefolge des Krieges und seiner Einquartierungen und Durchzüge, diese Gegend von ansteckenden Fiebern heimgesucht war, deren Verheerungen pestartig wütheten, wußten sich die armen Leute in jenem Dörfchen nicht anders zu helfen, als durch eine Deputation an Hahnemann, den der Ruf weit und breit um Leipzig als einen großen Arzt bekannt gemacht hat, und den sie um Rath baten. Er gab ihnen einige sehr einfache diätetische Vorschriften und einige Fläschen eines eben so einfachen Medikaments, von dem nur wenige Tropfen denjenigen gereicht werden sollten, die sich von dem Uebel ergriffen fühlten; und in dem Dörfchen starb Niemand an dem verheerenden Nervenübel, während die Nachbarschaft einem Todten-Acker glich.

Daß Hahnemann von den Apothekern gehaßt wird, die ihm, glaub' ich, ihre besten Medikamente in den Leib wünschen, scheint mir natürlich, beinahe verzeihlich; daß ihn aber auch Aerzte und Professoren der Medizin anschwärzen und verfolgen, möchte keins von beiden seyn. So weit geht diese Verfolgung, daß Hahnemanns Zeugnisse, die er Studierenden über bei ihm gehörte Vorlesungen ertheilt, nicht für gültig angesehen, und daß den Jünglingen, die seine Schüler sind, schon deswegen Examen und Beförderung ungebührlich erschwert werden.

Was ich von Hahnemann und seiner Lehre und den Schicksalen beider gehört und Ihnen mitgetheilt, erscheint mir selbst zum Theil so auffallend und räthselhaft genug, daß ich es hier besonders für meine Pflicht halte, Ihnen meine Quelle

anzuzeigen. Zwei gelehrte und achtbare Männer haben mir gesagt, was ich Ihnen erzählte. Sie sind zwar nicht Aerzte, allein einer derselben zumal, Reum (als Lehrer bei der hiesigen Forstakademie angestellt), scheint mir um so mehr Zutrauen zu verdienen, da er gerade in den Naturwissenschaften und der Mathematik sich auszeichnet und — wie die rechten Mathematiker zu seyn pflegen, ein tüchtiger, vorurtheilsfreier Mann ist.

Haben Sie Göthe's „über Kunst und Alterthum am Rhein und Main„ gelesen? Es soll viel Schönes darin seyn. Wollen Sie aber das geniessen, so machen Sie es nicht wie ich, der ich nach der dummen alten Art mit dem Anfange angefangen. Da habe ich denn so lebhaft wie mit meinen leiblichen Augen auf jeder Seite den Großherzoglichen Sachsen-Weimarschen Herrn Geheimen-Rath und mehrerer hohen Orden Ritter von G. gesehen, wie er, gleich einem pensionirten Hofmarschall, wohl frisirt und mit dem Hute in der Hand hinschreitend, von Kölln bis Heidelberg wandelt, überall rechts und links hohen und werthen Gönnern ein Wörtchen des Dankes und des Lobes zuflüstert, insonderheit jedes Plätzchen wohl bemerkt, an welchen hohen und höchsten Personen ein Vergnügen zu bereiten seyn möchte, und endlich seufzend das absonderliche Unglück des linken Rheinufers beklagt, aller seiner ehemaligen fürstlichen Residenzen beraubt zu seyn.

Haben Sie Sismondi's histoire des républiques italiennes du moyen âge gelesen? Thun Sie es ja. Seit Jahren hat mir kein historisches Werk einen so hohen Genuß gewährt, wie dieses. Jetzt erst, denk' ich, besitzt die französische Sprache eine historische Composition, die sie kühn allen gleichartigen Werken der englischen zur Seite stellen darf. —

Suchen Sie der Oelsnerschen Preisschrift sur l'Islamisme habhaft zu werden. Sie enthält das Beste, was über diesen Gegenstand geschrieben worden. Unser Freund Mer-

kel hatte allerdings Unrecht, wenn er von einer Oelsnern zu machenden litterarischen Reputation sprach. Diese Reputation existirt schon lange, wenn gleich nicht in den Zeitungen. Oelsners Fragmente über die französische Revolution (ich habe sie leider noch nicht lesen können) sollen ebenfalls vortrefflich seyn. Es läßt sich erwarten, da wohl nur wenige so geistvolle Männer den großen Begebenheiten so nahe standen. Ich freue mich herzlich auf seine Bekanntschaft, die ich wohl erst in Paris werde machen können. In Berlin konnte ich von meiner Adresse keinen Gebrauch machen.

Das Beste und Neueste über Theologie soll von einem Juristen geschrieben seyn, dem preussischen Kriegs- oder Regierungsrathe (die verwünschten Titel laufen mir immer aus dem Gedächtnisse) Palzow. Er hat zwei Werke herausgegeben; das eine über die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen, daß andere allgemeinern Inhalts. Man wundert sich über den Druck dieser Bücher; das läßt etwas Gutes von ihrem Inhalte erwarten.

Ich habe Ihnen von guten Büchern schreiben wollen. Es ist nicht meine Schuld, daß ich meistens älterer Werke gedacht habe. Etwas ganz Neues will ich Ihnen denn aber doch melden. Herr Professor Steffens hat in seiner neuesten Schrift über die Organe des Staates die Entdeckungen gemacht, daß die Deutschen all' ihr Heil von stillen Thaten, dergleichen er ihnen eifrigst anräth, zu erwarten haben, und daß der Adel nichts sei als die Individualisirung der Person. Ich bin nicht so glücklich, das zu verstehen.

Noch will ich Ihnen eine Begebenheit mittheilen, die sich vor wenigen Monaten in der Nähe von Berlin zugetragen hat und deren Wahrheit bei aller ihrer Abenteuerlichkeit, in Folge der sorgfältigsten gerichtlichen Untersuchungen, vollkommen dargethan ist. Mir hat sie der ehemalige Stadtrath Friedländer aus Berlin erzählt, mit dem ich auf den

Ruinen von Tharand zusammentraf und einige um so glücklichere Stunden verlebte, da er mir von seinen Zeitgenossen Lessing, Nicolai, Moses Mendelssohn und andern manches Anziehende und Merkwürdige zu sagen wußte.

In der Nähe von Berlin lebte auf seinem Gute ein Herr von B., ein sehr bejahrter Mann, der, nach einer kinderlosen Ehe mit einer Schwester des Generals Rüchel, Wittwer geworden war und zu präsumtiven Erben vier junge Neffen hatte, die sich nicht weit von seinem Wohnorte aufhielten, und das Ende seines Lebens und ihrer beschränkten Lage mit Sehnsucht erwarten mochten. Herr von B. war seit vierzig Jahren in der ganzen Nachbarschaft durch nichts bekannt als durch seinen Geiz und seine Leidenschaft für das l'hombre-Spiel, das in dieser ganzen, langen Zeit, nächst dem Gelde, den einzigen Gegenstand seiner täglichen Beschäftigung und seines täglichen Vergnügens ausgemacht hatte. Endlich erbarmte sich der harrenden Erben der Tod; man meldet ihnen den vor etwa vierundzwanzig Stunden plötzlich erfolgten Hintritt des Oheims. Sie eilen in das Sterbehaus und erkundigen sich in diesem, schon des Wohlstandes halber, zuerst nach der Leiche des Erblassers, die sie in dem wohlbekannten Schlafrocke desselben noch im Schlafzimmer und auf dem Bette finden. Indessen hatte nicht der Wohlstand allein sie zuerst in dieses Zimmer geführt. In diesem Zimmer befand sich auch des Wohlseligen Pult, dessen Inhalt ihnen über ihre Wünsche und Hoffnungen Gewißheit geben sollte. Kaum erwarten sie den Augenblick, in dem sie allein sind, um es zu öffnen. In froher Hast werfen sie Rechnungen, Briefe und andere gleichgültige Papiere durcheinander, um zu der Hauptsache, des Oheims Hauptbuch, zu gelangen; und wie angenehm finden sie sich in ihren Erwartungen getäuscht, als sie statt der vermutheten 100,000 Rthlr. eine Erbschaft von mehr als 350,000 Rthlr. entdecken.

Mit Mühe unterdrücken sie den Jubel in ihren Herzen, um nur eine erträgliche Ernsthaftigkeit zu erzwingen. Doch wird ein leckeres Mittagsmahl bestellt, der beste Wein aus dem ererbten Keller aufgetischt und in einem an das Schlafkabinet grenzenden Zimmer tafeln die jungen Herren nach dem wohlgerathenen Werke in der glücklichsten Stimmung von der Welt, wie sie die Aussicht auf die nahe Ausführung so manches Lieblingsplanes nur immer gewähren kann. Die langweilige Zeit, die man während der Vorbereitungen zur Beerdigung denn doch im Sterbehaus zubringen muß, zu vertreiben, schlägt einer der jungen Herren seinen Miterben für den Nachmittag eine Parthie l'hombre vor. Der Vorschlag wird angenommen, und gleich in dem Speisezimmer der Spieltisch arrangirt. Nachdem sie schon eine geraume Zeit gespielt, läßt sich ein Geräusch im Nebenzimmer hören, das sie wohl bemerken, auf das sie aber weiter nicht achten, weil es gleich wieder still wird. Wie groß ist indessen ihr Entsetzen, als nach etwa einer halben Stunde der verstorbene Oheim, freundlich an der Mütze rückend, in die Thür des Schlafzimmers tritt. „Ei, ei, Kinderchen", ruft er ihnen zu, „seid ihr da! Davon habe ich ja gar nichts gewußt. — Und", fügt er schnell hinzu, als er die Bestürzung auf den leichenblassen Gesichtern erblickt, — „laßt euch doch nicht stören. Bleibt sitzen, bleibt sitzen. Ihr habt mich besucht, da ihr von meiner Unpäßlichkeit hörtet, und mich in meinem Schlummer nicht stören wollen. Bleibt nur sitzen und spielt fort. Ich setze mich zu euch und sehe zu. Ihr wißt ja, daß ich von dem Spiele auch etwas verstehe."

Wirklich setzt er sich zu ihnen, die in dem Augenblick nichts Besseres, als seinen Rath zu befolgen, wissen, obgleich das Unerhörte ihrer Lage sie fast sinnlos macht. Ach, und jede Ueberlegung zeigt ihnen nur die Trostlosigkeit dieser Lage. Der Tod war nur Schein, die Erbschaft war es auch und

für jetzt ist sie verloren. Schlimmer noch als das! Nicht lange kann ihr Treiben dem Oheim verborgen bleiben. Die Verwirrung und zum Theil Vernichtung seiner Papiere muß den bis zur Pedanterie pünktlichen alten Mann, der lachenden Erben unanständige Hast und ihr Jubiliren in der Nähe der vermeinten Leiche den Verwandten empören. Für immer ist sie verloren, die köstliche Erbschaft!

Der Alte allein, um den sich aller dieser Tumult der Angst und der Leidenschaft dreht, ist unterdessen ganz unbefangen mit dem Spiele beschäftigt, das endlich, die alte Lust erweckend, ihn den Wunsch, daran Theil nehmen zu können, äußern läßt. Sogleich ist einer der Neffen ihm seine Karte abzutreten erbötig, doch hat er einige Marken verloren. Das hält den seinem Glücke vertrauenden Oheim nicht ab, das Erbieten anzunehmen. Und wirklich begünstigt ihn das gewohnte Glück, das endlich nach kurzer Zeit ihm ein großes Solospiel in die Hand wirft. Mit freudiger Spielerungeduld muntert er die Mitspieler zum Spiele auf. Macht zu, rief er ihnen zu, kauft nur, kauft! Es hilft Euch alles nichts, diesmal ziehe ich Euch aus. Ihr müßt mir bezahlen, alle bezahlen! Was ist Trumpf, ruft er dann aus — indem er mit dem Ausspielen die Trümpfe auszuziehen beginnt — Spadille! — und in demselben Momente sinkt er zusammen. Jetzt wirklich todt.

Es ist begreiflich, daß die Erben, schon der Familie, noch mehr ihrer selbst wegen, den unerhörten Vorfall zu verheimlichen bemüht waren. Die Sonderbarkeit des sich demungeachtet bald verbreitenden Gerüchtes veranlaßte aber die nahe Obrigkeit, erst dem Grunde desselben näher nachzuforschen, dann, eine förmliche Untersuchung anzustellen, deren unverdächtiges Resultat ich ihnen eben erzählte.

Selten mögen wohl das Entzücken und die Todesangst, das Glück und der Verlust, die verderblichste Gefahr und die vollkommenste Rettung, im tollen Humore wechselnd, sich so

nahe und die Meinungen und Gefühle einer kleinen Gesellschaft in so schneidenden Kontrasten gestanden haben, als hier. Und — sollte nicht das Benehmen der Erben hinreichen können, die Erscheinung zu erklären, die ihre Strafe war? Konnte nicht in dem alten Spieler, auf dem dunkeln und geheimnißvollen Uebergange vom Seyn zum Nichtseyn, noch ein helles Aufflammen des erstern erregt werden, indem die gewohnten, mächtigen Zauberworte des Spiels aus dem Nebenzimmer, ihm selber unbewußt, wie Reizmittel auf die hinschlummernden Organe wirkten? — Und, würde er nicht vielleicht fortgelebt haben, wenn ihm nicht das schadenfrohe Glück eben jenes große Spiel zugetheilt hätte? Eine dauernde Spannung konnte die Maschine wieder gehörig in den Gang bringen. So aber hörte sie auf, — er fühlte sich befriedigt und er sank hin, Schiller's Thekla parodirend. Er hatte gelebt und — gespielt!

Ich will mit einem Paar Stadtneuigkeiten schliessen, damit dieses unendliche Geschwätz doch einigermaßen einem Briefe ähnlich sehe.

In Dresden spukt es. Daselbst befindet sich nämlich in dem Zeughause ein uralter Türkenkopf, von dem schon die graue Vorzeit erzählt, daß er wackele, so oft ein Krieg herannaht. Der Alte soll sich eben jetzt ganz bedenklich schütteln; und da man der Fr. v. Krüdener geglaubt hat, deren Prophezeiungen doch nicht eingetroffen sind, so sehe ich nicht ein, warum man ihm nicht glauben soll, der sich schon mehr, denn einmal, als ein guter Politikus bewährt hat. Gebe nur Gott, daß seine Verkündigung nicht von der Art seyn möge, wie einst die der Bellona auf dem Zeughause von Berlin, als sie, kurz vor der Schlacht vor Jena, von dem Dache in die Straße hinabstürzte.

Ferner — der protestantische Superintendent von Dresden soll im Karlsbade gestorben seyn. Noch weiß man

nicht, wem der Pater Mauermann, Beichtvater des Königs, die erledigte Stelle bestimmt hat.

Leben Sie wohl!

Die Verhältnisse damaliger Tage sind zwar schon weit von uns zurückgetreten und durch Ereignisse größerer Art verdunkelt, welche wir als Erfolge von jenen betrachten dürfen. Demungeachtet behält Jochmanns Brief ein eigenes Interesse für uns, nicht allein dadurch, daß sich der helle Geist seines Verfassers treu darin abspiegelt, sondern auch, daß wir daraus erkennen, wie ein unbefangener, vorurtheilloser Fremdling, ein Mann von Einsicht und Scharfblick, die Wirren jener Tage, die verkehrte Behandlung der Völker, ja der europäischen Menschheit, mit heiligem Unwillen betrachtete.

Jochmann eilte von Tharand in die Rheingegenden. Sie waren ihm schon früher lieb geworden. Er sah sie gern wieder, und verweilte hier lange. Dann trat er in die Schweiz. An einem der schönsten Herbsttage (es war der 12. September 1820) besuchte er mich, indem er mir ein Briefchen von der Hand eines theuerwerthen Mannes, des russischen Staatsrathes Theodor v. Faber, brachte. Eine Stunde genügte, daß wir einander unser gegenseitiges Vertrauen aufschlossen. Ein wunderliches, mir selber noch unerklärliches Ereigniß, wie es mir schon einigemal geschehen war, beförderte die Annäherung.

Während wir nämlich im Garten plaudernd beisammen saßen, und er mir abwechselnd von seinen Reisen, oder seinen Entwürfen für die Zukunft, erzählte, verlor ich mich in Betrachtung seiner Person. Wohlgebaut, von kaum mittlerer Größe, aber mager und zart, verrieth er, in der krankhaften Farbe seines sonst angenehmen Gesichts, eine schon zerstörte Gesundheit. Selbst der freundlich-milde Blick seiner Augen, auch wann er in Augenblicken der Begeisterung, oder im Ge-

fühl der Freude lebhafter erglänzte, schien ein verborgenes Leiden anzuklagen. Allmälig verdunkelte sich vor mir seine Gestalt, als würde sie nebelhaft; ich hörte wohl seine Stimme, aber ohne seine Worte zu beachten. Es ward in diesem Augenblick der Gang seines bisherigen Lebens, selbst die geheime Geschichte seines Herzens, bis auf gewisse Einzelheiten, in mir hell.

Als er endlich eine zeitlang stillschwieg, vermuthlich einer Antwort von mir gewärtig, erwachte ich wieder zur Besonnenheit und Klarheit der Dinge um mich her. Statt das Gespräch fortzusetzen, bat ich um Erlaubniß, ihm offen zu sagen, was unwillkürlich in mir vorgegangen sei, weil mir's selbst zu wichtig wäre, von ihm zu erfahren, ob mich vielleicht meine Phantasie mit einer Selbsttäuschung äffe. Ich erzählte ihm von seiner Vergangenheit, von besondern Lebensverhältnissen, von einer Liebe, die schmerzlichen Ausgang für sein Gemüth gehabt u. s. w. Er starrte mich seltsam an; er gestand redlich die verschiedenen Vorgänge ein, selbst die Richtigkeit von mir angeführter Nebendinge und Kleinigkeiten. Beide gleich sehr verwundert, erschöpften wir uns in fortgesetzter Unterhaltung mit Vermuthungen aller Art, dies seelische Räthsel zu lösen.

Auf diese Weise ganz unerwartet enger zusammengeführt, trennten wir uns sobald nicht. Wir blieben mehrere Tage beisammen, und jeden Tag gewann ich den trefflichen Mann lieber, den so viel Herzensgüte und geistige Lichtfülle auszeichnete.

Von da stammte eine Freundschaft, die wir für einander durchs ganze Leben ungebrochen bewahrten. Er begab sich ins südliche Frankreich, um seine Gesundheit unter mildern Himmel erstarken zu lassen. Unbefriedigt kehrte er nach beinahe einem Jahre zu mir zurück, brachte einen Theil des Sommers (1821) in verschiedenen Gegenden der Schweiz zu;

ging (im Herbst 1821) nach Paris, wo er im Umgang mit Oelsner, Schlabrendorf, Stapfer, und andern Weisen und Geschäftsmännern, herrliche Tage verlebte, aber wieder zurückkam, um in den Heilquellen von Baden-Baden seine Genesung zu suchen. Diese schienen ihm zusagend; er siedelte sich endlich dort, und abwechselnd in Karlsruhe, fast ganz an. Von Zeit zu Zeit besuchte er mich. Am häufigsten verkehrten wir mit einander in unsern Briefen.

Ich beklage, die seinigen nicht sorgfältiger aufbewahrt zu haben. Einer derselben, welchen er aus dem südlichen Frankreich schrieb, ist folgender:

Marseille, den 5. April 1821.

Im November des vorigen Jahres habe ich Ihnen aus Montpellier geschrieben. Darf ich von meiner damaligen Stimmung auf den Inhalt meines Briefes schliessen, so enthielt er nicht viel mehr, als hypochondrische Grillen, und nichts Wahres, als die Versicherung, das ich Ihrer und Ihrer Freunde in Aarau mit der innigsten Zuneigung gedachte. Dies letztere ist übrigens jetzt so wahr, als damals, und wird — ich fühl' es — immer so seyn. Heute bring' ich mich Ihnen durch diese Zeilen in Erinnerung, weil ich es bald persönlich zu thun denke, und nicht als ein Vergessener dem Einsiedler am Jura zu erscheinen wünsche. Es ist meine Absicht, den bevorstehenden ganzen Sommer Ihrem schönen, freien Vaterlande zu widmen. Freilich traue ich mir noch nicht die Kräfte und die Heiterkeit zu, die zu einer einsamen Alpenreise erfordert werden; aber ich hab' es auch eigentlich nicht auf eine solche, sondern mehr auf einen längern Aufenthalt in der Leib und Seel erquickenden Bergluft abgesehen. Ob ich damit etwa eine Molkenkur in Gais oder auf dem Rigi zu verbinden habe, soll von Ih-

rem und Ihres braven Arztes Schmutziger*. Rath abhängen; wie ich mir denn überhaupt die weitern Verhaltungsbefehle für mein Schweizerleben in den ersten Tagen des Mai bei Ihnen holen will.

Ich habe bisher in Nizza gelebt; bin zum Theil Zeuge der sonderbaren Ereignisse gewesen, die Europa mit Furcht und Hoffnung, Angst und Freude erfüllt haben, und werde Ihnen des Wunderlichen viel, des Tröstlichen wenig zu erzählen haben. In diesem Augenblicke ruft man unter meinem Fenster: „la fin de la grande *conspiration* d'Italie“ aus, und in einem mit obrigkeitlicher Erlaubniß und folglich Billigung gedruckten Bulletin über die Katastrophe in Neapel heißt es: „que Pepe avait *libéralement* emporté la caisse de l'armée.“ Der Schrecken hatte zur Vernunft geführt, dem Siege folgt der Uebermuth. Das ist — nicht in der Ordnung, aber in der Regel!

Eine trübe Ueberzeugung haben meine Beobachtungen und die Ereignisse der letzten Zeit in mir befestigt, nämlich diejenige von der Unversöhnlichkeit der Parteien, die sich in unserm Welttheile gegenüber stehen. Ich tröste mich mit Amerika, für das vielleicht alle diese Bewegungen eigentlich berechnet sind. Die Geschichte scheint zu dieser Ansicht zu berechtigen; denn sie lehrt, daß die Civilisation niemals auf demselben Boden keimte und blühte. Aus dem östlichen Asien wandelte sie nach Aegypten und dem südlichen Europa; von da in das nördliche, und jetzt treibt der Strom mit Macht nach Amerika, wohin die neuen Ankömmlinge nichts mitbringen, als die Künste und Wissenschaften der alten Welt, ihre Narrheiten und Dummheiten und Vorur-

---

*) Einer der ausgezeichnetsten Aerzte der Schweiz, welcher im Jahre 1830 zu Aarau starb.

theile in der Heimath zurücklassend. Herr v. Gagern hat freilich angefragt, was denn wohl ein deutscher Freiherr in Amerika besonders zu erwarten habe? aber nichts Tröstliches zur Antwort erhalten, nämlich eben nur die Sylbe „Nichts". Während man sich in Europa abmüht, um die Vernunft aus einigen Felsennestern der südlichen Halbinsel zu verjagen, schlägt sie jenseits des Oceans mächtige Wurzeln in einer Provinz, deren natürlicher Reichthum den unsers ganzen Welttheils übertrifft, und es mag wohl seyn, daß die europäischen Dynasten sich nur darum in Kongressen und Feldzügen erschöpfen, um einmal den transatlantischen Staaten gegenüberzustehen, wie die barbarischen Reguli der alten Welt den Römern. — Gott erhalte Ihrem Vaterlande die Selbstständigkeit, die des Auslandes Achtung verdient, und die Kraft, die sie erwirbt. Mit einem von beiden allein würden Sie schwerlich lange ausreichen.

Mir ist jetzt ungefähr wie Ihnen, als Sie einst in den Tuilerien das Nahen des Frühlings fühlten, und sich in die Berge zurücksehnten. Ich kann das gute Wetter kaum erwarten, das die Landstraßen trocknen soll, um mich auf den Weg zu machen. So herrlich der Herbst und der Winter in diesen Gegenden sind, so unerträglich ist hier die Jahreszeit, in der anderswo der Frühling zu erscheinen pflegt. Regenströme und kalte, schneidende Nordwinde wechseln ab. Ein Drittes kennen wir seit drei Wochen nicht. Zu meinem Troste lese ich in Ebel's Handbuch, daß der Mai in der Schweiz gewöhnlich gutes Wetter mitbringt, und ich freue mich auf das frische Grün Ihrer Wiesen und Wälder. Der nackten Felsen und der blassen sogenannten immergrünen Oliven bin ich herzlich satt. — —

Wie gesagt, ich beklage, von Jochmanns Briefen nicht mehr aufbewahrt zu haben. Sie würden mir zum

lebensgeschichtlichen Bilde von ihm die treuesten Farben geliefert haben. Er war sorgfältiger mit den meinigen gewesen. Ich fand sie in seinem litterarischen Nachlaß wieder, den er mir vererbte, und errieth aus ihnen zum Theil die Gemüthsstimmungen wieder, in denen er sich von Zeit zu Zeit zu mir gewandt hatte; die Gegenstände, mit welchen sich sein arbeitsamer Geist beschäftigte; die Orte und die Zeiten seines wechselnden Aufenthalts. — Sie sind freilich ein dürftiger Ersatz für die seinigen. Dennoch will ich einige derselben mittheilen; sie werden seinen zahlreichen Freunden aus gleichem Grunde, wie mir, nicht ganz werthlos zur nähern Kenntniß des edeln Mannes scheinen, und wenigstens einem künftigen Nekrolog dieses Schriftstellers einigermaßen zum Hülfsstoff dienen.

1.

Nach Bern. 8. Juni 1821.

Wohl ein paar Tage früher schon hätt' ich Ihnen schreiben können, wenn mich die Sitzungen unsers Großes Rathes nicht aus der gewohnten Ordnung und Einfalt des Lebens gerissen hätten. Das tägliche Einerlei ist mir ein so hohes Bedürfniß, wie Ihnen das täglich Abwechselnde der äussern Umgebungen. Sie suchen Zerstreuung; ich Einsamkeit. Ihr Physisches kann sich nicht recht dem Nordischen, nicht recht dem Südischen acclimatisiren; mein Psychisches widerspricht eben so dem kleinlichen, leidenschaftlichen Treiben der Menschen in den obern und untern Regionen; und ich liebe die Menschen am innigsten, wenn ich sie am wenigsten in der Nähe haben muß. Vielleicht ist grade dieser Gegensatz bei uns beiden, was uns einander lieb macht; denn ich könnte unmöglich ein alter ego lieben; nur die ungleichnamigen Pole ziehen einander an.

Wegen Ihrer Reisebemerkungen seyn Sie doch ohne Besorgniß. Ich war ja der Erste so frei, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß wir belehren können ohne zu kränken, und Sie schrieben nicht für die Welt.

Beiliegend empfangen Sie auch die Antwort des Herrn Oberförsters Kasthofer. Sie werden daraus ersehen, daß Alles für Sie in Ordnung ist. Im Fall der Himmel günstig seyn will, versuchen Sie doch dann auch ein paar Tage in der hohen Einsamkeit von Herrn Kasthofers Alpen zu leben. An ihm selbst werden Sie einen braven, edeln Mann kennen lernen.

Mich freut, daß Ihnen Bern den heroischen Entschluß einflößen konnte, vier Wochen daselbst zu leben; noch mehr freuen wird's mich, wenn es vier behagliche, frohe Wochen werden und Ihnen die ernste Gesellschaft Hube's und Kants zusagt. So werden Sie körperlich und geistig erquickt. Sie waren bisher mit den Menschen und den Wirkungen von deren leidenschaftlichen Verirrungen am meisten beschäftigt. Der Blick auf das Göttliche und dessen Thun im Weltall scheint mir noch unendlich anziehender. Wie der Säugling erst zum Bewußtseyn kömmt, wenn er sein Ich von den Umgebungen unterscheiden lernt: so lernt der Mann und der Greis erst das Geheimniß seines Selbstes in der Schule der Natur, dieser Vorhalle aller Religion, in der die Stimme Gottes klingt, besser verstehen oder vielmehr ahnen. Haben Sie erst Kant, dann Hube durchlesen: so nehmen Sie Kluge vom thierischen Magnetismus vor, nicht wegen seiner Hypothesen, oder Manipulationen, sondern wegen der gesammelten Erfahrungen über die Psyche und deren Kräfte. Sie müssen für Ihren scharfsinnig beobachtenden und regen Geist nur erst Materialien haben, — die Verarbeitung derselben bleibt ihm selbst, wird ihm leicht.

2.

Nach Interlaken, zwischen dem
Thuner- und Brienzer-See. 27. Juni 1821.

Wenn auch nichts anders, will ich Sie, mein Lieber, doch bei Ihrem Eintritt ins stille Land Mesopotamien oder Interlaken begrüßen, und Ihnen das Beste wünschen, nämlich daß Sie dort finden, was Sie da nicht verloren haben und doch da suchen. Es freut mich, daß Sie an dem Hofmarschall aus der Nachbarschaft des Nordpols einen angenehmen Gesellschafter gefunden haben. Aber Sie bedürfen des Umgangs mit Gesunden, um sich psychisch zu heben. Ein Kranker bei einem Kranken ist zweimal krank. Hab' ich Gesunder mich doch zu Paris im Hôtel des Invalides fast verlegen gefühlt, daß ich Arm und Bein noch am rechten Orte hatte.

Von mir weiß ich wenig zu erzählen; es ist das alte, schöne Einerlei bei uns. Ich mache jetzt viele Amtsreisen. Vom sechstägigen Bergklettern vorige Woche in den Wäldern kam ich beinah kreuzlahm heim und fühle mich jetzt dreimal gesünder. Ich war auch in Eglisau und sah nach Salz bohren, aber nur Koth zu Tage kommen.

Lassen Sie mir seiner Zeit wissen, wie Ihnen die Molkenkur und Alpenluft bekömmt? Nicht, daß Sie mir darüber schreiben sollen, ich werd' es schon der Physiognomie Ihres Briefs ansehen.

Ich wollte, wenn Sie wieder zu uns kommen, Sie träten mit einer hübschen weiblichen Figur zu uns in den Garten und sagten: das ist mein Weib. Keine Arzenei würde Ihnen wohler thun; nur daß man bei solcher Arznei leicht Gefahr läuft, in Verwechselung der Farbe, Höllenstein statt Engelsüß (oder Lakrizen) zu greifen.

Wir haben jetzt das prächtigste Wetter; ohne Zweifel Sie auch. In meinem Gartenhag blühen bei vierzig Arten Rosen. Ach, daß die Rosenzeit so flüchtig ist!

Leben Sie wohl! Trinken Sie viel, baden Sie viel, spazieren Sie viel, — kommen Sie vor Arbeit nicht zu Odem, bis Sie ermüdet einschlafen, oder mir einmal melden, wie es geht.

3.

Nach Unterseen. 4. Juli 1821.

Da haben Sie's nun! Die Grippe aus unserm Alpen-Venedig! *) Ich habe Sie gewarnt; Berner Arkaden sind kein Arkadien für Sie. Wir indessen hatten bis gestern hier herrliches, warmes Wetter, den Garten überfüllt von Rosen, wie ich sie in solcher Pracht bei mir noch nie gesehen, auf dem Tische Erdbeeren, und Kirschen genug, die, trotz aller Herrlichkeit Nizza's, doch nicht in Nizza wachsen und wofür ich Oliven und Feigen und Pomeranzen gern fahren lasse.

Man klagt in der halben europäischen Welt über die Rauhheit dieses unordentlichen Sommers. In Bern nun gar soll er wüst gethan haben. Vermuthlich blieben Sie die meiste Zeit im Zimmer, wo Ihnen die Muse zur Erwärmung ein herrliches ästhetisch-philosophisches Kaminfeuer machte. Auch mich haben Ihre Erinnerungen aus Nizza gewärmt, nein durchglüht. Ich lebte mit Ihnen dort, sah Ihr Varthal, sah Ihr Cimié, die drei Greise auf Chateauvieux, Ihre Priester, Ihre Bettler und vor allen Dingen den politischen Pöbel, der nie weiß, warum es läutet? — Wären Sie gestern Abend um sechs Uhr zu mir in den Gar-

---

*) Bern.

ten getreten, wo ich mit Ihren Blättern auf meiner Winkelbank die Welt vergaß, da hätten Sie mich vielleicht mit brennenden Wangen, gewiß mit einem brennenden Herzen und nassen Augen gesehen, und hätte ich Sie gewiß mit Bewunderung und Wehmuth an das brennende Herz gedrückt. Als ich die Lesung beendet hatte, stand ich auf und dachte: Wär' er doch da! Gut, daß ich nicht gleich in dem Augenblick an Sie schrieb; es wäre Liebeserklärung geworden.

Unzufriedener! ich glaube, Sie wissen gar nicht, wer Sie sind? Hat sich Ihre Muse wirklich noch nicht im Spiegel gesehen, und von ihm erfahren, wie schön sie sei? Oder weiß es die Schlaue, und will ihren Reiz nur durch diese jungfräuliche Schüchternheit, durch diesen Unglauben an ihren eigenen Werth, erhöhen? —

Wahrlich, oder mich blendet der böse Geist, Sie können neben den Edelsten unserer politischen Schriftsteller und historischen Darsteller das anch' io son pittore sagen. Sie können, die Feder in der Hand, still und groß auf die Zeitgenossenschaft einwirken; dazu haben Sie die Macht des Wortes und die Kraft, sich über dem Kampf und Gähren der Welt und ihrer Hefen, droben unpartheisam in den ruhigen Höhen der Besonnenheit zu erhalten. Wie Sokrates sich von Aspasiens Grazien bilden ließ, so scheinen Sie den französischen Klassikern eine gewisse Zartheit der Behandlung abgelauert zu haben, nach der ich vergebens ringen würde; und zum deutschen tiefen Geist und Witz gesellt sich wunderbar die, ich möchte sagen, weiblich feine Beobachtungsgabe der geglättetsten Franzosen.

Holla, dennoch wieder Liebenserklärung, und ich wollte Ihnen nur Vorwürfe machen. Worüber? daß Sie, Glückseliger! sich unglücklich wähnen. Sie haben den reichsten Stoff zum Frohsinn, indem Sie fühlen müssen, daß Sie der

Welt von großem Werth werden können. Pflegen Sie Ihres Leichnams und lassen Sie Ihren Geist walten.

Da kömmt ein Besuch — abgebrochen.

Sinnen Sie doch auf eine Erfindung in Unterseen, wenn Sie im Bade oder in den stillen Alpen sitzen, wie man in der Ferne mit einander Gedanken tauschen könne, ohne die langweilige Arbeit mit Dinte auf Papier zu zeichnen. Man schreibt nie auf, was man alles zu sagen hat, und das Beste vom Gedanken verfliegt über dem Schneckenzug der Gänsefeder.

P. S. Was? Sie fragen noch, ob Sie das Missionswesen schildern sollen? Ob mir schicken? — Ist's nicht Noth? Werden Sie damit nicht selbst in Deutschland Gutes stiften? Und da fragen Sie? — Und wenn Sie ein Rechenbuch schreiben, werd' ichs mit Lust lesen; schicken Sie mir's.

4.

Nach Baden = Baden. 28. August 1821.

Sie haben es errathen, mein Lieber, wir sind alle fröhlich von unsern Reisen zurück in das angenehme Stillleben unserer Klause am Fuß des Jura; meine Frau und ich vom Rigi her, Theodor aus den Unterwaldner und Schwyzer Alpen, Emil von Rousseau's Insel im Bieler=See, und Alexander mit dem jungen Spanier Antonio vom Schwarzwald. Letztere hatten das gefährlichste Reiseabenteuer zu bestehen, denn der Blitz fuhr des Morgens, als sie eben sich zum Weiterreisen ankleideten, in das Wirthshaus, wo sie die erste Nacht ihrer Pilgerei geschlafen hatten. Fenster und Mauern wurden zerschmettert; die armen Buben kamen mit dem Schreck davon.

Und Sie haben das Geräusch der Residenz so schnell verlassen? Es würde mir wie Ihnen gegangen seyn. Ich will

lieber das Sausen aller zweiunddreißig Winde in einer schönen Einsamkeit, als das Geflüster und Geträtsch einer Residenz aushalten. — Möge das bunte Mancherlei in den Bädern Ihnen Entschädigung geben!

Ihre Missionshistorie sehen Sie nur als ein recht ernstes und diesen Tagen wichtiges Geschäft an. Wahrlich, es dämmert überall, wie wenn's Abend werden wollte, und die Nachteulen und Kauze flattern mit großem Siegeslärmen aus den verfallenen Raubschlössern (woraus die deutschen Zeitungen und Bauern im Odenwalde den weissagenden Burggeist von Schnellert machen).

Es scheint, Ihr Kaiser hebe endlich Kreuz und Schwert gegen Istambul. Das giebt dann einen religiösen Vertilgungskrieg, der manches Jahr dauern wird. Die Flucht der Roßschweife über den Hellespont interessirt mich noch nicht so sehr, als die Folgen davon für die politischen Verhältnisse des übrigen Welttheils. Ich denke, das Gewitter dort zerstreut endlich den dicken Höhenrauch, der einen großen Theil unsers Welttheils verhüllen will.

Hier lege ich Ihnen einen Brief an Guizot bei, dann auch einen an Herrn Advokat Stöber in Straßburg. Er ist ein wackerer, freisinniger Mann und Dichter. An Stapfer haben Sie, glaub' ich, schon einen Brief. Stapfer, Schlabrendorf, Oelsner grüßen Sie ja recht freundschaftlich von mir. — Wie mir am sichersten Briefe aus Paris senden? Das weiß ich nicht. Ich denke, durch die Post an meine barbarische Adresse. — Doch wär' es mir gar nicht lieb, wenn man Ihre Darstellung des Missionswesens, falls man Briefe öffnete, in Frankreich zurückbehielte. Ich wollte, Sie könnten sie mir noch auf deutschem Boden expediren, jedem Unfall damit vorzubeugen.

Doch arbeiten Sie auch nicht zu viel! nicht einmal mit Briefschreiben. Ihnen taugt sitzende Lebensart am wenigsten;

Handeln und Wandeln besser. Bedenken Sie Ihre Gesundheit und, daß Sie noch ein liebenswürdiges Mädchen glücklich machen müssen.

Wir alle erinnern uns Ihrer hier mit Liebe und mit Wünschen für Ihre Gesundheit. Meine Frau ärgert sich über Ihre gelehrte Handschrift, denn sie möchte Ihre Briefe, die uns so viel Freude machen, gern immer selbst lesen.

NB. Guizots Adresse erfahren Sie bei Herrn Stapfer. Ich schicke Ihnen die Briefe unter fliegendem Siegel, weil manchmal geschlossene Briefe Contrebande sind an den Grenzen.

5.

Nach Paris. 5. Dezember 1831.

Ihren Robespierre *) hab' ich nun zum andernmal gelesen, und er hat mich nicht weniger angezogen, als das erstemal. Wenn diese Natur an und für sich selbst gewogen wird, und mit sich selbst (nicht auf die andere Wagschaale ein menschliches Moralsystem, noch weniger einen Criminalcodex gelegt!), ohngefähr, wie etwa Gott, und nur er, den innern Werth der Menschen wägt oder wägen mag: so glaub' ich auch, diese Natur ist mehr eine geistige, als sittliche Verkrüppelung. Ja, dieser Mensch kann in seiner Gräßlichkeit noch ein sehr tugendhafter Mann gewesen seyn, ohngefähr, wie es Freudenmädchen geben mag, die wirklich sittiger und keuscher, als manche nie gefallene Jungfrau, sind.

Ich möchte Ihnen den Umgang mit dem weisen, greisen Schlabrendorf, und dem feinsinnigen (von den plattsinnigen Diplomaten unserer Höfe so wenig erkannten und benutzten) Oelsner beneiden, wenn ich Ihnen nicht von ganzem Herzen

*) Eine Abhandlung Jochmanns, die in dieser Sammlung erscheint.

auch etwas Gutes gönnte. Auch Stapfer und Guizot werden Ihnen wohl thun.

Vom Religionskrieg, den Sie zu besorgen scheinen, fürcht' ich nicht viel. Die politische Poltronerie heutiger Staatsmänner hat, um die Liberalen, die Carbonari, die Jakobiner, die Philosophen ꝛc. ein wenig in's Bockshorn und die Nationen ein wenig in den alten Bocksbeutel zu jagen, nur die lange zum Schweigen verdammt gewesenen Finsterlinge, die politischen und kirchlichen Uhu's, welche schon oft für Gespenster galten und den „wilden Jäger" spielten, losgelassen. Das dauert nicht lange, besonders wenn die Portugiesen und Spanier sich honett betragen und die Perser, zum Trost der Griechen, gegen die legitimen Osmanen so liberal mit Schlägen, als möglich, sind. Die heilige europäische Posse, die man jetzt aufführen will, wird schwerlich lange dauern. — Daß eine religiöse Gährung in den Gemüthern (besonders Deutschlands, wegen unterdrückten politischen Strebens) sei, will ich nicht läugnen, glaube aber schwerlich, daß sie durch die Kruditäten der Schwärmer und Fanatiker hervorgebracht sei oder geschlossen werden wird.

Auf, auf mit Ihren Missionen! Ich denke, Sie werden der beste Missionär gegen die Missionärs werden. Nur ermüden Sie mir nicht, und, was noch mehr ist, hüten Sie Ihre Gesundheit wohl in dem ofenlosen, steinernen Paris. Wir hier zu Lande haben noch immer warmes Wetter und grüne Fluren.

Adieu, mein Lieber, — Geben Sie mir in Ihren Briefen bald ein tableau de Paris à la Jochmann (nicht Mercier), damit ich mit Ihnen geniesse.

P. S. Unser Cook hat mir aus Barcellona schon zwei bis drei geräucherte und in Essig eingemachte Briefe geschickt. Der gelbe Würgengel ist an ihm vorübergegangen.

6.

Nach Paris 3. Jänner 1822.

Bis gestern waren unsere Wiesen grün. Wir sammelten auf Spaziergängen Colchicum, Bellis perennis und Veilchen. Heut' endlich hat die Natur ihr winterliches Festkleid angelegt; eben indem ich dies schreibe, gießt die Sonne ihren Goldstrahl, wie sie aufgeht, über das vielfach gebrochene Silber der großen Landschaft, die vor meinen Fenstern hängt. — O, das arme, dürftige, steinerne Paris! Es ist recht, daß Sie in dem großen Kerker leben, dem tausendjährigen Schauplatz der Leidenschaften, um die Verartung und Verkünstelung des menschlichen Geschlechtes recht speciell studiren zu können. Sie werden doppelten Genuß haben, wenn Sie im März, aus dem großen Treibhaus menschlicher Thorheit und menschlichen Elendes, der wahren Welt, der Natur wiedergegeben werden. Dann umringen Sie sich mit einigen guten Menschen. —

Bis jetzt hab' ich weder die Bundeslade, noch Guizots neuestes Werk gesehen; aber nun will ich beide lesen, da Sie meine Neugier so sehr darauf hingewiesen haben. L'Italie par Lady Morgan hat mich inzwischen sehr belustigt, so wie in deutscher Literatur des greisen Spaun derber, naiver gesunder Menschenverstand, mit dem er aller Faselei der deutschen Hofschranzen und der Querköpfigkeit jetziger Minister und Legitimitätskrämer Trotz bietet.

Ich wünsche den Missionarien Glück, daß sie eben nach Paris gekommen sind, da Sie ankamen, um diese zu portraitiren. Die Pariser, nach ihrer Art, accompagniren die heiligen Reden dieser Unsinns-Apostel mit Petarden-Knall. Damit wird wenig ausgerichtet werden. Ein Bild nach dem

Leben gezeichnet, von Ihrem Pinsel, wird anders und tiefer wirken; denn das Verbum Dei (Vernunft) manet in aeternum.

Unter den Fremden, die mich Ende Jahrs besuchten, war auch der Oberst Gustavson (gewesener König von Schweden, Gustav Adolph IV.), der Sie vielleicht in psychologischer Hinsicht interessirt hätte. Er hielt sich bei uns Aarauern etwa sechs Wochen lang auf, und versprach mir, wieder zu kommen. So viel ich ihn kennen lernen konnte in unsern anfangs kühlen, nachher sehr warmen Unterhaltungen, ist er, und dabei bleib' ich, ein guter, ja ein edelsinniger Mann, in vielen Dingen von recht königlicher Gemüthsart. Er ist nicht ohne Kenntnisse, aber die sind fast zu oberflächlich; er ist nicht ohne achtbare Geistesanlagen, aber sie sind durch Erziehung verhudelt. Er selbst klagte mir über die Erziehung, die ihm sein Vater Gustav III. gegeben, der, um ihn recht zu verschweden, ganz von der deutschen Literatur abzog, ihm seine deutschen Lehrer nahm, und ihn zu früh in die Staatsgeschäfte herüberzog. Er hat fast zu viel Bescheidenheit, zu wenig Vertrauen in sich. Dies macht ihn aber nicht, wie gewöhnlich, zum Werkzeug Anderer, sondern argwöhnisch oder mißtrauisch gegen Andere und eifersüchtig auf seine Selbstständigkeit. Diese handhabt er dann oft am sehr unrechten Fleck. In seinem Gedankengang ist etwas auffallend Sprödes, daß heißt, die Operationen des Denkens gehen ihm mühsam von statten. Er kann sich daher beinah gar nicht in eines Andern Idee hineinfinden, sondern hat genug mit sich selbst zu thun. Das giebt ihm das Ansehen von Starrsinnigkeit; aber es ist keine moralische Starrsinnigkeit, sondern eine rein intellektuelle, die aus Unbehülflichkeit und Einseitigkeit der Geistesmanipulationen entsteht. — Man kann sich denken, was aus einem solchen Thronerben werden mußte, wenn man ihm dazu noch predigte: „ein König muß einen festen Charakter und Folge=

rechtigkeit haben!" Und folgerecht ist er bis zur Uebertreibung. Er wünscht, weil er Bürger in Basel geworden ist, ein Amt zu haben. „Wozu das?" fragt' ich. „Damit ich der Welt nütze, und besonders dem Staat, dessen Glied ich bin." — „Sie können das, ohne bürgerliches Amt. Schreiben Sie Ihre Erfahrungen, Ihre Ansichten über das Land Ihrer Väter u. s. w. nieder." — „Das kann ich nicht. Man würde mir aus Schweden die nöthigen Materialien nicht zukommen lassen. Zudem thut mir die sitzende Lebensart nicht wohl. Ich bin von Kindheit an zum thätigen Umhertreiben gewöhnt." — „Kaufen Sie ein Landgut, bauen Sie Ihren Garten selbst an, wie Diocletian oder Napoleon, sammeln Sie eine Bibliothek und verbinden Sie sich mit geistreichen Männern." — „Ich verstehe nichts von Landwirthschaft und bin kein Gelehrter. Ich muß ein Amt haben, das mich beschäftigt. Ich bin Bürger und will ganz Bürger seyn, und alle Bürgerpflichten erfüllen. Stelle man mich an, wo man wolle; ich werde meine Pflicht thun." — „Warum kauften Sie sich nicht in unserm Aargau an; hier hätten Sie, laut Verfassung, Soldat werden müssen. Sie wären in den Generalstab gesetzt." — Der Gedanke frappirte ihn, und wenn er der Anstellung sicher wäre, würde er das Bürgerrecht bei uns erkaufen.

Ihre Aeusserungen über Priesterthum, katholisches und protestantisches, Furcht vor Religionskrieg u. s. w., hab' ich in Ihrem letzten Briefe mehrmals gelesen, aber es ist mir nicht recht klar geworden, was in Ihnen vorgeht? Erklären Sie sich mir einmal hell. Denn was Sie sagen, ist mir noch immer lehr- und genußreich gewesen. Ich bin ein trefflicher Tocht, reich an Oel, aber ich brenne nur hell, wenn ich von einem Geist, wie dem Ihrigen die erste Flamme erhalte.

Meine Empfehlungen an den weisen Stapfer, den le-

bensSerfahrnen Greis Schlabrendorf, den vielgeprüften Odüsseus Oelsner, den hoffnungreichen Aargauer, den Doctrinär Guizot.

7.

Nach Karlsruhe. 18. März 1822.

Willkommen wieder auf dem Boden diesseits des Rheins unter deutschen Gemüthern!

Nun soll ich abbitten. Ja, ich, der ich so gern einen Brief schreibe, um mir damit einen von Ihnen zu erkaufen, ich bin der saumseligste Mensch, und doch hab' ich unrecht, mich selbst anzuklagen. Ich muß die Flüchtigkeit der Stunden und des ganzen Lebens, ich muß die Unbeholfenheit meiner Maschine (des Leibes) anklagen, die nicht allem Genüge leistet, was der Geist in einen Tropfen Zeit, Tag genannt, hineinwerfen möchte. Wären die Gedanken, die ich beständig an Sie richte, sogleich geschriebene Worte, wahrlich, Sie hätten Folianten empfangen. Eine Erkältung, die ich mir aus einer Sitzung des großen Rathes zuzog, die daraus folgende katarrhalische Unbehaglichkeit, die mich für Alles abspannte, — dann mein Doktor, der mich mit Senesblättern fegte, — dann aufgelaufene Stöße amtlicher Arbeiten, — dann eine gottlose Begierde, die mich ergriff, mich jetzt noch plagt, meine naturrechtlichen Ideen zu Papier zu bringen, worüber ich Schlaf, Essen und Trinken vergessen möchte — — ach, der Winter ist mir wie ein Tag verflogen, und ich weiß nicht, was ich gethan habe. Nicht weniger, als ein Dutzend für mich höchst anziehender Entwürfe liegen vor mir da, — ich hab' die Ausführung aller begonnen, — die Liebe zu einem tödtet aber den andern. Ich will zu viel, und kann zu wenig. Andere werden durch ihre Thätigkeit, ich werde durch mein Wollen allein aufgerieben.

Genug von mir, schon zu viel von mir. Ich selbst bin nichts, als der Entwurf zu einem Menschen, wie er seyn sollte, und darum bin ich leider nichts.

Wo gehen Sie hin nun? Bleiben Sie auf deutschem Boden? Kommen Sie in die Schweiz? Gehen Sie nach Riga? Es war letzten Sommer ein Herr von Zökell aus Liefland bei mir, ein dortiger Güterbesitzer, ein liebenswürdiger junger Mann, dem ich Ihre Bekanntschaft wünschen würde. Er hat für die Civilisation seines Volks den edelsten Willen. Wie stehts mit Ihrer Gesundheit? Haben Sie die Missionarien zu Paris satt bekommen? — Es dünkt mich, Frankreich geht einer neuen politischen Crisis entgegen. Die Parteien treiben sich einander zu Extremen. Seit den mißlungenen Insurrectionen von Befort hab' ich viele der französischen Flüchtlinge bei mir gesehen, darunter einige sehr interessante Männer, denen ich Gefälligkeit leisten konnte, auch den General E..., einen Freund von Lafayette. Er weihte mich in alle Coulissengeheimnisse der Verschwörung ein, das heißt, in Erbärmlichkeiten, wie sie immer hinter den Coulissen des Theaters vorgehen: Scipio setzt die Lorgnette auf, Solon medisirt, Alexander M. nimmt eine Prise und Crösus ist in Geldverlegenheit.

Ihren letzten Brief bewahr' ich, wie Kleinod. Er enthält köstliche Ideen. Hätten unsere Ultra nicht an allen Höfen, zu ihrem eigenen Schutz, Aberglauben und Hierarchen-Schnörkel, Schwärmerei u. s. w. begünstigt, und dem gesunden Menschenverstand Stillschweigen geboten, würde man weniger von den Faseleien über religiöse und kirchliche Sachen hören und lesen müssen. Die Höfe wollen sich Ringmauern aus Altären bauen, die aber nur dann als Brustwehren hoch genug sind, wenn man vor denselben kniet. Der Menschheit ist das Knien aber nicht mehr recht.

Messen Sie doch mir Ihre Briefe nicht nach Inhalt und

Länge der meinigen zu. Sie schreiben Briefe, ich nur Entwürfe dazu.

Adieu! Gott gebe Ihnen Gesundheit und heitern Sinn. Mir wünsch' ich nichts, als die Dauer Ihrer Freundschaft.

8.

Nach Baden-Baden. 22. Juni 1822.

Ich will keineswegs, mein theurer und herzlichlieber Freund, die eine Hälfte des Briefs mit Entschuldigungen füllen, warum ich die andere Hälfte so spät schreibe. Sie kennen nun meine Erbsünde aus Erfahrung. Wäre Ihr Junius-Schreiben vom 17. nicht erschienen, würd' ich Ihnen wahrscheinlich erst im Juli geschrieben haben, um mit meinem Brief eine sehr liebenswürdige, geistvolle und gebildete junge Frau von Aarau in Ihre Bekanntschaft zu führen, weil sie in Baden-Baden wenige Bekannte hat, am wenigsten solche, wie sie sich wohl wünschen, aber nicht leicht auffinden kann, und wie Sie z. B. sind. — Also bleibt das dem künftigen Monat vorbehalten.

Wer Sie kennt, kennt Sie, und es muß in der Welt wohl nicht zwei Jochmanne geben, sonst würde Ihr vertrauter Freund in Riga sich nicht so schalkhaft bei Ihnen nach dem Verfasser des Robespierre erkundigt haben. Daß ein Anderer Sie noch in Wien errathen, wunderte mich um so mehr, da meines Wissens die Ueberlieferungen in Wien verbotene Waare sind, ausgenommen circa 40 Exemplare für den Hof, die Erzherzöge, lesenden Minister ꝛc. Ihr Freund muß da in diplomatischen Atmosphären gewandelt haben, wo der Geruchssinn gewöhnlich schärfer seyn soll.

Ich freue mich nun schon auf den Herbst voraus, sowohl Sie bei uns zu sehen, als den geistigen Schmaus zu genießen, den Sie der Welt in Baden bereiten. Ich wollte,

Sie würden dann bei mir unter das gastfreundliche Dach einkehren, wenn Ihnen unsere republikanische Einfalt der Lebensweise nicht gar zu einfältig vorkäme. — Daß Sie Ihren Wanderstab einsweilen nicht an der Ostsee, sondern in der Schweiz und, wo nicht im Aargau, doch am Genfersee niederlegen wollen, hat mich und meine Frau recht erfreut. — In Riga! — da läg' ein Welttheil zwischen uns. Aber in Lausanne oder Genf, das läßt sich hören. In letzterm Ort möcht' ich Sie dann mit Karl von Bonstetten, Pictet und andern würdigen Männern zusammenbringen, wenn Sie nicht schon mit ihnen verbunden sind.

Was mich selbst in meiner Einsiedelei am Jura betrifft, leb' ich meinen Schlendrian. Sie kennen ihn ja. Alles steht auf derselben Stelle, wie Sie es verliessen, alles geht den Gang Vor- und Nachmittags, wie sie ihn sahen. Von Fremden, die mich besuchten, zog mich mehr die Art, als das Personal an. Es waren meistens unwillkürliche Wanderer, die in der Schweiz ihr Asyl suchten. Unter selben auch, von Deutschen, der Dichter Follenius, der lange im Berliner Kerker schmachtete, der Philosoph Oken. Jener ist jetzt in Aarau Lehrer, dieser in Basel. So mehrere andere; auch Graf Bocholz, der sich mit Ihrem Landsmann Stourdza einmal schlagen wollte, den deutschen Hochschulen zu Ehren. — Von Franzosen einige, die mehr oder minder bei den Unruhen im Anfang dieses Jahrs verdächtigt waren. Von Italienern mehrere aus Piemont und aus der Lombardei, der Carbonarerei verdächtigt u. s. w. Ich weiß nicht, wie ich dazu komme, daß mich eben diese Art Reisender besucht. Ich höre aber, ein Herr Raoul-Rochette, der mich vor zwei Jahren besuchte und etwas Ultra seyn mag, soll mich in seiner Beschreibung der Schweiz als einen Chef des libéraux en Suisse der Welt präsentirt haben. Der hat denn mehr von mir gewußt, als ich selbst. Und über mein bescheidenes Haus

soll er sich ausgedrückt haben, wie Landvogt Geßler über Staufachers neues Haus in Steinen. So etwas mag wirken. Meinethalben. Ich bin einer der Liberalen, die den Königen wohlwollen und ihnen die Ruhe wünschen, welche die Schwärmerwuth der Ultra und Citra weder den Königen noch den Völkern gönnt.

In meinen Mußestunden hab' ich dies Jahr zwei Abhandlungen geschrieben, die eine zur Beförderung des gegenseitigen Unterrichts, nämlich eine Uebersicht der Verbreitung desselben in allen fünf Welttheilen; dann unter der Rubrik „Blätter aus Spanien" eine Beleuchtung der Cortesverfassung. Beide sind in den Ueberlieferungen. Letztere beruht auf mir von Freunden in Spanien mitgetheilten Thatsachen. — Ausserdem, jetzt schon im dritten Jahr, fahr' ich fort, dem Schweizervolk die Geschichte des Schweizerlandes zu erzählen. Das thut gute Wirkung, zur Belebung des Gemeingeistes, zur Reinigung der Ansicht der heutigen Dinge im Vaterlande, und zur Erhebung der Gemüther über den Spießbürgergeist und Egoismus, in welchem der Mensch bei ruhigen Tagen so leicht einschrumpft.

Jetzt hab' ich alles, was ich von mir zu sagen weiß, hergeplaudert. Wie freu' ich mich, im Herbst Sie zu sehen, und Ihre Protestanten unter der Charte, Ihre Missionarien über der Charte u. s. w. Treiben Sie höflichen Scherz mit Ihrer Frage: ob die Ueberlieferungen Bruchstücke Ihres größern Werkes, als Vorläufer, annehmen werden?

9.

Nach Carlsruhe. 3. Hornung 1823.

Sie sind mir doch, hoff' ich, nicht böse, lieber Freund, daß ich Ihren Dezemberbrief erst im Hornung beantworte?

— Ich könnte Ihnen neunundneunzig Hindernisse an den Fingern herzählen, die mich so lange briefstumm machten. Noch liegen gewiß vierzehn Briefe da, die Antwort begehren, und mich in Verzweiflung setzen; die jüngsten sind Jännerkinder dieses, und die ältesten, Maikinder vorigen Jahrs.

Ihre Hierarchie, ich liebe sonst keine, als eben Ihre, ist nun wahrscheinlich schon abgedruckt. Um das Publikum aufmerksam zu machen, gab ich ins Jännerheft der Ueberlieferungen einen Auszug vom Missionenkapitel, worüber ich schon eine applaudirende Stimme aus Erlangen erhielt, mit der Bemerkung, daß an solchen Kraftbissen entweder die Heiligen, oder die Ueberlieferungen unserer Zeit ersticken müssen. Meinethalben mögen beide ins Reich der Schatten fahren, wenn wir nur auf Erden noch ein wenig Reich des Lichts behalten, um welches wir ja täglich im Vaterunser bitten.

Fahren Sie fort, für dies heilige Reich mit Ihrem herrlichen Geist zu wirken; Sie sind ja nicht in den heiligen Bund eingeschlossen, wie ich, der ich, als Gesetzgeber, für den Antrag mit großer Erbauung gestimmt habe, und nun Wort halten muß. Ich habe, als ein und untheilbares Mitglied des Souveräns, an diesem heiligen Bündel, das ich mir selber aufladen half, nicht minder schwer zu tragen, als mancher Ehemann an dem seinigen (weil die Ehe auch solch ein heiliges Bündlein ist, das man annimmt, ohne immer zu wissen, was darein gewickelt ist).

(Ad vocem Ehe, lassen Sie sich durch das, was ich von diesem heiligen Bündlein sagte, nicht abschrecken, es auf sich zu nehmen. Ich möchte Sie gar zu gern fester aus liebe Leben geknüpft wissen. Ich wollte, Sie würden, statt eines russischen Joch-Manns, ein schweizerischer Frei-Mann. Ich sage das in Parenthese, aber es ist bei mir ein stehender Artikel über Sie.)

Nun zum Text! Ihre Hierarchie wird Ihnen Segen und Fluch, Beifall und Mißfallen bringen, aber sowohl Fluch als Segen wird Ihnen ehrenvoll seyn. Ich bin freilich, mit meinen Aufmunterungen, Partei, und will auch gar nicht verhehlen, daß ich gern an Ihnen einen theologischen Unglücksgefährten haben möchte. Ja, ich berg' es nicht, mir wäre lieb, der ganze Heerhaufen der französischen Missionärs würde Sie namentlich, als Monsieur le philosophe Joquemane, sämmtlichen wahren Gläubigen, wie das ächte Thier der Offenbarung, schildern; der ultramontanische apostolische Klerus Sie von allen Kanzeln herab in figura der Hölle überliefern, und der Pabst, nach Berathung des Kardinalkollegiums, sichs zum Verdienst rechnen, eine anathematisirende Bulle, mit den Anfangsworten: „Adjuvante Diabolo tenebrarum rege etc." vom Kapitol herab auf den Kopf schleudern. Das wäre mir doch einiger Trost, da in einigen Luzerner Dörfern einige Pfarrer wieder gegen meine harmlose Schweizerlandsgeschichte gepredigt haben.

Ich bitte Sie, werden Sie mir nicht böse, daß ich so spät antworte; mit dieser Bitte muß ich — sonst bekommen Sie diese armen Zeilen in acht Tagen nicht, oder wohl nicht vor dem Einzug des Duc d'Angouleme in Madrid — schliessen.

10.

Nach Baden-Baden. 12. Juni 1823.

Ihren lieben Brief von vorgestern — (aber er datirt sich Heidelberg den 17. Februar) — flüchtig ist die Zeit! — also von vorgestern muß ich doch endlich beantworten, weil ich wohl spüre, ich bekomme keine Zeile, als wenn ich sie bei Ihnen mit Briefschreiben im Schweiß meines Angesichts verdiene. Das stimmt nun freilich mit den tröstlichen Verhei-

ßungen im Anfang Ihres Briefs nicht ganz zusammen, wo Sie sich aus lauter Artigkeit (es hängt Ihnen noch viel Pariser Puder am Haar) einen Müßiggänger und mich einen viel und ernsthaft beschäftigten Mann nannten. Aber seit den berühmten Verheißungen des Königs von Neapel u. s. w. weiß man, wie es mit den königlichen Geistern zu halten ist, besonders wenn sie ins Versprechen gerathen. Man hat nie Sicherheit, wenn sie etwas versprechen, ob sie sich nicht versprechen?

Nun weiß ich dazu nicht einmal, ob Sie in Heidelberg, Baden-Baden, Karlsruhe, Paris, Riga, Konstantinopel oder Marocco sind, und wohin meinen Brief schicken? Denn daß Sie nicht in Aarau, nicht in der stillen Blumhalde sind, wohin Sie doch eigentlich gehören, davon überzeug' ich mich täglich mit den Augen.

Also — will ich anfangen, mein Brod zu verdienen:

1) Das Neueste bei uns in der Blumhalde ist ein kleiner, hübscher Bube, der, ich weiß nicht woher? zu mir ins Haus kam am 25. Februar anni currentis und weder Christenthum noch Namen hatte. Ich ließ ihn stracks taufen und Achilles heißen.. Das Kerlchen aber lärmte mit seiner Stimme, auf die er sich etwas zu Gute zu thun schien, immer ärger. Da reute mich, ihn nicht Stentor geheißen zu haben. Man muß ihn jenseits der Aare sehr vernehmlich hören, denn alle Basen kamen ausser Odem gelaufen, um ihn zu sehen. Jetzt merk' ich zu meinem Leidwesen, der Bursch ist ein offenbarer Ultra, der uns alle tyrannisirt, nichts von Schreib- sondern nur von Schrei-Freiheit, nichts von Preß- sondern nur von Freß-Freiheit wissen will, Alles begehrt, nichts giebt, von allen sich bedienen lassen, keinem dienen will, und, wenn wir ihm ehrerbietig jeden Willen thun, uns kraft seiner Legitimität mit vergoldeter Wäsche belohnt.

2) Das Neueste in der Schweiz ist, daß der König von Neapel von den Eidsgenossen dreitausend handfeste Männer begehrte, um die Oesterreicher entbehren und die Liebe seines Volks, das ihn anbetet, im Zaum halten zu können. Die Kronen des heil. Bundes unterstützten das Ansuchen in besondern Sendschreiben sehr dringend.

Ich könnte nun freilich auch noch die Neuigkeiten von Europa und den übrigen Welttheilen beifügen, wenn ich nicht vermuthete, Sie säßen persönlich in irgend einem dieser Welttheile, wo Sie dann die Sachen besser wüßten, als ich. Im Allgemeinen will ich, falls es Ihnen unbekannt seyn sollte, nur bemerken, daß die europäische Welt jetzt wie tollgewordene Poesie aussieht, in welcher der gesunde Menschenverstand auf dem Kopf steht und mit den Beinen perorirt, den Himmel daher mit allem Göttlichen und Ewigen unter seinen Fersen erblickt und den Koth über sich für den wahren Himmel hält.

Man sagt mir eben, schon seit vorgestern (aber nicht vom 17. Febr.) laufe in Aarau das Gerücht, Oesterreich rc. habe seinen Gesandten von Stuttgard abberufen, weil der König von Würtemberg sich weigere, den Verfassungsvertrag mit seinem Volk aufzuheben, oder zu ändern. Ich halt' es auch für ein lahmes Gerücht, weil es über vierzig Stunden gebrauchte, um über die Aarauer Brücke zu kriechen.

Mein geliebter H..... in Wien schreibt mir, er wolle in dem geistreichen Wien (es wird da viel guter Wein und Branntwein konsumirt) keine Zeile mehr drucken lassen, denn seine zwei Censoren hätten ihm eine Uebersetzung grausam kastrirt. Der eine, ehmaliger Kaufmann, der kein Latein versteht, habe ihm lateinische Noten ausgestrichen (vermuthlich behält er sie, um daraus Latein zu lernen), der andere von der Polizei habe ihm auf dem dritten Bogen folgenden Pentameter gestrichen:

Und ein Esel schon bringt mir in Wallung das Blut. (Worin ich nichts anderes finde, als daß sich die Polizei und Censur von Herzen der Esel annimmt und sie lieb hat.)

Meine „Wirren des Jahrhunderts" sind in Wien verboten worden. Ein Staatsmann machte da die witzige Bemerkung: „Zschokke hat die Irren und Wirren im Gehirn."

Ouf! sagt der Franzose, wenn er fertig ist. Mein Brief ist zu Ende, Gottlob! Ich trockne mir den Schweiß von der Stirn. Ich habe mein Brod verdient. Schneiden Sie mir aber kein kleines Stück ab.

11.

Nach Baden-Baden. 1. Juli 1823.

In Eil muß ich Ihnen, mein theurer Freund, melden, daß ich heut von einem achtungswürdigen Manne, der mir persönlich sehr lieb ist, den ich, glaub' ich, seit Jahr und Tag nicht mehr sah, und von dessen Befinden, Thun und Lassen ich seit einem halben Jahr nicht das Mindeste wußte, endlich einen Brief empfing, der auch Sie angeht. Wie ich nun erfahre, ist er ebenfalls in den Bädern von Baden (nämlich der Mann, nicht der Brief); und da er wirklich ein interessanter, geistvoller Mann ist, müssen Sie, wenn Sie nicht ganz ohne Eitelkeit sind, ihn gewiß dort schon gesehen haben, denn gleich und gleich gesellt sich doch gern. Vielleicht haben Sie schon mit ihm gesprochen.

In jedem Fall wünscht' ich, Sie würden mir die Gefälligkeit erzeigen und zu ihm gehen. Er ist zwar ein wenig hypochondrisch, wie Sie, und brummt mitunter ohne Ursach, aber ist darum nicht minder liebenswürdig. Sie werden ihn, wenn Sie ihn erst recht kennen lernen, gewiß schätzen. Ich

hab' ihm unlängst geschrieben, um von seinem jetzigen Leben und Treiben etwas zu erfahren, was mir durchaus nicht gleichgültig seyn kann. Aus seinem Brief, den er mir darauf schickte, muß ich nun schliessen, daß ich sein Vertrauen verloren habe und er selbst in große Armuth versunken seyn müsse. Denn statt der Antwort und mir zu melden, wie es ihm gehe, schickt er mir blos Glossen, Notabene's und Anmerkungen aller Art über meinen eigenen Brief zurück, und wie er endlich von sich selber zu erzählen Miene machen zu wollen schien, bricht er in die schmerzliche Klage aus, die mein ganzes Inneres durchbohrte: „Heute fehlt es mir an Papier!" — Ach, sogar nicht einmal mehr Papier hat der Unglückliche; nicht einmal mehr so viel, ein Blättchen kaufen zu können, hat er! — Ich beschwöre Sie, zeigen Sie ihm das Papier dieses Briefes; fragen Sie ihn unter der Hand, ob es ihm gefalle? geben Sie mir einen Wink, und ich schicke ihm ein ganzes Ries. Ich bin seit dieser schrecklichen Nachricht nicht mehr ruhig geworden.

Verzeihung! ich vergaß in der Bestürzung und Eil seinen Namen zu nennen. Seinen Taufnamen kenn' ich nicht; aber man nennt ihn Herr Jochmann. Er lebt gewöhnlich sehr zurückgezogen; er ist noch ein junger Mann, allein selbst artige Frauenzimmer erscheinen ihm vergebens in allem Glanz ihrer Schönheit, als hätt' ihm schon eine frühere Liebe das Herz geraubt oder gebrochen. An Letzteres glaub' ich kaum, denn er ist zu sehr Philosoph, sich vom siebenzehnjährigen Flattergeist eines Mädchens länger, als siebenzehn Minuten, betrüben zu lassen. Auch hab' ich noch nie in seinen Schriften (unter uns gesagt, er ist einer unserer geistreichsten Schriftsteller und eignet sich zu einem trefflichen Historiker; aber lassen Sie es ihm um Gotteswillen nicht merken, daß Sie das wissen; er liebt, wie Kaiser Joseph, das Incognito-Reisen!) also nie hab' ich noch bemerkt, daß in seinen Schrif-

ten sich eine Spur von Bitterkeit gegen das schöne Geschlecht äusserte (und Sie wissen, jeder Schriftsteller beschreibt sich doch zunächst in seinen Büchern unwillkürlich immer selbst). Statt dessen ist er voll unauslöschlichen Grolls gegen die Pfafferei. Nehmen Sie sich daher in Acht, ihm zu sagen, daß nun in der Schweiz, die er lieb zu haben scheint, die Priester wie in Luzern, so auch im Kanton Freiburg, den bessern Volksunterricht vernichtet, den trefflichen Pater Girard gestürzt, und den Triumph der Legitimität des Stocks und der Ruthe auf dem Buckel der Kinder errungen haben. Sie würden sich bei ihm das Spiel, wenigstens den guten Empfang verderben. Sagen Sie ihm auch nicht, wenn er allenfalls nach mir fragt, daß ich noch immer zu der Sisiphus-Arbeit der heil. Allianz lache; denn das könnte mir bei ihm schaden und mich und wohl gar die gebildete Welt um eine wahre Weihnachts-Freude bringen. Denn er will, wenn ich ihn recht verstanden habe, seine Gedanken, die leider nicht jedermanns Gedanken sind, aber werden sollten, in Form von Briefen an mich drucken lassen. Und ich sage mich nicht von der Eitelkeit los, Freude daran zu haben, von einem geistvollen, redlichen und muthigen Manne öffentlich vor geistvollen, redlichen und muthigen Männern Freund geheißen zu werden. So etwas wiegt bestimmt einen Hals- oder Hosenband-Orden auf.

Hüten Sie sich auch wohl, zu ihm zu gehen, wenn schlimme Nachrichten aus Spanien eingelaufen sind, daß z. B. der König glücklich aus der Gefangenschaft der Cortes in die Freiheit der Heiligen gekommen, oder daß die Inquisition wieder grünend und blühend sei.

Doch, ich kenne Sie und überlasse es Ihrer eigenen Klugheit, ausfindig zu machen, wie Sie meine Aufträge bei ihm am besten erfüllen können.

Leben Sie wohl. Stellen Sie es klug bei ihm an. Ich mache mir Freude daraus, Ihnen irgendwo eine Gegengefälligkeit zu erweisen.

12.

Nach Karlsruhe. 24. Juli 1823.

Alles in der Welt, nur nicht drei Tage hinter einander große Gesellschaft von hundert und zwanzig Personen, dazu sechs Sessionen, sechs Diners und sechs Soupers. Von der Gesellschaft schweizerischer Naturforscher, die sich dies Jahr in Aarau versammelte, müd' und lahm an Geist und Leib, freu' ich mich meines Stübchens wieder und suche die erste Erholung bei Ihnen. Es giebt wahrhaftig keine schwerere Arbeit, als Arbeitslosigkeit.

Der Himmel weiß am besten, wie ich in den Geruch eines Naturforschers gekommen bin; ich weiß es nicht. Ich wollte vergebens die Pictets, Schinze, Decandolles, Ebels, Usteris u. s. f. enttäuschen über meine Person; es war umsonst. Ich komme mir fast vor, wie Mr. de Pourceaugnac mit dem Spasvogel Eraste.

Ihr Brief hat mir Freude gemacht, weil Sie rund heraussagen, es gehe Ihnen wohl und das Land gefalle Ihnen, wo Sie jetzt leben. So fürcht' ich nicht, daß Sie nach Riga gehen, oder über den Kanal. Und da Sie die Kirchengeschichte vorgenommen haben, Viktoria! bleibt Ihnen lebenslang vollauf zu thun. Noch haben wir keine von einem Philosophen geschriebene, keine für Nicht-Clerus genießbare.

Wir stehen nun in der Erwartung eines neuen Statthalters Gottes auf Erden. Wenn sich der heil. Geist auf den Kardinal, ich weiß nicht mehr wie er heißt, herabläßt, so erhält der heil. Stuhl einen Hart- und Starrkopf. Man

schreibt mir, daß unter den jüngern nach dem Purpur aspirirenden Geistlichen in Rom eine Verbindung bestehe, alles daran zu setzen, Glanz, Herrlichkeit und Macht der Theokratie wieder herzustellen, und sollte es zu einem Religionskrieg führen. Nun denn, je toller je besser. Das fehlt noch zum tragi-komischen Schauspiel dieser Zeit, und macht ein braves Schlußkapitel zur Hist. eccles. cel. Jochmanni.

Man hat mich schon manchmal an den politischen Meinungsgährungen unserer Zeit für einen der 12,000,000 Mitschuldigen gehalten; theilen Sie mir doch ein wenig von Ihrer Unschuld mit, wenigstens von den „unschuldigen Gedanken", die Sie über die Aehnlichkeit der politischen Reformation unserer Zeit mit der kirchlichen des sechszehnten Jahrhunderts gehabt haben, wie Sie schreiben. Ich möchte gern wieder unschuldig seyn, wie es die 12,000 Jungfern waren.

Herr Raoul-Rochette, der mich in seiner Voyage en Suisse mißhandelte, aber in der zweiten Ausgabe des Buchs das Kapitel von Aarau gestrichen hat, ist auf mich, wie versessen. Er hat nun eine Histoire de la révolution suisse herausgegeben, wo er's mit mir auf allen Seiten so zärtlich treibt, wie mit dem Hund der Floh, der, um fett zu werden, jenen ausmagern will.

En attendant, daß Sie nach Aarau kommen, will ich provisorisch, was ich noch zu sagen haben könnte, bis dahin verschieben.

Und, „weil mir das Papier fehlt", will ich meinen Brief schliessen und Sie dem göttlichen Machtschutz per Mariam empfehlen.

Nach Karlsruhe. 22. Oktober 1823.

Was in der Welt wollen Sie denn aus mir machen? Ich Ihre Presbyterianer beurtheilen? Ich, der ich durch Sie erst den Geist des Presbyterianismus recht erkannt

habe? dazu werden Sie mich mit allen Ihren Verführungsgaben nicht verführen. Con amore, wie Sie geschrieben, hab ich Sie gelesen und mit dem bittersüßen Gefühl, mit dem ich alle Ihre Arbeiten betrachte, bin ich auch vom Presbyterianismus aufgestanden. Das Bittre liegt in der hellern Wahrnehmung der heillosen Verirrungen der Menschheit, die Sie so scharf zeichnen, und das Süße im Wahrnehmen Ihres über dem Tohu Va Bohu schwebenden freien und heiligen Geistes, daran ich erkenne, wir sind göttlichen Geschlechts. — Es ist in Ihrer Art zu betrachten und darzustellen etwas Gibbonsches.

Herr S** sagte mir einmal von einer Recension Ihrer Hierarchie ꝛc., und daß der Beurtheiler nicht undeutlich zu spüren gegeben, ich wäre der Verfasser. Wiewohl ich nun zu dem albernsten Qui pro quo lachte, fühlte ich doch, daß wir in unsrer geistigen Physiognomie einen gewissen Familienzug gemein haben müssen.

Wenn ich nur erst Ihr Ganzes lesen könnte, nämlich Ihre Betrachtungen über die Schicksale des protestantischen Kirchenthums in Europa! Halten Sie treu an dieser edeln Arbeit! — Nur im ersten Kapitel setzen Sie doch nicht Tugend dem Gottesdienst entgegen, sondern Inneres dem Aeussern, Religion dem Kirchenthum. Es giebt keine wahre, sittliche Tugend (die den Fluch mit Segen vergilt und für das ewige Gut der Menschheit alles opfern kann) ohne Religion (Geisteseinheit mit Gott und göttlichen Dingen, Leben im Ausserweltlichen oder Ueberirdischen); es giebt keine wahre Religion ohne Liebe (des Göttlichen und Heiligen i. e. Sündenlosen); es giebt keine Liebe ohne Glauben an das was man liebt und man selber im Innersten ist (Glaube aber steht dem Dogma, wie Religion dem Kirchenwesen gegenüber, oder wie das Geistige dem Irdischen); es

giebt keinen Glauben ohne Hoffnung des Ewigen und daß sich alles veredle und vollende. Da haben Sie mein Credo.

Religion ist Gotteswerk, ist unser geistiges Seyn, ist etwas Unerfundenes; Kirche ist etwas Selbstgemachtes, Erfundenes, ist das hörbare Wort des Gedankens, und wird auf Erden ewig verschieden bleiben, wie die menschliche Sprache (nach Maasgabe des Clima's, der Culturstufe u. s. w.). Wo eine Religion ist, wird immer auch Kirche seyn, (auch das Gebet des einsamen Robinson ist Kirchlichkeit;) wo ein denkendes Wesen, da auch Sprache. Aber eine Kirche kann seyn, ohne daß Religion darin lebt (dann zerfällt jene, wie die Römische und Griechische zur Zeit der Cäsaren); man macht oft auch Worte, ohne etwas dabei zu denken und man kennt Päpste und Priester, die sich selbst über ihre Kirchlichkeiten lustig machten.

Glaube ist das Unerfundne, Naturnothwendige; Dogma das Gemachte; und das Symbol ist blos eine Versteinerung des Dogma.

Protestantismus ist Opposition der Geistesfreiheit gegen Geisteszwang, des Glaubens gegen Dogma, der Religion gegen Kirchlichkeit, in so fern eines dem andern nicht zusagt, und der Rock dem Kinde zu weit oder dem Manne zu eng, oder die Uniform überhaupt misfällig wird.

Es muß, in politischer (staatsthümlicher) Hinsicht, Kirchenthum seyn, wie im Lebensverkehr die Sprache. Kirche hilft zur Entwickelung des Religiösen, wie Sprache die Bestimmtheit des Denkens unterstützt. Aber der Staat hat kein Recht, weder die Menschen zu einer Art Kirche zu nöthigen, die ihm gefällt, noch das Kirchliche zu fixiren, so wie er kein Recht hat, ein Volk zu zwingen, in einer Sprache zu reden, die es nicht versteht, oder die legitimen Wörter der Sprache festzusetzen.

Genug vom Credo. Sie selbst sind Schuld an diesem

Jargon in meinem Briefe; aber Ihre Presbyterianer weckten das in mir.

Meine Ueberlieferungen schließ ich mit dem Dezember, denn — ich bin Protestant gegen Geisteszwang, selbst wenn der von der Allianz der Heiligen des Himmels und der Erde kömmt. Ich möchte nicht dazu beitragen, daß man unsre liebe Schweiz zum Foyer des sentiments libéraux et révolutionaires erkläre, um in der Sprache der Heiligen zu reden.

Ich küsse Sie mit dem heiligen Kusse des Friedens.

13.

Nach Karlsruhe. 28. Dezember 1824.

Sie kennen mich ja, Lieber, und daher sag' ich auch kein Wort zu meiner Entschuldigung, daß ich so lange schwieg. Aber daß ich Ihre Aufträge sogleich bei Herrn S. vollzogen habe, wird er Ihnen vielleicht selbst geschrieben haben. Nicht also in der That fehlt' ich, aber im Wort, das ich Ihnen schuldig bin. Und nun will ich die Sonne des Jahres 1824 nicht untergehen lassen über meine Trägheit; lassen Sie dieselbe also auch nicht untergehen über Ihren Zorn.

Sind Sie nicht ein wenig zu behutsam und zu umsichtig? Ich, nach allem, was ich von Ihnen gelesen, kann nicht glauben, daß Ihr Werk auf irgend eine Art anstößig gewesen seyn würde. Wär' ich Verfasser desselben, ich würd' es auf die Gefahr hin, vom Drapeau blanc und österreichischen Beobachter und Staatsmann gelästert zu werden, der Welt gegeben haben. — Aber Sie wollen nach Riga zurück! — Nun, ich habe nichts zu rathen, weil ich nur Rathsherr für den Kanton Aargau bin.

Wann gehen Sie nach Riga? Werden Sie mir dann auch von den sandigen Gefilden der Düna noch ein Briefchen in meine stille Klause am Jura zuschicken? oder mich

dort in legitimer Scheu vor allem Geächteten der Zeit, vergessen? — Kämen Sie bis zum holdseligen Peipussee, so würd' ich Sie bitten, dort meinen alten, lieben Freund, Staatsrath und Professor Bartels zu besuchen und freundlich zu begrüßen.

Eigentlich ist mir Ihr und des Himmels Rath unerforschlich. Aber wenn Sie irgend können, bleiben Sie doch unter unserm mildern Himmel! Wär' ich ein reicher Herr: ich machte Sie auf Lebenszeit zu meinem Hausphilosophen, gäbe Ihnen mäßigen Gehalt (ein Philosoph muß nicht viel haben) und ein treffliches Mädchen zur Frau. — Giebt Ihnen der greise Voß, der weiseste Mann in Heidelberg, nicht denselben Rath, wenn Sie in Heidelberg sind? Ein Weib, ein Freund und eine Hütte! — Am Ende wünscht' ich, Sie säßen lieber in Paris als in Riga.

Es scheint, Sie denken gar nicht mehr daran, mir einen kleinen Besuch zu machen. Ich hätte fast Lust, Sie in Heidelberg oder Karlsruhe einmal zu überraschen, wenn ich nur sicher wäre, daß man mich nicht wegen demagogischer Umtriebe bis zu den Ufern der Spree führte, wie dem Professor Cousin geschah. Glauben Sie, daß ich scherze? Heutiges Tages ist unter der Aegide politischer Heiligkeit aller Unfug möglich, und diente er am Ende auch nur, einem ehrlichen Mann schadenfroh einen Streich zu spielen.

Wir hiesiges Landes sind gesund und frohes Sinnes, und möchten unsere heitern Tage gern mit Ihnen theilen.

14.

Nach Karlsruhe. 31. Jenner 1825.

Obgleich Ihr Manuscript bis jetzt noch nicht in mein Haus eingekehrt ist, fang' ich doch sogleich an, Ihnen den Empfang desselben zu bescheinigen. So blindes Vertrauen

hab' ich auf Ehrlichkeit und Pünktlichkeit unserer Posten. Aengstigen Sie sich also darum nicht, mein ängstlicher Freund. Auch nicht meines Sohnes Theodor wegen, der nicht eher nach Paris gehen wird, bis er den Doktorhut auf dem Kopf trägt, weil, wie mir mein Freund Stapfer ausführlich geschrieben hat, er nur erst nach Vollendung der Studien auf einer deutschen Universität zu Paris sich mit großem Gewinn vollenden könne. Ich will ihn Ostern also nach Deutschland schicken, in der Hoffnung, man werde des Jünglings schonen und in seinem ehrlichen Namen keine demagogische Umtreiberei sehen oder riechen.

Wenn Riga so gelegen wäre, daß ich da ungetrennt von meinen Freunden und der Literatur, übrigens von der Welt und ihren Göttern geschieden, mit einer schönen Aussicht in die landschaftliche Natur und auf den Entwicklungs-Prozeß der Menschheit wohnen und zuweilen eine Leuchtkugel oder einen Blitz unter die närrischen Menschen schleudern könnte, ungesehen, wie Zeus — etwa in den Wolken selbst —, so würd' ich mir Erlaubniß bei Ihnen erbitten, im Frühjahr mit Ihnen dahin zu ziehen und mit Ihnen in der nämlichen Straße zu wohnen. Wenn Sie nur in Ihrem Riga „in Abgeschiedenheit von allen literarischen und andern Interessen" glücklich seyn können! Wohlan, reisen Sie unterm himmlischen Machtschutz dahin! Es gefällt mir Alles in Ihrem Plan, NB. auch das Heirathen (exclusive das Beiwort „Wahrscheinlich"); nur nicht, daß Sie mich mit Ihrem allerliebsten Weibchen, in das ich mich schon selbst ein wenig zu verlieben anfange, erst nach zehn Jahren (helf' uns Gott!) besuchen wollen.

Ich zweifle gar nicht, daß Sie in Riga Jedem gefallen werden; aber sehr, ob Sie dort sich selbst. Für Ersteres bürgt mir schon zum Theil die rosenfarbene Stelle aus dem Brief Ihres trefflichen Freundes; für Letzteres hab' ich wahrhaftig

keinen Bürgen zu stellen, als — wenn Sie wollen so gütig seyn — Sie selbst.

God dam! (wenn ich fluche, so geschieht's in einer Sprache, die ich nicht verstehe, folglich gehört die Sünde zu den Unwissenheitssünden) machen Sie endlich Ihrer Selbstfolterung ein Ende. Sie rettet oder tödtet nichts, als ein heroisches Mittel, nämlich ein liebetreues, frommes, wirthliches Mädchen, das am Morgen sagt: Kind, arbeite und spare! — Mittags: laß dir meine einfache Kost wohl schmecken! — Abends: ruh' an meiner Brust aus! —

Adieu. Ich hoffe, Sie schreiben mir von jeder Poststation. Geben Sie mir auch die Reiseroute; vielleicht kommen Sie bei Freunden von mir vorbei.

Die Grüße Ihres Briefes, der sich apostolisch-paulinisch schließt, werden von links und rechts, zumal von meiner Frau, herzlich erwiedert.

P. S. Heute, Donnerstags den 3. Hornung 1825 Nachmittags 3 Uhr 57 Minuten 17 Sekunden, traf Ihr Manuscript wohl emballirt, mit dem Siegelbuchstaben R versehen, glücklich bei mir ein.

15.

Nach Karlsruhe. 6. September 1825.

Ich rechnete noch immer heimlich, mein Lieber, auf Ihre Bekehrung, das heißt auf Ihr Einkehren zu uns. Der diesjährige Schweizersommer war so lieblich und warm, daß kein Mann des Nordens vor seiner Rauhheit hätte schaudern können oder sollen. Allein die Götter und Jochmann wollten es anders.

Ihr lieber Maibrief liegt noch Antwort begehrend da; Ihre Betrachtungen über den Protestantismus haben mir diesen Sommer schon manchen genußvollen Nachmittag gewährt.

Ich bin immer der undankbarste Mensch mit dem dankbarsten aller Herzen. Gerade darum lieb' ich Sie immer mehr, weil ich Ihre Freundschaft für mich unverkennbar in Ihrer Geneigtheit zum Verzeihen meiner Schuld erblicke. Bewahren Sie mir diese Freundschaft voller Nachsicht.

„Das Bewahren Ihrer Betrachtungen mir lästig?“ — Was sagen Sie? Ich bin stolz, daß Sie sie mir anvertrauten. Ich bewahre sie, bis Sie dieselben zurückfordern. Warum vollenden Sie sie nicht? Wäre die Stille des Winters nicht dazu einladend? Und warum scheuen Sie sich, das vollendete Werk dann im Druck erscheinen zu lassen? Ruhen Sie doch nicht. Dies edle Spiel Ihrer Gedanken ist Arznei für Ihren Körper!

Ihr junger Landsmann hat Ihnen, scheint es, mit seinen Erzählungen von Riga wieder ein wenig Heimweh gemacht. Aber Sie überwinden es in sich, und ich billige es, wenn auch aus einem andern Grunde (rauhere Luft des Nordens) als Sie. Auch ich zittere, entfernte, längst nicht gesehene Freunde zu besuchen, weil die Freude des Wiedersehens immer entweder mit dem Schmerz des Wiederverlustes zu theuer bezahlt wird, oder, was noch schlimmer zuweilen ist, weil die erwartete Freude wohl gar am Ende durch die von der Zeit angerichteten Verwandlungen der Menschen, wenn man sie nach Jahren wieder nahe sieht, ganz ausbleibt. Meine Jugendfreunde blühen in meinem Gedächtniß, wie Unsterbliche, in ewiger Jugend und Liebenswürdigkeit; ach, in natura mögen sie nun wohl etwas anders geworden seyn.

Sie sind sehr gütig, an Theodor zu denken, falls er nach Heidelberg zöge. Er hat Aarau schon seit anderthalb Jahren verlassen. In Genf, zu Pictets, Decandolle's und des Astronomen Gautier Füßen, überließ er sich seinem Hang zur Naturkunde, indem er zugleich französische und englische Sprache trieb; dann ging er diese Ostern (nur zwölf Tage

war er im Vaterhause) nach München, wo er an den trefflichen akademischen Lehranstalten Medizin studirt. Er hat, wie in Genf, so in München, das Glück, in vorzügliche Gesellschaften gezogen zu werden.

Dagegen ist sehr wahrscheinlich, daß mein zweiter Sohn, Emil, der für ein Jahr nach Lausanne gehen wird, sich von da nach Heidelberg begeben wird, um sich zum Kirchenlicht gießen oder ziehen zu lassen. Er wird dann Ihre Güte in Anspruch nehmen, die Sie seinem Bruder widmen wollten.

Ich lebe in meiner Einsiedelei gar frohmüthig, wie das reine Bewußtseyn es kann. Nur zuweilen drückt es mich sehr, wenn ich sehe, wie jetzt alles Naturwidrige, Unvernünftige obenaus will in unserm Welttheil, und wie die unflätigen Gespenster des Mittelalters wieder spuken dürfen. Oft befällt mich dann eine unbeschreibliche Sehnsucht nach Amerika; und, glauben Sie mir's, ich muß mich oft recht ernst daran erinnern, daß ich nicht in Europa, sondern in meiner Blumenhalde wohne, um der Lust zu widerstehen, meine Liegenschaften zu verkaufen, und mit Weib und Kindern über den Ocean zu gehen.

Unter den Fremden, die mich mit Besuch beehrten, machte ich einige sehr werthe Bekanntschaften. General Rotten, der Vertheidiger von Barcellona, sagte mir: Mina, mit dem er sehr vertraut ist, habe aus Spanien nichts mitgenommen, als die Achtung der Franzosen, ausserdem Schande und Armuth, so daß er eingeschränkt leben muß, wie das auch beinah der Fall bei Rotten ist. — Die Dürftigkeit beider freut mich sehr, weil sie ein Stützpunkt meines Glaubens an Tugend ist.

16.

Nach Karlsruhe. 10. Oktober 1825.

Mich freuts, daß Ihr Werk *) endlich das Licht erblicken soll. Es ist eins der gewichtigsten Worte unserer Zeit und zur rechten Zeit gesprochen. Ich habe daraus gelernt; Ihr Scharfsinn hat mehrere meiner Vorstellungen berichtigt; Ihre Darstellungsart hat mich gefesselt, der naive Ernst Ihrer Wahrheiten mich oft zum Lachen gebracht (was Sie vermuthlich nicht bezweckten). Wer hat auch pag. 80 mit Röthel angestrichen? Ein erschrockener Zweifler, der vor Ihrer Folgerechtigkeit zurückprallte? Schreiben Sie deswegen zu Ihrer Rechtfertigung noch die höchstmerkwürdige Note hinzu? In dem Fall dank' ich dem Erschrockenen.

Ihr Buch ist zu gelehrt, geistvoll und gut geschrieben, um gleichgültig angesehen zu werden. Es rührt unmittelbarer eine Angelegenheit an (unmittelbarer für Deutschland, als das frühere Werk), welche durch das, vom Zeitgang bewirkte Polarisiren kirchlicher Meinungen und durch das unsinnige Sturmlaufen der remigrirten Hierarchie, Angelegenheit des Jahrhunderts zu werden Miene macht.

Aber an dem Geräusch ist wenig gelegen. Das Buch wird wirken, dem Muthigen eine neue Waffe, dem Wankenden wenigstens ein Stab werden, viele Protestanten rein protestantisch denken und reden lehren. Und damit sollen wir uns begnügen. Denn die Welt überzeugen kann niemand, weil Eigennutz, Hochmuth, Herrschsucht und überhaupt jede Leidenschaft, als solche, nicht überzeugungsfähig ihrer Natur nach seyn kann, und Sie einer von denen sind, die im Vortrab der Menschheit eingereiht stehen, und da und dann erst ganz verstanden werden können, wann der Nachtrab auf Ihrer Stelle stehen wird.

---

*) Beiträge zur Geschichte des Protestantismus.

Die Mißgriffe vieler Höfe dieser Tage, unter welchen der Bodensatz der geistigen Welt siegreich aufsteigt (wie immer in der Gährung), deuten und bereiten erschütternde Ereignisse der Zukunft. Die Verblendeten bewirken ganz sichtbar das Gegentheil von dem, was sie bezwecken möchten. Frieden wollen sie und wiegeln zum Krieg auf; wollen mit Knutenstreichen besänftigen und mit Stroh und Pulverfässern Feuer dämpfen.

Leben Sie wohl.

Jochmanns Kränklichkeit dauerte von Jahr zu Jahr wechselnd fort; sie hinderte ihn aber nicht am Arbeiten.

Er kam noch einmal in die Schweiz. Er lebte in Lausanne; doch nicht so lange, als er selbst anfangs beschlossen hatte. Seinen Zustand bezeichnete er mir in folgenden Zeilen:

Lausanne den 8. Juli 1828.

Eben war ich, wenn auch nicht in der rechten Stimmung, — denn auf eine solche darf ich erst bei leidlichem Uebelbefinden, (Sie sehen, ich bin bescheiden,) und in der geliebten Stille meines leider zu voreilig aufgegebenen, eignen Heerdes rechnen, — doch im Begriffe Ihnen zu schreiben, als ich Ihren Brief vom 4. d. M. und dessen Einlage empfing. Ich seh' es als einen Beweis der guten Wirkung meiner homöopathischen Kur und meiner bisherigen Lebensweise an, daß beide mich — wenn auch etwas mehr herabgestimmt, doch nicht so sehr verstimmt haben, als zu jeder andern Zeit unfehlbar geschehen seyn würde. Sie selber sind jetzt wohl schon auf dem Wege nach dem Taunus oder den Graubündner Alpen, und die, wie Sie voraussetzen „stärkenden" Worte meines Arztes enthalten nicht mehr und nicht weniger, als was man in meinem lieben Vaterlande einen Wischer zu nennen pflegt, zu deutsch: einen Verweis über mein eigenmächtiges Hineinpfuschen

in seinen Kurplan, und eine ziemlich dictatorische Weisung — nach Pfäffers. Daß ich mich seiner legitimen Willkühr mit leidendem Gehorsam fügen werde, — versteht sich; aber ungelegener konnte sie mir, freilich wohl durch meine eigne Schuld, nicht kommen, als da ich eben jetzt seit acht Tagen, mit Hülfe meines frankfurter Freundes Herrn Manuel, ein Unterkommen gefunden, bei dem ich meine homöopathische Lebensweise fortsetzen kann, und das für die nächsten sechs heißen Wochen, meinen Wünschen und Bedürfnissen, so gut es unter einem fremden Dache geschehen mag, zuzusagen verspricht. Ich befinde mich nämlich als Einwohner und Kostgänger im Hause des Herrn Professors Chavannes, des diesjährigen Präsidenten Ihrer naturforschenden Versammlung, und hatte die Absicht, etwa erst um die Mitte des Augusts meine Rückreise über Aarau nach Baden anzutreten. Die Verhaltungsbefehle meines Arztes werden mich diese Reise nun wohl schon in den letzten Tagen dieses Monates, und zwar über Aarau, aber für's erste nach Pfäffers, machen lassen. Ich tröste mich über die künftig verlorene Zeit mit dem Gedanken, jenen Alpen-Ofen im August etwas abgekühlter und nicht so überfüllt zu finden, als er es im Juli wahrscheinlich ist. Unterdessen seh' ich mit Sehnsucht dem September und meinem Rückzuge in das alsdann auch stillere, und um so lieblichere Baden entgegen; um so sehnsüchtiger, je einsamer ich mir, da nun auch Sie sich entfernen, in dieser Fremde vorkommen muß. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, — und das ist gut, denn ich würd' es doch nicht thun können, — wie sehr mich in einer solchen Stimmung, der in Ihrem Briefe vorkommende Wunsch, mir ein Stück von Ihrer Gesundheit abgeben zu dürfen, ergriffen hat. Nein, nein! Gesundheit ist freilich das einzige, was ich nöthigenfalls zu stehlen mich entschließen könnte, aber Ihnen stehl' ich sie doch nicht. Und beweist mir nicht eben ein solcher Wunsch, daß ich bereits

ein Stück von einem noch edleren Ihrer Besitzthümer habe, als selbst Ihre Gesundheit ist? —

Ich werde Sie schwerlich in Aarau antreffen, — kaum wird es dieser Brief; aber ich komme dennoch und spreche bei Ihnen vor. Ich höre wenigstens von Ihnen; ich sehe Ihre so herzensgute, und — wie ich mir zu meiner Beschämung und Rührung täglich wiederhole, so mütterlich für mich besorgte Frau, und ich hole mir von dem wackern alten Herrn, der mir in dem freundlichen Gartenwinkel Ihres Hauses das horazische Sapere aude! zurief, und so bedeutsam als zweckmäßig auch das: sed incipe! hinzufügte, den Badegesellschafter Montaigne. — Sollten bis dahin Briefe an mich bei Ihnen eintreffen, denn die Noth könnte mich wohl dergleichen anzustecken zwingen, so bitte ich, dieselben nur liegen zu lassen, bis ich sie abhole.

Herr Monnard, der mich, obgleich mit Examinationsgeschäften überhäuft, freundlich empfangen hat und dessen geistiger Kostgänger, d. h. Bücherborger ich bin, wird Ihnen, so war es wenigstens seine Absicht, vor einigen Tagen selbst geschrieben haben. Herr Chavannes freute sich sehr, Sie — wozu ich ihm Hoffnung gemacht hatte, — bei der diesjährigen Naturforscher-Versammlung wieder zu sehen, und bedauert es diese Hoffnung aufgeben zu müssen. —

Ich erwarte keine Antwort; Sie sind auf der Reise, und Nachrichten von Ihnen hole ich mir selbst; — aber wenn Sie freundlich dafür sorgten, daß ich auch ein paar Zeilen an Ihren Freund in Chur abholen könnte, so verpflichteten Sie mich recht sehr.

Leben Sie wohl, recht wohl! Von ganzer Seele

Ihr

J.

Er liebte das Leben, als eine „süße Gewohnheit;" aber glaubte selber im Ernst nicht an eine lange Dauer desselben;

wünschte sie sogar nicht, wenn sie nur eine Verlängerung seines Hinwelkens seyn sollte. In einer Stunde des Betrachtens seiner Zustände schrieb er folgende Zeilen:

Schon fühl' ich sie, mit schnellem Schritte,
Die Stunde der Erlösung nahn;
Und aus des Lebens bunter Mitte
Haucht ahnungsvoll das Grab mich an.
Mich schreckt die Stimme des Geschickes;
Drum hasch' ich eilig den Genuß.
Doch jede Gunst des Augenblickes
Scheint mir ein letzter Scheidekuß.

„Du kennst der Thorheit schwere Kette,
Die Freuden, die das Leben lügt,
In das, wie in Prokrusies Bette
Ein jeder sich mit Schmerzen fügt.
Nachdem sich Wunsch und Hoffnung schieden,
Was fesselt dein getäuschtes Herz?
Nur Eine Stätte bringt dir Frieden,
Nur Eine Ruh tilgt deinen Schmerz!"

Das eben knüpft mit festerm Bande
Mich an die freudenlose Welt,
Daß sich mit keinem theuren Pfande
Das Glück mir bleibend zugestellt.
Was unreif welkt, ich geb's dem kalten
Stiefmütterlichen Erdenschoos.
Ach, von der Hoffnung Traumgestalten
Reißt sich das Herz nur blutend los!

Sein Glaube an die Wunderkraft des südlichen Himmelstrichs, wie der Heilquellen, verlor sich; aber wandte sich dagegen desto zuversichtlicher der homöopathischen Arzneikunst zu. Er trat mit verschiedenen Bekennern derselben in Briefwechsel, und ließ sich, selbst aus der Ferne, von einem der

Ihrigen verordnen, was zu seinem Heile dienen sollte. Nicht nur las er Alles, was über Homöopathie im Druck erschien, und zeichnete er auf, was sie ihm Gutes zu gewähren schien: sondern er war, in seinen „homöopathischen Briefen", selbst einer ihrer Vertheidiger gegen die zahlreichen Widersacher geworden. Sie aber, deren treuer Schutzredner er war, schützte ihn nicht. Er schien dies aber weniger ihrer Undankbarkeit gegen ihn, als seiner Vergeßlichkeit zuzuschreiben, sich nicht an den Urheber der neuen Heilart unmittelbar gewendet zu haben. Er faßte in den letzten Monaten des Jahrs 1829 noch den Entschluß, von Karlsruhe nach Köthen zu reisen, sobald die Sommertage erscheinen würden, um sich dort der Sorge des Dr. Hahnemann anzuvertrauen. Einmal im Norden Deutschlands, dort vielleicht genesend, schien ihm auch einen Absprung nach Riga zu machen, nicht unräthlich. Er gab seinem Freunde Sengbusch daselbst schon fröhliche Hoffnung.

Als endlich der milde Maimond erschien, rüstete er sich zur Reise nach Köthen; doch nicht ohne eine bange Ahnung. Er legte seinen letzten Willen bei einem seiner Freunde in Karlsruhe, Herrn Chr. Griesbach, nieder. Auf der Reise aber verschlimmerte sich sein Zustand so sehr, daß er in Naumburg an der Saale verbleiben mußte. Er kam hier am 3. Juni 1830 an, kraftlos, greisenhaft gebückt, fiebernd, mit heftigen Lungenblutungen. Nichts beklagte er nun so sehr, als daß er nicht in Karlsruhe bei seinen Freunden, sondern ein Fremdling unter Fremden, sterben werde. Doch bald gewann er auch hier einen neuen und herzlichen Freund an seinem Arzte, Herr Dr. Stapf. Inzwischen seine Kräfte schwanden schnell hin. Am 24. Juli schon entschlummerte er sanft in der Morgenfrühe. Bei der Leicheneröffnung zeigte sich Zerstörtheit der Lunge, Vereiterung der Luftröhre, Zerrüttung der Organe des Unterleibes.

Man fand auf seinem Tische ein Briefpäckchen, mit der Aufschrift: „Gleich nach meinem Tode zu eröffnen." Es enthielt, nebst seinem letzten Willen, das Verlangen, sein Herz in eine Porzellan=Vase zu verschliessen und es an seinen theuern Freund Sengbusch nach Riga zu senden, der ihm in seinem Garten ein Plätzchen gönnen möchte. Auf sein Grab in Naumburg verhieß der Arzt, in dessen Armen er starb, einen einfachen Kubus, als Denkmal, setzen zu lassen, mit der Inschrift: Vivitur ingenio, cetera mortis erunt.

In seinem Testament lautete der achte Satz: „Meine sämmtlichen Handschriften von Materialien=Sammlungen, Aufsätzen u. dgl. aller Art, mit einziger Ausnahme meiner Korrespondenz= und Geschäftspapiere, vermache ich meinem lieben, verehrten Freunde Herrn Heinrich Zschokke in Aarau, dem sie kostenfrei zuzustellen sind. Ich bezweifle, daß er viel mit ihnen anzufangen wissen wird. In jedem Fall übernimmt er dann wohl, aus alter Freundschaft für mich, die Mühe, sie zu vernichten."

Kleinigkeiten aus meinen Reiseblättern.

1. In England.

Radcliffs Library zu Oxford.

Das prächtige Gebäude, eine große Rotunde mit mehrern Säulenordnungen, zierlicher Gallerie und Kuppel, gefiel mir besser, als sein Inhalt — die Bibliothek. Diese soll vorzüglich den medizinischen Wissenschaften geweiht seyn, ist indessen noch sehr bücherleer und gemischt. Was haben denn Augustin de civitate dei u. dgl. m. mit der Medizin zu schaffen? Das Merkwürdigste im Innern sind ein Paar ausserordentlich schön gearbeitete Candelabern aus römischer Vorwelt, beinah gar nicht beschädigt. Sie wurden in Italien unter den Ruinen von Adrians Palaste gefunden und von Sir Roger Rewdigale der Universität geschenkt.

Die Aussicht von der Gallerie ist die schönste, welche ich in Oxford gefunden habe, und ganz eigenthümlich. Oxford besteht fast zur Hälfte aus Colleggebäuden und andern zur Hochschule gehörigen. Die ältern Colleges gleichen Klöstern von alterthümlicher Bauart; die neuern dem, was wir in Paris oder Petersburg Hotels nennen würden. Mit jedem College sind Gärten und Wiesen verbunden, und so bildet das Panorama von Oxford ein reizendes Gemisch von gothischen und ländlichen Aussichten. Die Anmuth des Frühlingstages (es war der 20. April 1813) trug nicht wenig zur Verschönerung des wunderbaren Bildes bei.

Die Universität.

Sie ist ein seltsames Gemenge mittelalterischer und neuer Ordnungen, wie die Stadt ein „Durcheinander“ von gothischer und italienischer Bauart. Jedes Colleg hat eine gewisse Zahl darin eingebürgerter Stiftsherren oder „Fellows“, die der Wissenschaft leben können; ausserdem noch das, was wir bei uns zu Lande Studenten oder Bursche nennen, die „Commoners“. Aber weder die Fellows noch die Studenten sind alle zu Oxford: von den letztern kaum die Hälfte. Sie bleiben aber trotz dem akademische Bürger, wenn sie nur jährlich ihren Beitrag von 4 oder 5 Pfund Sterling zahlen.

In Allem sticht das Aristokratische Mittelalter hervor. Die Studirenden müssen in schwarzen seidenen Mänteln und sammtnen Bareten gehen; aber die adlichen oder Noblemen Commoners tragen ihre Mäntel mit Aermeln, am Baret mit einer Gold-Troddel: die bürgerlichen oder Gentlemens weder Aermel noch Troddeln. Adliche erhalten nach drei, Bürgerliche erst nach vier Jahren, in Folge besonderer Prüfung, das „Batchelor-Diplom“, als Baccalaureen; nach sieben Jahren bekommen sie den Magistertitel und nach sechszehn Jahren den Doctorgrad. Also schulfuchsische Kindereien, ärger, denn auf deutschen Hochschulen!

Auch auf todte Kirchlichkeit, die man hier, wie bei uns, „Gottesfurcht“ nennt, wird Viel gehalten. Die armen Teufel von Noblemens und Gentlemens müssen täglich, zu ihrer größten Plage, den Gottesdienst besuchen, mit oder ohne Andacht, gleichviel. Darum aber sind sie nicht frömmer, als auf deutschen Universitäten und treiben der lustigen Jugendstreiche die Menge.

Sie haben auch das mit unsern Burschen gemein, daß sie sich gewisser Wörter bedienen, die sonst nicht gewöhnlich sind, aber in ihrem Munde eine Art allegorischen Sinns haben. So nennen sie die hier noch kleine Themse die Isis;

einen Fremden etwas unhöflich einen Liar oder Aufschneider; einen Geistlichen, der äußerlich zur englischen Kirche gehört, aber im Herzen dem Methodismus angehört, einen Pinky oder Blinzler.

In allen Colleges beobachten sie eine eigenthümliche Tischceremonie. Man nennt sie „Cup of Graie.“ Am Schlusse jeder Mahlzeit kömmt ein großer, silberner Becher mit zwei Handhaben auf den Tisch, der mit starkem Bier, Muskatnuß, Zucker, kurz, einer Art kalter Schaale, gefüllt ist. Der Präses nimmt den Becher und trinkt ihn seinem Nachbar zu: beide stehen auf, während einer oder der andere trinkt, und so macht der Humpen die Runde. „Die Sitte stammt aus undenklich alter Zeit,“ sagte mir mein Freund, the Rev. *Speidell* of St. John: „unsere Vorfahren tranken bei Tisch nur einmal, und zwar erst am Schlusse der Mahlzeit. Das Aufstehen aber bedeutet ein Bewachen des trinkenden Nachbarn gegen Meuchelmord.“

Printinghouse und Mrs. Wadham.

Zu den schönen Gebäuden von Oxfort gehört Printinghouse Es ist ein der gelehrten Anstalten würdiges Institut. Das Bemerkenswertheste darin scheint mir aber der Umstand, daß es aus dem Gewinn erbaut wurde, welcher an einem Buche, und zwar Clarendons history of the rebellion gemacht worden war, welches der Verfasser im Manuscripte an die Universität schenkte. Ich habe wohl viele Bücher gesehen, die ihr Daseyn irgend einem merkwürdigen Gebäude verdankten. Dies aber ist das erste Gebäude, das ich sah, welches seinen Ursprung einem Buche schuldig ist.

Auch mit dem Entstehen des großen und reichausgestatteten Wadham-College ist ein wunderliches Ereigniß verbunden. Es ward im Anfang des XVII. Jahrhunderts von

Nicholas und Dorothea Wadham gestiftet. Nicholas starb, bevor die Stiftung vollendet war; die Wittwe setzte aber das Werk fort und vollführte es. Dann bot sie dem ersten Rector des Instituts ihre Hand an. Er schlug sie aus. Weibliche Rache veranlaßte Mrs. Wadham, den Statuten des Collegs ein Gesetz beizufügen, dem gemäß kein Rector dieser Stiftung heirathen dürfte. Ein Paar hundert Jahre lang fühlten also die Rectoren den Zorn der verschmähten Schönen, bis vor einigen Jahren eine Parliamentsakte das unnatürliche Verbot aufhob. Das Aergste war, Mrs. Wadham starb in einem Alter von 85 Jahren, und zwar sieben Jahre nach ihrem ersten und einzigen Mann.

All-Souls-Bibliothek.

Diese Sammlung ist eine der elegantesten und reichsten in Oxford. Mir fielen aber die unzähligen Lücken in den Bücherschränken auf und ich wunderte mich über den Fleiß von den gelehrten Fellows, die ihren Bücherschatz so stark benutzten.

„O nein, das ist der Fall nicht so sehr.“ Sagte der Führer zu mir.

— Aber die vielen Lücken! —

„Hier standen vorher Blöcke, wie Bücher angemalt, die man aber vor einigen Wochen weggenommen hat, weil sie hätten für einen Beweis der Eitelkeit gehalten werden können.“

Die Mitglieder dieses Collegs befinden sich somit in einem sonderbaren Dilemma. Sie haben die Blöcke weggeschafft, um auch nur den bloßen Schein von Eitelkeit zu meiden, und sich dadurch, wie meine naive Verwunderung bewies, den Schein noch größerer Eitelkeit zugezogen.

An Jenny, in Reading.

Immer ward ich noch krank, verließ ich die gastliche Stätte,
  Ist die Waare daran, ist die Verkäuferin Schuld?
Nie genoß ich zu viel, was du mir freundlich geboten,
  Ward ich dessen zu voll, was du nicht hast und doch giebst?

Jenny, at the white hart, gehört zu den seltensten Naturschönheiten des Städchens Reading, an den Ufern des Kennet, und doch nennt sie keine Geographie, kein Guide du voyageur; in wenigen Jahrzehenden vielleicht kaum ein Leichenstein.

Die Sacramentswoche.

Jetzt (den 6. Mai 1813) ist hier in Edinburg die Sacramentswoche. Jede schottische Stadt hat eine solche, in der Alles zum Abendmahl geht, obgleich es nicht immer die nämliche ist. Drei Tage lang sind dann die Läden und Buden geschlossen; aller Verkehr endet; alle Freude; sobald sie Geräusch macht, alle öffentliche Geselligkeit stirbt aus. Die Juden können ihren Sabbath, die Engländer ihren Sonntag nicht strenger halten, als die Schotten. Am Sonntag thut man in Schottland nichts, als daß man dreimal in die Kirche geht und sich dreimal den Magen verdirbt.

Einer meiner Freunde fragte im Mac-Gregor-Hotel eines Sonntags nach einem Buche. Man brachte ihm die Bibel. Er erklärte sehr bescheiden, er kenne das Werk schon und habe es mehrmals gelesen; er bekam zur Antwort: Man habe am Sonntag kein anderes Buch. — Einer meiner Tischgenossen, der mit mir im gleichen Kosthause speiste, trillerte am Sonntage sein Liedchen nach dem Essen. Die Wirthin warf ihm seine Weltlichkeit vor. — „Was soll man denn aus langer Weile singen?“ — fragte er. „Psalmen!“ antwortete sie. — Wer konnte da des Lachens Meister bleiben?

Diese kindische Sonntagsfeier und mechanische Werkheiligkeit ist freilich nur noch ein verbrauchtes Erbstück des verrauchten Glaubenseifers aus der Reformationszeit, und es hat sich durch Gewohnheit und Dressirung von einer Menschengeneration in die andere übergeschoben. Aber daß heutiges Tages noch aufgeklärte Geistliche und selbst Staatsmänner daran festhalten, und in dieser Sitte eine Krücke der Religion finden, beweist, daß die Staatsmänner noch immer den Glauben oder Aberglauben des Volks als Mittel benutzen mögten, und daß die Geistlichen der Macht der Religion ohne jene Stützen nicht trauen. Mir gefallen die an Krücken gehenden Religionen nicht; sie hinken immer; sie lernen nie selbstständig gehen; und wenn einst die Krücken brechen, fallen sie mit ihnen zu Boden.

Gratulation und Condolation.

Ich erinnere mich nicht, seit langem so herzlich gelacht zu haben, als gestern (25. März 1813), indem ich in den Times las: die Prinzessin Charlotte habe ihre Mutter in Montague-House besucht, und die Einwohner hätten vor Freuden darüber mit allen Glocken geläutet; doch sei, wegen des Todes der Herzogin von Braunschweig, die eine Hälfte der Glocken umwickelt gewesen (muffled) und habe Trauergeläute hören lassen, während die andere Hälfte den Freudenlärmen machte. — Eine köstliche Erfindung, beim Tode gekrönter Häupter anwendbar; le roi est mort; vive le roi!

Schaff-Mull und Whisky.

Das „Schaff-Mull" scheint den gemeinern Schotten, besonders den Hochländern, das zu seyn, was die „Friedenspfeife"

den Wilden Nordamerikas, die „Cup of Graie" den Studenten in Oxford, die Flasche den übrigen Engländern und der Kaffee den meisten Europäern ist: der Schluß jeder Mahlzeit; das Freundschafts- und Friedenszeichen. Das Schaff-Mull ist ein großes Horn mit Schnupftabak gefüllt, das die Reihe herum geht, und an das oft ein kleiner Löffel zum Bedienen und ein kleiner Hasenfuß oder ein schmales Bürstchen zum Reinigen des Schnurbartes, oder doch des Raumes zwischen Nase und Oberlippe angehängt sind. Das Horn gehört gewöhnlich einer Tischgenossenschaft und ist zuweilen an den Tisch gekettet.

Es versteht sich, der Whisky darf am Ende auch nicht bei der Tafel des gemeinen Schotten, und für ihn überall in der Welt nicht fehlen. Großbritannien ist in Hinsicht des Whisky in drei große Distrikte getheilt, die dies Getränk nur für ihre eigene Consumtion verfertigen dürfen: in die schottischen Hochlande, in die schottischen Niederlande und — in England. Die Qualität dieses Branntweins ist nach eben derselben Ordnung.

Es ist bemerkenswerth, daß die Handelsordnungen fast aller Staaten in Betreff des Branntweins gerade so aussehen, als ob sich die Gesetzgeber erst in ihm selber in reichem Maße Raths erholt hätten, ehe sie die Verordnungen machten. Selbst in England, wo doch Handelspolitik besser, als alles Andere verstanden wird, ist das der Fall. Die Folgen sind auch hier die nämlichen, welche dergleichen Schranken anderswo haben.

Professor Gregory.

Er ist der erste Mann der medizinischen Fakultät in Edinburg, Nachfolger eines Cullen, eines Monroe. Zu seinen Grundsätzen gehört eine strenge Diät, nach der Uhr und

Goldwage, die er selber auf's pünktlichste ausübt, und zu seinem Charakteristischen eine ungeschminkte, fast grobe Treuherzigkeit.

Wie dem Müller und Schornsteinfeger, sieht man jedem Stande, oder hört man ihm das Handwerk an, das er treibt. Wer erkennt nicht sogleich Militärpersonen an ihrer steifen, eingeübten Haltung; Schulmänner an ihrer docirenden Rechthaberei und Sylbenkrämerei; Mönche an ihrem kurzen Klosterschritte; Advokaten an ihrem Suchen und Eingliedern von Beweisen und Gründen; Pfarrer an ihrem Kunsternst und gedehnten Predigerstyl in der Unterhaltung? Fast alle ältere Aerzte haben ihre eigenthümlichen Wunderlichkeiten, die gewöhnlich nur Auswüchse irgend eines ihrer Charakterzüge sind, deren man in den Krankenstuben schonen mußte und die man damit zur Monstruosität groß zog. Der eine ist prahlender Charlatan und läßt's am Apothekerlatein nicht fehlen; der andere kommandirt oder flucht wie ein Bootsknecht; der dritte ist ironisch, zweideutig, selbst hämisch, um seine Autorität geltend zu machen. Feinen Weltton besitzen sie selten; absprechend sind die meisten.

Lord Newton, der als gaumseliger Aristippiker ziemlich bekannt ist, bat den Professor Gregory unlängst zum Mittagsessen. Dieser antwortete trocken: „Ich wollte lieber beim Teufel essen, als bei Ew. Herrlichkeit.“ —

„Nun, so scheeren Sie sich zu ihm!“ entgegnete der beleidigte Lord.

Als mein armer Freund C... sich wegen seiner Gesundheit bei Gregory Raths erholen wollte, hörte ihn dieser sehr geduldig an; und die ersten Worte, die er ihm dann ganz freundlich erwiederte, waren: „You are poxed, Sir“ (Sie sind angesteckt!) Man denke sich die Verblüfftheit meines Freundes, der sich seiner Reinheit bewußt zu seyn glaubte.

Advokaten in Edinburg.

Das Korps der Advokaten in Edinburg zeichnet sich im ganzen Großbritanien vor allen dieses Standes durch eine wissenschaftlichere, vielseitigere Bildung, und was noch mehr ist, durch eine uneigennützigere Beförderung der Wissenschaften überhaupt aus. Ja, ich möchte behaupten, auf dem ganzen Festlande ist dieser Stand, in erwähnter Rücksicht, nicht, was hier. Zwei Bibliotheken, die besten in Schottland, geben das rühmlichste Zeugniß dafür. Die „Advocate's library" würde Ehrfurcht verdienen, wüßte man auch nur von ihr, daß sie zu des ehemaligen Bibliothekars Hume Geschichte von England die Veranlassung gab und die Materialien lieferte. Die „Library of the clerks to the royal signes" (der Advokaten für den schriftlichen Prozeß) existirt erst seit ungefähr vierzig Jahren durch bloße Privatbeiträge und ist durch Auswahl und Eleganz bemerkenswerth. In vielen Ländern sind die meisten Glieder des Advokatenstandes durchaus nichts anders, als was sie zur Nothdurft für ihren Beruf seyn müssen; blos gemeine Hand- oder vielmehr Maulwerker um's tägliche Brod.

Ich hatte leider nicht das Glück, den herrlichen Dichter der „Lady of the last Minstrel" (Walter Scott) kennen zu lernen; eben so wenig ein anderes Mitglied der Edinburger Advokaten-Fakultät, den Mr. Laing, der kein unwürdiger Nachfolger Hume's und Robertsons ist.

Vor seiner Geschichte von Schottland befindet sich eine Untersuchung des Antheils, den Maria Stuart an dem Morde ihres Gemahls Darnley hatte, und ihre Schuld ist leider da wieder recht sehr bewiesen. Ein anderer Rechtsgelehrter machte mich indessen darauf aufmerksam, daß Laings Beweis gänzlich auf die Lage des Hauses, des sogenannten „Kirk in Fields" begründet wäre, welches in die Luft gesprengt worden ist. Er erzählte mir zugleich, daß man über diese

Lage noch keineswegs ganz im Reinen sei; daß vielmehr aus sehr triftigen Gründen auch eine andere Stelle dafür angenommen werden könne, wo dann Maria's vorgeblicher Antheil ganz unmöglich gewesen seyn würde. Er will mir Pläne und Dokumente zeigen; und es soll mich herzlich freuen, wenn ich an der Schuld der schönen Sünderin auch nur etwas zweifeln dürfte. Der überzeugendste Beweis für ihre Unschuld würde sie nur bedauernswürdiger machen.

Mr. Laing, der den schottischen Nationalstolz an sich nicht ganz verläugnen will, hält die Schotten alle für kräftige Naturen, die an Charaktergröße und Genialität ihre Nachbarn unter günstigern politischen Verhältnissen weit überflügeln würden. Besonders Großes erwartet er von den Hochländern, wenn einmal die Civilisation ihre gälische Verhärtung recht durchdrungen und befruchtet haben würde. Sie sind, sagte er in einer Gesellschaft, wie ihr wilder Haideboden. Jede Stelle desselben, die mit ungelöschtem Kalk bedeckt wird, bringt in kurzer Zeit die üppigste Vegetation von weißem, aber auch nur weißem Klee hervor, während rund umher die öde Haide fortdauert. — Nicht dieser Einfall, sondern die angeführte Thatsache selbst nimmt mich Wunder. Also läge der Same des Klees schon seit Jahrtausenden da? Was wäre die Ursache solcher merkwürdigen Erscheinung? Hat man auch anderswo schon Versuche mit Kalk auf dem Haideboden angestellt?

Englische Zeichnungen.

Ich habe oft Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß die englischen Fabrikate aus lakirtem Bleche, Papiermaché, Porzellan u. s. w. zwar in Eleganz der Formen und Schönheit der Farben fast Alles übertreffen, dagegen aber, was Richtigkeit und Anmuth der Zeichnung angeht, denen aus Sach-

sen, Braunschweig, Berlin und andern Orten bei weitem nachstehen.

Herr Getley in Birmingham, Associé des großen Hauses Fidgeon Getley u. Komp., Eigenthümer einer solchen Fabrik, gegen den ich die nämliche Aeußerung wagte, gab mir vollkommen Recht, obgleich namentlich in Birmingham für eine Zeichnungsschule zur Bildung der Fabrikanten sehr viel gethan ist. Sollte nicht eine Ursache dieser auffallenden Erscheinung die seyn, daß die Schüler, aus Mangel an großen Mustern, durchaus in einer gewissen Mittelmäßigkeit bleiben müssen? — Das Genie freilich geht in allen Ländern sogleich zu der ersten Quelle, — der Natur. Allein das Genie wohnt selten in den Fabriken, wo hauptsächlich ein sorgfältiger Fleiß, ein richtiger Mechanismus erfordert wird. In ganz England ist keine öffentliche Bildergallerie, obgleich die größten Kunstschätze in den Landhäusern des Adels und der „Gentry" zerstreut sind. In Dresden hat jeder Künstler Gelegenheit, nach den besten Meistern zu studiren. Sollte es nicht ein eben so nützliches, als patriotisches Unternehmen seyn, wenn in England jeder Edelmann von jedem Hundert seiner vortrefflichen Gemälde nur eins jährlich in eine Fabrikstadt schickte, um dort, unter gehöriger Aufsicht, für die jüngern und ärmern Künstler eine Sammlung ausgezeichneter Muster aufzustellen.

Herr Getley fand meinen Gedanken so gut, daß er sagte: „Man muß es versuchen und ihn in Bewegung setzen." Eine ächt fabrikherrliche Metapher!

Stanzen.

Si non amaveris, frigida loquor: da amantem, da Sentientem, da desiderantem, — sciet quod loquor.
St. Augustinus in confessionibus.

Bereuen soll ich jene beſſ're Stunde,
Den einzigen, den nur zu flücht'gen Tag,
Wo vom Genuß die Wange überwunden
An meiner Bruſt in ſüßer Ohnmacht lag?
Warum, ach! iſt er mir ſo raſch entſchwunden,
Den ich mir nie zu oft erträumen mag?
Er, den ich mir von allen, die ich zählte,
Zum Einzigen und Letzten gern erwählte.

Wie ich, mit ſtürmiſch ſiegendem Entzücken,
Die holderröthende Geſtalt umfing,
Und geizig, mit der Liebe Späherblicken,
An jedes reizende Geheimniß hing:
So ſoll mich die Vergangenheit beglücken,
Wie ich ihr hoffend einſt entgegenging,
Wenn jenes Bild, ſo wahr, als Wirklichkeit,
Mit neuer Glut die Sehnſucht mir erneut.

Wohl köſtlich ſind der erſten Liebe-Sehnen,
Des Mädchens Furcht, des Jünglings Schüchternheit;
Der räthſelhaften Wünſche ſtille Thränen,
Und aller Reiz, den das Geheimniß leiht;
In jeder nächſten Gunſt die höchſte wähnen,
Wenn ſich an jedes Glück ein neues reiht,
Bis ſiegend, wo ſie überwältigt ſcheint,
Die Liebe klagt und das Vergnügen weint.

So glänzt am leichten Stamm, in weißen Reigen,
Ein Blüthenheer, des Frühlings heitre Macht;
Und dichter wölbt das Laub ſich an den Zweigen,

Und heimlich glühend ist der Keim erwacht;
Bis sich die reichen Aeste spendend neigen, —
Der Baum enthüllt des Herbstes farb'ge Pracht, —
Und, von der süßen Fülle angeschwellt,
Dem Lüsternen die Frucht entgegenfällt.

O zügle nicht den Gott der in dir waltet,
Nun vor dem trunknen Blick der Schleier fiel;
Des Lebens Räthsel hat sich dir entfaltet
In deiner Sinnen wonnevollem Spiel.
Die Blüthe welkt und die Begier erkaltet,
Und, an der Jahre schnell erreichtem Ziel,
Beut, wie das Glück, nur die Erinnerung
Noch kalte Schatten, nicht Befriedigung.

Mit ihrem Glanze stirbt der Blume Leben;
Des Winters Sturm, er kennt die Lerche nicht;
Und langsam tödtet, was ein Lenz gegeben,
Des bleichen Schnees drückendes Gewicht.
Vergebens will sich noch der Wunsch erheben,
Wenn einst der Jahre Last die Kräfte bricht.
Ach, einsam lebt das Herz, wenn Alles starb,
Was je der Sinn genoß, der Geist erwarb.

Zwar über alle Keime, die entschliefen,
Schwingt bald ein andrer Lenz den Blüthenstab;
Ein Sängerchor, das wärmre Sonnen riefen,
Schwebt auf die heimathliche Flur herab;
Uns weckt kein Frühling in den dunkeln Tiefen,
Kein Sonnenstrahl erwärmt das kalte Grab.
Wohl jeder sinkt; doch Keiner ist erwacht, —
Ist unsre Ewigkeit die ew'ge Nacht?

Eroberst du dem Glücke neue Grenzen,
Du armes Herz, das heut durch Träume schweift?
Ach, aus der Jugend bald verwelkten Kränzen

Ist keine Frucht für deinen Gram gereift.
Du siehst umsonst vergangne Fernen glänzen,
In die dein Wunsch voll Lust und Ohnmacht greift.
Dir, Kind des Staubes und der Dunkelheit,
Gehört nur Ein Moment aus aller Zeit!

An Sophie.

Hast den Richterspruch gefällt!
Aber soll ich dich verlassen,
Wird zum Kerker mir die Welt.
Willst mich nun in Kerker betten?
Muß ich mein Gefängniß hassen,
Lieb' ich dennoch meine Ketten.

Alexander der Große.

Ich war am 15. December 1813 im Coventgardentheater. Man gab das Trauerspiel „Alexander the great." Im vierten Akt, in der Scene des Gastmahls, bei dem Alexander den Clytus ermordet hat, ruft er vom Thron herab: „Nun laßt uns von Schlachten sprechen, das ist für Krieger das Liebste. Wer, meinet Ihr, sei der größte aller Feldherren, die je gelebt haben?"

Hier fiel eine tiefe Baßstimme von der Gallerie dem Macedonier ins Wort: „Lord Wellington!" — Und lauter Jubel hallte dem Einfall nach. Ich mußte lachen und doch mich zugleich ärgern. Die Eintagsfliegen sehen nicht weiter, als vom Abend zum Morgen zurück. Was ist denn aus dem Eroberer Europens geworden? Flüchtig ist Napoleon von Moskau in die Tuilerien zurückgekommen. Was ist ein Wellington neben diesem Riesen? Was wird Wellington, nach

wenigen Jahren vielleicht, bei den nämlichen Menschen gelten, die heute seinen Namen anjubelten?

Es scheint etwas Verkehrtes und ist doch Wahres, was man den Fürsten nicht genug sagen kann: Nicht eure Generale, sondern eure Diplomaten führen den Krieg; und nicht eure Diplomaten, sondern eure Generale schließen den Frieden. Die Fürsten glauben das nicht; aber die Völker begreifen es: Diplomatengunst ist ihnen verhaßt; nicht Feldherrngunst. Die weiland stummen Nationen gewinnen nach und nach das Wort; das Wort aber bringt Licht; das Licht bringt That.

Napoleon war auf dem Weg zur Weltherrschaft; aber Weltherrschaft ist nie von Dauer gewesen. Er hat viel Altes und Schlechtes zerstört, neben vielem Guten; er hat dem Bessern aber Bahn gebrochen und mit eiserner Ruthe die Völker aus dem Schlaf geweckt. Eine große Revolution wird ohne Zweifel den bisherigen großen Staatsaktionen folgen. Aber welche? das ist die Frage. Werden die Fürsten über den Trümmern der Verwüstung das Bessere erbauen; oder aus den Trümmern wieder das Alte, Gebrechliche noch einmal zusammenflicken und herstellen, und die Grundsätze des Mittelalters zu Welttyranneien des XIX. Jahrhunderts machen? — Unmöglich. Aber wie wenn — —? Dann mögt' ich die tugendhafte Pflicht der Rache üben, und alle Geschichtschreiber, alle Schriftsteller an den Byzantiner Nicetas erinnern, der die Geschichte seines Zeitalters nicht fortsetzen wollte, als Constantinopel durch die Lateiner im Jahr 1204 erobert war, um sein Vaterland an den Barbaren zu rächen, und zwar, daß niemals einer ihrer Namen zur Kunde der Nachwelt gelangte!

Armuth in England.

Großes Eigenthum ist nur bei rohen Völkern, neben großer Armuth, unschädlich. Bei aufgeklärten und gewerbigen Nationen ist das Mißverhältniß des Besitzthums verderbenvoll und unhaltbar.

Die Briten, als ein merkantilisches Volk, bilden sich ein, es lasse sich alles mit Zahlen abthun und beweisen. So berechnete man mir, die Noth in England sei nicht so außerordentlich, als man vorgebe. In England kommen zur Consumtion, sagte man, im Durchschnitt jährlich 250 Pfund Fleisch auf eine Person; in Frankreich nur 16 Pfund. Ich glaub's wohl; was ein Drittel der Nation verpraßt, davon kommen in der Repartition den übrigen zwei Dritteln die Zahlen zu gut; aber Zahlen haben weder Knochen noch Fleisch. Das Elend ist einmal neben der Ueppigkeit vorhanden; es rüttelt und schüttelt an der öffentlichen Ordnung, bis einst der prachtvolle Hungerthurm zusammenstürzt.

Es mag seyn, daß die Vermehrung der Maschinen zur Fabrikation tausend dürftige Arbeiter, deren Arm entbehrlich wird, in vorübergehende Verlegenheit stürzt. Aber man hat wahrlich unrecht, darin eine Hauptquelle der wachsenden Armuth zu sehen. Diejenigen, welche gegen Maschinen eifern, sollten, wenn sie consequent wären, auch gegen gute Landstraßen und gegen Briefposten eifern. Sie berücksichtigen nur die Producenten, und nicht die Consumenten, die tausendmal zahlreicher sind und sich zugleich mit jenen vermehren. Die 18,000 Dampfmaschinen, im Durchschnitt jede zu 16 Pferdekräften, also gleich den Kräften von 80 Menschen, verrichten freilich, was 1,440,000 Personen; eben so die andern Maschinen in ähnlichem Verhältniß. Aber die ungeheure Volksarmuth in England war, ehe das Maschinenwesen. Sie wächst offenbar mit der Nationalschuld. —

2. In Frankreich.

Mirabeau.

Unter den großen und eigenthümlichen Charakteren, die mit scharfen unwandelbaren, ich möchte sagen, eisernen Zügen, in der neuern Geschichte Frankreichs hervorgetreten sind, wie ein Robespierre oder Napoleon, oder Lafayette u. a. m., bleibt mir Mirabeau am unerfaßbarsten. Er ist ein riesenhafter Doppelmensch; ein zusammengeronnener Widerspruch, ohne Einheit.

„Denken Sie sich," sagte Mercier einst in seinem gewöhnlichen schleppenden Tone zu einem Frauenzimmer, welches fragte, wie Mirabeau ausgesehen habe: „Denken Sie sich die Phisiognomie eines Löwenkopfes mit Pokennarben besprengt." — „Und mit gepuderter Mähne!" fügte Baggesen hinzu, als er das bizarre Gleichniß erzählen hörte. Seine Gesichtszüge, in der Ruhe, verkündeten einen Mann der zu Allem fähig seyn konnte. Sie verschönerten sich im Feuer der Beredsamkeit, wenn er erhabene Gegenstände berührte. Es umstrahlte ihn eine unnennbare Verklärung. Es war ein Prophet des Alterthums, ein Aristides oder Gracchus. Aber beherrschte ihn der Leidenschaften böser Geist, so verzogen sich seine Geberden widerlich und schreckhaft; das Schwellen und Zucken seiner Muskeln drohte Unglück; sein Gesicht wurde bleich und mißfarben.

Oelsner, der nicht glauben wollte, daß Mirabeau Verfasser seiner eigenen Schriften und Reden gewesen sei, und behauptete, Talleyrand besäße das ganze Verzeichniß der wahren Autoren, nannte ihn nur ein „Ideen-Vampyr." — Ich weiß wahrhaftig nicht, ob das ein Vorwurf seyn soll? Sind nicht alle bessere Köpfe Ideen-Vampyre, welche sich durch fremde Gedanken nähren und mehren und den Reichthum der Geisterwelt in ihr eigenes Ich verwandeln? „Seine Fehler scheinen

darum größer, sagte Mounier: weil sie eben die seinigen waren." Auf einem Prachtbilde fällt jeder Makel in die Augen, der auf einem Sudelgemälde kaum bemerkt wäre. Vielen Zeitgenossen schien Mirabeau von minder großem Charakter, als Napoleon, vielleicht weil letzterer ihnen allen näher stand. Aber so kann auch der nähere Berg, wär' er auch kleiner, den dahinter liegenden größern verdecken.

„Er hatte sich, sagte Schlabrendorf, im Zauberbecher des Nachruhms berauscht. Er wollte einen europäischen Namen haben, und sein großer Verstand zeigte ihm, daß bloße Schlechtigkeit zu solchem Ruhme nicht führe. Daher war ihm zu trauen. Er konnte lüderlich, aber nicht gemein und niederträchtig seyn. Er besaß zu viel Geist dafür. So durfte er sagen: „La cour m'achète, mais je ne me vends pas."

Besser kannte dieser Mann, denn jeder Andere zu seiner Zeit, den wahren Hebel aller Revolution. „Donnez-moi une bête brute, j'en ferai bientôt une bête féroce!" rief er einst; und diese wenigen Worte enträthseln alle Gräuel der französischen Revolution. Priesterschaft und Adelschaft hatten in ihrer dummen Schlauheit um die Wette gearbeitet, das Volk in seiner Brutalität zurückzuhalten, indem sie es vor edlern Genüssen der Civilisation bewahrten, aber sie hatten damit nur die Revolution und ihren eigenen Untergang vorbereitet. Sie hatten keine Menschen erziehen wollen; darum wurden sie von Bestien zerrissen.

Mirabeau brachte sich mit gleicher Leichtigkeit seinen Tugenden, wie seinen Lastern zum Opfer. Er schien beide des Genusses willen zu lieben, den sie gewährten. In beiden schwelgen hieß ihm leben. Er war in beständiger, unruhiger Thätigkeit. Er ermüdete täglich allein drei Pferde, drei Bediente, eben so viele Schreiber und Polizeispione. Um ein Uhr Nachts legte er sich zu Bett, um zwei Uhr weckte er schon wieder seine Bedienten und ging an den Arbeitstisch.

„Freilich war sein Ziel am Ende ein eigennütziges," sagte Schlabrendorf; „Mirabeau wollte die Constitution, um in Frankreich, als Premierminister, an der Spitze zu stehen, und dies wieder, um Ruhm und Glück über ein großes Volk zu verbreiten. Er hatte darin Aehnlichkeit mit dem ihm sonst sehr unähnlichen Necker. Auch dieser wollte sich unentbehrlich machen, und zwar durch musterhafte Ordnung im alten Chaos der Finanzen und durch die Meinung, nur Er sei dafür der einzige Mann. Daher suchte er zuerst eine Stütze für diese Meinung, in der Oeffentlichkeit seines Compte rendu. Ich könnte noch heut die Vertheidigung dieses Compte rendu übernehmen, nicht als einer guten und genauen Rechnung an sich, aber als der besten von allen, die noch erschienen waren. Es giebt übrigens einen Egoismus, der sich durch Wahl edler Zwecke und Mittel verzeihlich machen könnte, könnte er überhaupt jemals verzeihlich werden."

Es ist das Streben aller Menschen von Kraft, sich mächtig, dann unentbehrlich zu machen. Bald aber halten sie sich in der That für die Unentbehrlichen; ja die übrige Welt glaubts einfältigerweise mit ihnen; und gerade dann sind sie am nächsten daran, sehr entbehrlich zu werden.

Sogar Napoleon ward entbehrlich. Man verschwindet und die Welt geht doch ihren Gang. Unendlich rührender ist mir die Demuth derer, die sich in der Welt für ganz entbehrlich halten; und doch liegt in dieser Demuth eine Anklage der ewigen Vorsehung.

Großsinn einiger Freudenmädchen.

Eine merkwürdige und wenig bekannte Anekdote erzählt Lemontey, bei Anlaß der Hinrichtung der Königin Maria Antoinette. Er hatte einen achtungswürdigen Zeugen dafür zum Gewährsmann, der zur Zeit vom Prozeß der Königin in der Concier=

gerie gefangen saß. Die damaligen Despoten Frankreichs geriethen auf den höllischen Einfall, noch das Lebensende der Königin öffentlich zu besudeln und sie in Gesellschaft von zwei Freudenmädchen, die in demselben Gefängniß waren, hinrichten zu lassen. Dieses Vorhaben, aus dem sie kein Geheimniß machten, kam auch zu den Ohren der beiden Mädchen. Aber der Gedanke an solche Zusammengesellung schien das Gemüth der Tiefgesunkenen zu empören und wieder zu erheben. Sie kamen darin überein, feierlich zu erklären, daß sie sich selbst auf dem Blutgerüst in Ehrfurcht zu den Füßen der Königin niederwerfen, mit den Thränen den Saum ihres Gewandes netzen, und um Gnade und Verzeihung wegen des Frevels bitten würden, mit einer Königin zu sterben. — Von dieser unerwarteten Seelengröße entweihter Dirnen wich denn doch die Frechheit der Tyrannen zurück, die sich scheuten, ein unwillkommenes Schauspiel zu geben, und eine unsterbliche Schmach über sich selbst, statt über die Monarchie, zu bringen.

Das Erhabene in dem Benehmen der beiden Mädchen scheint Lemontey, welcher sich nur in der Hoheit und Heiligkeit des unglücklichen Schlachtopfers vertiefte, nicht einmal gefühlt zu haben. Es lag in der großmüthigen Selbstverläugnung der Mädchen, welche, statt jenen angedrohten Entschluß wirklich auszuführen, (wenn auch nur aus Eitelkeit, oder sich in der Geschichte der hingerichteten Fürstin unvergeßlich zu machen,) darauf verzichteten, blos der Königin in ihrer letzten Stunde ein unangenehmes Gefühl zu ersparen. Es war eine Demuth, die sich selbst für unwürdig hielt, vor allem Volke, in der Nähe der Königin offenbar zu werden.

Was jeder Staatsumwälzung vorangeht.

Drei Ueberzeugungen gehen immer der Selbsthülfe des Volks voraus, bemerkte mir Schlabrendorf: die erste liegt

im tiefen Gefühl von der Nothwendigkeit des Anderswerdens, dies Andere werde dann wie es wolle; es ist wenigstens schon im Wechsel des Elends eine Erleichterung desselben, wenigstens eine Hoffnung. die in der starren, immer gleichen unerträglichen Gegenwart nirgends vorhanden ist. Die zweite liegt in der Erkenntniß, daß den gefühlten Bedürfnissen von der Regierung nicht abgeholfen werden will. Die dritte beruht im Bewußtwerden der eigenen Uebermacht.

Jene erste hatte in Frankreich die ersten Auftritte und warnenden Zuckungen des Volksgeistes in der Revolution veranlaßt. Die zweite stellte sich ein, als das Betragen des Hofes, nachdem der Krieg gegen Oesterreich erklärt worden, dem Volke alles Vertrauen raubte und in den Bewohnern der Tuilerien nichts, als Mitglieder, nicht einmal heimliche, der Coalition erblicken ließ. Die dritte Ueberzeugung schuf den 14. Juli 1789 den Sturz der Bastille.

Der Direktor Rewbel.

Herr Pigault de Chaumes, welcher den gewesenen Direktor Rewbel sehr genau gekannt hatte, theilte mir mancherlei Denkwürdiges über ihn mit.

Rewbel war von Person ein großer, starker Mann, langsam und derb in Wort und Bewegung. Sein rauhes Aeussere verschloß eine sehr redliche Seele und machte, daß er oft verkannt ward.

Vor der Revolution, als Advokat zu Colmar, hatte er ausser dem, was ihm sein Beruf erwarb, eine Einnahme von 10,000 Livers Renten. Mit seiner Frau hatte er 60,000 Fr. erheirathet. Wie alle Großwürdeträger hatte er nachmals die vom Senate dekretirte Gratifikation von 100,000 Fr. erhalten. Er hinterließ seiner Frau 74,000 Franken und jedem seiner bei-

den Söhne 37,000 Fr. Pigault de Chounes hat selber das Inventarium von Rewbels Nachlaß aufgenommen. Mir war diese Angabe darum interessant, weil man Rewbeln ungeheure Reichthümer zuschrieb. In Paris sagte man: alle Nationalgüter im oberrheinischen Departement gehören ihm: in Colmar hieß es: alle Nationalgüter im Seine-Departement wären sein Eigenthum.

Er hätte allerdings reich werden können, hätte seine Frau größern Einfluß auf ihn gehabt. Aber er war ein unbestechlicher Mann. Die Brüder B*s hatten in Paris bei der Barrière von Passy eine Spinnerei und Fabrik, eine der ersten der Art in der Hauptstadt; doch war Hauptzweck der Fabrik, mit ihr einen verbotenen Handel mit englischen Waaren gleicher Art zu maskiren. Das Direktorium hatte strenge Gesetze gegen den Schleichhandel ins Leben gerufen. Eines Tags kam der ältere B*s zur Frau Rewbel, als deren Gemahl eben Präsident des Direktoriums war. Er zeigte ihr eine Anweisung von einer Million Francs auf die Bank von Frankreich und machte ihr begreiflich, daß es von ihrem Mann abhange, die Summe zu gewinnen. Dame Rewbel führte ihn bei ihrem Manne empfehlend ein. Eine Million, meinte sie, sei der Mühe werth.

„C'est beaucoup, je n'ai jamais eu autant!" rief Rewbel: „Je voudrois bien l'avoir. Et pourrois-je donc y contribuer par mon industrie? Dites donc!" — B*s erklärte ihm die Handelsverhältnisse und was Rewbel dabei thun könne. Dieser erwiederte: „Il faut donc que vous y pourriez gagner beaucoup, comme vous pouvez offrir autant?" B*s versicherte, es sei freilich etwas dabei zu verdienen, aber sein größter Gewinn dabei würde das Vergnügen seyn, sich Rewbeln nützlich zu machen. Rewbel, grob und auffahrend wie er war, warf ihn die Treppe hinunter.

Als Bonaparte nach dem Frieden von Campo Formio zu Paris angekommen war, zeigte sich das Direktorium sehr

unzufrieden mit ihm. Der General war empfindlich; er drohte seine Entlassung zu geben. Rewbel, ohne eine Miene zu ändern, reicht ihm kaltblütig die Feder hin, um das Gesuch zu unterzeichnen; was aber Bonaparte klüglich unterließ.

Ramel, der unter dem Direktorium Finanzminister gewesen war, hatte von Rewbeln schlecht gesprochen, und dieser erfuhr es. Ramel ward später eines Bessern belehrt und bereute was er gethan. Er bezeugte laut: Rewbel sei der ehrlichste Mann, und die französische Freiheit sei an dem Tage verloren gegangen, da Rewbel aus dem Direktorium getreten. — Eines Tages, als Rewbel bei Pigault de Chaume, wie er pflegte, frühstückte, kam Ramel, eines Geschäftes wegen, zu diesem und ließ ihn heraus rufen. Als sie ihre Sache abgethan hatten, entfernte sich Pigault unter einem Vorwand und ließ indessen den Exminister ins Frühstückzimmer treten, wo Rewbel saß. Jener näherte sich diesem schüchtern und reumüthig. „Je suis humilié, stammelte er: je suis . . .“ — „Comment donc humilié?“ rief Rewbel: „Lève-toi, viens ici, viens,“ und umarmte ihn herzlich. Ramel wollte fortfahren seine Reue zu bezeugen. „Tais-toi!“ schrie jener: „c'est mort! c'est mort, te dis-je.“

Am 18. Fructidor sandte Rewbel seinen Sohn, der Oberst in der Armee war, um Carnot und Barthelemi zu verhaften. „Vous vous trompez, antworteten sie ihm: dites à votre père qu'il est notre prisonnier.“ Der Oberst aber half ihnen aus dem Traum, und bewies, daß ihre Plane gescheitert wären. Carnot besann sich einige Augenblicke und rief dann: „Vous avez raison, je vous suivrai.“ — Carnot wurde auf diese Art durch Rewbel gerettet, der ihn nach der Schweiz schaffte, wo ihn Herr Bontems, Associé eines Hauses gleiches Namens in Paris, verbarg. Barthelemi, weniger scharfsichtig, benutzte die Gelegenheit nicht, und ward nach Cayenne deportirt.

Ohngefähr, wie Pigault, beurtheilte auch der Graf v. Schlabrendorf Rewbeln. Dieser breitschulterige, schwerfällige Herr, sagte er, machte meistens einen unbehaglichen Eindruck, obgleich das Aeussere eigentlich nicht unangenehm war. Aber es lag in seiner Haltung, in seiner Art des Umgangs ein gewisser roher Hochmuth. Denen, mit welchen er sprach, drehte er fast immer nur ein Viertel seiner Vorderseite zu. Das schadete ihm viel, nicht nur ihm, sondern auch der Sache, mit der er es ohne Zweifel ehrlich meinte. Er konnte nie eine große Popularität erlangen. Auch seine Umgebungen taugten nichts. Unter andern hielt er zu viel auf einen Bauer, Namens Hase, aus dem Elsaß, weil er ihn für einen ächten Patrioten ansah. Ich weiß nicht, was dieser Mensch war. Mehr Schlauheit noch, als gerader Sinn schien in ihm zu wohnen. Durch solche Umgebungen bestimmt, machte Rewbel auch den General Scherer zu seinem Günstling, einen, sagt Schlabrendorf, ausgemacht schlechten, nichtswürdigen Mann. Auch Rapinat war ein Schützling Rewbels. Dieser Rapinat ist viel gelästert worden. Zuviel ist ihm gewiß gethan. Sein Amt, als Commissär, und sein Name noch mehr, scheinen sein ganzes Verbrechen und Unglück gewesen zu seyn.

Aenderliches Urtheil.

Ehemals nannte man in der feinen Welt die Franzosen ein liebenswürdiges Volk; der gemeine Mann in Deutschland nannte sie alle durch die Bank mit einem Kraftwort: Windbeutel. Jetzt umgekehrt läßt der Deutsche dem Muth und der standhaften Freiheitsliebe der Franzosen Gerechtigkeit widerfahren; in den höhern Ständen aber macht man über die Herzlosigkeit und den Egoismus der französischen Nation viel Geschrei.

Warum waren wohl diese herzlosen Franzosen die Muster der vornehmen europäischen Welt, so lange ihre Herzlosigkeit nur gegen die Volkssache gerichtet war; und warum ist diese Herzlosigkeit erst bemerkbar und anstößig geworden, seit sie sich besonders gegen die Interessen der Aristokratie äussert?

Blicke hinter die Coulissen des 18. Brumaire.

Eine der wichtigsten Cabinetsrevolutionen in der Geschichte unsers Welttheils war unstreitig die des 18. Brumaire (9. November 1799), durch welche Frankreich eine consularische Regierung, bald einen Kaiser, Europa zuletzt einen Diktator empfing. Wie groß, folgenschwer und blendend das Schauspiel jenes Tages in der Geschichte dastehen mag, so kleinlich erscheint Alles, wenn man mit den Schauspielern, welche die Heroenrollen darin hatten, hinter den Coulissen vertrauter wird.

Sieyes und Bonaparte waren die eigentlichen Helden des Tags. Letzterer hatte die Nation durch seine Eroberungen Italiens und Egyptens berauscht; erstern staunte man, wie einen geheimnißreichen, politischen Archimedes an, der die Welt, wenn er Lust hätte, aus ihren Angeln heben könnte.

Wie Sieyes zu einem Ruhm oder Ruf gelangte, der weit über seine Kraft und über alle seine Leistungen hinwegging, scheint wirklich räthselhaft.

Er machte sich zuerst einen Namen durch sein Wort über den tiers état. Dann lenkte der Spanier Marchena die Augen auf ihn, der immer in tiefster Bewunderung von ihm sprach, de cet homme, dont le silence est une calamité publique u. s. w. Zur Ausbreitung seines Rufes trugen endlich auch die Emigranten ihren Theil bei. Sie waren Höflinge, und Höflinge können nimmermehr ein Ereigniß ohne

einen „faiseur" begreifen. So war ihnen der Herzog von Orleans der alleinige faiseur der Volksunruhen; Mirabeau der faiseur der Constituante; Sieyes aber der „archi-faiseur" der alle Andere, wie Marionetten, tanzen ließ.

So gewann er, nicht nur im Ausland, sondern selbst in Frankreich eine unverhältnißmäßige Bedeutung, und während der Schreckenszeit sagte man von ihm: Er nehme sich in Acht, auch nur die Hand an die Stirn zu legen, aus Furcht, Robespierre mögte glauben, er fange wieder an zu denken.

Sein Aeusseres, sein mönchisches verdrießliches Benehmen, seine Schweigseligkeit im rechten Augenblick, gaben ihm eine geheimnißvolle Wichtigkeit. Man nannte ihn den bourru provençal. Seine Art zu antworten und zu erwiedern ließ den Vielwisser, den Scharfdenker ahnen. Erzählte ihm jemand etwas Neues, pflegte er nur zu entgegnen: „Et vous croyez cela?" Schlug ihm jemand einen Plan vor, versetzte er: „Et vos moyens?"

Er wollte früher nicht ins Direktorium treten, weil er Widerwillen gegen Rewbel hegte, und mit diesem nicht gemeinschaftlich dienen wollte. Er versprach sich nichts von der neuen Regierung. Wider seine Erwartung gingen die Sachen vortrefflich, und jetzt erwachte in ihm die Lust, einzutreten. Er gelangte dazu, aber als die glänzende Epoche des Direktoriums schon vorüber war. Ganz Frankreich glaubte, er werde die Republik retten. Aber die ihn kannten, riethen anders. Als seine Erwählung am ersten Abend bei Beauvilliers bekannt wurde, rief ein Royalist: „O herrlich, da hab ich den Schuft nur erwartet. Das ist der Platz, auf dem er den Hals bricht!" — Er hatte Recht.

Statt die unberechneten Unglücksfälle, die Frankreich trafen, dem Mangel einer guten Regierung beizumessen, suchte Sieyes ihren Ursprung in den Mängeln der Constitution und war von da an überzeugt, man müsse sie, um Frankreich zu

retten, abändern. Sieyes hatte sich mit so vielerlei Constitutionswerk zu schaffen gemacht, daß er daran gewöhnt war, alles Heil und alles Uebel der Welt in den Constitutionen der Völker zu suchen und zu finden.

Bonaparte war aus Egypten zurückgekommen. Alle Parteien suchten eine Verbindung mit ihm. Er hielt es für sicherer und vortheilhafter, sich mit Sieyes und dessen Partei, als mit Barras zu verbinden. Man wußte damals, oder wollte wissen, Barras habe mit der englischen Regierung um die Restauration der Bourbons gegen 12,000,000 Franken, eine Art Unterhandlung gepflogen. Daher besaß er weder eine Stütze durch das öffentliche Zutrauen, noch jenes Vertrauen in sich selber, welches nur durch reines Bewußtseyn gewährt wird.

Aber bei Sieyes eignem, wunderlichem Charakter war es schwer ihm beizukommen. Er und Bonaparte komplimentirten sich, wie zwei alte Marquisen, um die erste Visite (mich eines komischen Ausdrucks vom Grafen von Schlabrendorf zu bedienen, der mir das Folgende erzählte). Talleyrand machte endlich die vermittelnde Zwischenperson. Bonaparte hatte zuerst einen entscheidenden Entschluß gefaßt; denn seine eigene gefährliche Lage trieb ihn vorwärts; dazu kam das Antreiben von Seiten der Pariser, besonders der Kaufleute und Banquiers, deren Liebling er war, die es nachher aber schwer bereuten, ihn dazu gemacht zu haben.

„Warum, fragten sie: warum sind Sie zurückgekommen, da Sie die Furcht oder Eifersucht der Regierung kennen? Haben Sie Urlaub oder Befehl dazu gehabt? Was wollen Sie? Der Argwohn und die öffentliche Meinung vermuthen die Absicht eines Staatsstreiches von Ihnen. Nehmen Sie sich in Acht. Um nicht bestraft zu werden, müssen Sie gebieten können; und um Ihren Ruhm zu retten, müssen Sie die Republik retten.“

Solche Vorstellungen entschieden. Die Banquiers gaben Geld. Der alte Delessert (Vater des jetzigen), der späterhin den kühnen Mann des Glückes von Herzen verabscheute, spendete allein **300,000** oder **400,000** Fr. Sieyes ward halb gezwungen, in das gefährliche Spiel zu treten. Bonaparte stellte ihn (wie der Graf von Sch. sagte) au pied de mur und drohte, wenn er nicht beitreten wolle, sich an die Jakobiner zu wenden. Das Erstere will ich glauben; das Letztere leuchtet mir nicht ein. Denn eben so gut hätte wohl auch Sieyes den General mit Loslassen der Jakobiner bedrohen können. Keinem von Beiden konnte daran liegen, daß es geschehe. Uebrigens wär' es auch da noch auf die Umstände angekommen. Der Jakobinerklubb hatte schon oft, bei jeder Weise, Geist und Zweck geändert, ohne den Namen zu ändern. Er war in dieser Hinsicht das unter den Gesellschaften, was der Moniteur unter den Zeitungen ist; c'était un cadre tout prêt pour les dominateurs, wie Mignet treffend sagt.

Bonaparte's Gesinnungsart stand übrigens zu solchem Geist in vollkommenem Einklang, obgleich er, im Gegensatz von jenen Dienstbaren, zum Herrscher geboren zu seyn schien. Zwar sprach er eigentlich nie anders, als er unter gegebenen Verhältnissen in allem Ernste dachte. Aber, wie die Zeiten und Verhältnisse änderten, so änderten sich auch seine Ansichten und Gedanken. Als man um die Zeit des 18. Brumaire einen Cäsar oder Cromwell in ihm zu fürchten schien, rief er mit voller Ueberzeugung damals die Worte: „Mauvais rôles, rôles usés, indignes d'un homme de sens, quand ils ne le seraient pas d'un homme de bien. Ce serait une pensée sacrilège que celle d'attenter au gouvernement représentatif dans le siècle des lumières et de la liberté. Il n'y aurait qu'un fou, qui voulût de gaité de coeur faire perdre la ga-

geure de la république contre la royauté, après l'avoir souterré avec quelque gloire et quelques périls."

Genug, man vereinigte sich über den Sturz des Direktoriums und die Veränderung der Regierungsform. Der Rath der 500 wurde nach St. Cloud verlegt. Der Rath der Alten hatte, der Constitution gemäß, das Recht, das gesetzgebende Corps in gewissen Fällen von Paris an einen andern Ort zu versetzen. Diejenigen, welche die wirklichen Verschwörer waren, spiegelten eine andere Verschwörung vor, die nirgends vorhanden war, um die „Fünfhundert" unter dem Vorwande der Sicherstellung aus Paris zu schaffen.

Am 18. Brumaire, während Bonaparte nichts weniger als entschlossen und kaltblütig in den Saal der 500 trat, befand sich Sieyes (ich habe dies und Folgendes aus Oelsners Munde, der sich genaue Kunde über alle Einzelheiten zu sammeln Gelegenheit genug hatte) in einem Nebenzimmer des Palastes. Mehrere von denen, die ins Geheimniß eingeweiht waren, leisteten ihm da Gesellschaft. Eine Truppenkette umgab den Palast; aber der Gesinnungen der Soldaten war man noch keineswegs versichert. Mehrere Chaisen, mit vier und sechs Pferden bespannt, hielten hinter dem Palast.

Plötzlich verbreitete sich in jenem Zimmer, man weiß nicht wodurch, die Nachricht, Bonaparte sey aus dem Saal der Fünfhundert verjagt, die ihn vogelfrei erklärt hätten. Anfangs staunten sich Alle an, wie vom Blitz getroffen und erstarrt. „Wir sind verloren", hieß es jetzt: „man muß sich retten, wie man kann!" Ein einziger anwesender Capitän hatte einen Degen, den er zog. Die Uebrigen bewaffneten sich mit Holzscheiten, die am Kamin lagen, und in diesem Aufzug verließen sie das Zimmer und den Palast, um in die Chaisen zu springen und zu flüchten. Sieyes warf sich mit Bu-

sard *) (von welchem Oelsner alle diese Umstände selbst vernahm) in einen der Wagen, in den auch Bonaparte, mit blaßem, zerstörtem Gesichte stieg, indem er mit heftigen Gestikulationen erzählte, was im Saale vorgegangen sei. Sie waren im Begriff davon zu fahren, als eine Botschaft von Lucian Bonaparte anlangte, dem eigentlichen Helden des 18. Brumaire, der unterdessen den Truppen Befehl gegeben hatte den Saal der Fünfhundert von allen Deputirten räumen zu lassen, und Gehorsam gefunden hatte.

In der darauf folgenden Nacht stand es immer noch bei Sieyes, den Dingen eine Wendung zu geben, die er für gut hielt. Denn nur ein Gewaltschritt war geschehen; aber damit noch lange nicht über Frankreich und den nachrauschenden Strom der Begebenheiten entschieden. Sieyes saß in einem Kabinet des Palastes, mit der Feder in der Hand, am Tisch. Er schrieb, gab Nachrichten und Befehle nach allen Seiten, und ordnete das Weitere an, wie es ihm zweckmäßig schien. Bonaparte, kaum zur Besinnung gekommen, stand vor dem Kamin, that nichts, sprach durch einander und trank viel Wasser mit Wein vermischt. Sieyes hätte die neue Constitution im Umriß entwerfen und am folgenden Tage promulgiren lassen können. Er verlor den Augenblick, und begnügte sich, das provisorische Consulat (aus Bonaparte, ihm und Roger Ducos zusammengesetzt) und eine Commission zur definitiven Entwerfung der neuen Staatsverfassung aus fünfundzwanzig Gliedern vom Rath der Alten und fünfundzwanzig vom Rath der Fünfhundert anzuordnen.

Am folgenden Tage, und dies charakterisirt ihn, hatte er den Freunden, die ihn besuchten, nichts Wichtigeres zu em-

*) Oder Berard; der Name ist im Original mit Undeutlichkeit geschrieben. Zsch.

pfehlen und einzuschärfen, als daß sie ja nicht „le Consulat“ sondern „les Consuls“ sagen müssen. „J'ai été chez les Consuls,“ ja nicht: j'ai été au Consulat.“ —

Der Augenblick war verloren und Bonaparte hatte sich indessen selbst wiedergefunden. Die Commission der Fünfzig organisirte rasch die sämmtlichen konstitutionellen Gewalten, den Staatsrath, das Tribunal ꝛc.; aber die vollziehende Gewalt allein ließ sie noch unbestimmt. So oft sie dahin wollten, sagte ihnen Bonaparte: „Laissez-moi faire, laissez-moi faire!“ So sprach er zu Allen und wieder einzeln zu Jedem. Sein militärisches Gewicht, und seine Versprechungen gaben dem, was er sagte, Kraft, und dem, was er wollte, Gehorsam.

Wie Alle, die Frankreich kannten und es gut meinten, war auch Sieyes überzeugt, daß diesem großen Lande nur eine konstitutionelle Verfassung zusagen könne. Wie Alle, wollte aber auch er eine neue Dynastie. Diese und jene Frankreich zu geben, war einsweilige Verabredung unter den provisorischen Consuls gewesen. Bonaparte mogte sehr oberflächlich beistimmen. Die Wahl war auf den Herzog von Braunschweig gefallen. Reinhard, damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten, mußte ein Schreiben an diesen, im Namen der Consuln, entwerfen. Als der Brief dem Consul Bonaparte vorgelegt wurde, fand er die Schreibart zu trocken und stolz. „Nous ne sommes que des bourgeois, sagte er: c'est un prince; il faut employer des termes plus humbles.“ Er tadelte bald diese, bald jene Phrase; bald dies, bald jenes Wort, und das Schreiben mußte nach seinen Bemerkungen abgeändert werden. Sieyes und Roger Ducos unterschrieben den Brief und er gelangte an Bonaparte. Ob dieser ihn mit seinem Namen unterzeichnet habe, ist billig zu bezweifeln. Aber er expedirte ihn oder expedirte ihn nicht. Genug, Bonaparte, mit dem Brief in

der Tasche, war jetzt Meister über den Willen seiner beiden Amtsgenossen. Er sagte nun zu Sieyes: „J'ai dans ma poche de quoi vous perdre. Je peux prouver que vous avez voulu appeler un étranger sur le trône français."

Noch in eine andere Schlinge war Sieyes gefallen. Das Direktorium hatte nämlich eine Art Privatkasse zu geheimen Ausgaben u. dgl. gehabt. Es fanden sich in dieser nach dem 18. Brumaire 300,000 bis 400,000 Fr. Lagarde, Sekretär des Direktoriums, fragte bei Bonaparte an, was damit zu thun sey? „C'est une vilainie," entgegnete dieser: „cela ne me regarde pas. L'ancien gouvernement n'existe plus; ses affaires particulières ne regardent pas le nouveau. Que les directeurs en fassent ce qu'ils veulent."

Lagarde zeigte diese Erklärung bei Sieyes und Roger Ducos an, und beide — — theilten das Geld unter sich, indem sie an Lagarde 60,000 Fr. davon abgaben.

Als endlich die Commission der Fünfzig zusammen kam, um definitiv die Consuln zu wählen, war für Bonaparte eigentlich noch nichts entschieden. Freilich hatte er seine Männer in der Commission; aber doch gab es auch noch viele unabhängige in derselben, wie Daunou, Chenier u. a. m.; und es war gar nicht unwahrscheinlich, daß Sieyes die meisten Stimmen haben werde. Die Wählenden fingen an, ihre Stimmzettel in eine auf dem Kamin stehende Vase zu werfen, da unterbrach Bonaparte das Geschäft. Zu wichtig, meinte er, sey dieser Schritt, um ihn mit Papierschnitzeln abzumachen. Die Vorschläge eines Mannes, der sich von jeher um die Republik verdient gemacht, der das Vertrauen aller Parteien besitze, würde zu befriedigendern Ergebnissen führen. Er schlage den Bürger Sieyes vor. Er solle die Männer bezeichnen, deren Frankreich im gegenwärtigen Augenblick bedürfe.

Alle, die es mit Bonaparte hielten, zollten dem Gedanken desselben lauten, allgemeinen, für Sieyes höchst schmei-

chelhaften Beifall. Andere, die der Intrigue fremd waren, fanden sich dadurch überrascht. Vergebens weigerte sich Sieyes; denn das hieß ihn eliminiren. Aber man gab damit Frankreichs Loos in seine Hand, und er selbst war — in Bonapartes Händen.

Endlich ergab er sich in sein ehrenreiches Schicksal, und schlug, bei der Nothwendigkeit, einen großen Namen und einen Krieger an der Spitze zu haben, zum ersten Consul den Bürger Bonaparte vor, zum andern den Cambaceres, als einen Gesetzkundigen, der jenem mit Rath beistehen könne; zum dritten den Bürger Lebrun endlich, damit auch die Aristokratischdenkenden einen Mann in der Regierung fänden, welcher derselben Zutrauen und Zuneigung von ihrer Seite erwerben könne.

Frohlockend stimmte Alles bei. So entstand das Consulat, oder, wie Sieyes lieber wollte, so entstanden die Consuln.

Es ist mir jetzt klar, warum von Sieyes niemals Denkwürdigkeiten über die Revolution, wenigstens niemals aufrichtige, zu erwarten stehen.

Einfälle.

Die Pariser vergleichen die Kaiserin Josephine mit einem Wechsel tirée par *Barras*, endossée par *Cambacéres* et acceptée par *Bonaparte*.

Von der französischen Revolution sagte Sieyes, was sich zum Theil von mancher sagen ließe: Ce n'était que l'antichambre qui a voulu entrer au salon.

Geist oder Witz sind bei den Franzosen gleichbedeutende Begriffe. Der geistvolle Mann ist bei ihnen der Witzige. Nicht also ists bei den Deutschen. Der witzige Kopf ist bei diesen dem geistreichen untergeordnet. Der französische Witz

ist heiter und leicht; der deutsche stechend, schneidend. Jener ist bei dem lebendigen Volke wohlfeil, und wenn er auch nichts, als ein Calembourg ist. Es wird belacht. Des Deutschen Zwergfell ist sprödder; der Witz theurer. Die französischen Blätter wimmeln von drolligen Einfällen; die deutschen erzählen ehrbar, trocken, höchstens empfindsam. Unter den deutschen Journalisten hat noch keiner den bleibenden Namen erhalten, wie der berühmte „Erlanger Zeitungsschreiber", der zur Zeit des siebenjährigen Kriegs, oft mit der größten Gefahr seines Rückens, witzig war. Man sollte seine Einfälle wieder sammeln.

Bei der Nachricht, die sich verbreitete, der König von Preussen, Friedrich der Große, sei gefährlich krank, machte der Erlanger die Bemerkung: „Er könne das unmöglich glauben, weil er selber noch Se. Majestät am nämlichen Tage auf einem Thaler mit gesunden, rothen Backen gesehen habe."

Die Oesterreicher, welche in ihren Bulletins von den Treffen und Scharmützeln mit den Preussen einigemal gemeldet hatten, ihrerseits hätten sie dabei nur einen einzigen Mann verloren, machten den Bericht von einer neuen Schlacht bekannt. Der Herausgeber der Erlanger Zeitung, nachdem er die Schlacht und den Verlust der Preussen mitgetheilt, schließt seinen Bericht mit den Worten: Was die Kaiserlichen betrifft, haben sie wiederum den bewußten einen Mann verloren.

Der Aerolith von Juvinas.

Man lernt viel, wenn man das südliche Frankreich, und dies südliche, sinnliche, durch Priester und Mönche geistig, folglich auch moralisch verhudelte Volk, in puris naturalibus gesehen hat. Man wundert sich dann gar nicht mehr über den weiland berühmten Marseiller Pöbel-Patriotismus und desselben Bestialitäten in Paris; oder über das politische Hin- und

Hertummeln und schauerliche Reagiren des spanischen, portugiesischen und italienischen Royalismus und Liberalismus. Wo ganze Völkerschaften nun einmal durch heimtückische, schleicherische Priesterkunst und Mönchszucht wahrhaft kindisch geworden sind, daß sie, in prüfungslosem, blindem Glauben, die Vernunft und den gesunden Menschenverstand, wie Erscheinungen des Satans, anspeien, da ist keine andere politische Freiheit möglich, als die unter einem hellsinnigen, aufgeklärten Diktator, mit einem eisernen Besen.

Es versteht sich, daß von Familien, in welchen Erziehung, Unterricht und Lesen der Schriftsteller statt findet, hier keine Rede sey. Unter den Bewohnern von Nismes, Marseille, Montpellier, Toulon u. s. w., findet man einen Grad von höherer Bildung, wie in den Städten Nordfrankreichs. Aber in der weiten Masse der barbarischen, abergläubigen, fanatischen Umgebungen müssen sie ihre vernünftigen Ueberzeugungen, wie heimliche Sünden, verhüllen.

Die großen Aerolithen, welche am 15. Juni 1821 in der Nachbarschaft des Dorfes Juvinas, im Ardeche-Departement, gefallen waren, setzten weit umher alle Nachbarschaft in andächtiges Entsetzen. Man sprach von ohngefähr 500 Teufeln, welche in der Luft ihren höllischen Lärmen getrieben und Steine heruntergeschleudert hätten. Erst am 23 Juni faßte man den Muth, sich auf den Platz zu begeben, wo die Steine lagen.

Im darüber aufgenommenen Protokoll, unterzeichnet vom Maire Delaigue, und mit der Gegen-Unterzeichnung des Präfekturraths Teyssonier, von Privas, versehen, heißt es: „Dies denkwürdige Ereigniß war nur allein von Kindern genauer beobachtet, welche, weniger erschrocken, als die vernünftigen Leute (que les personnes raisonnables) der Richtung folgten und den Ort bestimmt anzeigten, wo die Steinmasse sich in den Boden gewühlt hatte.“ — Die „ver-

nünftigen Leute" waren einige erwachsene Männer, die zufällig mit den Kindern in der Gegend auf dem Felde gewesen waren.

„Ehe man sich dahin begab," lautet es ferner im Protokoll, „berathschlagte man lange Zeit, ob man mit Waffen versehen dahin gehen sollte, um sich an das Unternehmen zu machen, welches so gefahrvoll schien. Aber Claude Serre, der Siegrist, bemerkte mit vollem Recht, wenn da der Teufel wäre, würden Pulver und Blei wohl nichts über ihn vermögen; und besser wäre, Weihwasser mitzunehmen. Er machte sich anheischig, in diesem Fall den bösen Geist selbst zu vertreiben. Also machte man sich auf den Weg u. s. w."

Könnte wohl ein Protokoll aus dem eilften Jahrhundert dickern Aberglauben zur Schau stellen? Und obrigkeitliche Personen, welche bei diesem Anlaß das Volk hätten über die Naturerscheinung eines Bessern belehren, das Protokoll verständiger abfassen lassen sollen, versahen es, in aller Form, mit ihren Unterschriften.

Herr Eliçagaray.

Man muß sich nicht wundern, wenn in diesem Zeitalter einer restaurirenden Allianz die vernünftige Welt in Verzweiflung gerathen mögte. Also überall wieder Preßzwang, Geistererscheinungen, Jesuiten, Verfolgung der Helldenker, künstliche Verdummung der niedern Stände, Mysticismus, Schwärmerei, Priestergewalt, Verstümmelung der bürgerlichen Freiheiten, Verdächtigungen der gesunden Vernunft? — Sollte man nicht schwören, in den bisherigen Gährungen der europäischen Welt seyen die Hefen des Volks in die Höhe gestiegen, daß sie mit ihrem Schlamm das ganze Zeitalter trüben und verdunkeln wollen? Der Pöbel sey mit seinem Unverstand zu Ehren gekommen und wolle nun, in Minister, Staats-

räthe, Kammerherren u. dgl. verkleidet, das neunzehnte Jahrhundert nach seinem Geschmack regieren? — Diese Höflinge und ihre Agenten sind es, welche neue Staatsumwälzungen vorbereiten.

Aber schamloser habe ich dies Treiben nie gesehen, als durch die Missionäre unlängst hier (in Marseille).

Im Juni 1821 kam Herr Eliçagaray, Inspektor der Universität, nach Marseille und untersuchte das gesammte Schulwesen. Beim ersten Besuch des königlichen Collegiums, wo ihm sämmtliche Professoren vorgestellt worden waren, hielt er eine Anrede, die ihn und die Aristokratie dieser Zeit treffend bezeichnet. Man könnte vielleicht dermaleinst glauben, (denn, wills Gott, wird doch der gekrönte Unsinn nicht immer an der Tagsordnung bleiben!) die Rede sey ein erfundener Schwank zum Lachen. Aber Herr Eliçagaray meinte es damit im bittern Ernst, und sein „Discours" erschien in einem öffentlichen Blatt abgedruckt, und zwar in No. 67 des *Caducée*, feuille de Marseille, littéraire, commerciale et judiciaire. Montags den 18. Juni 1821.

Seine Anrede begann also:

„Wir werden uns in zwei Stunden wieder beisammen sehen, meine Herren; da werd' ich Ihnen die königliche Ordonnanz erklären. Sie ist etwas dunkel; aber Sie werden haben bemerken können, daß es alle Ordonnanzen sind. Es muß so seyn, damit man im Nothfall zweierlei Maß und Gewicht brauchen kann. Man nennt das wohl, aber mit Unrecht, Willkür; es ist vielmehr Weisheit."

„Man muß zweierlei Maß und Gewicht haben, ja, meine Herren, man muß! Setzen Sie den Fall, ein Zögling, dessen Gesinnungen bekannt sind, der mit pünktlicher Genauigkeit die Vorschriften der Kirche erfüllt, begehe einen Fehler. Man drückt das Auge dabei zu. Aber ein anderer, der irriger Grundsätze verdächtig ist, begehe den nämlichen Fehler.

Man ist nur zu glücklich, daß er ihn beging; man verzeiht ihm nicht; man jagt solchen Menschen fort.“

„Müßte man sich in allen Fällen nach dem Gesetz richten und von ihm leiten lassen: der erste beste Thürhüter könnte regieren! (s'il falloit se conformer à la loi, se laisser diriger par elle, dans toutes les démarches; le premier portier venu pourroit régner).“

„Ich, meine Herren, stand einst an der Spitze einer Erziehungsanstalt; die Eltern sagten mir, ich wäre ungerecht. Ich antwortete ihnen: Es würde mir leid thun, gerecht zu seyn. — Sie sind parteiisch! — Mir würde es leid thun, unparteiisch zu seyn. Sehen Sie, so muß man handeln.“

„Es geht mit dem öffentlichen Unterricht in Marseille gut, aber zu gut. Denn Physik, Mathematik, Chemie, kurz, alle Wissenschaften, die Sie da vortragen, sind doch für die Geselligkeit der Menschen nachtheilig (ne sont que pernicieuses à la sociabilité des hommes.) Unser König braucht keine Gelehrte. Wir müssen monarchische, religiöse — — ich wollte sagen: religiöse, monarchische Leute haben. Darin ist unser Souverän vollkommen einverstanden mit dem Kaiser von Oesterreich.“

Hier noch einige Kernstellen aus der Rede des Herrn Eliçagaray an sämmtlich versammelte Professoren von Marseille. Er begann folgendermaßen:

„Ich habe Sie, meine Herren, hier versammeln lassen, um Ihnen die uns ertheilten Instruktionen zu eröffnen. Ich bin voraus überzeugt, daß sie niemanden von Ihnen betreffen. Denn wenn Einer von Ihnen nicht durch religiöse, monarchische Sinnesart beseelt wäre, er könnte hier gar nicht leben; die Atmosphäre von Marseille würde ihn ersticken. Die Generalinspektoren sind beauftragt, zu beobachten, ob Eintracht unter den Professoren der Collegien herrscht. Ich sage

Ihnen, wie der Apostel Paulus *), meine Kinder, liebet Euch unter einander!" —

„Es kann Ihnen nicht entgehen, daß Politik und Religion unzertrennlich sind. In der That, Herr v. Corbière, ich wollte sagen, Herr Präsident des königlichen Raths, der sich nicht an die große Instruktion hält, hat es tief gefühlt, daß überall nur das monarchische und religiöse Prinzip, oder vielmehr das religiöse und monarchische Prinzip, Hauptsache sei." — —

„Wir werden Se. Gnaden, den Herrn Erzbischof, in seine neuen Rechte installiren. Die Feierlichkeit wird nächsten Donnerstag statt haben, und Se. Gnaden mit allen, dessen Rang gemäßen, Ehren empfangen werden. So wird nun eine sehr thätige Aufsicht beginnen. Meine Herren, Sie sind jetzt der bischöflichen Autorität untergeben. An Ihnen ists durch Ihre Gesinnungsart, durch Ihr Benehmen, seine Protektion zu gewinnen."

„Es sollen bei allen Hauptakademien Normal-Anstalten eingerichtet werden. Dazu werden aus allen Schulklassen, von der dritten an, acht Zöglinge gewählt, und zwar solche, welche sich durch glückliche Anlagen, durch Frömmigkeit und durch ihre monarchische Sinnesart auszeichnen. Sie stehen unter unmittelbarer Leitung der Aumoniers. Die Universität, indem sie dem Staate eine in solchen Grundsätzen erzogene Generation schaffen will, wird diese Zöglinge mit denen der Hochschule von Paris gleichstellen. Goldene Medaillen werden unter die Professoren vertheilt werden, die sich in ihren Amtspflichten auszeichnen. Wärme und Eifer thut noth. Wenn Sie alle Gelehrsamkeit Rollin's, aber nicht seine Frömmigkeit hätten: so würden Sie keine Medaille bekommen.

*) Der Redner irrte sich im Apostel; er hätte Johannes nennen sollen. J.

Richten Sie sich danach!" (Quand vous auriez toute l'instruction de Rollin, si vous n'avez pas sa piété, vous n'aurez point de médaille; arrangez-vous!)

„Was Ihre politischen Meinungen betrifft: so ists nicht hinlänglich, gutgesinnt zu seyn; Sie müssen oft und eifrig diesen Sinn aussprechen. Sie müssen suchen Gleichgesinnte zu machen. (Il faut tâcher de faire des prosélytes.) Wir verlangen keine feige, stumme Leute. Wir haben Handelnde, von Nachdruck, nöthig."

„Wir hoffen, meine Herren, daß die Maßregeln, zu denen wir schreiten, allem Streit zwischen Priesterthum und Schule ein Ende machen werden. Das ist der Wunsch des würdigen Chefs des öffentlichen Unterrichts, eines Mannes von richtigem Blick, großer Festigkeit und tiefer Urtheilskraft."

„Dieser würdige Chef fühlt es wohl, daß Ihre Gehalte gering sind. Weil es jetzt noch unmöglich ist, Priester zum Unterricht zu verwenden, muß man sonst unverheirathete Personen, ja selbst Verheirathete anwenden. Die Letztern, mit Weib und Kindern, sind auf das Unentbehrlichste beschränkt. Sie wollen Brod, Wein, Suppe, Fleisch, Pfeffer, Salz, Schuhe, Strümpfe, Hosen, Röcke, Hüte u. s. w. Aber dafür sorgen zu können, meine Herren, müssen vor allen Dingen die Royalisten triumphiren. Der Herr Präsident des königl. Rathes hat dies Jahr schon großen Einfluß auf die Mitglieder der Budgetkommission gehabt. Fallen die nächsten Wahlen royalistisch aus: so wird er dann die ganze Kommission im Aermel haben, und nach Belieben über das Budget verfügen. Aber ich wiederhole es, dazu müssen die Royalisten Meister werden. Kommen die Liberalen oben auf, ich sag' es laut, dann kein Frankreich, keine Universität mehr, Alles vollständige Anarchie!"

„Man will den Gehalt der in den Collegien Angestellten nur in so weit vermehren, daß ihnen ein anständiges Auskom-

men gegeben wird, aber keine Reichthümer! Solch ein Wort muß bei der Universität rein ausgestrichen seyn!"

„Darf ich Ihnen hier ein Wort von mir selber sagen? Ich war Lehrer in Spanien. Sie wissen, in jenem Lande behandelt man den Lehrer, wie einen Hausbedienten. Gut, meine Herren, ich ward eilf Jahre lang wie ein solcher behandelt; ich hütete meinen Zögling bis in sein vierundzwanzigstes Jahr; keinen Schritt that er ohne meine Erlaubniß; immer war er bei mir; ich wachte mit Aug' und Herz. Er wird nun von den Kolonien zurückkommen, aber, wohlgemerkt, meinen Einfluß glaub' ich nicht auf ihn verloren zu haben. Ich werde mit gutem Kaffee und Zucker von ihm versorgt werden."

„So, meine Herren, so müssen Sie verfahren, um dem Könige treue Unterthanen zu machen! Ich lade Sie nun ein u. s. w.

Zwei Prophezeihungen von Raynal.

Raynal, der seine philosophische Geschichte von Indien in den Siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts schrieb, weissagte im achten Buche zweimal über Spanien, und die Weissagungen sind erfüllt.

Die erste betrifft die Unvermeidlichkeit einer Revolution in den spanischen Kolonien, als Folge des stillen, tiefen Hasses zwischen den Creolen und den europäischen Spaniern, die von der Regierung mit der albernsten Parteilichkeit allein begünstigt wurden. Die gegenwärtigen Unruhen Amerika's verdanken hauptsächlich diesen Parteien ihren Ursprung.

Die andere Weissagung betrifft die Inquisition. Will Spanien sie nicht selbst aufheben, wird es von einem Erobe-

rer dazu gezwungen, dessen erster Friedensartikel die Vernichtung der Auto da Fé's in Europa und Amerika ist. Napoleons Invasion machte in gewisser Hinsicht dies Wort wahr.

Der schlichteste Menschenverstand könnte heutiges Tages prophetisch werden. Diplomaten und Höflinge aber sehen keine Zukunft, sondern drehen ihre Augen nur der Vergangenheit zu. Darum glauben sie weder Warnungen noch Prophezeihungen. Sie fahren in ihrem Lebensschifflein rücklings sitzend, den Strom der Zeit hinab; glauben aber, es gehe vorwärts mit ihnen, weil die Ufer vorwärts zu eilen scheinen.

Politisches Glockenläuten.

Die Mächtigen der Erde halten es mit den Wolken am politischen Horizont, wie die Bauern mit den physischen Gewitterwolken, beide glauben, sie mit Glockenläuten verbannen zu können.

Welch ein Zeitalter! Die Minister meinen, ohne Religion und Gensdarmerie lasse sich kein Volk regieren. Wäre es möglich, so würden die Bourbons ganz Frankreich in ein Kloster verwandeln, wie Bonaparte vorher daraus gern eine große Kaserne gemacht hätte.

Man hat mir erzählt, der Oberhofprediger Spalding habe einmal in einem Gespräch mit Friedrich II. die Unentbehrlichkeit religiöser Gesinnungen im Volk darthun wollen. „Ja, vorm Teufel!“ rief der König: „da hat Er Recht, eine Religion muß seyn.“ — So hörte auch Lasteyrie, als er eines Tages vor einer Küche vorbei ging, die Köchin rufen: „Oui, sans doute: il faut une religion pour le peuple!“

Ist irgend ein Volk für das politisch-religiöse Glockengeläute empfänglich, um darüber die Zauberstimme der Wahr-

heit, des Rechts und der Freiheit eine Zeit lang nicht zu hören: so ist es der Pöbel im Süden Frankreichs. Da wäre heut noch eine Heimkehr der Dragonaden möglich; aber — aus dem gleichen Grunde — auch eine Heimkehr der Marseiller Sansculotten und Septembriseurs.

Die Religion soll den Menschen heiligen, vergöttlichen; das ist ihre Urbestimmung. Die Hofpolitik bedient sich ihrer, um die nach Gottes Ebenbild Erschaffenen zu verthieren.

Graf Gustav von Schlabrendorf

in Paris

über Ereignisse und Personen seiner Zeit.

Ohne eine öffentliche Rolle in den Welthändeln übernommen zu haben, ohne Schriftsteller gewesen zu seyn, hatte der Graf von Schlabrendorf, der seit Anfang der französischen Revolution bis zu seinem Tode in Paris lebte, nicht unwichtigen Einfluß auf die Begebenheiten seiner Zeit. Diesen Einfluß, welchen er übrigens gar nicht verlangte, ja wahrscheinlich kaum kannte, gewann er durch täglichen Umgang und vertrauliche Unterhaltung mit den bedeutendsten Gelehrten und Staatsmännern Frankreichs, so wie derer aus andern Ländern, die nach Paris kamen und selten fehlten, den Ehrwürdigsten aller Sonderlinge zu besuchen. Mit einer unermeßlichen Kraft des Gedächtnisses verband er den feinsten Scharfsinn; und indem er sich aus den Gesprächen derer, die zu ihm kamen, über die unscheinbarsten Einzelnheiten von Vorfällen oder Menschen zu unterrichten wußte, ward er der glücklichste Rathgeber, selbst Prophet, für Andere in Verhältnissen, die sie nach ihrer Stellung hätten genauer kennen sollen, als Er. Viele seiner Aeusserungen und Bemerkungen über die Geschichte des Tages gingen, ohne daß es ihm bekannt ward, durch Oelsner und andere Deutsche, die ihm nahe waren, in Zeitschriften und Werke über und dienten eben so sehr zur

Berichtigung der öffentlichen Urtheile, als zur Belehrung der Geweihtern in Staatsgeschäften.

Ungeachtet der Graf Eigenthümer eines beträchtlichen Vermögens war, lebte er doch, man kann nicht sagen höchst einfach, sondern wahrhaft dürftig. In einem schmucklosen Zimmer mit durcheinander liegenden Büchern und den nothwendigsten Geräthschaften angefüllt, empfing er die Fremden jedes Standes, im dunkelfarbigen, alten zerrissenen Ueberrock am Kaminfeuer. Aber mit fürstlicher Wohlthätigkeit erwies er sich gegen die Armen und Hülfsbedürftigen, besonders gegen die, welche deutscher Herkunft waren, und ausgezeichnet gegen die preussischen Kriegsgefangenen in Frankreich. Doch, wenn nicht durch Zufall, erfuhren die Getrösteten selten oder nie den Namen ihres Wohlthäters. Gegen Jedermann offen, verheimlichte er nur schamhaft seine Tugenden.

Mit Empfehlungen aus der Schweiz kam der Mittheiler nachfolgender Bruchstücke zu dem ruhmwürdigen Mann. Gütig empfangen hatte er, während seines Aufenthalts in Paris, das Glück, fast täglich einige Stunden in der Gesellschaft dieses Weisen zu verleben. Es war im Oktober 1821. Schlabrendorf hatte ein Alter von zweiundsiebenzig Jahren, aber noch die lebendige Jugendlichkeit des Geistes von einem Siebenundzwanziger. Man mußte ihn hören, wenn er mit Wärme, Klarheit und unglaublicher Kenntniß der Menschen und Dinge sich äusserte. Er war Redner im höhern Sinne des Worts, und schien dann selbst ein Wesen höherer Art zu seyn, frei von Leidenschaften und Vorurtheilen der Sterblichen, über die niedern Interessen derselben erhaben, nur unbefangener Zuschauer ihres vergänglichen Treibens. Das Buch der Weltgeschichte lag vor seinem Geiste stets aufgeschlagen; Alles ihm darin gegenwärtig. Deutschland, England und Frankreich hatte er in den mannigfaltigsten Richtungen durchreist; nichts von einiger Bedeutung stand ihm

da unbekannt und von allen spätern Veränderungen darin blieb er unterrichtet.

Es ist zu beklagen, daß der Graf nichts Schriftliches von seinen Erfahrungen hinterließ. Was die nachfolgenden Bruchstücke enthalten, sind in der That nur Gesprächstrümmer, Einzelnheiten, die gewöhnlich nach den Abendunterhaltungen flüchtig von demjenigen aufgezeichnet wurden, der sie hier mittheilt. Man wird daraus die Geisteshoheit des Grafen so wenig als aus einigen Ziegelstücken die Herrlichkeit eines Palastes beurtheilen können. Und doch sind von dem vielbesprochenen Manne bisher nur wenige oder keine Aussprüche bekannt geworden. Daher mögen sie jetzt nach seinem Tode einigen Werth, und vielleicht hie und da einen bedeutsamen Wink über das Leben unsers Zeitalters haben. *)

Bureaukratie.

Unter Napoleon spielte die Bureaukratie eine ganz untergeordnete Rolle, aber doch spielte sie eine. Seine Be-

---

*) Der Graf von Schlabrendorf, geboren zu Stettin den 22. März 1750, machte nach Vollendung der Schulstudien eine Reise durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich und England; verweilte in England sechs Jahre, kam kurz vor dem Beginn der französischen Staatsumwälzung nach Paris, siedelte sich hier zuletzt ganz an und starb hier am 21. August 1824.

Im dritten Jahrgang des reichhaltigen historischen Taschenbuchs von Friedrich von Raumer, hat der geistvolle K. A. Varnhagen von Ense einige Züge zu dem Bilde des Mannes, Bruchstücke aus dessen Papieren, meistens politisch-moralischen Inhalts, unter dem Titel geliefert: „Graf Schlabrendorf, amtlos Staatsmann, heimathfremd Bürger, begütert arm“, und mit dieser Aufschrift im Lapidarstyl das gesammte äussere Verhältniß des erhabenen Sonderlings bezeichnet. Zsch.

fehle fanden bekanntlich nirgends Widerstand, von Fouché an bis zum Stubenwischer gehorchte Alles springend seinen Befehlen. Doch nur der Zweck gehörte ihm. In den Mitteln und Wegen waltete der Einfluß der Bureaukratie. Da jede Rückwirkung eine andere Wirkung voraussetzt, so war damals der Despotismus die anregende, Bureaukratie die regierende Macht in Frankreich.

Jetzt *) ist die Bureaukratie zu jener höheren Würde gelangt, die sie in allen Staaten unserer Zeit besitzt, wo schwache Fürsten und mittelmäßige Minister stehen. Sie ist ein politischer Somnambulismus der Monarchie, wo der Verstand sammt allen Sinnen aus dem Kopf in die Nähe des Magens, zum Sonnengeflecht, niedersteigt und jeder Finger hellsehend wird.

Napoleon ertrug es kaum, wenn jemand nicht auf den ersten Wink vor ihm erschien. Einen Obersten, den Unpäßlichkeit abgehalten hatte, fuhr er mit den Worten an: Que pensez-vous? Est-ce que vous me prenez pour un *Merlin*, un Lareveillère Lepeaux? — Jetzt aber hat ein nach Guadeloupe gesandter Generalprokurator seit neun Monaten dort noch nicht Zutritt zu der ihm von der Regierung angewiesenen Stelle erhalten können, weil — die Frau des Gouverneurs ihn nicht mag. Der Gouverneur ist nämlich ein steinalter, kindischer Emigrant, dem man, wegen dieser vorzüglichen Eigenschaft, die einträgliche Stelle läßt; die Dame regiert ihn und die Kolonie.

Unter dem Vollziehungsdirektorium war die Bureaukratie am mächtigsten. Ein Mann, der vom Direktorium selber die Bestallung zu einem Posten in den Kolonien erhalten hatte,

---

*) Man erinnere sich, daß Graf Schlabrendorf (so schrieb er sich selbst, nicht Schlaberndorf) im Jahr 1821 sprach. Zsch

konnte nie zu seiner Bestimmung gelangen, weil er einfältigerweise versäumt hatte, durch die filiature des bureaux zu passiren.

Winterfeld und Friedrich II.

Man sagt wohl, die Könige sollen nicht selber fremde Völker revolutioniren. Das war schon alte Sitte; sie datirt nicht von heut und die rechtschaffensten Leute machten zuweilen aus der Noth eine Tugend oder Nothsünde.

Der ehemalige preussische Minister von B...., der Herzbergs Zögling und Schützling war, erzählte mir eines Tages folgende Anekdote, die er aus Herzbergs Munde wußte: Als Friedrichs II. Angelegenheiten nach der Colliner Schlacht höchst bedenklich standen, habe ihm Winterfeld den kühnen Vorschlag gethan, an der Spitze eines ausgewählten Heeres in Frankreich einzurücken und hier Land und Volk sich zu erobern. Der Krieg aber müsse in Frankreich nicht gegen Frankreich, sondern nur gegen die elendeste aller Regierungen geführt und eine bessere verheißen werden. Einige kräftige Proklamationen ans Volk würden eben so viel siegreiche Schlachten werth seyn.

Ich möchte wissen, was der große und von dem damaligen Franzosen vergötterte König von Preussen seinem Liebling Winterfeld darauf erwiedert haben mag? Wenn man sich an Ludwigs XV. Hof und die damalige Weiberwirthschaft erinnert, war Winterfelds Einfall nicht halb so verwegen, oder hoffnungslos, als er im ersten Augenblick scheint. Nichts leichter, als mit Haß, Verachtung oder Gleichgültigkeit eines Volkes, das sich selber fühlt, und gegen seine Regierung laut geworden ist, einen Bund gegen den Thron zu schliessen.

Herzberg selbst war kein großer Mann, aber ein großer Preusse, und vielmehr eigentlich ein großer Pommer. Als er

einst eine Erziehungsanstalt seiner Provinz besuchte, fand er zufällig einen jungen Menschen, der sich mit dem Lesen einer Geschichte des westphälischen Friedens beschäftigte. Das gewann ihm das Herz und bewog ihn, den Jüngling heranzuziehen und in die diplomatische Laufbahn einzuführen. Es war derselbe preussische Minister von B...., der mir jenen winterfeldischen Revolutionsplan mittheilte.

Der Bischof von Aversa.

Die Ermordung dieses Geistlichen machte neulich großes Aufsehen. Man glaubte darin die Gewissenlosigkeit des politischen Wahnsinnes der Carbonari offenbart zu sehen, der vor keinem Frevel zurückbebt, wenn es den Zweck gilt. Ich bin jetzt anders belehrt worden, und habe gar nicht Ursach, dem zu mißtrauen, der mir den entsetzlichen Aufschluß gab. Der Bischof von Aversa war beim neapolitanischen Volk durch seinen Freiheitshaß bekannt und furchtbar. Daher schwebte er beim letzten Aufstand der Neapolitaner in größter Gefahr. Die Carbonari hatten ihm den Tod geschworen. Er entging demselben durch die Treue eines seiner ältern Freunde, obgleich dieser ebenfalls ein Carbonaro war. Eben dieser Mann, nachdem er sich vergebens für den Bischof verwendet hatte, nahm ihn in sein Haus auf, und verbarg ihn glücklich darin, nicht ohne eigene Gefahr. Wie der Freund, so witteiferte dessen Gemahlin mit ihren Kindern ehrfurchtsvoll, dem geretteten Seelenhirten den Zufluchtsort so viel als möglich zu veranmuthigen.

Mit dem Einrücken der Oesterreicher änderten die Verhältnisse. Der Bischof gelangte aus seiner überstandenen Aechtung zu mächtigem Einfluß und der Carbonaro ward seines Schutzes bedürftig. Aber der Bischof war in seiner politi-

schen Handlungsweise folgerechter, als sein gutmüthiger Freund. Dieser, und als er fliehen mußte, seine Gattin und Kinder wurden der nächste Gegenstand der Verfolgungswuth des heiligen Mannes. Sein Wohlthäter schmachtete im Elende. Nichts rührte den Bischof, dessen Rache gegen die Carbonari unaussöhnbar blieb. Da stand eines Tages der unglückliche Vater und Gatte unvermuthet vor dem Unterdrücker und warf sich dann weinend zu dessen Füßen. Nicht Dankbarkeit, nicht Menschlichkeit wollte er für sich anrufen, nur Schonung für die Seinigen erflehen. Jener antwortete trocken: Es sei nichts zu hoffen. Da wandte sich der Carbonaro von ihm, nur warnend, er solle auf seiner Hut seyn.

Nie war ein Rath ernstlicher gemeint. Denn wenige Tage später, beim ersten, öffentlichen Erscheinen des Bischofs, stieß diesem ein herandrängender Mensch das Messer in die Brust. Es war der unglückselige Carbonaro. Er versuchte weder zu entfliehen, noch, vor Gericht gestellt, sich zu vertheidigen. Aber das empörte Gefühl verlieh ihm eine schauerliche Beredsamkeit. Er erzählte, was er als Christ, nach den Grundsätzen der Religion, für den Bischof einst gethan und gewagt, und mit welchem Lohn ihm dieser, obgleich ein geistlicher Herr, vergolten habe. Ein solcher Gegensatz von Geistlichkeit und Religion konnte nicht geduldet werden. Man nahm dem Tribunale die Untersuchung der Sache ab, und übergab sie einem Kriegsgericht, welches sein Urtheil binnen sechs Stunden vollziehen ließ.

Schwache Regierungen.

Das geregelte Uhrwerk des Staats in seinem gewohnten Gang zu halten und pünktlich wieder aufzuziehen, ist das Geschäft jeder mittelmäßigen Regierung. Der Des=

potismus rückt willkürlich den Weiser des Zifferblattes vorwärts und rückwärts; in der Meinung, die Sonne müsse danach ihren Lauf und die Stunden ändern. Schwachen Regierungen ist selbst das Aufziehen der Uhr lästig; die Stunde ist ihnen gleichgültig; sie wissen nie, welche Zeit ist?

Das größte Unheil, welches die Letztern anrichten, besteht nicht darin, daß sie sich selber verächtlich machen, oder das Volk an jene leichtsinnige Stimmung gewöhnen, sich gegen die Autorität aufzulehnen, oder die Gesetze zu umgehen. Nein sie lähmen auch im Voraus schon die Kräfte besserer Nachfolger, welche entweder die Hoffnung für ihre edelsten Entwürfe aufgeben, oder den Despotismus wagen müssen. Dann werden, wie einst in Frankreich, jetzt in andern Ländern „Verschwörereien" Mode, die zu nichts taugen, weil sie weder das Schlechte wegschaffen noch das Gute hervorbringen können.

Bewahre der Himmel jedes Land vor dieser Mode. In Frankreich war sie gemein und alltäglich. Man sagte bei einer Gelegenheit zu Michaud: Mais il faut que cet homme vous soit connu! indem man auf einen Fremden deutete, der ihn freundlich angeredet hatte. „Mais oui, je le dois connoitre!" erwiederte Michaud: „il me semble que nous ayons conspiraillé ensemble dans le temps."

Weiber und Priester.

Weiber und Priester (versteht sich, die der katholischen Kirche) haben das mit einander gemein, daß sie keine eigene Heimath, kein festes Vaterland, folglich auch kein Bürgerrecht und Recht zu öffentlichen Aemtern haben. Das Weib ist in der ganzen Welt daheim durch den Mann; eben so der Geistliche vermittelst seiner Kirche. Dennoch streben beide unaufhörlich nach Einfluß aufs bürgerliche Leben, weil es

für sie verbotene Frucht seyn soll. Wehe, wo sie ihn gewinnen! Spanien ward durch seine Geistlichkeit, Frankreich durch Weiber und Priester zugleich zum Verderben geführt. Unzählige Kriege der Europäer sind von den Weibern durch die Macht der Liebe und von den Geistlichen durch die Macht des Glaubens erregt.

Die Jesuiten.

Napoleon hatte schon sein besseres Selbst verloren, eh' Frankreich für ihn verloren ging. Was er durch geistige Ueberlegenheit gewonnen hatte, glaubte er mit den geistlosen Banden von politischen und religiösen Vorurtheilen für sich befestigen zu können. Er taumelte von Irrthum zu Irrthum, indem er sich einbildete, der Staub des Alterthums, welcher die andern Thronen bedeckte, sei es, was sie dauerhaft gemacht habe. Darum, wer hätte es glauben sollen, war er sogar schwach genug, auch den Jesuiten Eingang in Frankreich zu gestatten; er schützte sie; er hatte die Absicht, ihnen die Erziehung der Jugend anzuvertrauen. Sie besaßen bereits vier Häuser in Paris, eh' die Bourbonen zurückkehrten.

Die Mutter des Kaisers und Kardinal Fäsch waren die thätigsten Gönner der Jesuiten, aber auch der Geistlichkeit überhaupt. Napoleon wußte es und ließ sie gewähren. Als der Pabst (Pius VII.) in Savona gefangen saß, wo er von dem ihm bestimmten Gehalt leben konnte, ließ ihm Fäsch zwei Millionen Franken heimlich zustellen. Die Summe wurde verwendet, um Mönche nach Spanien zu senden, die das Volk bewegen, und die häßliche Bannbulle gegen Napoleon verbreiten mußten.

Schon auf dem ersten Wiener Kongreß handelte es sich darum, die Jesuiten auch in den österreichischen Staaten anzuerkennen und zu schützen. Der Erzbischof von Wien war

für sie schon gänzlich gewonnen, und nur die Unentschlossenheit des Fürsten Metternich, welche die des Kaisers nach sich zog, ward das einzige Hinderniß zur Wiederherstellung des Ordens. Metternich ist ein Mann von feinem und festem Geiste. Oesterreich hatte selten, vielleicht nie, einen Staatsmann von so rein- und ächtösterreichischem Sinn an der Spitze seiner Angelegenheiten, wie ihn. Talleyrand ist geistreicher, Metternich klüger und lauersamer.

Indessen hatte sich der Erzbischof die Wiedergeburt der Gesellschaft Jesu so sehr zu Herzen genommen, daß er beim Kaiser eine besondere Audienz verlangte, um davon zu reden. Er erhielt sie. Der Monarch aber, sobald er merkte, was es gelten sollte, nahm gleich das Wort und sagte: Sprechen wir zusammen von etwas Anderm.

Frankreich hat für jetzt keinen Metternich. Die Jesuiten nisten sich unter den Flügeln der Ultra an. Eben weil diese Ultra-Royalisten sind, sind sie die gefährlichsten Ultra-Revolutionäre, so gut wie jene Weltstürmer im Revolutionsausschuß von Bordeaux, die schon von den Volksrepräsentanten Isabeau und Tallien zuerst mit diesem neuerfundenen Titel beehrt worden sind.

Die Fürstenbraut.

Ich habe die Revolution verehrt, aber immer die Revolutionärs verabscheut. Sie ist ein Nationalfrühling, welcher den Winterschnee barbarischer Jahrhunderte von einem erstarrten Volke wegschmelzt; freilich aber auch Nachtgleichenstürme mitbringt. Sie war in Frankreich ursprünglich rein, eine Erlöserin des in der Menschheit unterdrückten Reinmenschlichen. Ihre Schönheit erregte die Begeisterung der Welt. Ach, warum fand sie keinen edeln Fürsten, der sie zur Braut erkor; denn eine Fürstenbraut muß sie seyn, wenn sie Göttin

bleiben, segnen und entzücken soll. Aber der Hof verkannte sie, ließ sie im großen Haufen stehen, eine Beute der Lüstlinge, von denen sie verführt ward, bis sie zur Metze des Pöbels werden mußte. Da wandte endlich selbst der Pöbel den Blick voller Eckel, von ihr ab, und folgte lieber sklavisch der Trommel eines Soldaten, oder dem Missionskreuz eines Mönchs.

Das ist die Erbsünde unserer Zeit, und vielleicht noch mancher Zeit, daß zwischen der Erziehung und Bildung der Regierer und andererseits der von ihnen Regierten ein allzugroßes Mißverhältniß besteht. Es ist ein Gesetz der moralischen, wie der physischen Welt, daß das Geistige nach oben strebt, und das Ungeistige, Schwere nach der Tiefe. Was kann daraus werden, wenn Geist und Kenntniß im Volke leben, und droben Ungeist und Unkunde?

Geschichte und Geschichtschreiber.

Nicht die äussere Größe der Begebenheiten, nicht das Wunderbare und Riesenhafte der Schicksale ist es, was einer Geschichte den wahren, inneren Werth giebt, sondern die Enthüllung des Verborgenen, die Entschleierung der Beweggründe und Ursachen. Darum bleibt uns der Vegetationsprozeß so vieler kolossalen Reiche unbekannt und gleichgültig, während das Leben der kleinen griechischen Staaten ein ewig anziehender Stoff bleibt. Darum steht auch Tacitus, darum Thucydides, als größerer Geschichtschreiber da, denn Lacretelle und hundert Andere. Darum ist die Geschichte der französischen Revolution nur anziehend bis zum Vendemiaire 1795; bis dahin loderte reine Begeisterung in den Parteien. Sie meinten es ehrlich, wie mit dem Guten, so mit dem Bösen; wie mit der Wahrheit, so mit dem Irrthum. Nachher versank Alles in den Schlamm der niedrigsten Ge-

meinheit und Selbstsucht; Alles ward Spiel kaltberechneter Intriguen.

Ich habe nichts gegen getreues Aufzeichnen der Begebenheiten; ich bin dankbar gegen Moses und Herodot, bis herab zum letzten Chronikschreiber, Sammler und Urkunden-Berichtiger. Sie liefern den Stoff zur Geschichte, aber keine Geschichte. Sie geben uns den Leichnam der Vorwelt, als eingeschrumpfte, gefirnißte Mumie, aber sie stellen mir nicht die lebendige Vorwelt auf. Ich sehe das Aeussere, die Erscheinungen; aber womit sich das Gedächtniß füllt, bleibt für den Verstand das Unbegriffene. Es ist der Menschen Geist und Gemüth, welches den Staub und das Todte bewegt. Nicht dies Letztere, nein jenes, das Göttliche in seiner Hoheit, wie in seinen Entartungen, soll mir durch die daher entstandenen Wirkungen klar werden. Der Geist will Geistiges schauen. Darum sind in allen Völkern große Geschichtschreiber selten, weil große Geister mit dem Gottesblick in die Ursachen der Dinge überhaupt selten sind. Johannes Müller hatte bei den Deutschen diesen Blick, aber keine Selbstständigkeit oder Beharrlichkeit in seinen Grundsätzen. Bei den Franzosen treibt Alles ins Materielle, Glänzende. Gibbon ist einer der Riesen unter den Geschichtschreibern.

Unsere Zeit liefert wenigen Stoff für die Geschichte. Sie besteht aus großen Begebenheiten und kleinen Menschen. Ein Zusammentreffen, das trostlos wäre, wenn nicht darin auch der Beweis läge, daß es in der Welt, ausser den Kabinetsregierungen noch eine Weltregierung giebt.

Die Kunst zu lügen.

Es ist gar keine Kunst eine Unwahrheit zu erfinden. Jeder Flachkopf kann das. Die eigentliche Kunst besteht darin, aus

zween Sätzen, die, jeder einzeln, wahr sind, durch arglistige Zusammenstellung einen dritten herauszubringen, der eine Lüge ist. Das ist die vornehmste Art der Rabulisterei, aber auch zugleich die gemeinste.

Von Wundern.

Der Prinz von Hohenlohe hat in den Zeitungen bekannt machen lassen, daß er keine Wunder mehr thun werde, seiner Amtsgeschäfte und seiner Gesundheit wegen. — Angreifend mag das Wunderthun allerdings seyn; aber wenn man es nur kann, so sollte man sich kein Gewissen daraus machen, es zu den ersten aller priesterlichen Amtsgeschäften zu zählen.

Biester in Berlin, wenn man von den Wundern in den ersten Jahrhunderten des Christenthums sprach, pflegte zu behaupten: daß man von ihnen und überhaupt von Wundern nichts würde erfahren haben, wenn es zu jener Zeit schon Polizei in den Ländern gegeben hätte. Es ist möglich. Vielleicht auch, daß sich die Polizei in die hohenlohischen Wunder gemengt hat. Aber Biester hätte, statt Polizei, noch besser Oeffentlichkeit nennen können.

Rivarol.

Ant. Rivarol, der Schriftsteller, war bekanntlich der Sohn armer, ehrlicher Bürgersleute zu Bagnoles (geb. 1757), und gab sich bekanntlich für einen Grafen aus. Ich fand ihn geistvoll, aber sein ganzes Wesen unerträglich. Er überbot alle seine angeblichen Standesgenossen in Uebermuth, und pflegte von bürgerlicher Kanaille und notre caste, trotz einem Duc und Pair, zu sprechen.

Seine Histoire secrète de Coblence (denn das Buch soll wirklich von ihm seyn), im Aerger über schlechte Auf-

nahme daselbst geschrieben, ist ungemein anziehend und Licht verbreitend. Es sind Aussagen eines Augenzeugen. Rivarol war der witzigste, aber auch der unartigste Mensch von der Welt. Die ehrlichen Hamburger öffneten ihm ihre Häuser und Börsen auf das Zuvorkommenste. Aber wenn ihnen in Gesellschaft einer seiner Einfälle nicht gleich einleuchtete und sie die Köpfe zusammensteckten, um sich zu verständigen, so konnte er ganz laut rufen: Voilà comme sont Mrs les Hambourgeois; ils cotisent trois ou quatre pour suivre la pointe d'un bonmot.

Diplomatische Lauerer.

Kein traurigeres Handwerk, als das der gewöhnlichen Gesandten bei den Höfen! Sie sind blos diplomatische Spione, Neuigkeitsfischer und gegenseitige Auflauerer. Man spürt an ihnen, wie bei allen Handwerkern, das Gewerbe, welches sie treiben.

Der Graf v. Boden, vor der Revolution churhessischer Gesandter in Paris (in Mirabeau's hist. secrète de la cour de Berlin ist die Rede von ihm), hatte die Gewohnheit, den Zweck eines Besuches, den er machte, nicht früher laut werden zu lassen, bis er — nicht etwa aufstand, um sich zu verabschieden, — nicht wenn er schon zur Thür hinausging, — nein, wenn er dem ihn Begleitenden auf der letzten Stufe der Treppe die Hand drückte, um sich von ihm zu trennen. Das ist diplomatische Feinheit. — Ein anderer dieser wichtigen Herren zieht seinen Mann in eine Fensterbrüstung, spricht feierlich, oder gestikulirt heftig, — il parle filles. — Ein dritter kann kein Briefcouvert sehen, ohne zu fragen: Was giebts Neues?

Ehrlichkeit.

Es giebt ein Nahrungsmittel, das nicht das köstlichste, wohl aber das unentbehrlichste ist, — Brod. Der Arme lebt fast nur davon; der Reichste kann es nicht missen. Galiani in seinen Dialogues sur le commerce des bleds, sagt: Brodmangel bringt, auch beim Ueberfluß von andern Nahrungsmitteln, Hungersnoth hervor, weil ohne Brod keine andere Nahrung so gut verdauet wird.

Was im Verkehr der Speisen das Brod, das ist im Verkehr der Menschen mit Menschen die Ehrlichkeit; unansehnlich, wenig geachtet, und doch das Wesentliche, was den menschlichen Verkehr erhält; keine glänzende Tugend, aber die brauchbarste und unentbehrlichste im geselligen Leben.

Für den Augenblick freilich gewährt das Zerreissen jeder moralischen Fessel dem Betrüger großen Vortheil über den ehrlichen Mann; aber gewiß auch nur — für den Augenblick. Eben der freiere Spielraum verwöhnt schnell den rücksichtslosen Benutzer jedes Mittels; er glaubt an keinen Widerstand mehr, und stürzt zuletzt, nicht etwa durch einen aller menschlichen Klugheit unvermeidlichen Umstand, nein, plumperweise in seine eigene Falle, durch einen armseligen Umstand, der nur ihm verderblich wird, den der einfältigste Mensch vermieden haben würde. Ich sagte das Napoleon im Jahr 1808 voraus; ich schrieb es. Im Jahr 1814 gedachte dieser der Prophezeiung. Ehrlichkeit ist die feinste, und die sicherste Staatsklugheit. Sie ist nicht in jedem einzelnen Falle siegend, aber sie siegt doch im Ganzen. Wer aber ein Spiel gewinnen will, muß nicht jeden Stich machen wollen; und wer im Spiele gewinnen will, braucht nicht jedes Spiel zu gewinnen.

Adel. Pressfreiheit. Dogmen.

Ich befand mich eben in London, als die Nachricht von der Sitzung der konstituirenden Versammlung ankam, in welcher

der französische Adel seine Privilegien aufgeopfert hatte. Von ohngefähr begegnete ich meinem Freunde Schönborn auf der Straße, und rief ihm schon von weitem zu: „Wissen Sie das Neueste aus Paris?“ — „Ja,“ sagte Schönborn nachdenklich: „der Adel soll abgeschafft seyn. Läßt sich aber so etwas abschaffen?“ — Er hatte vollkommen recht. Nicht, daß der Adel in seiner Wesenheit eine Naturnothwendigkeit wäre; aber er ist eine Meinungssache, die durch kein Gesetz abgeschafft werden kann. Die Meinung macht den Adel, und nur sie kann ihn auch vertilgen. Ich kam bald nachher nach Paris. In einer Gesellschaft, wo auch Sieyes war, feierte Alles den Sieg über das Vorurtheil. Sieyes schwieg; aber man trieb ihn, sich ebenfalls darüber auszusprechen. „Eh bien!“ sagte er: „Vous leur avez ôté la noblesse, il ne vous reste que de leur ôter la vie.“ In der That, das Dekret war die erste Erklärung des offenen Bürgerkriegs.

Es ist eben so thöricht, den Adel durch ein bloßes Gesetz abschaffen, als durch ein Gesetz Preßfreiheit einführen wollen. Die Freiheit der Gedankenmittheilung besteht schon, vor allen Gesetzen, von Natur. Das Gesetz selbst ist eine Wirkung derselben. Die Gesetze bringen überhaupt keine Freiheit, sondern sie begränzen dieselbe nur, und müssen sie begränzen, Rechte Anderer zu schirmen.

Von allem Meinungsstreit ist mir der Streit der Theologen über ihre Dogmen der wunderlichste. Wenn man Dogmen gegen Dogmen setzt, werden die abgeschmacktesten gerade die meisten Anhänger finden. Es ist mit dieser Art von Glauben, wie mit Wünschen. Das ausserordentlichste kostet da jeden so viel, als das Gewöhnlichste; und läßt man sich einmal überhaupt darauf ein, so mag man es gern um etwas Rechtes thun.

Meinungswäsche.

Frau v. W. hat einen hübschen, weißen Schawl. Aber er nimmt leicht Flecke an und muß gewaschen werden. „Und ist das einmal geschehen," sagte sie, „so wird er immer schneller wieder schmutzig. Ich werd ihn bald für immer wegwerfen müssen."

„Wollte der Himmel," erwiederte ich: unsere Staatsminister und Philosophen, Priester und Poeten wären nur halb so verständig, wie Sie. Es ist mit Meinungen, wie mit Ihrem Schawl; sie taugten einmal, und für ihre Zeit, da sie als gut galten. Aber man bringt uns die veralteten Irrthümer immer neugeputzt wieder, und verlangt, wir sollen sie für wahr und schön halten. Nach jeder Wäsche werden sie unansehnlicher und leichter fleckig. Und doch lassen sich die Herren die Meinungswäschen nicht verdrießen, bringen uns den Sultanism und die Wunder, Mysticism und Jesuiten, Republikanism und Carbonari wieder."

Wenn Mißgriffe nicht aus Irrthum, sondern aus boshafter Absicht gethan und wiederholt werden, bleibt dem rechtschaffenen Mann kein anderer Trost übrig, als der, welchen er in ihrem Uebermaß findet. Da ersticken sie sich zuletzt selber einander und ihre Urheber zugleich.

Forster und Friedrich II.

Der Weltumsegler Forster sagte zu Friedrich dem Großen: „Sire, ich habe bereits fünf Könige gesehen, drei wilde, zwei zahme; aber wie Ew. Majestät keinen."

Friedrich bemerkte gegen den Staatsrath Heinitz: „Forster ist ein grundgelehrter Mann, aber ein erzgrober Kerl."

Wirklich brachte der seemännische Professor nicht die feinste Bemerkung vor, und man muß über ihn lachen. Aber

die Anekdote hat dadurch eine ernstere Seite, daß Friedrich Empfindlichkeit über eine Redensart äusserte, welche zwischen Königen und Menschen zu unterscheiden, und jene zu einer eigenen naturhistorischen Gattung machen zu wollen schien, was daher des Königs Menschgefühl beleidigte.

Nicht halb so empfindlich würden sich viele von altem Adel gezeigt haben, die noch etwas Höheres, als ihre Menschennatur, in sich voraussetzen, und etwas Anderes, als Menschen, seyn möchten, um nicht das Nämliche zu seyn, was der Bürger ist.

Fichte's geschlossener Handelsstaat.

Wunderlich, daß ein philosophischer Geist, wie Fichte, eine Gesellschaftsform empfehlen konnte, die offenbar das menschliche Geschlecht in seiner Entwickelung zu einem Stillstand führen würde; den wir im Thierreich sehen. China und Japan haben den naturwidrigen Versuch längst gemacht. Zum Glück setzt die Vollendung des Systems, dies Zerreissen aller Bande mit der übrigen Welt, auch eine neue Geld-Art voraus, die, ohne Papiergeld zu seyn, doch nur Einem, und keinem andern Volke von Werth seyn dürfte. Fichte behauptete, das Geheimniß zu besitzen. Er hat es aber mit ins Grab genommen.

Die Natur hat keine in sich abgeschlossene Handelsstaaten. Selbst die Planeten und Sonnensysteme bestehen durch Verkehr und Tausch ihres Lichts, ihrer Schwere und anderer Kräfte. Auf dem Erdball ist Alles für den Zusammenhang berechnet; Oceane sind die besten Verbindungsmittel der Welttheile. Die Verschiedenheiten der Sprachen trennen nur in so weit es nöthig ist, um mehrern Gesellschaften zu gleicher Zeit das Problem der allgemeinen Gesellschaft zur Auflösung zu geben. Aber sie fliessen überall in einander, und die näm-

lichen Sprachgesetze z. B. das Sylbengesetz; und die nämlichen Elemente führen wieder zum allgemeinen Zusammenhange.

Daß die Idee der Absonderung und fortgesetzten Theilung, folgerecht durchgeführt, im Einzelnen, wie im Ganzen, immer zu Widernatürlichkeit, Elend und Hülflosigkeit führt, ist Beweis, daß sie nur Mittel seyn soll, und nimmermehr Zweck seyn kann.

Alle politische Einhägungen und Abmarchungen der Nationen, Stände, Gewerbschaften, Literaturen u. s. w. sind die ewigen Zeugen unserer Unruhe in einer gezwungenen Lage. Wir dehnen und wenden uns und versuchen tausend Stellungen; aber in diesem Bette giebt es für uns keine Ruhe!

Die Deutschen.

Ein ehrlicher, alter Doktor in Bückeburg hat an S....t geschrieben, er habe für die Cortes eine neue Eintheilung Spaniens entworfen, „die beste, die einzig richtige," sagt er: „denn auf einer Charte hab' ich einen Felsen dargestellt, auf dem das Wort Idea steht. Wenn mein Plan auch jetzt noch nicht von den Spaniern ausgeführt wird, einmal kommen sie gewiß auf ihn zurück." Auch an einem ähnlichen Entwurf für Portugal arbeitete er schon. Er fragt nur, wie er sein Werk am besten an die Cortes und zur Oeffentlichkeit in Spanien gelangen lassen könne.

Es ist, auch in der komischen Verartung, ein edler Charakterzug der Deutschen, diese weltbürgerliche Theilnahme an jeder großen Angelegenheit der Menschheit! Sie sind immer die Rathgeber der übrigen Nationen. Nordamerikaner, Engländer, Franzosen ziehen davon Nutzen. Nur sich selber wissen die Deutschen nicht zu rathen; oder vielmehr sie machen ihren Rath selten zu ihrer That. Sie verlieren zu viel Zeit mit

den Vorbereitungen, und ermüden sich, wenn es um den Bau eines Hauses zu thun ist, bei der Aufführung der Gerüste.

Da fallen mir immer die deutschen Professoren mit ihren Vorlesungen ein. Wenn sie ein halbes Jahr zu lesen haben, so bringen sie vier Monate mit den Prolegomenen zu. Alle Formen werden geprüft, alle Ideen discutirt, eh' sie zur Sache kommen. Ich habe das anfangs für etwas Gutes gehalten, aber ich widerrufe jetzt.

Der Deutsche ist freisinnig auch in unfreien Formen; denn wer kann den Gedanken in Ketten legen? Er brüstet sich mit Gewissensfreiheit zwischen Religionsedikten; denn, beim Verlust aller äussern Freiheit, bleibt natürlich die innere unangetastet. Fürsten und Minister können nur materiell auf das Materielle wirken. Vielleicht eben deswegen ist bei den Deutschen der Unterschied vom Reingeistigen und Sinnlichen allgemeiner, als bei andern Völkern, auf- und angenommen, weil sie stets von aussen auf ihr Inneres zurückgedrängt worden sind, wo sie sich am wenigsten beschränkt fanden. Daher mögen sie auch die meisten Transcendental- und Ideal-Philosophen neben allen übrigen Nationen haben; denn in der Ideenwelt blieb jeder sein Meister.

Das ächtdeutsche Sprichwort: Gedanken sind zollfrei! bezeichnet dies Verhältniß sehr scharf. Alles ist belastet, besteuert, gesperrt; nur der Gedanke hat zum Glück keine Abgabe zu entrichten. Das Sprichwort gereicht übrigens den deutschen Staatsverwaltern nicht ganz zum Ruhm; so wie der anstößige Ausdruck „die Gerechtigkeit handhaben" die Zeiten übel bezeichnet, in welchen er gäng und gebe ward. Man nahm die Justizpflege da ganz materiell. Man handhabte die Gerechtigkeit, als wäre sie der Stiel, und die Strafe, als wäre sie die Geissel an der Peitsche.

Gott bewahre meine lieben Deuschen vor einer Revolution. Sie werden auch nie dazu gelangen, wenn sie nicht durch Un-

barmherzigkeit dahin getrieben werden, wie im Bauernaufruhr des sechszehnten Jahrhunderts durch die allmächtigen Edelleute. Keine Nation taugt schlechter zu einer Revolution, als die deutsche; keine ist geeigneter zu einer Evolution ihrer Kraftmasse jeder Art, unter Leitung eines Weisen auf dem Throne, als sie.

Die Tugenden der Völker haben die nämliche Grundlage, wie die Tugenden der Kinder — den Gehorsam. Ohne diese ist alles Uebrige nichts. So lange keine Fähigkeit, kein Pflichtgefühl da ist, Gesetzen zu gehorchen, bleibt der Untergang der Regierungswillküren vergebens. Man vertauscht ein Elend mit dem andern.

Schlabrendorf's Wahlspruch.

Wolle fromm;
Denke frei;
Handle froh;
Trage frisch!

St. Simon.

Die St. Simonisten in Frankreich sind die Stillen im Lande. Sie bilden eine kleine Sekte und es scheint, sie wolle nicht klein bleiben. Bleibt sie nicht klein, so hilft der steif gewordene Körper des katholischen Priesterwesens zur Vergrößerung ihrer *).

---

*) Schlabrendorf machte diese Bemerkung im Jahr 1821. Im Jahr 1831 stand die Sekte schon mit einem gewissen Glanz in Paris da; hatte ihre Lehrer, ihren Tempel, ihre Prediger. Der Globe war unter den Zeitschriften ihr Stimmwerkzeug. Andere öffentliche Blätter sprachen über sie. Ihr Anhang wuchs. Es ist

St. Simon selbst ist ein wunderlicher Heiliger. Er stammt aus dem alten Hause der St. Simons. Vor der Revolution diente er im amerikanischen Kriege. Kühne Pläne und Ideen hat er schon früh mit Eifer ergriffen. Einmal sollte es eine Compagnie Neutonienne geben und er darin der Hauptmann seyn. Es handelte sich nur um die Kleinigkeit eines kleinen Thalers, den jeder auf Bildung Anspruch machende Europäer zu der Stiftung beitragen sollte. Sein erstes Vermögen hat er in Entwürfen durchgebracht. Er trat einmal zu einer Aktien-Unternehmung, als er schon 100,000 Fr. Schulden hatte.

Nachdem er den Newton, oder Newton ihn, im Stich gelassen hatte, warf er sich in die Metaphysik. Unglücklicherweise war ihm die Geschichte derselben so unbekannt, daß er immer neue unerhörte Entdeckungen zu machen glaubte, und seine Paradoxen beständig entschuldigte, während er die

---

nichts Ungedenkbares, daß der St. Simonismus sogar Modesache wird, als Religion der aufgeklärten französischen Welt, d. i. als Religion derer, die ohne Religion sind, weil der katholische Cultus ihr Gefühl nicht mehr in Anspruch nimmt, und die ultramontane Dogmatik ihre Vernunft beleidigt.

Der St. Simonismus giebt sich für veredeltes Christenthum, wie er das Christenthum für veredelten Mosaismus hält. Wissenschaft vom Göttlichen und Gewerbsfleiß im Leben sind seine beiden Hauptrichtungen; beides muß heiligend für den Menschen wirken. Gott ist Alles, Geistiges wie Materie; und Alles ist Eins, und heilig oder göttlich. Da die theologischen Dogmen der katholischen Kirche den Simonisten Christenthum heißen, glauben sie sich dem Christenthum gegenüber, oder darüber erhaben. Genau betrachtet wissen sie nicht, was Viele in Frankreich nicht wissen und wohl auch anderswo nicht, nämlich: worin das Wesen des Christenthumes bestehe? Und daß sie es nicht wissen, ist die Schuld der Christenthumslehrer. Zsch.

bekanntesten Dinge zu Markte brachte. Zur Zeit dieses Philosophiefiebers sprach er mit jedem, der ihn begegnete, nichts als Metaphysik. Er traf einmal den armen, alten D... auf dem Pont-Neuf, faßte ihn beim Kopf, drängte ihn in einen Winkel der Brüstung, und demonstrirte. Vergebens betheuerte D... nichts von Metaphysik zu verstehen. „Vous vous trompez,“ rief St. Simon: „vous êtes plus métaphysicien que vous ne croyez!“ und er demonstrirte weiter.

Nicht glücklicher als in Entdeckung neuer philosophischer Ideen, war er bei seinem Vorschlage, einen Berg in der Schweiz zur Bildsäule Napoleons umzuformen, die in der einen Hand eine bewohnte Stadt, in der andern einen See tragen sollte. Der Einfall war nur noch um eine Spanne kolossaler, als der ältere Gedanke, den Berg Athos zur Bildsäule Alexanders auszuhauen.

Ein anderes Mal wollte St. Simon die Physik, und nichts als Physik zur wahren Religion machen. Die Religionslehrer sollten in den Kirchen Vorträge über die Geheimnisse und Wunder der Natur halten. Man würde da, denk' ich, Elektrisirmaschinen auf den Altar gesetzt und die Gläubigen mit galvanischen Säulen gerührt haben.

In den letzten Zeiten erschien er als politischer Schriftsteller und eifriger Vertheidiger des Système industriel et scientifique. Da nun die französische Restauration und Legitimität weder mit Industrie, noch mit Wissenschaften viel zu schaffen haben mag, gehörte er zur Opposition. Da er von sich nicht wenig eingenommen ist, wunderts mich, daß es Leute giebt, die von seinen Ideen eingenommen sind. Wie er in seinem Geist immer sein eigner Kontrast ist, so ist er's auch dem Leibe nach. Man denke sich einen großen, breitschultrigen Mann mit einer dünnen, fistulirenden Stimme.

Prophezeihungen.

Wir leben in den Zeiten der Träume und Prophezeihungen, weil keiner mit der Gegenwart zufrieden ist, und jedermann das Ende des europäischen Romans voraus wissen möchte.

Der Jesuitengeneral Ricci, unter welchem Clemens XIV. den Orden der Gesellschaft Jesu aufhob, soll geweissagt haben: die Türken würden ihre Pferde am Dome von Köln anbinden. Dann aber kämen bessere Zeiten und das tausendjährige Reich.

In Preussen trägt man sich, wie man mir sagt, jetzt mit einem Traume Friedrichs II., der mir bedeutsamer scheint, als die Offenbarung Ricci's. „Mir träumte," soll der König einmal erzählt haben: „es sei mir Lust angekommen, zu wissen, was lange nach meiner Zeit vorgehen werde; habe mich zu dem Ende mit Speise und Geld versehen, in eine abgelegene Gegend begeben, und da einen Epimenides-Schlaf gehalten. Als ich erwachte, waren die Speisen fort; doch hatt' ich das Geld noch. Ich ging auf die Landstraße und wußte nicht mehr, wo ich war? Zum Glück begegnete mir ein Bauer, den ich um den Weg zum nächsten Ort fragte. Er gaffte mich dumm an und schwieg. Als er mir den Rücken zuwenden wollte, bot ich ihm einen Friedrichsd'or an, um den Kerl geschmeidiger zu machen. Er besah das Geldstück von allen Seiten, wunderte sich und sagte: „dies Geld kann man hier zu Lande nicht gebrauchen. Das kennt niemand. Ihr müßt von unserer Sorte haben, wenn Ihr nicht Hungers sterben wollt." Dabei griff er in die Tasche und zeigte mir einige — russische Kopeken. Er verließ mich und ging zu seinem Ackerfeld, wo er seinen Pflug hatte, vor welchem einige Menschen angespannt waren. „Oho!" rief ich: „ist es hier Sitte, Menschen an den Pflug zu spannen?" — „Warum

nicht?" entgegnete der Bauer: „Sie sind wohlfeiler und nützlicher, als anderes Zugvieh." — „Aber lassen sich denn die Leute das gefallen?" rief ich. „Warum nicht?" antwortete er! „Man kann es ihnen schon beliebt machen!" und zeigte lächelnd auf seinen Kantschuh.

„Ich lief in meiner Angst durch manches Dorf. Jedes bestand aus einem prächtigen Schloß, einigen Kirchen und Klöstern und einer Menge unfläthiger niedriger Ställe. In diesen wohnten die Unterthanen des Edelmanns. Ich kam in die Hauptstadt. Viel Luxus. Aber das Heiligste und Edelste war ins Gemeine und Ekelhafte travestirt. Mir war zu Muth, wie einem frommen Christen, dem man in Kamschatka, beim heiligen Abendmahl, in Ermanglung von Brod und Wein, gedörrten Fisch und Branntwein darreicht. — Wo bin ich denn? schrie ich. Und ich wachte auf."

Bemerkungen über Sprache.

Die Sprachen des Alterthums waren metrische (oder quantitirende, wie man wohl auch in Prosodien sagt), das heißt, ihr Rhythmus wurde durch Länge und Kürze der Sylben bestimmt; die Sprachen der spätern Welt, zumal des Nordens, sind accentuirte, oder betonte, das heißt, die größere oder geringere Erhebung der Stimme bei Sylben und Wörtern, das Lauter oder Leiser des Tons, bestimmt den Takt des Sylbentanzes:

Die Verschiedenheit der alten und neuen Sprachen in dieser Hinsicht ist nicht so zu verstehen, als ob in jenen nur das Gewicht der Sylben für sich, und in diesen nur deren Betonung bemerkbar wäre. Darin besteht sie, daß in den alten das Sylbengewicht, in den neuen die Betonung zum Takt der Rede Hauptsache ist. In jenen aber würde es ein Feh-

ler gewesen seyn, die Betonung immer unberücksichtigt zu lassen; in diesen ist es Fehler, den Ton immer vorzugsweise auf Sylben zu werfen, die ihrer Natur nach kurz sind. Ein Vers, in welchem alle kurze Sylben betont, die langen unbetont gelassen würden, wäre unerträglich.

Die vorzügliche Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache vor den übrigen neuern besteht darin, daß in ihr die Betonung oder der Accent nicht willkürlich, sondern naturbegründet ist und in der Regel auf der Wurzelsylbe ruht. Nur in äusserst wenigen Wörtern bildet sich eine Ausnahme, die der Wohlklang verlangt hat, z. B. im Wort lebendig. In diesem liegt der Ton nicht auf der Wurzelsylbe, sondern auf der zweiten. Doch im Plattdeutschen und einigen Provinzen, z. B. Liefland, hat auch hier die erste Sylbe den Ton.

In jedem Satz giebt es ein schärfer betontes Wort; in manchem giebt es zwei, die jedoch nie gleich accentuirt sind. In manchen Sätzen legt sich der Ton sogar auf das unbedeutendste Wort, und gerade weil es das ist, um die Bedeutung, die der anderswo hingeworfene Accent dem Gedanken geben würde, zu vermeiden, z. B. in dem Gruße: Guten Morgen, lieber Freund.

Es giebt Gedanken, die Jahrtausende bekannt sind, und nie die Früchte trugen, deren Keim in ihnen liegt; z. B. das Quinctilianische sunt brevibus breviora, sunt longis longiora. Zwischen der größten Länge und größten Kürze, zwischen der gänzlichen Accentlosigkeit einer Sylbe und ihrer stärksten Betonung giebt es der Abstufungen nicht wenige. Ich glaube, man kann deren neun bemerkbar machen; aber wie viele müssen es nur dem Innersten leisen Gefühl seyn! So sind z. B. im Dactylus — ᴗ ᴗ die beiden letzten Sylben nicht gleich kurz. Soll Wohlklang beobachtet werden, muß die letzte Sylbe ein

Unmerkliches länger seyn, als die unmittelbar vorangehende. So sehr flieht die Natur die kleinste Einförmigkeit.

Der Rhythmus ist überall unentbehrlich, unausweichlich. Zwischen Poesie und Prosa ist in dieser Beziehung nur der Unterschied, daß der Dichter, hat er einmal die Wahl seines Rhythmus getroffen, daran gefesselt ist, während dem Prosaiker die unbeschränkteste Abwechslung zusteht. Die Prosa ist eine unendliche Reihe rhythmischer Versuche. — In allen Sprachen hat man zuerst poetische Leistungen für die Nachwelt bewahrt, nicht nur, weil der jugendliche Geist der Nationen, bei ihrem Insichselbsterwachen, mehr in Gefühl und Einbildungskraft wandelt, oder weil das Poetische ein Kunstwerk ist: sondern weil eben der Rhythmus, welcher dem Wortstrom bindende Einheit giebt, das Geschäfte des Gedächtnisses erleichtert. Schon Kinder behalten den auf der Trommel geschlagenen Marsch unwillkürlich im Sinn, während ein unregelmäßiges Trommelgerühr vergessen wird, sobald es endet.

Die deutsche Sprache war gewiß ehemals wohllautender. Sie ist nur darum ein solches Geklapper geworden, weil sie am Ende mehr gesehen als gehört, mehr geschrieben als gesprochen wurde, und die lebendige Rede sich zuletzt der Schrift nachmodelte. Das Auge kennt keine Betonung; es verschluckt Alles. Das Ohr entscheidet über Wohlklang allein. Wir haben daher richtige Dichter; wir haben wohlklingende Verse. An eine wohllautende Prosa ist noch gar nicht zu denken. Erst als lebendiges Wort im Munde großer Redner kann die deutsche Sprache wohlklingender werden, und das Gedächtniß des Ohrs, denn jeder Sinn hat gewissermaßen sein Gedächtniß, wird, an die Rede gerichtet, auch über den Wohlklang der geschriebenen Perioden walten.

Die Sache ist um so bedeutsamer, da gerade durch das Ohr der Weg zu den Bewegungen im Gemüth geht; durch das Auge wird nur zunächst auf den Verstand gewirkt.

Länge und Kürze spricht auch das Auge an. Verse, nach Maß und Gewicht der Sylben geordnet, können auch blos geschrieben und mit den Augen gelesen, durch ihre Richtigkeit gefallen. — Aber der Accent, die unendliche Abwechselung der Töne, spricht das Tiefste des Gemüths an; das Sylbengewicht wird dabei nicht überhört, aber zur Nebensache. Ist es somit nicht ein Vorzug der neuern Sprachen, daß in ihnen die Betonung Hauptsache geworden ist? Die alten schmückten hauptsächlich die Vorhalle der Gemüthswelt; die neuern dringen in das Allerheiligste. Hat nicht also auch die Sprache der Menschen jetzt höhere Bedeutung und höhern Charakter angenommen, indem sie sich aus der Sinnenwelt in das Gebiet des Geistigern erhob? Ich möchte fast sagen, das Christenthum wirkte auf das Innere des Sprachwesens ein, und schied auch hier Altes und Neues.

Der durch's Sylbengewicht gewonnene Rhythmus kann der extensive, der durch Betonung entspringende der intensive genannt werden. Jener bezeichnet die Dauer; dieser die Kraft. Alle neuern Völker haben vorzugsweise für den letztern Empfänglichkeit; selbst die Neu-Griechen haben aus ihrer alten quantitirenden Sprache eine neue accentuirende gemacht. Es finden sich, wie gesagt, beide Arten des Rhythmus in allen Sprachen, nur ist einer oder der andere vorwaltender. Villoison bemerkt und beweiset ausdrücklich, daß die Griechen beides, Quantität und Accent, in ihren Versen berücksichtigten, nur jene vor diesem.

Die Betonung der Sylben und Wörter macht sich auf zweierlei Weise, durch den Grad der Stimme, das Laute und Leisere derselben, und durch den Gang der Stimme, in ihrem Steigen und Fallen. Man hat das auch, wunderlich genug, den Sylbenaccent und oratorischen Accent geheißen. Den Betonungsgrad bringt die Lunge hervor, die durch stärkere oder schwächere Anstrengung und einen dadurch bewirk-

ten größern oder geringern Luftstrom die Stimme verstärkt oder schwächt. Ihre verschiedene Wirksamkeit gleicht in dieser Hinsicht derjenigen eines mehr oder minder gespannten Violinbogens im Druck auf die Saite. Der **Betonungsgang**, das Steigen und Fallen der Stimme, wird durch die Stimmritze gegeben. Er ist steigend (auch anatomisch so, ein Steigen der Glotte) wie z. B. in der Frage, oder fallend im Uebergang zum Ruhen. In der Heiserkeit läßt sich wohl der Betonungs**grad** noch hervorbringen; aber der Betonungs**gang** ist unmöglich, eben weil Heiserkeit in einer Verschleimung der Glotte besteht, die das Vibriren derselben dämpft, das sotto voce der Musik. Eine Melodie läßt sich in der Heiserkeit nicht hervorbringen.

Der Betonungsgang hat in allen Sprachen die nämliche Bedeutung, und muß sie haben. Es ist naturgemäß, daß das crescendo, das Höhersteigen der Stimme, wie bei der Frage, Aufmerksamkeit des Hörenden anregt; das Tieferfallen, decrescendo, die Aufmerksamkeit entläßt.

In der **Musik** giebt es eigentlich keinen oratorischen Accent, keinen Betonungsgang für **Einzeltöne**, sondern nur für eine Reihe derselben, oder in der Melodie. In dieser sind Grad und Gang des Klanges zum Rhythmus gleich wichtig, Länge, Kürze, Stärke, Schwäche, Dauer und Kraft der Töne. Den eigentlichen, feinern, zartern Tongang der menschlichen Stimme ersetzt überschwenglich die verschiedene Bedeutung der Töne im Auf- und Niederschlag (Arsis und Thesis der Alten) die Tonfolge in arithmetischen Verhältnissen, als Melodie, oder in gleichen Verhältnissen Zusammenklang der Töne, als Harmonie, und der größere Reichthum der Tonleiter. — Der Betonungsgrad nach Länge und Kürze, Stärke und Schwäche, der **Takt** bleibt aber immer die Hauptsache der Musik. Wir können uns, ohne Takt, sie heutiges Tages gar nicht vorstellen. Sie ist also gleichsam beständig nur **Poesie des Tons**.

Man sagt, das Alterthum habe eine Musik gehabt, welche zwar rhythmisch, aber doch des Taktes gänzlich entbehrend, sich frei in allen Tönen bewegt habe. Dies wäre also eine ungebundene Musik, oder die musikalische Prosa gewesen. Ich zweifle, daß eine Prosa vor der Ton-Poesie bestanden habe, eben so begeisternd als diese, oder wohl gar noch mehr, als diese, wie Meibom glaubte. Der Takt beherrscht selbst die Schlachtlieder der amerikanischen Wilden. Aber diejenigen irren eben so sehr, welche die Unmöglichkeit einer musikalischen Prosa behaupten, oder daß sie dem Ohr und Gemüth zusagen könne. Auch Finken und Amseln, Lerchen und Nachtigallen singen Prosa, ohne allen Takt, und doch anmuthig; und taktlos und doch anmuthig singt der Wind durch die Saiten der Aeolsharfe.

Die menschliche Sprache gleitet, in einer beschränkten Tonleiter von etwa drei Tönen oder vielmehr einer Terze, steigend und fallend durch die zartesten Zwischentöne mit unglaublicher Mannigfaltigkeit hin. Die Musik springt, ohne Uebergänge anzustreifen, hart von Ton zu Ton. Der sogenannte „Quetscher" in der Musik ist noch nicht hundert Jahre alt. Es ist das Durchgleiten aller Uebergänge von einem Ton zum andern, vermittelst der Menschenstimme im Gesang, oder vermittelst der Violinsaite, eine musikalische Bewegung, die in das Gebiet der Sprache, in das Geheimniß des Tongangs derselben eingreift. Sie bringt durch den Contrast große Wirkung hervor, und drückt besonders eine wollüstige, schmachtende Empfindung aus.

Die Sprache verhält sich zur Musik, wie das Schweben zum Tanz. Aber ich will keine Bilder geben; es könnte mir wie Schelling gehen, der die Architektur, welcher, wie der Musik, arithmetische Verhältnisse zum Grunde liegen, eine gefrorne Musik nannte, ein mehr wunderlicher, als vielbesagender Ausdruck. Warum nannte er nicht folgerecht ein Fen-

ster von drei Fuß Höhe, zwei Fuß Breite eine gefrorne Quinte?

Die Verirrungen und Willkürlichkeiten, die in der physischen Grammatik oder in der Lehre vom Werden der Sylben und ihrer eigenthümlichen Klänge herrschen, sind daher entstanden, daß Physik und Grammatik noch nie Hand in Hand gingen; der Physiker nicht Grammatiker, und dieser nicht jenes war. Die physische Grammatik ist von der höchsten Wichtigkeit für alle vorhandene und zu entdeckende Sprachen, indem sie die möglichen Elemente aller vorlegt und ordnet. Welch ein Vortheil, wenn sie überall nur zu einer naturgemäßen Ordnung des Alphabets nach der Verwandtschaft der Töne führte. Freilich würde man, wegen Bezeichnung der Töne einer von Wenigen gekannten Sprache, nicht selten in Verlegenheit gerathen, und sich etwa, wie die Jesuiten bei einer Art des Lautes in der chinesischen Sprache, mit dem Gleichniß behelfen: c'est comme un petit cri de l'estomac. Eine solche Grammatik würde mit dem Werden der Vocale beginnen, die reine Singtöne, durch Wiederhall im Stimmgewölbe hervorgebracht, sind; dann zu dem Werden der lautlosen Consonante übergehen, welche jene Singtöne mannigfach begränzen und damit formen oder ihnen Gestalt geben, und zuletzt mit der philologischen Climatologie enden, in welcher die Einwirkungen der Himmelsstriche, der Sumpfländer, Gebirge und Ebenen auf die Sprachwerkzeuge dargelegt werden.

Auch hat das Klima, und die Erziehung der Völker, damit also mehr oder mindere Beweglichkeit und Reizbarkeit der Menschen, vorherrschende Ausbildung höherer oder niederer Seelenvermögen, keinen geringen Einfluß auf Geist und Bau ihrer Sprachen. — Welch ein Unterschied ist schon zwischen den Deutschen und Franzosen, z. B. in Rücksicht des Periodenbau's.

Die Kürze der französischen Perioden hat den Vortheil, daß sie die Aufmerksamkeit des Lesers oder Hörers, ohne ihn

lange warten zu lassen, fast eben so schnell befriedigt, als erregt. Der Franzose fordert Klarheit. Da sich ihm ein größeres Ganzes nicht überschaulich darbietet, ein zu mächtiger Bissen seine Ungeduld reizt, hilft ihm die Sprache, und giebt ihm die Sache theelöffelweis. Die längern deutschen Perioden fügen sich der Wißbegier des Hörers nicht so gefällig; aber sie haben den Vortheil, indem sie die Aufmerksamkeit festhalten, das Nachdenken zu vergrößern, und im gleichzeitigen Zusammenfall mehrerer Gedanken einen Gesammtgedanken zu erzeugen, dessen der Franzose entbehrt. Ich möchte sagen, im Genius der deeutschen Sprache waltet, um ein Bild von der Musik zu entlehnen, mehr die Harmonie vorwaltend; im Genius der französischen, die Melodie.

Königlicher Wahnsinn.

König Christian VII. von Dänemark, der seit dem Jahre 1766 sein Reich regierte, auch wie viele andere große Herren sogar Doktor der Rechte zu Cambridge war, verfiel zuletzt in Wahnsinn, wie man weiß; blieb aber dennoch König, bis er im Jahr 1808 starb, und regierte also, wie viele andere große Herren, dem Namen nach.

In seiner Geistestrübe hatte er zuweilen lichte Augenblicke, oder in seinem Wahnsinn lag oft etwas Geniales, wie die shakespearschen Narren es zu haben pflegen. Er unterschrieb noch immer alle Ausfertigungen, meistens aber so undeutlich, daß man ihm die nämliche Schrift mehrmals vorlegen mußte. Bald machte er ellenlange Buchstaben, bald malte er eine Fratze hin, oder unterzeichnete einen Kabinetsbefehl: „Christian VII. et Comp.“

Nicht selten, wenn er eine Stunde und länger mit Unterschreiben seines Namens zugebracht hatte, pflegte er die

Feder hinweg zu werfen und auszurufen: „Für heute genug regiert!“

Bekannt ist sein Wort von der langen Nase, das er einem Gesandten zurief: „Hätte man Ihren Herrn so lange bei der Nase herumgezogen, wie mich bei meiner, sie würde eben so lang seyn!“

Die Personen, welche an der königlichen Tafel speisten, nahmen gewöhnlich gar keine Rücksicht auf ihn, und unterhielten sich so zwanglos, als wenn er nicht da wäre. Einmal, als eben Damen, die ihm zur Seite saßen, sich vor ihm mit den Köpfen zusammen neigten, um einander etwas zu sagen, schob er sie mit beiden Armen auseinander, legte sich dann mit diesen breit auf den Tisch, sah ernst umher und rief mit starker Stimme in die etwas lebhafte Gesellschaft hinein: „Aber wie nun, wenn ich plötzlich jetzt zum völligen Gebrauch meines Verstandes gelangt wäre, — was dann?“ Alles verstummte bei diesen Worten, in Besorgniß, daß das angekündigte Unglück geschehen sey. Der König ließ sie ein Paar Minuten in der ängstlichen Ungewißheit; dann nickte er ihnen zu, indem er sie anlachte und sagte: „Nun, nun, Kinder, für diesmal mag es so seyn!“

Hochschule der Weisheit.

Früher, auf Schulen, auf Reisen, hatt' ich wohl Philosophie gehört und gelesen; aber gelernt hab' ich sie erst in den Gefängnissen aux Ecossais, in die ich, während der Schreckenszeit zu Paris, mit vielen andern Unschuldigen geworfen war. Und die Methode in dieser Hochschule wahrer Lebensweisheit war in der That so ungemein zweckmäßig, daß es mir und meinen Mitgefangenen, oder Schulkameraden, schwer gefallen seyn würde, nichts zu lernen.

Möge man mirs nun glauben, oder nicht, ich kam so

schuldlos zur Ehre des Kerkers, wie irgend ein Mensch. Ja, noch mehr, einer der redlichsten, gutmüthigsten Menschen veranlaßte mit vielem Eifer meine Verhaftung. Dies war ein gewisser Ehrmann aus dem Elsaß, damals Mitglied des Nationalconvents; jetzt (1821), glaub' ich, würdiges Mitglied einer richterlichen Behörde im Elsaß. Er hatte ein mildes Herz, konnte keinem Kinde weh thun. Aber er wurde in den Strudel der Revolution hineingerissen, ohne zu wissen wie? und hatte es darauf gerade, wie alle schwache Menschen; sie glauben, in der Sache, der sie angehören, nicht genug thun zu können, um redliche Leute zu bleiben oder etwas bei den Ihrigen zu gelten.

Ehrmann konnte meine Gelassenheit in den Stürmen nicht begreifen; verstand meine Ansichten nicht; und, was das größte Unglück war, hielt mich für einen Allem überlegenen Geist. Im häufigen Umgang mit mir muß sich seiner wohl eine Art Furcht vor diesem Geist bemächtigt haben. Denn er wiederholte seinen Kollegen gar zu oft: „Der ist ein Teufelskerl! der ist gewiß ein ausserordentlicher Mensch! Wenn's dem einfiele, er könnte uns ganze Departements in Flammen setzen.“ Er äusserte diese gefährliche Bewunderung so oft, daß er am Ende selber sich überredete, ich könnte furchtbar werden. Andere davon zu überreden, die mich gar nicht kannten, und in damaliger Zeit, war ein Leichtes. Ich ward also verhaftet.

Das Unglück ward noch drohender, nicht durch meine Feinde; denn persönlich hatt' ich keine; man konnte mir auch weder Worte noch Thaten zum Vorwurf machen. Nein, meine eigenen Freunde brachten mich in Lebensgefahr. Denn aufgefordert durch die Gräfin Julie Reventlow, Claudius in Wandsbek, u. a. m., die mich kannten, verwandte sich der Graf Bernstof für meine Freilassung. Niemand aber fiel zu jener Zeit so unausweichlich der Guillo-

tine anheim, als der, für welchen eine auswärtige Macht ihren Einfluß versuchte. Reinhard, seitdem Graf geworden und französischer Gesandter in Frankreich, war damals Sekretär des Wohlfahrtsausschusses, schrecklichen Andenkens, für die diplomatischen Angelegenheiten. Er mußte monatlich eine Liste derjenigen Gefangenen einliefern, für welche auswärtige Empfehlungen statt gefunden hatten. Mein Name stand an der Spitze der Liste. Zum Glück las sie niemand. Reinhard, aus guten Gründen, war dessen herzlich zufrieden, und die Gefahr schwebte Monate lang, wie das Schwert des Damocles am Haar, über meinem Haupt, ohne mich zu treffen. Ich brachte siebenzehn Monate im Gefängniß zu, und ich mußte herausgeschmuggelt werden durch Dentzel und Andere, ungeachtet ich lange und vergebens darauf beharrt hatte, so herauszukommen, wie ich hineingekommen war, nämlich mit Untersuchung.

Aber selbst nach dem 9. Thermidor hörte der gute Ehrmann nicht auf, mich mit seiner Bewunderung zu verfolgen. Immer von der nämlichen Idee besessen, war er es, der mich durch sein Geschwätz beim Wohlfahrtsausschuß am meisten verdächtigte.

Wenige Tage nach meiner Befreiung, es war im März 1795, speisete ich mit Mehrern bei Basse, einem Kaufmann, der wegen Waarenlieferungen und Contrakten mit der Regierung nach Paris gekommen war. Als ich in's Zimmer trat, erblickte ich auch meinen guten Ehrmann, der feuerroth wurde und mir mit offenen Armen entgegeneilte. Er konnte sich nicht satt wundern, wie so ein Mann, so ein Genie, die Schreckenszeit überlebt habe! *)

---

*) Hier verdient ein Zug eingeschaltet zu werden, der zur Bezeichnung von Schlabrendorf's edler, ich möchte sagen, kindlichguter Gemüthsart, besser denn jeder andere dient, und dem Mittheiler

Lustiger noch war am 13. Vendemiaire (5. Oktober 1795) der Auftritt zwischen ihm und Laquiante, einem Elsasser, also seinem Landsmann. Dieser war das volle Gegentheil von ihm, ein großer, kräftiger Mann, und dabei von entschlossener Denkart; übrigens Royalist.

Ehrmann hatte sich an dem Tag verspätet, wohl auch verspäten wollen, denn der Kampf gegen die Conventstruppen in der Stadt war hartnäckig. Er konnte nicht nach dem Convent, und wollte auch nicht nach Hause, wo man ihn, als einen Terroristen, im Fall die Sektionen siegen würden, unfehlbar aufgesucht haben würde. Er begab sich also zu seinem Landsmann, und bat diesen um ein Nachtlager.

„Ganz gern!" sagte Laquiante, der ein kleines Quartier in der Straße Richelieu hatte, und dessen Frau eben Wöchnerin war: „Aber wir müssen uns beide mit einer Matratze im Vorzimmer begnügen. Uebrigens wissen wir Zwei ja noch nicht, wer von uns siegen wird, ob die Sektionen oder der Convent? Wir wollen also ein Uebereinkommen treffen. Siegen wir Royalisten gegen den Convent, so

---

durch Herrn Oelsner, einem der Genossen bei jenem Gastmahle, erzählt wurde.

Graf Schlabrendorf stellte sich nämlich bei Ehrmann's unmäßigen Freundschaftsbezeugungen unendlich gerührt; that, als wenn er von Allem, was Ehrmann gethan, nichts wisse; setzte sich bei Tische neben ihm und fuhr in dieser Art Unterhaltung fort. Der Graf schenkte seinem kleinen Nachbar fleißig ein, und nickte Oelsnern, der ihm gegenüber saß, und mit Allem vertraut, sich an dieser Scene belustigte, listig zu. Nach dem Essen trat er zu Oelsner. „An dem hab' ich mich doch gut gerächt!" meinte er: „Bemerkten Sie nicht, wie er mich, den er für ganz unwissend hält, zu mystifiziren glaubte, und wie doch ich es war, der ihn tüchtig mystifizirte.

J.

nehm' ich dich in Schutz. Sieget ihr Terroristen, so schützest du mich."

Die unruhige Nacht verging, und am andern Morgen machte sich Laquiante auf die Straßen, um den Ausgang der Dinge zu vernehmen. So erfuhr er den Sieg des Convents. Nun holte er sich einen alten, verrosteten Degen, ging damit zu dem kleinen, erschrockenen Ehrmann, kniete ehrerbietig vor ihm nieder, wie ein Goliath vor David, und überreichte ihm auf erzkomische Weise das Mordwerkzeug mit den Worten: „Nimm, du Blutmensch, ich bin dein unterthäniger Gefangener!"

Die närrische Geschichte machte mich unmäßig lachen; es wandelte mich sogar eine kleine Rachlust an, und ich bat den Maler Guerin himmelhoch, er müsse mir die Scene zwischen dem kleinen und großen Mann skizziren.

Physiognomie von Paris am 10. August 1792.

Es wäre Sünde gewesen, bei großen Ereignissen der Revolution in der Stube zu bleiben. Auf den Straßen war viel zu lernen.

Gleich nach Erstürmung der Tuilerien und Vernichtung der Schweizer sah man überall das Volk mit rothen Lappen von den Uniformen der Schweizersöldner auf Piken, Bajonetten, Säbeln und Hüten *). Es waren die Triumphzeichen des Tages. Geplündert wurde nicht, sondern nur zerstört. Selbst die Matratzen, die man im Schlosse und in den Kasernen der Schweizer gefunden hatte, wurden zerschnitten. Der Carousselplatz war von Wolle ganz bedeckt. Und

*) Das nämliche Schauspiel mit den rothen Lappen ward in der Juliuswoche 1830 in Paris wiederholt. Zsch.

doch sind Matratzen der geschätzteste Reichthum des gemeinen Volks, wie anderswo, so auch in Paris. So sammeln in Schlesien die Dienstmägde schon Federn für künftige Betten auf, und es ist da ein arger Vorwurf, nicht einmal ein Bett unter dem Leibe zu haben.

Die Leichen der Getödteten, die im Garten der Tuilerien und sonst herumlagen, waren bald nackt ausgezogen, nicht aber um sie zu plündern, (ohnedies waren es meistens arme Soldaten, die Offiziers hatten sich gerettet), sondern um die Kleider, als Siegeszeichen, zur Schau herumzutragen. Hüte voll Louisd'or wurden dem Präsidenten der Nationalversammlung überbracht. Diebe, die sich etwa unter dem Volke befanden, wurden, wie die Schweizer und die Hofleute, aus den Fenstern gestürzt. Ich selbst sah solches, mit Verwunderung und Grausen über die Gerechtigkeitspflege des Volks *). Nur der Wein in den Kellern wurde getrunken, und häufig auf den Straßen vertheilt. Ich sah einen taumelnden Kerl, in jeder Hand eine volle Flasche, die er den Vorbeigehenden anbot: „Veux-tu du vin de Veto?"

Abends bot der Carousselplatz einen malerischen, aber schauerlichen Anblick dar. Die beiden Schweizer-Kasernen,

*) Auch einer meiner Söhne war, in der Juliuswoche 1830, Augenzeuge der nämlichen Strenge und Verabscheuung des Plünderns in Paris. Ein bewaffneter Haufe ging vor einem Laden vorbei; ein Kerl nahm davon ein Paar Strümpfe hinweg. Ein Anderer, der selber keine Strümpfe an den Füßen hatte, sah es, schimpfte, wüthend auf ihn, sagte es den übrigen, die schon voran waren, und der Dieb ward ohne Barmherzigkeit auf der Stelle niedergeschossen. — Schlabrendorf's Erzählung aber beweiset, daß der barbarische Rechtlichkeitssinn des Pariser Volks, mitten im Rausch seiner Wuth, im Jahr 1830 kein Beweis vorgeschrittener Gesittung war, da es beinah vierzig Jahr zuvor auf gleiche Weise gehandelt hatte.
Zsch.

welche den Platz vor dem Schlosse in zwei rechtwinkliche Höfe theilten, standen hoch auf in dunkeln Flammen. Die finstern Häuser umher, seltsam und wandelbar beleuchtet, schienen Leben zu haben. Der Platz war von Volksgruppen angefüllt. Hier ward getrunken; dort der Haufen von einem Redner angesprochen; hier tanzten Jubelnde, dort lagen Andere bei dem Lärmen im festen Schlafe. In den benachbarten Straßen sah man noch Schweizer gemordet; besonders in der engen Gasse de l'Echelle waren bei vierzig gefallen; viele Hausthüren durch Kugeln, wie Siebe, durchlöchert.

Man hörte vom Volke wüthende Reden, die schrecklichsten aus dem Munde der Weiber. Die Nationalgarde hielt sich, wie gewöhnlich, ernst und still dabei.

Ich folgte einer Patrouille, die spät Abends, beim Schein der Fackeln, nach der Leiche eines Patrioten zu forschen schien. Da kam ein Mann, im Ueberrocke der Nationalgarde, der einen Knaben an der Hand führte. Er beschrieb ihm das Schloß, und wo zuerst aus demselben auf das Volk geschossen worden war. Dabei gerieth er in die entsetzlichste Wuth. „Die verruchten Schweizer!" schrie er einmal ums andere: „Aber Alle müssen sie dafür umkommen! Alle, Alle! Wir wollen sie aufsuchen, und verkröchen sie sich im tiefsten Bauch der Erde!"

„Was heulst du?" rief ein Anderer einem Knaben zu, der beim unerwarteten Anblick einer scheußlich verstümmelten und zerfleischten Leiche mit Entsetzen laut aufschrie: „So wird es dir auch ergehen, wenn du einmal ein Aristokrat werden solltest. Nimm ein Beispiel daran." Das kann man revolutionäre Kinderzucht nennen.

In den verschiedensten Stellungen lagen die Todten am Erdboden umher, viele noch mit weit offenem Munde, wie zum Todesschrei aufgerissen, den sie bei ihrer Ermordung ausgestoßen haben mochten. Große schöngebaute Männer.

Und ich sah Weiber darauf herumtanzen, und sich des klatschenden Getöses, das sie dadurch hervorbrachten, freuen. „Legt einen solchen Kerl in Antoinettens Bett!“ riefen sie: „damit sie sehe, wie es ihren Dienern bekömmt.“ — Der suchenden Patrouille schrien sie Zoten zu.

Dieser Kannibalengeist wüthete und würgte noch mehrere Tage lang fort. Als man noch einige Tage später ein Paar Schweizer in einem Keller gefunden hatte, nagelte sie das eindringende Volk mit Piken an die Mauer *).

Bis zum 10. August hatte man von Freiheit gesprochen. Von da an kam die Gleichheit an die Tagesordnung.

Physiognomie von Paris am 21. Jänner 1793.

Die Hinrichtung des unglückseligen, guten Königs Ludwig XVI. sollte vor sich gehen. Es war ein kalter Tag, ziemlich heiter; nur ein Höhrauch ruhte bis Mittag auf Stadt und Gegend.

Ich ging früh zu den Tuilerien, aber nicht früh genug. Beide Terrassen des Gartens waren schon voller Menschen. Die Verbindung mit dem Platz Ludwig XV. war gesperrt, indem die beiden Hälften der Drehbrücke an die Gartenseite gezogen waren. Es wurde gebaut an den Einfassungen des Platzes, daher wenig Raum; doch alle Baumaterialien, Steinhaufen u. s. w. hinter dem Militär sah man gedrängt von Zuschauern besetzt.

Sobald das Haupt des Königs gefallen war, öffnete sich die Drehbrücke, das Militär zog ab, und von allen Seiten

*) Menschlicher und schonender betrug sich das Volk im Juli 1830. Sobald Schweizer die Waffen weggeworfen, den Rock ausgezogen hatten, wurden sie gütig behandelt. Zsch.

wälzten sich die Massen des Volks hinzu. Ich kam zum Gerüste, als eben ein Knecht des Scharfrichters das geronnene Blut aus dem Korbe, in welchen der Kopf gefallen war, mit der Hand aufschöpfte. Er theilte es unter die andringenden Personen aus. Man nahm es auf Schnupftücher, Kleider; einige Militärpersonen auf ihre Degenquasten. Die einen wollten es als Reliquien eines Heiligen, die andern als Trophäen, bewahren. Der Austheilende nahm Geld, wenn die Schildwache den Rücken wandte, welche auf dem Blutgerüst her- und hinging. — Der Rock des Königs, gelbbraun, mit blau emaillirten Knöpfen, wurde auf dem Schaffot zerrissen und getheilt. Spät noch setzte man davon kleine Stücke unter Glas in Fingerringe. Derselbe Knecht bot des Königs Haarband, seine Haare u. s. w. aus. Den Hut sah ich auf dem Platze ausbieten. Er fand späterhin den Weg in das Gefängniß der Madame Elisabeth.

Ich besuchte nach der Hinrichtung die Kaffeehäuser, Schenken u. dgl. in der Nachbarschaft. Alle waren gedrängt voll; aber nirgends sprach man vom Ereigniß des Tages. Die Leute spielten Domino und trieben Anderes, als wäre nichts vorgefallen. So fand ichs überall in der Stadt. Ein einziges, altes Weib hört' ich, welches einem Jungen, der triumphirt hatte über des Königs Hinrichtung, einen Verweis gab, doch mehr ironisch, als heftig. Ein leidenschaftlicher Montagnard aus dem Nationalkonvent hielt mich an, und sprach mit der äussersten Wildheit, nicht von der Hinrichtung des Königs, sondern — von der Tags zuvor geschehenen Ermordung Lepelletiers. Ein Glück, meint' er, daß der Mörder ein bekannter Royalist sei; der werde sich finden lassen. Die Girondisten würden sonst nicht ermangelt haben, den Conventsgliedern vom Berg die That zuzuschreiben.

Noch muß ich bemerken, daß die Hägung, vom Tempelgefängniß bis zum Richtplatz des Königs, zwar aus Na-

tionalgarden gebildet gewesen war, aber diese nicht in Uniform, sondern in sogenannten Bisets, wie sie nach dem 10. August allgemein so waren. Lally Tolendals Schilderung, wie er sie in London entworfen hat, was er von der allgemeinen Trauer in Paris, von dem Beten, vom Weinen, von verschlossenen Fenstern u. dgl. m. am Todestage des Königs erzählt, ist durchaus falsch. Einzelne mögen betrübt gewesen seyn; aber die Physiognomie von Paris war es nicht.

Gnomen *).

1. Zartem Ohre halbes Wort.
2. Der Ruthe entläuft kein Uebermuth.
3. Der Menschenweisheit Gift ist Allmacht.
4. Urtheil der Gewalt ist selten — Gewalt des Urtheils.
5. Halt aus im Leide; halt ein im Genuß.
6. Nie komm' dir Nothwendiges zu rasch; woll' es früher du selbst.
7. Lehren heißt: zeigen die nächste Bahn zum Selbstunterricht.
8. Was du leistet, ist mehr, denn was du wissen magst, werth.
9. Zorn gebiert böse Reden, Groll bösen Willen.
10. Ewigen Frieden? Ihn braucht das Schaf; ew'gen Krieg der Wolf.

---

*) So nannte Baggesen, der Dichter, diese kleinen Denksprüche, deren Schlabrendorf viele machte, indem er sich das Gesetz dabei gab, keinem Gedanken über vierzehn Sylben zu schenken. — Er künstelte unaufhörlich an der Sprache und verkünstelte sie nicht selten bis zur Unverständlichkeit. Als mündlicher Erzähler und Redner war er Meister; als Schriftsteller übermeisterte er sich. J.

11. Sehn ist Kunst; das Kind lernt sie; der Künstler von neuem sie.
12. Aus Bildern webt Sprache Gedanken; der Künstler kehrt's um.
13. Unrecht straft sich selbst; Büttel seyn will der sich selbst rächt.
14. Ohne Meinung und Willen, da höfelt sich's gut.
15. War Jugend Rausch, ohne Wein, sei Alter Wein, ohne Rausch.
16. Tropfenfall höhlt Gestein; Vernunft viel später den Starrsinn.
17. Liebevoll ist deutscher Ernst, doch ernst auch deutsche Liebe.
18. Sei's Kloster, sei's Hof, es bleibt Ränkelust, Winkellust.
19. Frei wird kein Volk und gewerbsam, ohne Anderer Vortheil.
20. Gottesvertreter, zu viel schon! Volksvertreter thun noth!
21. Kräfte regeln lehrt Friede; sie wagen, der Krieg.

Regierungswechsel.

Wir haben schon vielerlei historische Monographien, Darstellungen gewisser einzelner Gattungen von Begebenheiten, z. B. der Belagerungen, der Verschwörungen u. dgl. m. Wie kömmt es, daß noch kein Schriftsteller das dankbarste Fach solcher Monographien, nämlich die Geschichte der Regierungswechsel, bearbeitete? Bei keiner Gelegenheit verkünden sich Menschen und Zeiten so wahr und lebendig, als bei der Thronbesteigung eines neuen Herrschers. Tacitus hat die Wichtigkeit solcher Momente wohl begriffen. In seinen Jahrbüchern sind dergleichen Uebergänge mit großer Ausführlichkeit und meisterhaft behandelt, z. B. die Erscheinung

des Tiberius nach dem Augustus. Sie gehören zu den schönsten Stellen seiner Werke.

Freilich in verfassungsmäßigen Monarchien verschwinden die grellen Contraste; es herrscht mehr Gleichförmigkeit der Bewegungen; die Ministerien werden öfter geändert, wenn sie entweder nicht im Sinn des Monarchen, oder des repräsentirten Volks sind; und immer wird die Wirksamkeit der Minister theils durch das Grundgesetz des Staats, theils durch öffentliche Meinung und durch den Hof modifizirt.

Anders aber verhält sich's bei Regierungswechseln in absoluten Monarchien; hier verwechselt der ganze Staatskörper seine Seele mit einer andern. Er empfängt einen ganz neuen Charakter, einen neuen Willen, der mit dem vorigen oft im vollen Widerspruch steht. Es treten neue Menschen auf, die man vorher nicht kannte; die alten verschwinden im Schatten. Die Wirkungen des allgemeinen Umschwungs dehnen sich bis auf den Ton der kleinsten Stadt, des geringsten Beamten, und hinwieder auf Gegenwirkungen der Nachbarstaaten aus. Man denke nur an die Regierungswechsel von Ludwig XIV. und XV., von Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II., von Peter I., Katharina II. u. s. w.

Die öffentliche Vernunft.

Man bemerkt in unsern Tagen Vielerlei, was in frühern Zeiten fast ganz unbekannt war, und allein nur aus dem Gegensatz entspringt, den ein Regentenwille und eine öffentliche Meinung machen. Zwar nehmen manche Herren, von ihrer eigenen Weisheit vollkommen und aller Welt zum Trotz überzeugt, vornehmen Ton an gegen die sogenannte öffentliche Meinung; fragen noch, was sie sei? wo und woran man sie eigentlich erkenne? Napoleons und vieler Andern Schicksal macht sie nicht klüger im Handeln. Aber dennoch fürchten sie

sie heimlich. Sie ist ihr böses Gewissen, welches sie in sich berauben und vernichten möchten. Ein gewisser Professor F.... in Bonn, der gegen Luther tapfer zu Feld zog in seinen Vorlesungen, und an der Spitze der Proselytenmacher stand, hatte mächtige Gönner für sich, aber die übrigen vernünftigen Leute gegen sich. Ich lese nun in der Zeitung, er sei seiner Stelle entlassen worden, aber mit Beibehaltung des ganzen Gehalts. Das heißt nicht, man habe ihn bestrafen wollen, sondern man hat nicht den Muth, ihn zu belohnen.

Oeffentliche Meinung ist wirklich nur der zum Durchbruch gekommene, öffentlich gewordene, gesunde Menschenverstand, welcher gegenwärtig noch in vielen Ländern ganz still privatisiren muß. Jeder, sobald er vor allem Volk steht, schämt sich eben so sehr, geradezu unvernünftig, als geradezu lasterhaft zu erscheinen. Man will Diener, man will nicht Tadler; und stellt daher gewöhnlich gute Köpfe damit auf die Probe, ob sie zum Dienen taugen, daß man ihnen breite Titulaturen anbietet. Nehmen sie dergleichen willig: so hat man von ihrem gesunden Verstande wenig zu besorgen.

Die Titel mancher Leute erinnern mich an die gedruckten Ankündigungen spanischer Stiergefechte; da werden allemal zuerst die Namen der präsidirenden Großen, dann die der Stiere gelesen, die gehetzt werden sollen. Als bei der piemontesischen Revolution Rede ward, der König habe abgedankt, warfen die ihm treu gebliebenen Regimenter die Gewehre weg, und Soldaten und Offiziers liefen mit dem Ruf auseinander: „Point de roi, point de soldat!“ Sie sagten da, vielleicht wider Willen, eine große Wahrheit, so lange die Benennung Soldat ihre bisherige Bedeutung hat und behält.

Der Erzieher des Dauphins und Sohnes Ludwigs XIV., der Herzog von Montlosier, ließ einmal den gesunden

Menschenverstand vorblitzen, als der König eben ein Todesurtheil unterschrieben hatte. Er verderbte damit seinen Kredit beim Monarchen ganz und gar. Dieser hatte nämlich, um seine Strenge in Bestätigung des Todesurtheils zu rechtfertigen, erzählt, daß er den Verbrecher schon einmal wegen eines Mordes begnadigt habe, und dieser nachher zehn andere begangen hätte. „Vous vous trompez, Sire," erwiederte Montlosier, "il n'a tué que le premier; les dix autres, c'est V. M. qui les a tués."

Nach der Besitznahme Schlesiens durch Friedrich II. fällten die katholischen Bauern ein nicht günstiges Urtheil über die neue Regierung. Aber ihr Mutterwitz traf damals doch nicht weit vom Ziel. „Die Preussen", pflegten sie zu sagen, „haben keine zehn Gebote, sondern nur drei Gebote, die heißen: erstens, zahlt Steuer! zweitens, haltet den Deserteur auf! drittens, räsonnirt nicht!"

Man kann sich aus dem Widerwillen einer gewissen Partei gegen das Oeffentlichwerden der Vernunft ihren sogenannten Haß der Ideale und der Ideen erklären. Es ist der Haß des politischen Egoismus gegen Grundsätze. Zur Zeit der Gironde nannte man alle die, welche höhern Ansichten huldigten, und nicht in die vergängliche Herrschaft der gereizten Gemüther geben wollten, spottweise hommes d'état. Nachher tobten die Ohnehosen gegen eine Aristocratie des talents. Zur Zeit des Schreckens und noch des Vollziehungsdirektoriums nannte man die bessern Köpfe, wenn sie mit ihren Grundsätzen nicht kapituliren liessen, Principiers. — Napoleon, der noch an der Spitze von 500,000 Mann gern den Satyriker machte, nannte sie Idéologues. In Deutschland tauft man sie mit dem Namen der Metaphysiker oder Metapolitiker. Welche Zwietracht unter den politischen Egoisten selbst gegenseitig herrschen möge, sie ist nicht so unversöhnlich, als ihr Abschen gegen die „Ideenmenschen." Ein Fouché konnte Welling-

ton's Busenfreund werden, — aber sich mit einem Ideologen zu paaren, das wäre Unmöglichkeit.

Ich sehe für das schöne Frankreich eine trübe Zukunft vor. Daß Napoleon keine bleibende Dynastie, bei offener Verachtung der öffentlichen Vernunft, gründen werde, hab' ich lange vorausgesagt. Aber daß das gegenwärtige Regiment, welches wieder vollkommen das ancien régime werden möchte, mit seinem grobsinnigen Egoismus eben so wenig bestehen werde, als er, ist mir noch weit klarer. *) Es kann nicht seyn, denn die heutigen Geschäfttreiber sind so schlecht, als man nur seyn kann.

Baron Hompesch.

Alle Abenteurer sind mir zuwider, und doch fühl' ich mich von ihnen angezogen, wie vom Anblick eines verwilderten Gartens, dessen schönste Anlagen durch Verbuschung unkenntlich geworden sind. Alle haben Verstand, Entschlossenheit, sogar Gemüthlichkeit; aber diese Eigenschaften sind ins Monströse verartet bei ihnen; das gewissenhafte Messer der Rechtlichkeitsliebe schnitt die geilen Auswüchse nicht hinweg. So werden dergleichen Leute zu wahren Heimathlosen in der gesammten bürgerlichen Ordnung. Sie brauchen die Welt, und das Heiligste in ihr, sogar ihr eigenes Gewissen schlechthin gewissenlos.

Der Baron Hompesch, ältester Sohn einer reichsfreiherrlichen Familie, und zu einem reichen Majorate bestimmt, ward wahrlich nicht aus Armuth, sondern durch seine Sinnesart zum Abenteurer. Schon in seiner Jugend lief er davon. Sein Oheim, in Geschäften des Malteserordens im Haag,

---

*) Schlabrendorf äusserte sich so am 14. November 1821. J.

fand zufällig den vierzehnjährigen Knaben. Er brachte diesen nachher in österreichische Kriegsdienste. Das Regiment des jungen Offiziers kam mit ihm nach Ungarn, wo er sich so sehr gefiel, daß er sich von den Ungarn nationalisiren ließ. Mit seinen neuen Landsleuten, die ihn unter die Zahl ihrer Magnaten aufnahmen, ließ er sich gegen Kaiser Joseph II. in eine Verschwörung ein, deren Deckmantel die Freimaurerei werden mußte. Unabhängigkeit von Oesterreich und Wahl eines eigenen Fürsten, aber aus einem fremden Hause, doch nicht mächtig genug, dem Adel von Ungarn gefährlich zu werden, war Zweck. Gleiche Gedanken gingen in Böhmen hervor, wo man sich mit den Ungarn zum gemeinschaftlichen Handeln verbinden wollte, was diese aber ablehnten.

Für Alles war gesorgt, nur der Fürst fehlte. Hompesch wurde nach Deutschland geschickt, um die Krone des heil. Stephan einem kleinen Fürsten anzubieten. Man hatte das Augenmerk auf die Herzoge von Weimar und Braunschweig geworfen, und auf einen dritten noch, der mir entfallen ist. Die Einrichtung war so getroffen, daß ihm ein ungarischer Edelmann, immer nur eine Tagereise von ihm entfernt, folgen mußte, damit seine Freunde schnell erführen, wenn ihm irgend etwas begegnen sollte.

Er hielt sich einige Tage in Wien auf, dann reisete er weiter. Kaum hatte er aber das Thor verlassen, rollte ihm ein leichter Wagen schnell nach, der bei dem seinigen still hielt. „Hab' ich die Ehre, mit dem Baron Hompesch zu sprechen?“ fragte ein artiger Mann. — Ich bin es.

„Se. Majestät der Kaiser, dessen Sekretär ich bin, wünscht Sie zu sehen. Es wird kaum nöthig seyn, daß Sie mit dem Reisewagen umkehren. Nehmen Sie in meinem Wagen Platz, und lassen Sie den Ihrigen ein wenig warten. In einer Stunde ist das abgemacht.“

Hompesch setzte sich zu dem Sekretär, dessen Wagen

bald in ein Nebengäßchen einlenkte. Man fuhr durch ein offenes Thor, innerhalb dessen Schildwachen standen. Die Thorflügel schlossen sich, und Hompesch war Staatsgefangener. Beim Verhör läugnete er Alles, obgleich man ihm freundlich vorstellte, daß sein Geständniß nicht sowohl dem Kaiser nöthig, als ihm selber nützlich seie, und darum gewünscht werde. Ihm, als einem jungen Manne, einem Fremden, einem Verführten, würde man verzeihen, wenn er sich der Verzeihung durch Aufrichtigkeit würdig machen wolle. Beweise habe man schon ausserdem in Händen; die Ungarn hätten Alles gestanden.

Als Hompesch fest blieb, gab man ihm nach und nach nicht undeutlich zu verstehen, daß es mit dem Sterben allein nicht gethan sei. Den Tod verachte er vielleicht; aber es gebe Mittel, ihn fügsamer zu machen. Unterdessen stellte man auch den verhafteten Ungarn vor. Hompesch habe Alles gestanden. Durch diese Mittel erfuhr man zuletzt, was man wissen wollte. Hompesch wurde endlich frei gelassen, aber des Landes verwiesen.

Obgleich seine Sendung ihren Zweck verloren hatte, sprach er doch davon mit den beiden genannten Fürsten; und ging dann nach Berlin, wo er dem Minister Herzberg über die ungarischen Angelegenheiten volle Auskunft gab. Er wurde als Major in der Suite des Königs angestellt. Späterhin, auf dem Kongresse zu Reichenbach, war man so unedel, die ganze Liste der ungarischen Verschwornen an Leopold II. zu geben.

In der preussischen Armee machte Hompesch noch den ersten Feldzug am Rhein mit. Doch bald trat er mit den Engländern in Unterhandlung, wegen Anwerbung einer Legion. So ward er englischer Oberst, und kam in die Niederlande. Eines Tags aber, da er aus einer Festung Geld für seine Legion geholt hatte, und, statt zu Pferde zu sitzen, sich bequem in

einer Kutsche fahren ließ, ward er von einer versprengten französischen Patrouille, unter Ney's Anführung, gefangen. Die hinter dem Wagen angebundenen Pferde, von seinen Bedienten abgeschnitten, entkamen mit diesen. Er ward nach Frankreich gebracht, und kam nach Paris. Hier lernt' ich ihn im Luxemburg kennen. Klüglich verheimlichte er den Franzosen, daß er englischer Oberst sei. Man kannte ihn nur als preussischen Major. Als solcher erlangte er durch den Frieden von 1795 seine Freiheit.

Er reiste ab, hielt sich aber, einer Ehrensache wegen, die er noch ausmachen wollte, in einem Städtchen am Rhein auf, während er seinen Diener nach Basel voraussandte. Mittlerweile hatte jedoch schon ein belgischer Patriot, der Hompeschens Dienstverhältnisse kannte, die französische Regierung auf ihren Mißgriff aufmerksam gemacht. Man schickte sogleich einen Courier nach, ihn aufzusuchen und festhalten zu lassen. So traf man ihn wirklich noch in dem Städtchen.

Hompesch rettete sich aber sogleich aus der Gefangenschaft, indem er sich entkleidet, blos den Säbel bewahrend, durch den Kamin auf ein Dach flüchtete und von da sich in den Rhein stürzte. Er war ein guter Schwimmer; nackt, den Säbel zwischen den Zähen, kam er durch die Wellen von einer Insel zur andern, zur dritten, zur vierten. („Mir ward Angst," sagte er mir späterhin: „es wolle mit den Inseln kein Ende nehmen.") Am jenseitigen Ufer stand ein Oesterreicher Schildwacht, der von dem nackten Manne mit dem bloßen Säbel sehr zweideutige Meinung zu haben schien. Er ward festgehalten, bis ihn die preussische Gesandtschaft in Basel reklamirte. Er ging dahin und begab sich darauf nach England.

Von hier schickte man ihn mit seiner Legion nach West-Indien, wo er unter andern auch gegen die armen Caraiben von St. Vincent Krieg führte.

Seine letzte Expedition im Namen Englands, während des dänischen Krieges, war eine Art Piratenzug gegen eine der dänischen Inseln, den aber ihm die englische Regierung selber übel aufnahm, sie, die sich doch die Verheerung von Kopenhagen, die Plünderung und Verwüstung von Washington nicht übel genommen hatte. Er kam dann einige Male nach Frankreich, um sich für die Bezahlung der seinem Oheim Hompesch, letztem Großmeister des Malteser-Ordens, stipulirten Jahrgelder zu verwenden; lebte übrigens, als pensionirter Generallieutenant, in England.

In einer einzigen seiner Redensarten prägte er seinen ganzen Charakter aus. „Sie müssen wissen," sagte er manchmal zu mir: „daß mir mein Mittagsbrod immer für mein Frühstück feil ist." Jede auf einigermaßen entfernte Rücksichten beruhende Vorstellung nannte er „Kapuziner-Trost."

Der ächte Abenteurer handelt in der That nach keinem System; er läßt sich seiner leichtsinnigen Natur über, ohne sich mit dem Nachdenken viel zu schaffen zu machen. Er ist der egoistische Skeptiker, der nur an die Gegenwart glaubt. Es giebt eine andere Art Abenteurer, die sind dogmatisirende Schelme; man nennt sie französisch Roués. Es giebt in der deutschen Sprache kein Wort dafür, wenn man sie nicht etwa die Abgefeimten heißen will. Es möchte den Deutschen zur Ehre gereichen, daß ihnen das Wort fehlt; aber leider findet sich die Rouerie ebenfalls schon bei ihnen ein. *)

---

*) Was Voß in seinem ersten Werke gegen Stollberg von Hompesch und dessen Anwesenheit beim Grafen Reventlow, so wie von dessen damaligem Einfluß auf Stollberg erzählt, der Hompeschens spätere Bekehrung verkündet haben soll, verträgt

Der jüngere Bruder Hompeschens (auf den zweiten hatte der Vater das Majorat übertragen) war Feldprediger bei ihm gewesen. Ein deutscher Reichsfreiherr, ein Katholik, Feldprediger in einer aus allerlei Religionsgenossen zusammengewürfelten Legion! „Warum nicht?“ meinte Hompesch: „Mein Bruder ist ein herrlicher Kerl und die Stelle ist einträglich. Er ist zum geistlichen Stande erzogen und der Einzige in meiner Familige, der anfangs einigen Glauben an seine Religion hatte. In der Nähe von Heidelberg steht ein altes Heiligenbild im Rufe der Wunderthätigkeit. Mein Bruder befand sich einst auf der Jagd und in der Nähe des Bildes, mit seinem geladenen Gewehr. Da kam er auf den gottlosen Gedanken, seine Religion zu prüfen. „Laßt sehen, was der Heilige anstellen wird, wenn ich auf ihn anlege!“ Er verbarg sich hinter ein Gebüsch und zielte. Der Heilige verzog keine Miene. Mein Bruder drückte los und schoß ihm ein wenig Schrot ins Gesicht, der Heilige rührte sich nicht. Von Stund' an glaubte mein Bruder kein Wort mehr von allen Wundern und Heiligen. — In späterer Zeit reisete er nach Italien und hielt sich lange in Rom auf. Dort behagte es ihm so wohl, daß er zweimal das ihm geschickte Reisegeld verzehrte, ohne fortzugehen. Zum drittenmal sandte man ihm nur wenig. Mein Bruder berechnete aber, daß er weit weniger nöthig hätte, wenn er den Heimweg mit philosophischer Genügsamkeit zu Fuß machen würde; legte was dazu unentbehrlich war zurück; lebte mit dem Uebrigen lustig zu Rom, und kehrte dann zu Fuß ins Vaterland zurück.“

Vielleicht den größten Schmerz in seinem Leben hatte Hompesch durch den Selbstmord seiner Tochter empfangen.

---

sich nicht ganz mit dem hier gegebenen Bilde. Als er mit Schlabrendorf umging, war er wenigstens noch weit vom Wege der Buße. J.

Er war Vater mehrerer in der Welt umher zerstreuten Kinder. Aber die Tochter liebte er am meisten. Er ließ sie aus Böhmen nach England kommen. Hier verfiel sie in eine Schwermuth. Die Aerzte (vielleicht um den Vater zu täuschen) äusserten, es möge Wirkung von einem Fall auf den Kopf gewesen seyn. Schon einige Zeit vor der That fragte das Mädchen die Adjutanten ihres Vaters, welches Mittel sie wählen würden, sich den Tod zu geben? Die jungen Leute lebelustig, wie ihr Chef, mochten mit solchen Einfällen nichts zu thun haben. Sie fänden das Leben in der Welt ganz behaglich; müßt' es aber seyn, so würden sie das Pistol vorziehen. „Nein, das entstellt zu sehr!" sagte sie, noch mit weiblichem Schönheitssinn an der Todesschwelle. Wirklich wählte sie, zur Ausführung ihres Vorsatzes, das Messer. Sie starb nicht gleich. Als sie den Jammer ihres Vaters sah, schien ihr doch die That leid zu thun. „O Vater," sagte sie: „hätt' ich gewußt, daß es dich so unglücklich machen würde, ich hätt' es doch nicht gethan." Hompesch bat sie, wenigstens seinetwillen den Vorschriften der Aerzte folgsam zu seyn. Sie versprach's, konnte es aber nicht halten. Nach einigen Tagen riß sie den Verband ab und starb. „Ja, wenn ich zu retten wäre!" entschuldigte sie sich, indem sie den Geist aufgab: „Aber das ist ja einmal nicht möglich."

Der Freiherr von der Trenk.

Er war ein Mann von seltener Gemüthsstärke, von vielem Geist; aber dabei ein Abenteurer ganz eigenthümlichen Kalibers, voll überspannter Vorstellungen über seinen eigenen Werth und ohne allen Wahrheitssinn. Man sagt wohl: „der Lügner muß gutes Gedächtniß haben." Aber ich kann versichern, Trenk verlor sich nie im Labyrinth seiner falschen An-

gaben; vielleicht kam es daher, daß, wenn Niemand seine Lügen mehr glauben mochte, er sie doch selbst steif und fest glaubte.

Beim Ausbruch der französischen Revolution befand er sich in Aachen. Hier redigirte er eine Zeitung. Damals schrieb er an den Baron Hompesch, der im Gefolge des Königs von Preussen als Major stand, er solle sich für ihn beim König verwenden, in dessen Dienst er zu treten wünschte. Natürlich vergaß er dabei nicht, an die Wichtigkeit seiner Person hinreichend zu erinnern; man müsse sich bald entschliessen und nur nicht mit dem Gelde knausern wollen. Er glaube, ohne alle Eitelkeit wohl bemerken zu dürfen, daß ein Mann, wie er, wenigstens 10,000 Mann werth sei. Schlage man nicht ein: so biete er den Franzosen seine Dienste an. Das wäre für Preussen ein Verlust von 10,000 Mann, eben so viel Gewinn für die Franzosen; folglich ein Nachtheil von 20,000 Mann preussischer Seits.

Man schlug trotz dem nicht ein. Trenk kam also nach Paris, wo er vom Wohlfahrts-Ausschuß, durch Alquier, die Vollmacht zur Errichtung einer Freischaar erhielt. Unterdessen in großer Mittellosigkeit, übernahm er ein Journal, in welchem er den Franzosen die geheime Kunde, welche er von allen europäischen Höfen zu besitzen vorgab, in sehr schlechtem Französisch mitzutheilen suchte. Trenk log aber, auch wenn er Wahrheit sagen wollte.

Eines Tages kam er zu mir, klagte mir seine Noth und verlangte ein kleines Darlehn von mir. „Ich habe für mein Journal nur sieben Subscribenten!" sagte er. Kaum war er fort, so trat Forster herein. „Er lügt!" rief Forster: „Ich komme so eben von seinem Buchhändler, der mich versichert, daß er nur drei Subscribenten habe!" — Trenk behauptete auch, Thomas Payne's Common sense ins Ungarische übersetzt zu haben. — „Wie? ins Ungarische?"

rief Hompesch, dem ich's erzählte: „Nicht einmal ungarisch fluchen kann er!" Als wenn das die Anfangsgründe der edeln Madscharensprache wären.

Ich sah den Freiherrn von der Trenk das erstemal bei Alquier, einem schwachen Manne, den ich schon früher gekannt, und der damals Präsident des Wohlfahrtsausschusses war. Ich kam zu ihm, um ihm den Mainzer Wedekind zu empfehlen; ihm eine Anstellung zu verschaffen. Der Besuch war in jeder Hinsicht ein unglücklicher und hat wahrscheinlich so gut, wie der liebe Ehrmann, zu meiner nachherigen Verhaftung beigetragen. Den ersten Tölpelstreich spielte mir dabei ein Diener, der so albern war, mich als Mr. le comte de Schlabrendorf zu melden. Man bat mich, im Vorzimmer einen Augenblick zu warten. Bald darauf sah ich aus Alquiers Kabinet einen langen hagern Mann in einem hellfarbigen Ueberrock treten. Wedekind stand bei mir und flüsterte: „Mein Gott, wie kommt der hieher!" — Gleich darauf sagte mir Alquier, daß das Trenk gewesen und was er gewollt. Erst später erfuhr ich, daß Trenk, als in Alquiers Kabinet mein Name genannt worden wäre, aufgefahren sei und sich nicht genug über meinen Aufenthalt in Paris habe wundern können. Das war das zweite Unglück!

Die Strudelköpfigkeit dieses Mannes war grenzenlos. Mehr als einmal rief er mir im Palais Royal schon von weitem die unvorsichtigsten Dinge auf Deutsch zu, z. B. „Gute Nachrichten! Wimpfen wird bald in Paris seyn!" u. dgl. m., als wenn mit solchen Reden nicht Lebensgefahr verbunden gewesen wäre. Auch brachte ihn seine Unbehutsamkeit ins Verderben, nachdem ihn eine erste Verhaftung, der er wieder entlassen worden war, umsonst gewarnt hatte. Er war bestimmt, durch seine Unbesonnenheit, beinahe 70 Jahre alt, das Leben zu verlieren. Bei prahlerischer Lust zu

glänzen, bracht' er seine Rechthaberei nirgends übler zu Markt, als damals in Paris.

Ich hatte in der Revolution oft Gelegenheit, mir eine goldene Klugheitsregel einzuprägen, die nämlich, niemals ganz Recht zu behalten. Nichts erbittert das leidenschaftlich gereizte Vorurtheil so sehr, als eine triumphirende Widerlegung. Man muß nur entschuldigt, nie gerechtfertigt erscheinen wollen. Ich war bei Custine's Prozeß gegenwärtig. Nichts schadete ihm so sehr, als die Geistesgegenwart und Ueberlegenheit, mit der er jeden Anklagepunkt zu Schanden machte. Das Volk und die Richter wurden dadurch mehr beleidigt und aufgebracht, als durch die anerkannteste Schuld. „Voyez, comme il a de l'esprit!" hörte ich unter den Zuhörern rufen: „Ah, le bougre, mais nous le tenons!"

Franzosen und Engländer.

Die Franzosen, wenn sie ausdrücken wollen, wie gut sich jemand geschlagen habe, sagen: Il s'est battu comme un *lion*. Der Engländer sagt bei der nämlichen Gelegenheit: To fight like a *man*. Es liegt mehr Phantasie in jener Redensart; aber mehr Selbstgefühl in dieser.

Wenn ein Engländer einem Weggehenden noch etwas zu sagen hat, so ruft er ihm nach: I say! — Ein Franzose in ähnlichem Falle ruft: Dis-donc! — Ich glaube, es liegt diesem Unterschiede des Rufs die Verschiedenheit des Nationalcharakters zum Grunde. Dem bedachtsamern Engländer ist das Versprechen, daß er noch etwas hören solle, Veranlassung genug, stehen zu bleiben. Den sprechlustigern Franzosen kann nur die Aussicht, daß es für ihn selbst etwas zu schwatzen geben werde, dazu bewegen.

In England entehren, zumal in den mittlern Ständen, noch manche Dinge unwiderruflich, z. B.: Spioniren, Ange-

bereien u. s. w., die auf dem Festlande, Dank sei es der weit getriebenen Kunst der geheimen Polizeien, fast zur Ehrensache geworden sind. Ein gewisser Reynolds machte im Jahre 1795 gegen die irländischen Verschwörer den Kundschafter. Die Regierung belohnte ihn reichlich, unter andern mit einem Jahrgeld von 2000 Pfund Sterling. Aber Abscheu alles Volks geworden, konnte er in England unmöglich bleiben, wo man ihn nur noch unter dem Namen Reynolds the spy kennt. Er ging nach Paris; er lebt noch hier; macht ein gutes Haus, aber kein Engländer betritt seine Schwelle. Seine beiden Töchter sind hübsch und gute Parthien, wie man's heißt. Aber kein Brite blickt auf sie. Ein Franzose machte der ältern den Hof; ein preussischer Maler der jüngern.

Die englische Sprache ist zu Wortspiel gefällig. Shakespeare giebt der Beweise davon viele, vielleicht zu viele; oft geistreich, wenn im Wort- und Sinn-Verdrehen anders Witz wohnen kann. Im Deutschen, zur Ehre der Sprache, findet sich dazu mehr Ungelenkigkeit. Calembourgs in deutscher Zunge sind wunderselten. Mit Anspielung auf Herrn Genz, machte man mir einst einen Unterschied zwischen jus gentium und Jus Genzium; allein das war nicht deutsch und wird nur, was bei den Deutschen häufig der Fall ist, erst geschrieben zu einer Art Witz. Im Französischen bietet fast jedes dritte Wort einen Doppelsinn; darum ist es die Sprache der Schöngeister, der Vaudevilles, der Calembourgs und — Diplomaten.

St. Simon nennt Frankreich die Avantgarde der europäischen Civilisation. Das Wahre ist, die höhern Grundsätze der Politik und Gesetzgebung, welche nur unter der Aegide verfassungsmäßiger Preßfreiheit gedeihen können, wie in England, haben bisher ihren Weg von England aus über Frankreich nach dem übrigen Europa genommen. Nun

will ich aber damit nichts weniger als gesagt haben, die Briten wären das freieste Volk mit den vollkommensten Institutionen. Die Engländer führen viele Fabrikwaaren ausser Landes, von denen sie bei sich selbst zu Hause keinen Gebrauch machen können. Hingegen möcht' ich Frankreich nicht, wie der enthusiastische St. Simon, die Avantgarde der Civilisation nennen; allenfalls nur den Trommelschläger derselben, der vorangeht und trommelt; oder vielleicht treffender, wie Oelsner einmal meinte, den Flügelmann derselben, dessen Bewegungen die des ganzen Regiments bestimmen, bald links, bald rechts, bald vorwärts, bald rückwärts, und der dabei alle mögliche Uebertreibungen anbringt.

La Grange.

Der große Mathematiker war ein Skeptiker, aber der bescheidenste von der Welt. Es gab Zeiten hinwieder, in welchen er die Mathematik nicht ausstehen konnte und sich lieber mit Theologie, Geschichte und andern Dingen einließ. Die einförmige Beschäftigung mit mathematischen Abstraktionen ermüdet den Geist endlich; Phantasie und Gemüth fordern zuletzt ihre Rechte mit Ungestüm. Newton schrieb ja ebenfalls Anmerkungen zum Propheten Daniel und zur Offenbarung Johannis.

In seiner Anspruchlosigkeit war er das volle Gegentheil von Laplace. Hr. M..., ein Genfer, einer seiner genauesten Freunde, hatte ihn einmal, nach vielen Besuchen, nie zu Hause gefunden. Als er ihn endlich antraf, und ihm seine Verwunderung bezeugte, daß er von Morgens bis Nachts wochenlang umherschwärme, wunderte sich Lagrange nicht wenig darüber. „Ich war ja beständig zu Hause!“ rief er: „Aber sagen Sie, kamen Sie im Wagen oder zu Fuß her?“

— Im Wagen. Heut bin ich zu Fuß.

„Da haben wir's! Ich sagte dem Thürsteher, nur Leute, die zu Fuß kämen, einzulassen. Die haben gewöhnlich etwas zu sagen, oder von mir zu fragen; aber niemanden in Equipage, da verlier' ich nur Zeit."

In Paris eine seltene Weisung für Thürsteher!

Cabanis.

Cabanis war und blieb ein entschiedener Republikaner. Er wollte die Freiheit, aber mit fester Ordnung und kräftiger Vollziehungsgewalt. Daher ließ er sich auch Bonaparte's Consulat gefallen. Als aber die Rede von Monarchie ward, und man ihm sagte: Sie ist den Franzosen unentbehrlich; nur durch einen Hof, durch einen Thron gedeihen Wissenschaften, gedeihen Künste! schüttelte er den Kopf und erwiederte: Un trône, une cour, — „c'est l'aimant de toutes les ordures."

Die Theophilanthropen.

Der eigentliche Stifter vom Cultus der Theophilanthropen ist Larévellière-Lépeaux. Das Aeussere dieses Mannes ist nicht vortheilhaft. Er ist klein, häßlich und verwachsen. Sein Charakter hingegen verdient die größte Achtung. Die Lehre der Theophilanthropen, Menschenliebe in Folge der Grundsätze des reinsten Deismus, war immer Richtschnur seiner Handlungen. Ein treuer Republikaner, änderte er nie seine Meinung. Er war daher dem Kaiser Napoleon so verhaßt, als er es (Februar 1822) den gegenwärtigen Machthabern ist. Er, obgleich er Mitglied des Vollziehungsdirektoriums gewesen, ist nicht reich. Nach den hundert Tagen wollte man ihn, obgleich er von Napoleon keine Stelle ange-

nommen, unter die Rubrik der zu verbannenden Régicides bringen. Polizeikommissäre kamen zu ihm. Man suchte ihn zu schrecken. Er aber blieb; und man ließ ihn in Ruhe, weil sein Leben in der That gar zu unschuldig und still ist.

Er war als Katholik erzogen. Daher vielleicht sein Mißgriff, daß er einen Ceremoniendienst, einen Cultus derjenigen Lehre beigesellen wollte, die ihrem ganzen Wesen nach demselben widerstrebt. Wie einfach dieser Cultus seyn mochte, er verkehrte das, was reine Menschenreligion war, zum Gottesdienst einer Sekte. Er war der Bestechung unzugänglich; aber man machte ihm den Hof, wenn man ihm protestantische Liturgien, die er nicht kannte, mittheilte, oder in den Versammlungen der Theophilanthropen Reden hielt.

Sein Amtsgenoß im Direktorium, Treilhard, machte ihm über das Gedeihn des Theophilanthropismus den spaßhaftesten und doch begründetsten Einwurf. „Zur Verbreitung einer neuen Religion gehören Märtyrer; keine Kraft ohne Kampf; keine Begeisterung, keine Schwärmerei ohne Widerstand und Opfer!" sagte Treilhard: „Fais-toi pendre, mon ami, c'est le seul moyen de bien fonder ta nouvelle religion."

Den Pabst, als Oberhaupt eines andern Cultus, haßte Larévellière-Lépeaux von Herzensgrund. Er war eigentlich Schuld, daß Pius VII. nach Valence gebracht wurde. Als Sieyes, um ins Direktorium zu kommen und dieses nach seinem Sinne zu modeln, ihn, Treilhard und Merlin hinauswarf, gab seine Wirksamkeit dabei den Vorwand her. Man sagte: Larévellière-Lépeaux habe, als Präsident des Direktoriums, den Befehl zur Deportation des Pabstes ausfertigen lassen, ehe er noch in die Register eingetragen und von den Uebrigen unterzeichnet gewesen.

Nachdem Bonaparte zum Consulate gelangt, wurden

mehrere Versammlungsörter neu entstandener Sekten gesperrt, unter andern auch derjenige der Theophilanthropen. Sie überreichten eine Art Protestation, eine gemäßigte, aber freimüthige Apologie, die ohne Erfolg blieb. Was die Theophilanthropen und ihr Haupt besonders verhaßt machte, war der Republikanismus in beiden. Sie mußten nun la bête noire des Priester- und Aristokratendünkels werden. Im Volke machte man ihren Namen zum beschimpfenden Calembourg. Man nannte sie les filous en troupes. *)

Es wäre, glaub' ich, in Frankreich gar nicht unmöglich gewesen, als hier Alles eine tabula rasa geworden, ein religiöses Neues zu begründen. Nur hatte sich Larévellière-Lépeaux ungeschickt benommen. Schon der unverständliche, griechische Name war Mißgriff; und ein noch größerer, daß er in die Bahn der alten Sekten einlandete und exclusiv werden wollte, wie sie. Er hätte den ächten Geist des Protestantismus erfassen, inclusiv, allumfangend werden, das heißt Religionsfreiheit gründen und die Kirche und ihren Glauben vom Staat ausscheiden sollen, wie in Nordamerika.

Ehrlichkeit.

In meinem Leben hab' ich schon oft die Erfahrung gemacht, daß auch das glänzendste Glück grade denjenigen am ersten

*) In den Biographies des contemporains von Michaud heißt es im Artikel Marat (von dem armgeistigen Beaulieu verfaßt), die Septembrisirer und die Mörder von Avignon, welche Marats Begleitung bei seinen Triumphzügen gebildet hatten, wären nachher Theophilanthropen geheißen. Man weiß aber, daß unter diesen sich nur Personen höherer und gesitteter Art befanden; daß der Pöbel für deren Ideen keinen Sinn haben konnte.

J.

unter ihren eigenen Händen, wie ein Schatten, verschwindet, die aus Grundsatz an keine Ehrlichkeit glauben, weil sie in ihrer eigenen Gewissenlosigkeit die Quellen unermeßlichen Reichthums fanden. Ein neueres Beispiel ist mir der Banquier Emanuel von Haller. Er häufte während der Revolution und besonders in Italien, dessen finanzielle Verwaltung ihm der General Bonaparte anvertraut hatte, ungeheure Schätze. Aber an Ehrlichkeit glaubte er nicht; er mochte auch nichts mit sogenannten ehrlichen Leuten zu schaffen haben. Lieber wollt' er schlaue Schelme brauchen, in der Meinung, es sey ihr Interesse, ihm zu dienen, mehr werth, als alle Gewissenhaftigkeit. Man schätzte sein Vermögen auf 12,000,000. Fr. Sein Haus war mit Fürstenpracht eingerichtet. Alles ist verflogen. Seine Frau wohnt nun in einem ärmlichen Dachstübchen des fünften Stockwerks.

Die Lebensbeschreibung solches Mannes, aber mit Tacitus Griffel gezeichnet, müßte ein äusserst moralisches Lehrbuch seyn.

Schlabrendorfs Glaubensbekenntniss.

Kaum bestallt
Schrie ein Staatsrath:
„Auf Widerspruch Flintenkugel!“
— Nirgends also freie Meinung?
Fragt ein stiller, alter Bürger.
„Nie laute!“
— Ohne Umlauf fehlt ihr Freiheit.
„Dann läßt's friedlicher sich steuern.“
— Und wohin? zur vollen Willkür?
„Sie beglückt die rohe Menge.“
— Herschbeglückerei
Beut auch Hunde-Glück.

Manchem Großen schmeckt's;
Bürgermuth speit's an.
Schon vor Herren = Willkür
Auch die Thiere schirmen
Wollte Britten = Gesetz. *)

Bergasse.

Der Name dieses trefflichen Redners und strengrechtlichen Mannes war einst hochgefeiert. Bekanntlich war er schon vor der Revolution, als Advokat des Banquier Kornmann gegen den Wüstling Beaumarchais, glänzend ausgezeichnet. Er nahm diesen Handel, als eine Vertheidigung der öffentlichen Sittlichkeit. Mit Lally und Mounier gehörte er nachher zu den sogenannten Boudeurs de la Constituante. Nun aber, obgleich er noch lebt, gehört er zu den verschollenen Berühmten. Und doch hat er noch aus seiner Dunkelheit Anstoß zu großen aber traurigen Wirkungen in Europa gegeben.

Bergasse ist ein Mann von Geist, allerdings. Es ist in ihm mehr Lebendigkeit, als Tiefe des Gefühls vorwaltend; ich möcht' es eine Empfindsamkeit des Mysticismus nennen. Als er sich in die Einsamkeit zurückgezogen hatte, gab er sich nach und nach wirklich dem Helldunkel frommer, lieblicher Träumereien hin, die ihm besonders unter den Weibern das Ansehn eines religiösen Sekten=Hauptes schufen. Es bildete sich auf seinem Landgute bei Paris um den Mystagogen eine Art weiblichen Hofstaates.

*) Dem Gespräch liegt Thatsache zum Grunde. Der Flintenkugel=Arzt war Beguelin; sein Widersprecher der greise Schlabrendorf; und der Ohrenzeuge dabei der Baron Bielefeld.

Z.

Frau von Krudener stand im Jahr 1814 in genauer Verbindung mit ihm, der auch zu höhern Personen damals Zutritt gehabt haben soll. Ich halte ihn wirklich für den ersten Anreger der Idee zu einer heiligen Allianz, davon er immer gern träumte, und die nachher unerwartet in die Wirklichkeit hinaustrat, ohne sein weiteres Zuthun. Der preussische Minister von Stein, der ihn ebenfalls 1814 kennen lernte, schien eine hohe Meinung von ihm gefaßt zu haben. Ich darf es schon aus dem Umstand schließen, daß er ihn dem trefflichen Justus Gruner als einen sehr interessanten Mann empfahl. Gruner kam damals, als Chef der höhern Polizei, nach Paris.

Urtheile.

— Man kann das Wahre und Gute nicht lächerlich machen, aber es wohl lächerlich finden. Die Waffe des Lächerlichen brauchen die heutigen Roués, die „Abgefeimten", nur etwa noch unter sich gegen verhaßte Wahrheiten. Oeffentlich wagen sie es seltener. Die Völker sind zu ernsthaft geworden; sogar die Franzosen. Die actes des apôtres waren sehr witzig; aber die Franzosen blieben ernsthaft, und die Lustigmacher lachten nicht bis zuletzt. Die Talleyrands, die Fouchés und andere gehören noch zur alten, spottenden Schule. Aber ihr Spott gegen die höhern Interessen der Völker, gegen die Heiligthümer der Menschheit wird jetzt giftig und derb. Sie sind erbittert, wie Renegaten es gegen den Glauben zu seyn pflegen, den sie abschworen; oder, wenn sie nie eine Meinung verriethen, weil sie nie eine eigene hatten, wie Heuchler, die entlarvt wurden.

— Hätte Napoleon ein Zehntel von Sieyes reiner, folgerechter Denkkraft, und Sieyes ein Zehntel von Napo-

leons starker Willenskraft gehabt: so würde die Welt zwei vollendete große Männer gehabt haben, statt zweier Menschen, die es nur halb waren.

— In der Weltgeschichte, in den Sagen und Mythen der Völker, in der Theologie und Symbolik verehren wir gewiß viele Dinge als hohe Weisheit, die blos aus Mißverständniß einen gewissen Glanz bekommen haben, weil uns Sitte, Geist und Sprache des Alterthums ganz unbekannt geworden sind. Ich denke manchmal, beim Lesen antiquarischer Untersuchungen, an das Namensschicksal eines ehrlichen deutschen Zuckerbäckers in Paris.

Dieser hieß Fidelberger, wohnte in der rue Vivienne schon vor vielen Jahren, und hatte seinen Namen in großen Buchstaben über dem Laden. Er verstand sein Handwerk, hatte reichen Zuspruch, und darum ließ sein Nachfolger den beliebten Namen, als Firma, über seinem Laden, obgleich er ihn nicht selber trug. Der dritte Eigenthümer des nämlichen Ladens schmückte Alles zierlicher auf, riß auch die verblichene Firma weg, die ihm ohnehin gegen alle Rechtschreibung zu verstoßen schien, ließ auf das neue Schild einen treuen Hirten bei seiner Heerde malen, und dazu die Unterschrift: Au fidel berger.

— Bei Todesstrafen von einem Recht reden, ist Unsinn. Der Tod selbst ist nicht einmal Strafe, oder man wollte ihn Strafe dafür nennen, daß man geboren wurde. Der Staat darf nur in dem einzigen Fall tödten, in welchem es jeder einzelne Mensch darf; nämlich im Fall einer Nothwehr.

Man schreibt viel überflüssige Bücher für Abschaffung der Todesstrafe. Man arbeitet doch lieber für die Abschaffung ihrer Nothwendigkeit, und zwar durch Einführung besserer Volksschulen, besserer Kanzelberedsamkeit und zweckmäßigerer Zucht- und Strafanstalten. Ohne diese bleibt das Tödten der Verbrecher Nothwehr der Gesellschaft gegen ihre ewigen Verfolger.

— Wer an die Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts glaubt, der hat die stolzeste Meinung von der Menschheit, und die demüthigste von sich selber. Seine größten Werke sind nur ein kleiner Schritt, vielleicht nur erst Vorbereitung eines Schrittes, welchen erst die Nachwelt thun kann. Und stände das längste Leben, der reinste Wille, die größte Einsicht, der mächtigste Thron ihm zu Gebote: mehr darf er nicht hoffen. Und wäre die Idee nur Traum: so würde sie der edelste der Träume bleiben.

— In Paris lebte ein Graf K....n, ein, wie ich glaube, ganz guter Mann, aber — ein schwacher. Einst, als er eben aus meinem Zimmer gegangen war, sagte mir der ältere Humbold: „K....n ist eine herzgute Seele, aber ich möchte doch lieber sein Vater als sein Sohn seyn. Ich mußte über den Einfall lachen; aber tief gedacht war er. Ich forderte Humbolden im Scherz auf, einmal aus seiner Bekanntschaft die Person hervorzusuchen, deren Sohn er aus Wahl seyn möchte, und der er mit reiner Dankbarkeit anhängen würde.

Wo die Natur selbst dies Verhältniß schafft, befestigen es Nothwendigkeit und Gewohnheit. Es ist tadelhafter Stolz, sich nicht in das Verhältniß der Dankbarkeit zu jemanden setzen zu wollen, von dessen achtungswürdigem Wohlwollen man überzeugt ist. Es ist aber gerechtes Zartgefühl, das uns hindert, von demjenigen Wohlthaten anzunehmen, der verächtlich oder lächerlich ist. Wir wollen uns nicht gern ohne Noth von dem adoptiren lassen, den uns die Natur nicht zum Vater gab.

Lafitte und der Pamfletschreiber.

Pamfletschreiber sind die wahren Schmeißfliegen in der Literatur, am Sonnenstrahl der Meinungsfreiheit eben so gut, als das Ei des Adlers, ausgebrütet. Sie können

mit allen ihren Anlagen nichts hervorbringen, als Unflath, gleich den Harpyen der Fabel. Mischen sie sich in einen wissenschaftlichen Streit, so greifen sie, statt der Sache, die Person an; beschimpfen, verläumden und verdächtigen diese und bringen die rohe Wuth der Hallen-Weiber in Versen und Prosa zu Markt. Sie gehören in die Zunft der Pasquillanten, weil sie, wie diese, zu ihrem Treiben nicht ihren Namen geben dürfen. In Paris pflegten politische Parteien, wenn es um Rache gegen einen ausgezeichneten Mann zu thun ist, den man in den Augen des Volks herabsetzen möchte, die Feder solcher Leute zu dingen, wie in Italien ehemals den Dolch der Banditen. Auch in London ist dies der Fall. Aber der ausgezeichnete Mann bleibt, der er ist, und die Schmeißfliegen werden vergessen.

Ein stockroyalistischer Pamfletschreiber in Paris, von mehr Geist, als sich unter Leuten seines ehrlosen Gewerbes zu finden pflegt, unerschöpflich in Verlästerung der Liberalen, hatte sich zum besondern Geschäft gemacht, den Banquier Lafitte mit Sarcasmen und Verläumdungen herabzuwürdigen. Er hoffte damit Aufmerksamkeit für sich zu wecken, Beifall der Regierung zu gewinnen, vielleicht eine Stelle, ein Geschenk — — aber man las, lachte und verachtete ihn hintennach.

Er hatte nicht mehr genug, Frau und Kinder zu ernähren; ein lästiger Gläubiger lag ihm auf dem Hals, der ihn nicht mehr aus dem Zimmer ließ, damit er schreibe und nichts als schreibe, um seine Schuld zu tilgen. Den drängenden Gläubiger, die klagende Frau los zu werden, erzählte ihnen der verzweifelnde, oder leichtsinnige Mensch von 20,000 Fr., die er bei dem Banquier Lafitte stehen habe. Damit machte er aber sein Uebel nur noch schlimmer. Nun plagten ihn Frau und Gläubiger, er solle nicht länger eigensinnig seyn, und wenigstens 6000 Fr. erheben. Damit wäre ja Allem abgeholfen. Was wollte der Lügner anfangen? Er schrieb die An-

weisung von 6000 Fr. auf Lafitte, die dieser von den bei ihm stehenden 20,000 Fr. abzuziehen habe. Der Gläubiger und die Frau eilten damit zum Banquier. Der Pamfletschreiber machte sich in der Angst davon.

Lafitte, als er den Zettel gelesen, sann eine Weile nach, und sagte: „Das ist freilich seine Hand und Unterschrift“ — — „Ganz zuverlässig!“ rief der Gläubiger: „Dies ist seine Frau, die es bezeugen kann.“ — — „Glauben Sie mir,“ betheuerte die Frau: „die Unterschrift ist von ihm selber.“ Lafitte läßt einen Commis kommen und die 6000 Fr. zahlen.

Nach zween Tagen kehrte auch der flüchtige Zeisig in sein Nest, mit beklemmten Herzen, wieder zurück, und erstaunt nicht wenig, Alles bei sich wohlauf und lustig, Frau und Kinder sogar in neuen Kleidern zu finden. Jene entschuldigt sich, wegen den nöthigsten Ausgaben; aber der Gläubiger sei aus dem bei Lafitte erhobenen Gelde bezahlt: mehr nicht als 1500 Fr., wären von der Summe genommen. Die übrigen 4500 Fr. zeigt sie ihm vor.

Erblassend und keines Wortes mächtig nimmt der Unglückliche die Geldsumme, eilt zu Lafitte, erzählt ihm sein Elend, seinen Leichtsinn, übergiebt ihm das Geld mit Dank und Rührung, und verspricht den Rest möglichst bald zurückzuzahlen. „Nicht doch!“ sagte Lafitte: „Ich bin nicht gewohnt, so schnell zurückzunehmen, was ich geliehen habe. Aber geben Sie mir nur eine andere Quittung, denn die alte würde mich zum Schuldner von 14,000 Fr. bei ihnen machen können.“ Und er diktirte ihm eine Bescheinigung vom Empfang von 6000 Fr., „que je paierai *quand je pourrai*

Das Danaidengeschäft.

Nicht Adelsinn fehlt dir,
Nicht des Geistes Lichtblick,
Nichts von des Lebens Gütern.
Doch die Göttergaben opferst
Du umsonst in Hirngespinnsten
Und der Schule Grübelei.
Träumst von Freiheit, vom Vernunftsieg,
Und vom Geisterbund hienieden
Im Gewühl der Sinnenknechte.
Was belohnet dir den Traum?
Wars die Danaidenmühe?
„Erdenlust nie;
Sie sättigt kein lechzendes Gemüth,
Das sehnsuchtsvoll späht,
Wohin auf langer Bildungsbahn
Der Gott die Völker führt.
Aber im Kampf hienieden
Um das Heilige,
Nenn' eine Seligkeit mir,
Seliger, als den adelnden Kampf!
Was hier noch keiner umarmet,
Verklärt ihn schon hier.
Denn göttlich wird,
Wer zum Göttlichen wallt."

Der geheime Einfluß auf die französische Revolution.

Es war und ist ein kleiner Geist in diesen Bourbonen; kein stolzes Selbstgefühl, nur Eitelkeit des Ahnenhochmuths. Sie können blos intriguiren; regieren durchaus nicht. Ohne ihre tückischen Einwirkungen wäre das schöne Frankreich nie durch seine Revolutionsgräuel, nie die Geschichte so grauenvoll befleckt.

Auch Lafayette, wie er noch vor Kurzem (1821) gegen einen meiner Bekannten äusserte, obgleich er nur bis Juli 1792 Augenzeuge war, hält sich überzeugt, daß Marat ein Agent gewesen, auserwählt um Alles ins Gräßliche hinauszutreiben. Selbst unter den Zeitgenossen desselben war schon diese Meinung herrschend. Als Charlotte Corday ihn mit republikanischer Schwärmerei niedergestoßen hatte, trat Kerner, ein junger Würtemberger, ein republikanischer Enthusiast, odemlos zu mir ins Zimmer und rief: „Sie ist uns zuvorgekommen! Sie

ist uns zuvorgekommen!" — Aehnliche Vorsätze hatten in Paris Mehrere gehabt. Doch wußte man hier, daß der Elende schon in Folge venerischer Uebel, in den letzten Zügen lag.

Daß die Bewegungen der Pariser Sektionen gegen den Convent am 13. Vendemiaire (5. Oktober 1795) eine royalistische gewesen, leidet heutiges Tages keinen Zweifel mehr. Fontanes, Suard und besonders Laharpe redeten mächtig in diesem Sinn. Laharpe deklamirte in den Sektionen, que si le souverain était assemblé toute représentation cessait. Fontanes floh darauf nach Deutschland. Der eitle Mann war mit allen Deutschen unzufrieden, weil ihm Klopstock in Hamburg nicht den ersten Besuch gemacht hatte.

Eben so hatte unstreitig der 18. Fructidor (4. September 1797) eine royalistische Tendenz Die Versammlungen in der Straße Clichy arbeiteten dahin. Doch giengen damals, wie oft in Revolutionen, zwei Intriguen neben einander. Die Spaltung im Direktorium trug dazu bei, die Verwirrung zu vergrößern. Carnot war dabei blos der Gegner seiner Kollegen, und, ohne es zu merken, der angeführte Gimpel der Royalisten.

Mary Wollstonecrofft.

(Geb. 27. April 1759.)

Die Verfasserin der Vindication of the rights of woman glaubte, liebte und lebte, wie sie schrieb. Darum ward sie unglücklich; darum von ihrem eigenen Geschlecht verhöhnt. Sie wollte das Menschenrecht des Weibes in der bürgerlichen Welt gegen das harte Loos wiederherstellen, welches ihm noch, ohne Ausnahme in allen Staaten, gewaltthätig durch die Stärke des Mannes, durch Willkür und Gesetzgebung aufgezwungen wird. Und konnte sie dies verletzte, unterdrückte Recht nicht

durch Ueberzeugung wiederherstellen, wollte sie es doch wenigstens sich selber nicht nehmen lassen. Damit trat sie aus dem Kreis der Vorurtheile und des gesellschaftlichen Aberglaubens hinaus, und das Urtheil der Welt wandte sich feindlich gegen die Unglückliche. Es ist gefährlich, dem grauen Ungeheuer der Volksansicht einen Krieg zu machen.

Und doch war Mary das edelste, sittigste, sinnvollste weibliche Wesen, das ich kennen gelernt habe. Ich kannte sie schon vor meiner Gefangenschaft in der Schreckenszeit genau. Mary war, ohne blendende Schönheit zu seyn, eine anmuthsvolle Grazie. Ihr seelenvolles Gesicht war mehr, als nur schöne Regelmäßigkeit. Es lag Zauber bei ihr in Blick, Stimme und Bewegung.

Im Kerker besuchte sie mich oft. Sie fesselte mich immer mehr. Erst als sie Paris verlassen hatte, ward ich mir bewußt, daß ich sie liebte. Ihr unglückliches Verhältniß mit Imlay verhinderte eine genauere Verbindung mit ihr. *)

Ihre Kindheit war trübe. Wahrscheinlich desto besser für sie. Sie hatte das Schicksal, weder des Vaters noch der Mutter Liebling zu seyn. Sie blieb überall die Zurückgesetzte unter ihrem Geschwister. Und dennoch erzwang sie, auch als Kind, ihres Vaters Achtung, endlich sogar die Liebe der Mutter, deren Schutz sie oft gegen die Brutalität des erstern ward. Stärke ist immer Stärke.

---

*) Mein ehrwürdiger Freund gab mir William Godwins Memoirs of the Autor of a Vindication. etc. (2. Auflage, London 1798), in der er viele Stellen angestrichen und Bemerkungen hinzugefügt hatte, von denen oben einige eingeschaltet sind. Er theilte eben deßwegen das Buch nur Wenigen mit. Humbold hat es auch in Händen gehabt. — „Sie werden wohl zuweilen lachen!" sagte der Graf, als er's mir reichte. Wie irrte er sich doch! Ich bin sehr gerührt worden. J.

Fanny Blood, ihre Gespielin und Jugendfreundin, war ihr Alles. Was die that, schien ihr immer das Vortreffslichste. Als sich jene nach Lissabon verheirathete, unterhielt sie beständigen Briefwechsel mit ihr; als Fanny dort erkrankte bis zum Sterben, war Mary nicht zurückzuhalten. Sie wollte die letzten Stunden der Gespielin versüßen. Es stellten sich ihr tausend Schwierigkeiten entgegen. Alle Freunde widerriethen es. Sie blieb standhaft und reisete ab.

Nach ihrer Zurückkunft aus Lissabon, wo Fanny in ihren Armen gestorben war, gab sie die Schule auf, die sie gemeinschaftlich mit ihren Schwestern gehalten hatte, um sich und die Eltern anständig erhalten zu können. Wie lieb und gut sie auch seyn mochte und seyn wollte, es war ihr nicht möglich, mit den Schwestern zu hausen. Das ist Geschlechtsverhältniß. Auch wenige Männer können lange zusammen reisen, oder sonst etwas gemeinschaftlich treiben, ohne Neckerei und üble Laune. Wo ist Quälerei unter einander heimischer, als in Nonnen- oder auch in Mönchsklöstern?

Unter des Buchhändlers Johnson edelmüthiger und freundlicher Anleitung gab sie sich nun schriftstellerischen Arbeiten hin; freilich in mittelmäßiger Handwerksthätigkeit, denn sie wollte Geld verdienen, und zwar nicht für sich. Sie hatte fünf Geschwister zu bilden und zu versorgen; sie unterhielt ihren alten Vater, der in Dürftigkeit versunken war. Dazu nahm sie noch ein siebenjähriges Mädchen zu sich, dessen Mutter sie gekannt und geliebt hatte; eine Waise. Sie selbst konnte für sich viel entbehren; darum konnte sie Andern viel wohlthun. Sie schrieb damals ihre Answer zu Burke's Reflections, eine der ersten, aber auch eine der besten Würdigungen dieses Buchs. Dann folgte ihre Vindication of the rights of woman. Wäre unser Zeitalter weniger leicht und flüchtig, Mary hätte wenigstens gesteinigt werden müssen, mit den Männern und den Weibern zugleich, und sogar mit dem in Vorurtheilen versteiften Par-

lament öffentlichen Krieg anzufangen! Doch ging Mary etwas zu weit, indem sie, ausser dem von der Natur gegebenen eigenthümlichen Wirkungskreis des Weibes, nämlich dem Hause, auch Theilnahme am staatsbürgerlichen Leben, das Recht auf Aemter u. s. w. für ihr Geschlecht forderte. Aemter, wie der Staat selbst, wie Gesetze, wie alle Arzeneien, sind in der Menschheit nothwendige Uebel. Dieser Wirkungskreis der Männer ist mehr ihr Unglück, als ihr Vorrecht; darum flüchten die Edelsten so gern aus dem öffentlichen Leben in die Ruhe des häuslichen zurück.

Die Verfasserin litt viel wegen des Buchs. Sie blieb sich gleich. Sie war sehr religiös. Aber ihre Religion war die schönste Blüthe ihres eigenen Gemüthes. Sie fügte sich den Formen der englischen Kirche; doch war ihr äusserer Gottesdienst selten, und hörte endlich ganz auf. Sie fand da keine Erquickung der Seele als Christin. Sie war die zärtlichste, frömmste, geduldigste Erzieherin; die gütigste Herrin.

Während dieser Zeit in London (von 1787 bis 1790) hielt sie mit dem Maler Füßli viel Umgang. Seine Genialität zog sie an; doch nur diese. Füßli, ein Anbeter Rousseau's, verachtete das Civilisirte und die Kultur; er glaubte nur an die Macht des Genius. Sein Witz und eine sarcastische Laune gaben dieser Artung seines Schauens und Strebens etwas Derbes. Mary hing mit ganzer Seele an Füßli, mit einer Neigung, der sie nachhängen zu dürfen glaubte, weil sie ihn verheirathet wußte, und sich ihrer Reinheit und Anspruchlosigkeit bewußt war. Bald aber ward ihr das Unbefriedigende dieses Verhältnisses zur Qual. Sie erkannte die Neigung zur Leidenschaft erwachsen und zog sich zurück.

Sie ging, sich zu zerstreuen, nach Frankreich. Hier lernte sie einen gewissen Imlay kennen. Es ist merkwürdig, daß sein erster Eindruck für sie ein widerlicher war. Dennoch folgte sie dem warnenden Vorgefühle nicht. Beider Um-

gang ward ein zärtlicher. Er war ein Amerikaner. Verheirathet war sie nicht mit ihm. Als der Convent die Verhaftung aller Engländer beschloß, nahm sie Imlay's Namen an, um in Paris sicher zu bleiben. Nun betrachtete sie sich als sein Weib. Sie verlangte keine Ehe, weil sie die dazu gehörende Ceremonie verachtete.

Damals besuchte und tröstete sie mich in meinem Kerker. Imlay kannte ihren Werth nicht, und ward gleichgültig. Zu Havre gebar sie eine Tochter. Er aber ging indessen nach England und hing sich an eine Schauspielerin. Sie besorgte die physische Erziehung ihres Kindes nach ihren Grundsätzen, einfach, naturgemäß, ohne Verzärtelung. Die Damen im Havre nannten sie eine Rabenmutter; aber das Kind gedieh' und ward kräftig und schön. Als ich sie fragte, was die dortigen Frauen dazu gesagt hätten? erwiederte sie: „Alle meinten ich sei nicht werth, ein solches Kind zu haben."

Als Mary wieder nach London zu Imlay kam, war ihr einziger Wunsch, das Verhältniß mit ihm fortdauernd zu erhalten, einzig ihres Kindes willen. Sie nahm sich seiner Angelegenheiten mit Liebe und Eifer an; reiste auch in denselben nach Norwegen. Ihre Briefe über Norwegen halt' ich für das Beste, das Weiblichste ihrer Werke. Als sie aber nach London zurückkam, und nun erst die plötzliche Entdeckung machte, wie Imlay ihren Glauben an ihn, ihre treue Liebe, in den Armen eines andern Weibes verrathen hatte, war ihr Schmerz beinah grenzenlos. Zufall vereitelte ihr den Versuch, sich selber den Tod zu geben. Die Gerettete beschloß darauf, allein für ihr Kind zu leben. Sie trennte sich von ihm gänzlich.

Schon früher mit dem gelehrten William Godwin vertraut und Freundin, den sie als Menschen und Schriftsteller ehrte, schloß sie sich diesem seitdem näher an. Im April 1797 heirathete er sie. Die Ehe war freilich gegen ihre Grund-

sätze. Dazu kam noch, daß sie bisher unter dem Namen Mrs. Imlay in der Stadt bekannt war und nicht noch einmal der Gegenstand des Geschwätzes werden wollte. Allein ihre Schwangerschaft bestimmte sie, mit Godwin die Ehe einzugehen, und damit nun ihr früheres Verhältniß mit Imlay, welches bisher Geheimniß geblieben, zu entschleiern.

Bisher war sie wegen ihrer seltenen Bildung, wegen ihrer gesellschaftlichen Talente, wegen ihrer reinen Herzensgüte überall in der guten Gesellschaft gesucht und vorgezogen. Nun, verheirathet, wurde sie von der sogenannten feinen Welt vermieden. Mary starb im Kindbette, ein Opfer ihrer Grundsätze von Rechten und Fähigkeiten des Weibes. Sie wollte nur von einer Hebamme entbunden seyn und die Hülfe des Hebarztes erschien daher für sie zu spät.

Es ist rührend zu lesen, wie der sonst trockene William Godwin beim Andenken an Mary ganz in Zärtlichkeit aufgelöst ist. Die Ehe scheint ihm schon darum das seligste Verhältniß auf Erden, weil in ihr beide Geschlechter zur gegenseitigen höhern Ausbildung hinwirken. Das Weib regt die zartern Gefühle des Mannes an; der Mann die Geistigkeit des Weibes. Ich glaube, Godwin hat Recht; er hätte auch noch das Kind, als Repräsentanten des sinnlichen Daseyns, hinzufügen sollen, um die Dreieinigkeit des Hauses, wie der ganzen Menschennatur darzustellen. Der Mann ist die Macht, das Weib die Vorsehung des Hauses, die jedem Uebel vorbeugt, jedes in der Ferne erräth. Das Kind wird ein neues Band, welches zwischen beiden die Natur knüpft.

Mysticismus.

Schwerlich mag es jemals ein von aller Anmaßung entfernteres Sekten-Haupt, schwerlich einen Mann gegeben haben, der so wenig vermuthete, daß er es war, als Louis Claude

St. Martin, der französische Theosoph. Ich hatte den würdigen Mann sehr lieb. Er war gewissermaßen der Apostel des Jakob Böhme in Frankreich. Auch lernte er das veraltete Deutsch desselben, um ihn zu übersetzen.

In Frankreich aber kann kein Mysticismus lange haften und gedeihn, wie überhaupt nicht in mildern, wärmern Himmelsstrichen. Man lebt hier mehr nach aussen hin, für die Welt und mit ihr. Dadurch wird der Verstand vorzugsweise in Thätigkeit gesetzt, weil er noch mehr zum Schaffen und Wirken und Beobachten der Umstände in Anspruch genommen wird. Man verlangt Klarheit in den Ansichten, Deutlichkeit der Vorstellungen, Faßlichkeit der Verhältnisse. Meines Wissens gab es noch keinen großen Fürsten, oder vielthätigen Geschäftsmann, der ein Mystiker gewesen wäre. Dazu wird das Stubenleben nöthig, das sitzende bei einförmigem Tagewerk, wie im Studienzimmer der Gelehrten oder in den Werkstätten der Weber, Schneider, Schuster und einsamen Hirten. Die leben mehr in sich hinein, als aus ihrem Innern hinaus. Darum ist der Norden auch mehr, als der Süden, die Heimath der Mystiker; dort wo Gefühl und Phantasie ergänzen müssen, was die Aussenwelt unbefriedigt läßt. Darum neigen sich verblühte, weibliche Schönheiten, wenn für sie die Tage der Verlassenheit erscheinen, in ihrer Zurückgezogenheit gern dem religiösen Mysticismus zu.

Es ist aber wahr, dieser, und besonders der philosophische, hat einen unwiderstehlichen Zauber; nicht nur deßwegen, weil er die erhabensten Gegenstände des menschlichen Denkens behandelt, sondern darum, weil er sie nicht reingeistig, sondern vollmenschlich behandelt, sie gleichsam durch das Medium der Gefühls- und Einbildungskraft denkt. Der Mysticismus gewinnt damit den Reiz, welchen jede im halbdurchsichtigen Schleier verhüllte Schönheit erhält. Man ahnet weit mehr, als das Auge sieht. Eine einfache, trockne Wahrheit und

eine nackte Gestalt werden im Augenblick ganz und gar überschaut und erfaßt; sie stillen Forschbegier oder Neugier zu plötzlich und lassen nichts mehr zu errathen übrig. Zieht nicht schon darum eine halbverschlossene, halbgeöffnete Rose das Wohlgefallen mehr an, als die voll auseinandergebreitete?

In Deutschland wohnen die meisten Theosophen, Thaumaturgen, Mystiker und religiösen Schwärmer. Ich spreche von denen, die es ehrlich und aus Herzensgrund sind. Denn viele dortige Theologen, Poeten und Philosophen machen aus der Mystik Spekulation, ihren Namen in Schwung zu bringen. Daß Deutschland aber die rechte Dammerde hat, alle Geschlechter und Gattungen des Mysticismus wuchernd hervorzutreiben, rührt, glaub' ich, nicht allein bei dem dort waltenden Bildungsgrad der Nation, vom Einfluß des Klima's her, sondern auch vom politischen Verhältniß der Nation und den klemmen Formen, inner welchen sich das bürgerliche Leben bewegen muß.

K. E. Oelsner
in Paris
über Personen und Ereignisse seiner Zeit.

Die nachfolgenden Mittheilungen haben denselben Ursprung, wie die über Schlabrendorf. Der sie aufzeichnete, mit Oelsner während der Jahre 1821 und 1822 zu Paris in fast täglichem Umgang, trug das Bemerkenswertheste aus den Unterhaltungen mit ihm in sein Tagebuch ein, die Stütze seines Gedächtnisses. Besonders faßte er das Geschichtliche auf, weil während seines Aufenthaltes in Paris und im südlichen Frankreich, sich seine Ansicht über Gang und Ursachliches in der französischen Revolution ganz anders gebildet hatte, als er es aus Zeitschriften und Büchern bis dahin kennen gelernt. Es lag sogar in seinem Plan, einmal selber die Geschichte jener Staatsumwälzung zu schreiben.

Aber vielleicht niemand hätte sie gründlicher, treuer und belehrender schreiben können, als Oelsner. Nicht nur war er, seit dem Beginn des großen Schauspiels, Augenzeuge desselben in Paris gewesen, und an der Seite des Grafen Schlabrendorf unbefangener Augenzeuge geblieben, ohne sich theilnehmend in das Kampfgewühl und die ränkereichen Umtriebe der Parteien zu mischen; nicht nur standen ihm die reichen geschichtlichen Sammlungen seines schlesischen Landsmannes zu jeder Stunde zu Gebot; sondern er selbst war mit vielen Hauptpersonen der Revolution, durch seine Stellung als Geschäftsträ-

ger der Stadt Frankfurt, durch Schlabrendorfs Empfehlung, durch mehrere deutsche und schweizerische Handelshäuser u. s. w. in Bekanntschaft und Verkehr gekommen. Die Feinheit und Gewandtheit seines Geistes, sein Reichthum an mannigfaltigen Kenntnissen und Erfahrungen, das Leichte und Gefällige seines Umgangs mit tiefer Gemüthlichkeit vereint, machten ihn zu einem der angenehmsten Gesellschafter, welcher in sich, als Mensch, französischen Weltton und deutschen Biedersinn zu paaren wußte. Sein Werk über den Einfluß des Muhamedanismus, welches vom National-Institut im Jahr 1810 den Preis gewann, bezeichnete ihn auch den Deutschen (da Ebel sein Buch übersetzte), wie den Franzosen, als scharfsinnigen Beobachter und Darsteller der Weltschicksale.

Man kennt in Deutschland mehrere Aufsätze von ihm in verschiedenen Zeitschriften, die, als sie erschienen, große Aufmerksamkeit erregen mußten. Aber der Mittheiler nachfolgender Aeusserungen Oelsner's weiß auch, und zwar von ihm selbst, daß die „politischen Aphorismen, dem Kongresse in Aachen empfohlen," herausgegeben von Dr. Schlottmann (Frankfurt a. M. 1818), nicht von diesem, sondern von ihm verfaßt sind. Er machte sie dem Herausgeber zum Geschenk, als dieser einmal in Geldverlegenheit war.

Auch die Bundeslade (Frankfurt a. M. 1817), eine Zeitschrift, von der aber nur zwei Stücke erschienen) ist von ihm. Er setzte sie nicht fort, denn die Nichtigkeit des deutschen Bundes lag gar bald zu Tage. Vieles ist vortrefflich darin, ja, das Meiste. Im darin enthaltenen Aufsatz über politische Sittlichkeit meint der Verfasser mit Recht, eine Staatsumwälzung, wie die französische, sei schon darum in Deutschland nicht zu fürchten, weil sie größtentheils bereits statt gefunden habe. Ein Akt, sagt er, der die kirchliche Verfassung betreffe, wurde im protestantischen Deutschland durch den westphälischen Frieden abgeschlossen; im katholischen aber

durch Joseph II., Montgelas und den Receß von Regensburg; den andern Akt, die bürgerliche Rechtsgleichheit betreffend, gaben uns Frankreichs entschiedenste Widersacher, als sie gleiche Besteuerung und Waffenpflichtigkeit einführten; wenigstens ward damit gut begonnen.

Schade, daß Oelsner viele vortreffliche Ideen, die in jener Zeitschrift verloren gingen, an ein so gebrechliches, so wenig bedeutsames Wesen knüpfen mußte, als der deutsche Bund ist. Er hat den Adler in eine diplomatische Urkundenkammer fliegen lassen. Der konnte da höchstens zuletzt nur alten Staub aufwehn und Spinngewebe zerreissen. Er mußte ihn gegen die Sonne fliegen lassen; dort, in reiner Luft und Freiheit, ist sein Element. Ihm ahnete, wovon wenigen Staatsmännern Ahnung wird. So erwähnte er in jenem Aufsatz z. B. auch des Strebens der spätern Römer, in politischer Hinsicht, zu einer festern Ordnung zu gelangen, wie in den wohlgemeinten aber unglücklichen Konstitutionsversuchen der Kaiser Decius, Tacitus, Probus, während unterdessen eine neue Religion Wurzel schlug. „Wer weiß," setzt er hinzu, „ob nicht der Keim einer solchen neuen politischen Religion (oder religiösen Politik) in dem liegt, was wir öffentliche Meinung nennen?"

Oder wie viele Räthsel der neuern Geschichte Frankreichs werden nicht durch die einzige Bemerkung Oelsners gelöst: „Nicht Wankelmüthigkeit allein, sondern auch Anmaßlichkeit machte Frankreich zum Spott der Welt. Diese Anmaßlichkeit, recht eigentliche Geburtsmakel des französischen Geistes, wurde, als sie sich auf einen fremden Gegenstand, auf die Revolution hinwandte, in ihren Mißgriffen durch Unerfahrenheit verstärkt." In Paris setzte er nachher noch mündlich hinzu: „Die tollste Anmaßung aber der gegenwärtigen französischen Regierung, eins mit der heil. Allianz, ist, eine Meinung, die keine herrschende ist, durch Kabinets- und Mönchskünste zur herrschenden machen zu wollen."

Selten mag ein Schriftsteller so sehr ein Vergnügen darin gesucht haben, das Interessanteste namenlos oder unter fremden Namen bekannt zu machen. „Es ist von mir keine Bescheidenheit," sagte er: „was ich selber bekannt machte, hat mir nur Schaden und Verdruß gebracht!" —

Auch in St. Simons politischen Schriften gehören viele der geistvollsten Ansichten, z. B. die Parallelle unserer Zeit mit den ersten Jahrhunderten des Christenthums, Delsnern an.

Mit Napoleon oder dessen Umgebungen hatte er keine Berührungen. Jenen verachtete er eben so sehr, als er ihn bewunderte. Seit derselbe die kaiserliche Krone nahm, sagte Delsner: „Er ist aus der Rolle seines Jahrhunderts gefallen, und ein gemeiner Mechaniker geworden!" Noch mehr fühlten sich sein Geist und Gemüth durch das geist- und herzlose Treiben der wiederhergestellten Bourbonen abgestoßen. Sie flößten ihm nur Ekel ein durch ihr widersinniges Verfahren, oder ein mitleidiges Erstaunen über die französische Nation.

Zwar wich nie aus ihm die tröstende Ueberzeugung, daß alle Versuche der Höfe, des Adels, der Priester und Mystiker gegen die Fortschritte der Vernunft, gegen die höhere Geistesentfaltung der Nationen, vergeblich wären. Aber doch trübte der widerliche Anblick einer künstlich und gewissenlos beförderten Verbildung der Völker die letztern Jahre seines Lebens. Als junger Mann, da er gleichsam erst in sich selbst erwacht war, hatte er mit Entzücken die ersten Laute der vom Schlaf erwachten Menschheit, die Stimmen Nordamerika's und Frankreichs gehört. Er hatte mit vielen Andern freudig das tausendjährige Reich der obsiegenden Vernunft, der Wahrheit und des Rechts erwartet, und zuletzt nur ein ganzes Menschenalter lang Zeuge von Gewaltthätigkeit des

blutigen, hosenlosen und soldatischen Pöbels, oder des Pöbels mit Ordensbändern und Jesuitenkappen seyn müssen.

Er befand sich oft in düsterer Stimmung deßwegen. Seine Heiterkeit erlosch immer mehr. Er starb zu Paris in einem Alter von vierundsechszig Jahren. Sein Aeusseres war sehr gefällig, eine wohlgebaute, schmächtige Gestalt, von vieler Muskelkraft, aber großer Reizbarkeit der Nerven. Ein feines, geistvolles Gesicht, in dessen beweglichen Zügen sich die wandelbare Stimmung des Gemüths unverholen zu lesen gab; blaue Augen, in denen gewöhnlich ein ironisches Lächeln glänzte, oder der forschende Blick des Denkers hervortrat; eine freie Stirn vom luftigen Gekräusel seines Haares umweht. — Alles verkündete den Weltmann und den Weltweisen.

Bonaparte und Napoleon.

Mag's auch wunderlich gesagt scheinen, bleibt's dennoch Wahrheit: Bonaparte war ein weit größerer Mann als Napoleon. Jener ward, was er war, durch die Macht seines Genies; dieser ward, was er war, und aufhören mußte zu bleiben, durch die Macht materieller Mittel.

Bonaparte war ein Mann von seltenen Geistesgaben und ungewöhnlichem Starkmuth; Napoleon hatte bei weitem nicht Beides in so hohem Grade, weil er sich im Gefühl der Ueberlegenheit gegen Andere mehr hingehen ließ und seine Gedanken durch tausend Schreibfedern und eine Million geladener Flinten ersetzen zu können meinte. Ich weiß aber nicht, ob ich von Bonaparte's ungemeinem Geiste, oder seiner ungemeinen Kühnheit höhere Meinung hegen soll.

Der Feldzug von 1796 war wohl der glänzendste Theil seines Lebens. Dieser hat ihn weit hinaus über die diplomatischen und feldherrlichen Alltagserscheinungen gehoben.

Leider aber ward er auch von da an schon verwöhnt, ehe er an den eigentlichen Willen des Zeitalters gewöhnt war.

Niemals würde er das Direktorium gestürzt haben, hätten sich ehrliche und feste Männer in demselben befunden. Aber von Barras wußte man, daß er mit England über Wiederherstellung der Bourbonen in Verhandlungen stand, und der mürrische, verdrossene Sieyes war des größten Gedankens, aber nicht des kleinsten Entschlusses fähig.

„Il nous faut un sabre pour nous protéger!" war damals die allgemeine Stimme in Paris, und man wandte sich an Bonaparte. „Laissez-moi faire!" war das Lieblingswort, das dieser im Munde zu führen pflegte. Alle Welt glaubte daher, daß er einen wohlüberdachten Plan für seine Unternehmung entworfen habe. Nichts weniger war der Fall. Er verließ sich verwegen auf sein Glück und darauf, daß der Augenblick der Ausführung ihm auch die Mittel liefern werde. Wäre der Republikaner Reubel noch an der Spitze gestanden, der 18. Brumaire würde ebenfalls Bonaparte's Schicksal entschieden haben, aber ganz anders als er es gethan hat.

Die Bernergesandtschaft im Jahre 1798 zu Paris.

Unter den Abgeordneten, welche von der Bernerregierung im Jahre 1798 nach Paris abgesandt worden waren, um, wäre es möglich, den die Schweiz drohenden Sturm noch zu beschwören, befand sich auch Herr Ludwig v. Haller, der nachmals eine zeitlang mit seiner nun verschollenen Restauration des Staatsrechts, dann wieder mit seiner Verkatholisirung, in gewissen Zirkeln Geräusch machte.

Weil ich die Zeit und die Männer wohl kannte, welche damals die Ereignisse lenkten, wandte sich einer der Abgeordneten an mich, den Zweck der Gesandtschaft mit Rath zu unterstützen. Ich äusserte ihnen: Um nicht Alles aufs Spiel

zu setzen, werde Bern wohlthun, den Umständen nachzugeben, und einen Theil seiner Ansprüche aufzuopfern. Man sollte sich mit Laharpe verständigen.

Der Rath fand Beifall. Die Abgeordneten zeigten sich bereit, ihn zu befolgen. Sie hatten sich wirklich schon zu einer Zusammenkunft mit Laharpe verstanden, der nichts so sehnlich wünschte, als daß eine gütliche Uebereinkunft alle fremde Einmischung in die Angelegenheiten der Schweiz ersparen könnte. Die Unterredung sollte bei dem Banquier Hottinger statt finden, und Laharpe stellte sich zur bestimmten Stunde daselbst ein.

Unterdessen aber hatte Herr von Haller seinen Gefährten andere Gesinnungen einzuflößen gewußt. Er hatte die Beredsamkeit der Leidenschaft, den ungemessenen Stolz eines Patriziers, die Kurzsichtigkeit eines kleinstädtischen Diplomaten, der alte Historien gelesen hat. Die Gesandtschaft beharrte bei einer Sprache, wie sie kaum zu Franz I. Zeiten den Schweizern angestanden haben würde, — und niemand erschien zur angeordneten Unterredung.

Laharpe gerieth in großen Zorn über das Benehmen der Berner, und wirkte von nun an, ohne weitere Rücksicht auf sie zu nehmen, für sein unterdrücktes Vaterland.

Der Krieg brach aus. Die Folgen sind bekannt.

Ich hatte Hallern schon im Jahre 1790 gesehen und kennen gelernt, als er zum Föderationsfest nach Paris gekommen war. Er schien viele Anlagen und Kenntnisse zu besitzen; aber in seinen Unterhaltungen und Urtheilen zeigte er sich sehr unduldsam und absprechend, und verrieth eine gewisse Härte der Denkart, welche mich abstieß. Es ist nicht angenehm, mit Leuten umzugehen, welche rechthaberisch zufahren, entscheiden und absprechen; nicht deßwegen nur, weil sie gegen die ersten Regeln der Geselligkeit damit sündigen und uns, ohne daran zu denken, beleidigen in unserm Recht, sondern weil sie uns mit ihren Endsprüchen, über welche bei ihnen nichts

hinausgeht, sogleich die Grenzen ihres Geistes, die höchsten Ergebnisse ihres Wissens und ihrer Erfahrung preisgeben. Man übersieht sie und den Umfang ihres Geistes zu schnell; und das ist immer zu wenig für die Unersättlichkeit des unsrigen. Wir werden nur durch das angezogen, was noch zu errathen übrig bleibt. Die Bescheidenheit eines Gelehrten ist die Schamhaftigkeit seiner Größe. Wer nicht meint, daß er irren könne, steht im Mittelpunkt alles Irrthums.

Durch Hallern lernt' ich eigentlich die Schriften von Sieyes erst recht kennen. Wir wünschten beide die persönliche Bekanntschaft dieses scharfsinnigen Denkers zu machen. Haller nahm es auf sich, den Besuch einzuleiten, und schrieb an Sieyes einen Brief, dessen Sinn ohngefähr dahin lautet: qu'un oppresseur de la Suisse et un opprimé de l'Allemagne désiroient faire sa connoissance u. s. w. Der Brief blieb aber ohne Antwort. Ich machte späterhin bei anderer Gelegenheit Sieyes Bekanntschaft, und hatte mich seiner Freundschaft zu rühmen.

Der heutige Adel.

Unedleres giebt es nichts, als den heutigen Adel, wie er im Allgemeinen, seit Wiederaufrichtung des bourbonischen Throns und Hoftons, dasteht. Da hat kein hohes Gefühl, kein großer Sinn und Gedanke in der engen Seele Raum. — Lakaiendienst, das ist es, was ihn unter dem Namen des Eifers für das monarchische Prinzip beseelt. Einen Herrn müssen sie haben, denn sie können nur als Knechte bestehen; einen Herrn, gleichviel welchen, ob einen Riesen, oder abgewelkten Zwerg. Daß Napoleon solche Leute der alten Dynastie mit seinem Heldenadel mischen, ein frisches Reis auf den abgestorbenen, faulen Stamm pfropfen wollte, war eine seiner

kaiserlichsten, souveränen Thorheiten. Ohne das Eine zu verjüngen, verderbte er das Andere.

Ich kannte einen solchen Höfling von altem Kaliber; es war der Herr de T., rund und rollbar, wohin man wollte, wie Diogenes Tonne, aber in welcher kein Diogenes wohnte. Eines Tages erzählte er mir, wie er oft mit Bonaparte's Mutter gesprochen habe. „Je lui parlois," setzte er mit wichtiger Miene hinzu, „comme je parle à vous." Ich konnte mich nicht enthalten, die große Kühnheit des edlen Mannes mit meinem Erstaunen zu beehren. „Je lui parlois souvent," fuhr er fort, „pour faire pousser son fils aux principes monarchiques. Je la poussois tant que je pouvois." — Er ließ mir hintennach merken, daß er zur großen Weltbegebenheit den ersten Stoß gegeben, aber der Kaiser, undankbar genug, ihn dafür nicht „poussirt" habe.

Herr de la Live war eine zeitlang Napoleons Ceremonienmeister. Napoleons Sturz versetzte ihn in die tiefste Trauer. Er und seine Frau verließen vierzehn Tage lang das Zimmer nicht, um keinem der Alliirten in den Straßen von Paris zu begegnen. Ludwig XVIII. winkte und Herr de la Live flog zu seinen Füßen, weinte Freudenthränen. Er ist jetzt (1821) sein „Introducteur des Ambassadeurs."

Die Philosophen haben lange über die „angebornen Ideen" gestritten. Nun, die Idee des Adels ist wirklich bei den Adlichen eine solche angeborne, durch die Geburt vererbte. Man sollte es nicht glauben; aber doch ist's so. Weiß man denn nicht, daß sich gewisse Talente in Familien durch die Geburt fortpflanzen, oder daß in andern Familien Geisteskrankheiten erblich sind? In den Irrenhäusern findet man, daß bei den Meisten der Eingesperrten Liebe oder Stolz die Quellen ihres Wahnsinns sind. Liebe ist Vernarrtheit in das Hochhimmlische eines Andern; Stolz ist Vernarrtheit in die Hoheit seiner eigenen Person. Und

diese Vernarrtheit ist die des Adels, und um so unausrottbarer, je älter der Stammbaum.

Selbst den gebildetsten Männern wird es schwer, sich von der fixen Idee immer loszureissen. Es ist etwas Vererbtes, wenn auch geradezu kein Wahnsinn, doch ein Anstich davon.

In einer Gesellschaft sah ich einen Ingenieur Offizier, der in St. Domingo geboren worden. Er war kenntnißvoll, liebenswürdig und durch mehrere Züge bewiesener Tapferkeit namhaft. Man umringte ihn. Ein geistvoller Mann, von altem Adel aus Bordeaux, ein Mann ohne Vorurtheile, befand sich ebenfalls in diesem Kreise. Er unterhielt sich mit jenem, und um so lieber, da er lange Zeit selbst in Westindien gelebt hatte. Aber so oft sich ihm der Offizier zu sehr näherte, trat er etwas scheu zurück. Mit einer fast bis zur Unhöflichkeit gehenden Aengstlichkeit wehrte er jede traulichere Berührung ab. — „Was haben Sie gegen den Mann?“ fragte man ihn später, „wissen Sie Böses von ihm? oder ist er nicht ganz gesund?“ — „Bewahre Gott!“ erwiederte der Befragte: „Ich weiß nichts, als Gutes von ihm. Mais, Messieurs, je suis sûr, qu'il y a du sang noir dans cet homme; c'est ce que vous n'avez pas remarqué.“ Das Aussehen des Offiziers schien freilich die Vermuthung zu rechtfertigen.

In Deutschland, wo sonst gewisse Handwerker andere und zuletzt noch den Nachrichter für „unehrlich“ hielten, und um Alles in der Welt nicht mit solchem aus einem Glase getrunken haben würden, spricht sich auch die fixe Idee des Adels am derbsten aus. In Hannover ließ man ehemals keine Bürgerlichen zu den adlichen Concerten. Aus „Rücksichten“ erlaubte man einst einem Secretär den Besuch; aber er mußte ausserhalb des Kreises bleiben. — Die Sylbe von, oder ein Titel sind in Deutschland keine Zierden, sondern wahre Bedürfnisse, um die Schaam eines ehrlichen Mannes zu bedecken.

der sich, ohne ein solches Feigenblatt, nicht wohl in anständiger Gesellschaft zeigen mag.

In Frankreich hat man die Titelsucht seit der Revolution wieder einheimisch machen wollen. Es will damit nicht vorwärts. Man spricht in Paris von Orden wie von kleinen Vögeln. Une brochette de décorations ist ein gewöhnlicher Ausdruck. Dem Dichter Ducis hatte die Regierung freie Wahl gelassen, eine Pension oder den Orden von St. Michael zu empfangen. Er fragte seine Freunde um ihre Meinung. Chamfort sagte: „Wenn Sie den St. Michelsorden verlangen und erhalten haben, so folgt das Aergste hinten drein, Sie müssen ihn nämlich — — tragen!"

Maltebrun.

Die Franzosen waren vor der Revolution äusserst unwissend in der Erdbeschreibung. Sie kannten die Schweiz und England, oder vielmehr nur Genf und London; was über den Rhein hinaus lag, war ihnen le Nord. Napoleon ward ihr praktischer Lehrer in der Geographie. Er führte sie bis Lissabon und Moskau, Berlin, und Kairo, und zeigte ihnen die Herrlichkeiten Europens, oder nahm sie mit sich. Maltebrun hat das Verdienst, zur Verbreitung des wissenschaftlichen Studiums der Geographie in Frankreich viel beigetragen zu haben.

Er mußte sein Vaterland Dänemark, als junger Mann, wegen einer Schrift verlassen, in der man jakobinische Grundsätze witterte. Er ging nach Schweden; später nach Paris, wo er endlich Hofmeister im Hause des Buchhändlers Treuttel wurde. Er besaß große Kenntnisse, viel Belesenheit, aber verhältnißmäßig auch vielen Eigendünkel, und keine feste reine Denkart. Er faßte den Plan, Zeitschriftsteller zu werden; an Geläufigkeit in der französischen Sprache fehlte es ihm nicht.

Aber gleich anfangs huldigte er nur dem Interesse des Tages, seines eigenen wegen. „On ne fait fortune qu'avec les brigands!" sagte er damals zu einem meiner Bekannten, der ihm seine Schriftstellerei gegen eigne Ueberzeugung vorwarf.

Im Anfang des Consulats wurde die Zahl der Zeitungen, um sie in napoleonische Ordnung zu bringen, für Paris auf achtzehn beschränkt. Das Journal des Débats gehörte zu den beibehaltenen. Die Brüder Bertin kauften das Privilegium desselben um 20,000 Fr., die sie, in Aktien vertheilt, mit Mühe aufbringen konnten. Vortreffliche Mitarbeiter, zu denen auch Geoffroi, Maltebrun u. a. m. gehörten, hoben schon im ersten Jahr die Dividende auf 184,000 Fr. und bald wurden 35,000 Exemplare abgesetzt. Als die Regierung diesen Wohlstand merkte, wies sie eine Menge Pensionen auf das Journal des Débats an. Endlich nahm sie den Eigenthümern die Zeitung ganz weg, hauptsächlich weil diese eine etwas royalistische Färbung erhalten hatte, womit Napoleon nicht zufrieden seyn konnte.

So ward die Zeitung einer andern Direction gegeben, welche von der Regierung selbst ernannt ward. Man muß sich über ein solches Verfahren einer Regierung mit Geisteserzeugnissen gar nicht wundern. In Despotien treibt man mit Allem ein Monopol, was Geld einträgt, also auch mit Zeitungen. Die öffentliche Stimme zu führen ist nicht Sache des Volks, oder des stimmfähigen Mannes, sondern Sache, Recht und Eigenthum des Sultanismus und der Priesterschaft cum permissione superiorum. Nur wo öffentliche Blätter zu wenig Geld abwerfen, muß man das unbequeme Mittel der Censur, als Surrogat des Gedanken- und Sprach-Monopols, gebrauchen.

Auch Maltebrun, der zur Abänderung der Direktion nach Kräften mitgewirkt hatte, erhielt bei der neuen eine einträgliche Stelle, die ihm 12,000 Fr. gewährte. Die Freude

dauerte jedoch nicht lange. Im Jahre 1814 hatten die Brüder Bertin Freunde in der damaligen provisorischen Regierung. Das Journal des Débats ward ihnen zurückgegeben und Maltebrun verlor seine Stelle. Doch bald nahm man ihn als einen nützlichen Mitarbeiter wieder auf. So lebt man in Paris.

Das letzte Bulletin de la grande armée vom Jahre 1814 war, wie man mich bestimmt versicherte, von Maltebrun geschrieben. Als er, wie gesagt, seine Stelle bei der Zeitung eingebüßt hatte, gab er eine Zeit lang Variétés littéraires heraus. Die ersten Stücke derselben enthalten eine witzige, mitunter höchst boshafte Persifflage des letzten Bülletins der großen Armee.

Seine Geographie enthält die ärgsten Plagiate; sie sind ihm öffentlich nachgewiesen worden. Das kümmerte ihn wenig. Das Schamlose aber bestand wohl noch mehr darin, daß er diejenigen mit dem rohesten Tadel mißhandelte, die er geplündert hatte, damit man nicht argwöhnen solle, er hätte solche verächtliche Menschen bestehlen können. Er machte es, wie das gesetzlich beschirmte Gesindel der Nachdrucker in deutschen Monarchien, die den Buchhändler, dessen Eigenthum sie an sich reißen, noch öffentlich beschimpfen, wenn er jammert; oder wie die Gaudiebe, die den von ihnen Beraubten hintennach abprügeln, daß er zu wenig Geld bei sich trug.

Polizei.

Nichts so vortheilhaft für öffentliche Sicherheit, als überhaupt Oeffentlichkeit im ausgedehntesten Sinn. Wo alles vor den Augen des Volks offen liegt, wo alles durch die Druckerpresse schnell und allgemein bekannt wird, hütet man sich. Das Gefährliche gedeiht nur im Finstern. Schlechte Regierungen scheuen, und mit Recht, die Oeffentlichkeit ihrer Handlungen;

aber sie verlangen, daß ihnen im Volk alles offen sey. Diese Doppelforderung läßt sich nicht durch die Presse befriedigen; aber durch die geheime Polizei, durchs Spionensystem.

Dieses Werkzeug des tückischen Despotismus, welches die Bande der Geselligkeit unter guten Menschen durch Argwohn=Erregung zerschneidet, und das Verbrechen der Verrätherei unter schlechten Menschen zur Bürgertugend macht, leistet nicht durch sich selber so viel Dienste, als durch die Furcht, welches sein bloßes Daseyn erregt. Ich weiß das aus dem Zeugniß eines Erz=Polizeihelden, der in solchen Dingen für mich ein vollgültiger Richter ist. Ich meine den Herrn Lagarde.

Vor der Revolution war er von den Vätern des Oratoriums erzogen, Fouché's Mitschüler; nachher Rektor eines Seminars zu Paris. Ich sah ihn das erste Mal in der Schreckenszeit bei einem meiner Pariser Freunde, zu dem er nach Zerstörung des Seminars in Angst und Noth zu Fuß nach Paris kam. Er weinte bittere Thränen, bereute seine Freude, die er anfangs über die große Staatsverwandlung bezeugt hatte, und verfluchte die Gräuel derselben. Durch seinen Freund Fouché ward er nachher aber bei der Polizei angestellt. Geschmeidig genug konnte er sich durch die Dornen des neuen Standes emporwinden, die alte Haut abstreifen und endlich als Chef der französischen Polizeien in Florenz und in Lissabon glänzender erscheinen. Er ließ da füsilliren so gut wie ein Anderer, und ward reich dabei. Gegenwärtig (1821) ist er ein großer Gönner der Religion und Mitarbeiter im Polizeifach zu Paris. Ob er heut anders denkt, als im Jahre 1792, da ich ihn in Thränen der Reue schwimmen sah? Gleichviel; er hat eine Geliebte, eine Verheirathete, mit der er schon mehrere Kinder gezeugt hat. Sie braucht jährlich 40,000 Fr., die müssen herbeigeschafft seyn.

Aus seinem Munde nun folgende Anekdote.

Zur Zeit des Konsulates wurden einmal die Chouans wieder unruhiger. Man hörte von ihren Bewegungen, ohne über ihre Entwürfe etwas Genaueres erfahren zu können. Der erste Konsul fand für gut, ihnen einen warnenden Schrecken einzujagen, und befahl von mehrern Chouans, die sich in den Pariser Gefängnissen befanden, einige der Schuldigsten zu erschießen. Auf seinen Befehl begaben sich der Großrichter Regnier und Lagarde in die Gefängnisse, die Schuldigsten auszusuchen und sie vor ein Kriegsgericht zu stellen.

Junot war Gouverneur von Paris geworden; und weil er die Rechte und den Geschäftskreis seines Amtes noch nicht recht kannte, hatte Lagarde den Auftrag, ihm dabei mit Rath zur Hand zu gehen. Er zeigte ihm demnach an, daß er das Recht habe, beim Kriegsgericht gegenwärtig zu seyn, oder seine Stelle vertreten zu lassen. Junot schickte einen seiner Adjutanten.

Als die Verurtheilung der Chouans vom Gericht ausgesprochen war, wandte sich eins der Schlachtopfer an den Adjutanten, und wünschte eine Unterredung mit ihm zu haben. Er wolle dem Gouverneur von Paris eine wichtige Entdeckung mittheilen, für die er Begnadigung seiner Person erwarten dürfe.

Der Kerl ward also zum Gouverneur geführt. Hier sagte er aus: er habe einmal auf seinen Streifereien in der Bretagne, kurz vor seiner Gefangennehmung, in einer Mühle an der Meeresküste Herberge genommen. Es seien Nachts mehrere Personen in die Mühle eingekehrt, und es habe eine derselben gesagt, Georges Cadoudal sei gelandet und auf dem Weg nach Paris, um dort den ersten Consul aufzuheben oder zu ermorden. — Als man den Chouan um Namen, Lage u. s. w. der Mühle fragte, hatte er das vergessen; aber, wenn er hingeführt würde, werde er sie kennen.

Man schickte ihn sogleich mit einigen Gensd'armes in die

Gegend, und musterte die Küste. Die Mühle ward gefunden. Der Müller und die übrigen Bewohner des Hauses wurden verhaftet; und so kam man auf die Spur des berüchtigten Georges, die man verfolgte, bis man ihn fand.

Sieyes.

Allerdings, Sieyes hatte bedeutende Schwächen. Er war ein Mann für den Gedanken, aber nicht für die That, gemacht; rechtlicher, als klug, und klüger, als für seinen Namen oft gut seyn konnte. Er war mein Freund geworden. Ich ehrte und liebte ihn. Er bewahrte zu mir immer die reinste Anhänglichkeit, und ich habe sie nie mißbraucht; nicht einmal, wenigstens für mich nicht und nur einmal in der Noth, gebraucht. Eben so war das Verhältniß zwischen Sieyes und dem Grafen Schlabrendorf beschaffen; das uneigennützigste von der Welt. Und eben dies erhöhte die gegenseitige Hochachtung. Wir waren gar oft beisammen.

Als nach dem neunten Thermidor die neue Regierungsbehörde gebildet, und Sieyes Mitglied des Wohlfahrtsausschusses wurde, das diplomatische Fach übernehmend, ward er ein Mann von unmittelbarem Einfluß. Man empfahl ihm damals den nachherigen Grafen Reinhard, welchen er auch an die Spitze einer seiner Geschäftsverwaltungen stellte. Dieser wußte sich ihm bald durch seine Kenntnisse wichtig zu machen, besonders in der Geographie, in welcher Sieyes, wie die Mehrzahl der Franzosen, etwas fremd stand.

Reinhard war als Erzieher in einem angesehenen Hause zu Bordeaux nach Frankreich gekommen, da die Revolution eben ausbrach. Durch seine Verbindungen, besonders in der Jakobinergesellschaft jener Stadt, und der Name der Jakobiner war zu jener Zeit noch ehrenhaft, ward er mit

einigen angesehenen Männern der Gironde bekannt, die ihn, da sie als Deputirte zur gesetzgebenden Versammlung erwählt wurden, mit sich nach Paris nahmen. Durch ihren Einfluß wurde er im Jahr 1792 auch Gesandtschafts-Sekretär bei Chauvelin in London, unter dessen Namen eigentlich Talleyrand handelte. Aus England zurückgekehrt, schickte man Reinharden in gleicher Eigenschaft nach Neapel zum französischen Gesandten Baron Makau, der, wenn ich nicht irre, ebenfalls ein Würtemberger war, wie Reinhard. Auch diese Anstellung war von kurzer Dauer. Von 1793 an arbeitete Reinhard wieder zu Paris im diplomatischen Bureau. Er spielte damals gegen Sieyes eine sehr stille, unterwürfige Rolle.

Dieser befragte eines Tages den Grafen Schlabrendorf, was er davon halte, wenn man Reinharden zum Gesandten in Wien ernennen würde? Der Graf hielt dies für unpolitisch, schon deswegen, weil Reinhard, als Deutscher, eine unangenehme Erscheinung seyn müßte. Der eigentlichste Platz für ihn würde Hamburg seyn. Von da aus könnte er in seinen Depeschen diejenigen aller andern Gesandten kontrolliren. Und so war es damals in der diplomatischen Welt. Alle europäischen Mächte hatten Geschäftsträger in Hamburg. Der Handel machte diese Stadt zum Sammelplatz der Nachrichten aus jeder Gegend. Die französischen Emigranten besaßen da ihr „schreibendes" Hauptquartier; auch Englands Briefwechsel mit dem festen Lande ging hier durch.

So ward Reinhard Gesandter in Hamburg, wo er das Fräulein Reimarus heirathete, eines der gebildetsten Frauenzimmer. Wär' es in seiner Absicht gelegen gewesen, eine sogenannte glänzendere Laufbahn zu machen: so hätte er, um sich vollkommen zu nationalisiren, eine Französin wählen müssen. Denn in Paris, wie groß es auch seyn mag, sind Vetter- und Gevatterschaften so allvermögend, wie im klein-

sten Städtchen Deutschlands. Indessen er machte seinen Weg, wie während der Republik, so unter Napoleon. Nach Wiederherstellung der Bourbonen wurde er sogar auf kurze Zeit Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Er wurde es durch Talleyrand, der noch zu verdächtig war, um die Stelle selbst zu bekleiden, aber sie sich durch einen Ungefährlichen frei halten wollte, durch einen Mann, der in Frankreich ohne Familie und Anhang war.

Sieyes, wie er Reinharden hervorgezogen, hat auch viele andere treffliche Männer, von nachher berühmtern Namen, in größere Wirkungskreise versetzt. Er wollte mich, wie Reinharden, in die politische Laufbahn bringen. Ich war Deutscher und wollte es bleiben. Er schlug mir, als Lehrstück, vor, in der Eigenschaft eines Residenten nach Graubünden zu gehen. Ich blieb in Paris.

Er war zu jener Zeit französischer Gesandter in Berlin, als ich auf schändliche Weise von den Preussen verhaftet worden war, da ich auf der Reise nach Schlesien meine gute Mutter einmal wieder besuchen wollte, die ich seit zehn Jahren nicht gesehen hatte. Sieyes war es, der sich bei diesem Anlaß meiner mit solchem Eifer und Ernst annahm, daß ich bald Freiheit und Genugthuung erhielt.

Einst war es um Vereinung von fünfzehn Octroi-Bureaux am Rhein zwischen Frankreich und Deutschland zu thun. Es mußte ein Inspektor ernannt werden, der beiden Regierungen Bericht und Rechnung zu geben schuldig seyn sollte. Die Stelle trug 40,000 Fr. ein, und führte dadurch eine gewisse Unabhängigkeit mit sich, daß man eben zweierlei Herren hatte. Hoffmann von Mainz, bekannt als Präsident des dortigen, ephemeren Nationalkonvents, kam zu mir, und verlangte meine Fürsprache bei Sieyes, wegen jenes Platzes. Er hatte seine Stelle als Obereinnehmer im Donnersberg-Departement verloren. Ich that es, ging zu Sieyes, stand aber bald von

dem Gesuch ab, da ich hörte, Hoffmann sey eines Kassendefekts wegen seiner vorigen Anstellung verlustig geworden, und nur durch seinen Freund Reubel von der Galeerenstrafe gerettet worden, der, zum ersten und auch einzigen Male, persönlich bei Bonaparte um Gnade für ihn angehalten hatte. „Warum denken Sie an solche Leute?" rief Sieyes; „warum denken Sie bei der Gelegenheit nicht an sich?" — Ich erwiederte: „Ums Himmelswillen! Rechnungswesen und zwei Herren! Lassen Sie mich deutsch und ehrlich bleiben!" Er lachte laut auf.

Eines Morgens kam er zu mir und sagte: er habe für mich Alles besorgt, gepackt und gesiegelt. Ich hätte nur zu Dufresne de St. Eloi, der Talleyrands rechte Hand war, zu gehen und mit diesem zu Talleyrand selbst. Die Sache wäre schon abgethan. Ich müsse jetzt die Stelle mit den 40,000 Fr. annehmen. Mein Weigern half nichts. Zögernd und unschlüssig machte ich mich auf den Weg zu Dufresne de St. Eloi, der im Erdgeschoß vom Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten wohnte. Im Hingang vernahm ich die Neuigkeit von Moreau's Verhaftung. Meine Ungewißheit wuchs. Zaudernd stand ich an Dufresne's Thür und zog endlich die Klingel sehr leise an, auch da noch unentschlossen. Da sah ich plötzlich Talleyrand, wie er keuchend die Treppe herabkam. Der Anblick fiel mir widerlich auf. Kehrte ich mich um, so stand ich ihm gegenüber; zog ich die Klingel stärker, um hineinzutreten, so war mein Loos entschieden. Ich trat zwei Schritte seitwärts, ließ Talleyrand hinter mir vorbeigehen, als bemerkt' ich ihn nicht; wartete; fand, daß mein Läuten nicht gehört war, und — ging unverrichteter Sache fort.

So war Sieyes immer für mich sorgend. Gern und dankbar erinnere ich mich seiner Freundschaft. Ich hatte zufällig nur ein einziges Mal Gelegenheit, ihm einen Dienst zu

leisten, der für ihn wichtig, für mich ohne Mühe war. Das ereignete sich im Handel wegen des Generals Moreau. Bonaparte nämlich wünschte Sieyes in die Sache zu verflechten, um Gelegenheit zu haben, ihn zu beseitigen. Frau von C..., die jeden Abend mit Bonaparte die Partie machte, ließ mich eines Morgens zu sich rufen und sagte mir: „Ich weiß, daß Sie mit Sieyes in Verhältniß sind. Warnen Sie ihn, daß er ja keinen Schritt zu Moreau's Gunsten unternehme. Das wäre eine ersehnte Gelegenheit, ihm beizukommen. Es thäte mir leid um ihn."

Ich eilte zu Sieyes, und hinterbrachte ihm die Warnung. „Das ist ein Liebesdienst von Ihnen!" rief er, „Sie reissen mich aus dem Traum. Seit einiger Zeit bestürmt und drängt man mich, besonders von einer gewissen Seite, für Moreau aufzutreten, zu handeln. Die Zudringlichkeit, mit der man es thut, ist mir schon fast verdächtig gewesen; doch war ich wirklich auf dem Punkt, nachzugeben." Sieyes verhielt sich unthätig und war gerettet. Und der ihn am meisten gedrängt hatte, war sein scheinbarer Freund und Anhänger Ganilh gewesen. Sieyes beobachtete schärfer und entdeckte, daß Ganilh ein geheimes Bureau in der Polizei unter Fouché hatte.

Ganilh.

Dieser Mann hatte in Frankreich geraume Zeit eine Art Ansehen, als Schriftsteller über Finanzwesen und Staatswirthschaft. Sogar über den Rhein hinaus hat sich sein Name zu einigen deutschen Männern dieses Fachs verlaufen. Sein essai politique sur le revenu public enthält nicht üble Gedanken und Grundsätze, besonders in Betreff der Lotterien.

Er ist nicht ohne Talent; aber ein Kleingeist mit den Eigenthümlichkeiten eines Rabulisten; einer der vielen Leute, die ohne Kraft zu eigener Größe, neidisch oder ärgerlich über

die Größern, an diesen emporklettern; mit mikroskopischem Scharfblick vorhandene Fehler aufsuchen; sie hofmeistern und sich einbilden, höher zu stehen, als sie; ohngefähr wie die Fliege, welche sich auf das Wipfelblatt einer majestätischen Eiche setzt und dieser dann zuruft: „sieh' da liegst du vor mir im Staub; ich trete dich mit Füßen; dein Stolz hat's verdient!“ — Es liegt ganz in der Natur solcher Personen, nichts gelten zu lassen, als sich; überall mit ihrem Widerspruchsgeist bei Einzelnheiten und Kleinlichkeiten anzuhäkeln. Vermuthlich kam er dadurch, und gewiß ohne alle andere Schuld, zur Schreckenszeit ins Gefängniß. In den unter Robespierre's Papieren gefundenen Listen ist auch Ganilh genannt und von Robespierre zur Deportation bestimmt, als ein „esprit contradicteur.“

Er war Mitglied der Commune vom 10. August (1792) gewesen, welche die Revolution dieses Tages leitete und ausführte. Er war Mitglied des Klubs von Numero 149, in welchem ich ihn zuerst kennen lernte. Der Klub hatte seinen Namen von der Nummer des Hauses entlehnt, in welchem er sich versammelte; im gleichen Hause hielt auch der Herzog Philipp von Orleans mit seinen Freunden Zusammenkünfte; doch hatten die beiden Versammlungen nichts mit einander gemein. Ursprünglich, um die Geschichte dieses Klubs vollständig zu geben, war er unter Sieyes Leitung im Jahr 1789, als Gesellschaft der Verfassungsfreunde (amis de la constitution), entstanden. Als er aber ins Ueberspannte auszuarten drohte, trennten sich Sieyes, Condorcet u. a. m. von ihm. Nachher aber schmuggelten sich mehrere Anhänger des Hofes in denselben ein, und der Klub gewann einen so aristokratischen Anstrich, daß die nämlichen Personen sich noch einmal trennten und den von 149 stifteten.

Kurze Zeit nach dem 10. August äusserte Ganilh, daß man in der Commune gewisse Abscheulichkeiten vorbereite,

mit denen er nichts zu schaffen haben wolle. Es war um die Gräuel der Septembertage zu thun, da der blutdürstige Pariserpöbel die Gefangenen ermordete. Ganilh trat aus der Commune und gewann damit mein Zutrauen; eben so auch die Freundschaft von Sieyes. In unsern Zusammenkünften las uns dieser oft die Reden vor, welche er irgendwo in berathenden Versammlungen zu halten gesonnen war. Ganilh aber eröffnete indessen, als Advokat ein Consultationsbureau, und ich empfahl ihn, wo ich konnte. Ich bereute dies aber nachher schmerzlich.

Denn während eines Aufenthalts, den ich in der Schweiz machte, ward mir durch meinen Freund, Dr. Ebel in Zürich, ein Herr Basse aus Frankfurt am Main empfohlen, der nach Paris reisen und beim Vollziehungsdirektorium Zahlungen für große Tuchlieferungen betreiben wollte. Ich gab ihm, unter mehrern Adressen, auch eine an Ganilh. Bei meiner Rückkunft in Paris fand ich Herrn Basse mit Ganilh in so enger Verbindung, daß mich beide von den Geheimnissen, die sie mit einander hatten, ausschlossen. Bald aber ergab sich, daß Ganilh, statt die Beendigung des Lieferungsgeschäftes zu betreiben, den armen Basse in neue Weitläuftigkeiten verflochten und ihn zu weitaussehenden Ankäufen von Nationalgütern verleitet hatte. Dieser mußte die Summen dazu hergeben; jener besorgte die Schreibereien, und der Gewinn sollte unter ihnen getheilt werden. Basse's Frau und Familie beklagten sich bitter über diesen nachtheiligen Verkehr, der auch mich aufs höchste empörte, um so mehr, da ich die heillose Bekanntschaft Basse's mit Ganilh gestiftet hatte.

Eines Tages befand ich mich mit beiden bey Sieyes auf einem Landgute. Ich benutzte die Gelegenheit eines Spazierganges, um ihnen freundschaftlich über den Verkehr zu reden, der Basse's Verderben drohte. Ganilh fühlte sich getroffen, brausete auf und warf mit Schimpfworten um sich. Ich faßte

den berühmten Staatswirth beim Kragen und bewirthete ihn mit derben Maulschellen, die er gelassen hinnahm. Wenige Tage nachher begegnete ich ihm in der Straße Montblanc, wo ich wohnte, ganz unvermuthet. Er begrüßte mich wieder mit Schimpfreden, und ich erwiederte ihm abermals, ohne Worte zu verlieren, auf die vorige beliebte Weise. Er forderte mich heraus, die Sache müsse mit Blut abgethan werden. Waffe, Zeit und Ort wurden im Augenblick bestimmt. Ich kam mit meinem Sekundanten am Morgen des bezeichneten Tages, wartete bis gegen Abend, Ganilh erschien aber nicht.

Jetzt (1821) ist er Mitglied der Deputirtenkammer. Wenn wir uns irgendwo begegnen, unterläßt er's nie, mir sehr höflich entgegenzukommen. Er weiß wohl, daß ich ihn wenig beachte.

Holland und Pauw.

Unter meinen Bekannten rührte mich das Schicksal eines lieben, trefflichen Mannes, eines Würtembergers, Namens Holland. Er ist der Verfasser der sehr guten Réflexions sur le système de la nature, ein französisches Buch in deutschem Geist. Er war Führer des Prinzen Ludwig von Würtemberg, und reisete mit diesem. Nachher vermählte er sich mit einem schönen Frauenzimmer in Stuttgart. Er vergötterte dies Weib. Aber, als er mit demselben nach Petersburg gereist war, ward es ihm dort untreu. Er kehrte in sein Vaterland zurück, starb aber unterwegs, eben so sehr aus Gram, als an einer Brustkrankheit; vielleicht am gebrochenen Herzen. Er war eines bessern Looses würdig gewesen.

Merkwürdig war mir, was er vom Domherrn Cornel de Pauw erzählte, dem bekannten Verfasser der eben so wunderlichen, als scharfsinnigen récherches philosophiques sur les Américains, les Grecs u. s. w. Er hatte ihn, auf der

Reise mit dem Prinzen, in Potsdam, kennen gelernt, wohin Pauw von Friedrich II., als Vorleser berufen worden war. Der gelehrte Kanonikus von Xanten hatte sich lange geweigert den Ruf anzunehmen. Und sobald er nach Berlin gekommen war, bemühte er sich um nichts so sehr, als wieder fortgeschickt zu werden. Es kamen nicht selten Leute zu ihm, die sich in ihren Angelegenheiten um seine günstige Fürsprache bewerben wollten. „Vous me croyez de l'influence sur le roi. Je n'en ai pas et je n'en veux pas. Je veux être renvoyé; voilà mon but!" Und dieser Wunsch ward ihm endlich auch erfüllt.

Pauw war ungläubig, aber ohne daß seine Meinungen irgend seiner Sittlichkeit den geringsten Eintrag gethan hätten. Er konnte z. B. nicht begreifen, wie man im Stande wäre, Eiden einen Werth beizulegen? Mit Hollanden sprach er öfters über Freimaurerei. Daß etwas erträglich Vernünftiges dahinter sei, ließ er sich durchaus nicht einreden. Denn sagt er: „Voyez cette bête de D... (einen Berliner Buchhändler seiner Zeit); on dit qu'il y joue un rôle."

Der Prinz, mit welchem Holland reisete, ließ sich in einer Berliner Loge aufnehmen, natürlich also auch dessen Führer. Kaum mogte dieser nach Potsdam zurückgekommen seyn, war, beim ersten Besuch, Pauw's erste Frage nach dem Wesen der Maurerei. „Mais vous savez bien, entgegnete der Neugeweihte: que j'ai prêté serment de ne rien dire." Ganz ausser sich vor Verwunderung rief Pauw: „comment, et vous tenez à vos serments?"

Das Römerreich unter Konstantin *).

Es waltet in den Gestaltungen, welche das ungeheure Römerreich unter Constantin trug oder annahm, zuweilen über-

---

*) Oelsner hatte eine Darstellung der Veränderungen in der Organisation des römischen Reichs unter Constantin ausgearbeitet.

raschende Aehnlichkeit mehrere Mängel und Einrichtungen mit denen, welche die französische Staatsumwälzung und besonders auch Napoleons Kaiserthum hervorbrachte. Dahin kann man z. B. das Titelwesen rechnen, welches Constantin schuf und einführte; den Grundsatz der Trennung der Civil- und Militärgewalt in den Provinzen; die Einrichtung des Postwesens. Man ertheilte Diplome, um die Posten benutzen zu dürfen. Unter Constantinus ward üblich, daß man die Pferde der Partikularen wegnahm, wenn es der Postdienst erheischte, oder es bei Militärtransporten noth that.

Die Munizipalitäten des römischen Reichs erduldeten, meistens durch Beibehaltung der republikanischen alten Formen, furchtbaren Druck. Veraltete, seellose Formen führen überall größeres Verderben herbei, als wenn sie gar nicht wären. Hätte die absolute Herrschergewalt, deren Bedürfnisse die Munizipalverwaltung täglich peinlicher machte, sich geradezu mit offenem Zwang, als Despotismus, hingestellt: so würden wenigstens ihre Diener bezahlt worden seyn. Der römische Despotismus nistete sich ganz unvermerkt im Schirm republikanischer Institutionen ein, um unentgeldlich bedient zu werden und mit Hülfe der Volksstellvertreter das Volk im Joch zu halten. — Sollten auf des Kaisers Wink Mannschaften zum Heer gestellt oder Auflagen erhoben werden:

Sie war bestimmt, im Jahr 1813 um den vom Nationalinstitut ausgesetzten Preis, diesen Gegenstand betreffend, zu wettkämpfen; kam aber, der Kriegsereignisse wegen, zu spät. J. Naudet's Buch hat jenen Preis erhalten; eine bloße Zerreibung von Farben, die Oelsner zu einem meisterhaften Gemälde verwendete, welches würdig ist, seiner gekrönten Preisschrift über den Islamismus zu Seite zu stehen. Das Obige ist ein dürftiger Auszug von Oelsners Schrift, die der Mittheiler von ihm zu lesen empfing. Unbekannt ist geblieben, was aus dem französischen Manuskripte geworden seyn mag. J.

so waren es die Mitglieder der Ortsverwaltung, welche die größte Bürde übernehmen mußten. Sie, gewöhnlich die Wohlhabendern und Reichern, hatten die beträchtlichern Steuern zu entrichten, und waren persönlich dazu noch für den Eingang der Steuern aller Uebrigen verantwortlich.

Die möglichste Gleichheit der Abgaben vom reinen Ertrag jedes Vermögens und Erwerbes im Staate, bestimmt nach dem Verhältniß jenes Ertrages, ist Gerechtigkeit gegen Alle.

Das Gesetz soll gerecht seyn, weil es die Menschen ungern sind. Aber die Auflagengesetze, damals unbillig, wie oft heutiges Tages, mehr auf die arbeitende Klasse, als auf die verzehrende drückend, wurden durch Willküren der Gewalthaber noch unbilliger. Schon damals wußte man sich durch Titelankauf mancher Art der Steuerpflichtigkeit zu entziehen, oder indem man sich unter das Patronat mächtiger Gönner begab, wodurch eine Art Feudalwesen geschaffen und Leibeigenschaft gegründet und erweitert wurde. Constans verpflichtete die Patrone, für diejenigen zu zahlen, welche sich ihnen hingegeben hatten, um nicht Steuern zahlen zu müssen.

Handel und Gewerbe waren große Monopolien. Die kaiserlichen Fabriken versorgten Beamte und Privatpersonen mit einer Menge von Bedürfnissen der ersten Nothwendigkeit. Die in solchen Werkstätten angestellten Arbeiter, wie ihre Nachkommen, waren, als wahre leibeigene Kaste, unwiderruflich an ihren Stand gebunden. Das Gesetz erklärte sie unfähig zu allem Andern, damit, wie Constantin sagte, die Kunst, welche sie treiben, nicht zum Schaden des gemeinen Wesens verpfuschert werde.

Hierin, wie in Anderm, stellte das römische Reich die Verwaltung einer einzigen großen Landwirthschaft dar, die sich späterhin in einer Anzahl kleinerer auflöste, bei denen aber der nämliche Grundsatz fortbestand. Es war da schon

nichts als das Mittelalterische im großen Maßstab, auf das Prinzip der *grandes propriétés* im weitesten Umfang begründet. Für den kaiserlichen Schatz war Alles und Jedes berechnet, nicht für den öffentlichen allein, sondern für den besondern der Fürsten. Um letztern zu schonen, wurden auch, neben den ordentlichen Auflagen, ausserordentliche ausgeschrieben. Oft war die Folge davon eine ungemeine Theurung der Lebensmittel aller Art. Diocletian versuchte schon das auch in neuern Zeiten dagegen versuchte Mittel der Einführung eines Maximums, oder Bestimmung eines Preises, über welchen hinaus der Verkäufer einer Waare nicht gehen sollte. Dies ward dann, wie Lactantius erzählt, Ursach vielen Blutvergiessens um Dinge, die an sich gering waren. Die Kaufleute besuchten keine Märkte mehr und wurden deßwegen verfolgt. Aber eben darum wieder stieg die Theurung noch höher, was man wohl hätte voraussehen können. Diocletian sah sich endlich in die Nothwendigkeit versetzt, das Gesetz wieder aufzuheben, nachdem es das Blut vieler Bürger gekostet hatte.

Mit der Ungleichheit in Vertheilung der Auflagen, mit der Stätigkeit der ungleichen Stände, oder der Schöpfung des Kastenwesens, mußte sich nothwendig auch die Ungleichheit der Unterthanen vor dem Gesetze verbinden. Man darf nur an das unsinnige und grausame Gesetz Constantins wegen der Entführungen erinnern, von welchem die untersten Volksklassen ausgenommen waren, weil, wie der Kaiser sagte, deren Niedrigkeit nicht der Aufmerksamkeit des Gesetzes würdig erachtet wird.

Ein schrecklicher Einfall, der vom damaligen Zweck und Wesen des Staates und von der durch das Christenthum anerkannten gleichen Menschenwürde ganz besondere Ansichten voraussetzt. Indessen ist diese Aristokratie des Gesetzes, wenn sie einmal bestehen sollte, für jenes Zeitalter, einiger

Entschuldigung fähig. Wohl schwerlich ließe sich so viel für die Ungleichheit der Bürger vor dem Gesetz in mehrern Staaten unsers Zeitalters sagen, wo ein und dasselbe Verbrechen mit härtern oder mildern Strafen belegt wird, je nachdem der Strafwürdige zu einem niedrigern oder höhern Stand gehört. Hier ist Aristokratie des Verbrechens. Wenn das Gesetz die Schuld des vornehmen Sünders mit derselben Strenge rügt, wie die des Menschen aus dem Pöbel, ist es eben so gerecht gegen jenen, wie gegen diesen, weil jener auf einer höhern Stufe der Bildung ungleich strafbarer ist, als der rohe und unwissende Sünder, den auch die nämliche Strafe weniger schmerzt.

Die zu öffentlichen Arbeiten verurtheilten Sträflinge hießen unter Constantin Deputirte (deputati, Abgesonderte von der bürgerlichen Gesellschaft). Die öffentliche Arbeit heutiger Volksdeputirten könnte wohl in manchen Ländern füglich auch als Strafe für sie angesehen werden.

Blicken wir von den untern Ständen zu den Großwürdeträgern des römischen Hofes hinauf, so fällt uns unter ihnen besonders einer auf, der den heut ungewöhnlichen Titel eines Comes campi trug. Sein Amt war eben so wichtig, als höchst angenehm für den Fürsten. Ihm lagen Studium und Sorge für die Freude der kaiserlichen Tafel ob. Er war's, an welchen sich Cassiodor im Namen seines Gebieters mit den Worten wendet: „Wenn du deine Pflicht wohl vollstreckst, unsere Gastmahle anzuordnen, was dir allein anvertraut wird, vergrößerst du nicht allein den Glanz unsers Pallastes, sondern es macht dir einen Namen unter den Völkern der Fremde. Die Gesandten fast aller Mächte des Erdkreises, wenn sie unsern Festen beiwohnen, müssen, was bei ihnen hochselten gefunden wird, im Ueberfluß sehn, müssen über die Fülle einer einzigen Tafel und über die Menge der Aufwärter erstaunen, die sie bedienen, und sich einbilden, Alles

werde im Augenblick hervorgebracht, was man wünscht. Kehren sie in ihre Länder heim, müssen sie dort ihren Freunden von Wundern bei uns erzählen. So werden die, welche unsern Tisch besorgen, Ruhm der Welt erndten. Dazu erwäge noch, daß du ein Vertrauter unserer frohen Augenblicke bist, wo das Herz jede Sorge verbannt, und daß du den Zutritt bei uns hast, wenn er allen Andern versagt wird. Und billig ist, daß die Majestät dem Anordner so bedeutender Veranstaltungen hold bleibt."

Die Diplomaten des Alterthums, scheint es, waren so gaumselig oder gefräßig, wie in spätern Zeiten; und man sollte nach jener Formel Cassiodors geneigt werden, den Comes campi für den römischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu halten.

Das Christenthum bestieg mit dem deßhalb, als den Großen, gefeierten Constantin den Thron des gestürzten Heidenthums. Es war eine förmliche Staatsumwälzung und das nicäische Concilium die konstituirende Nationalversammlung, aus welcher über die Christenheit der nachfolgenden Jahrhunderte Dogmen um Dogmen flossen. Aber diese allgemeine Kirchenversammlung ist nicht nur für die Geschichte der Kirche merkwürdig, sondern eine der größten Begebenheiten in der Geschichte der menschlichen Gesittung. Wohl hatte man auch vorher schon Versammlungen aus allerlei Völkern zur Entscheidung ihrer Krieges-, Friedens-, Handels- und Gränzverhältnisse gesehen, wie denn auch die wilden Jagdvölker in den Wäldern Amerika's ihre Kongresse halten, gleich den Europäern zu Verona oder Wien. Aber es war das Zeichen eines Riesenschrittes der Menschheit, daß man abstrakter Begriffe willen zusammentrat, und ihnen höhere Wichtigkeit, als allen materiellen Interessen, beilegte.

Aber das Christenthum, erhoben auf den Thron der Heidenschaft, legte sich auch den kaiserlichen Purpur und den Ge-

waltszepter des heidnischen Despotismus bei. Die Christen in ihrer ersten Einfalt und Bescheidenheit standen dem Christenthum des vierten und fünften Jahrhunderts so abstechend gegenüber, wie die frommen Quaker heutiges Tages den katholischen Missionarien in Frankreich, die mit allem Kirchenprunk des Mittelalters nur die äussern Sinne, nicht Geist und Herz der Menschen in Anspruch nehmen.

Der Kampf des Christenthums um die Oberherrschaft gegen das Heidenthum war um so schwieriger gewesen, da alle Erinnerungen der Freiheit an dieses gebunden hingen. Das ausartende Christenthum verlieh dem Despotismus den Sieg, gleichwie jederzeit die Ausartung des Edelsten das Heillose gebiert und die gefallenen Engel eben Teufel geworden sind. Doch so mußte es ja kommen, auf daß eine höhere Freiheit, als die des Alterthums, nämlich das reine Menschenthum oder der Humanismus, ein Gegensatz zum bloßen Civismus, vorbereitet werde. Die starre Dogmen-Hülle diente nur als schirmendes Mittel, durch welches die unsterbliche Lehre, während der Völkerwanderungen und ihrer Folgen, sicher an die Nachwelt überliefert wurde.

Kaiser Julian, der Apostat geheißen, versuchte das Heidenthum dadurch herzustellen, daß er die Einrichtungen der Hierarchie, der Predigten, der Amtstrachten u. s. w. mit demselben vereinen wollte, welche er mit Erfolg bei den Christen bestehen sah. Diese Nachahmung war eine unfreiwillige Huldigung, welche das geliebte Alte dem verhaßten Neuen darbrachte. Julian that, wie umgekehrt Napoleon in unsern Tagen, der die Sprache und Formen der neuen politischen Denkweise gebrauchte, um das ancien régime herzustellen, oder wie de Bonald, la Ménais und eine Menge Deutscher zu der Philosophie und dem Mysticismus ihre Zuflucht nahmen, um die Kirche des Mittelalters aufzurichten. Aber sie betrogen sich eben so grausam, wie Julian. Um-

sonst ist's, dem jüngern Zeitalter die blöden Vorstellungen, die abgelebten Institutionen eines ältern wieder aufzudringen. Die Bewegungen eines Cadavers, durch galvanischen Reiz hervorgebracht, sind nicht die Bewegungen des Lebens.

Uebrigens war die alte Ordnung der Dinge, die Republik einbegriffen, nicht werth, wieder zu entstehen. Die römische Republik und ihre Freiheit war nie etwas Besseres gewesen, als das Privilegium einer Stadtbürgerschaft. Die Freiheit forderte jetzt eine breitere Grundlage. Das Christenthum legte diese. Es ward zum geistigen Bindemittel zahlloser Völker, die einander nicht kannten, und welche durch Gewalt der Waffen allein zu einem Ganzen zusammengehäuft worden waren.

Man irrt sich, wenn man irgendwo im Fortschreiten der Menschheit Stillstände vermuthet. Als Cultus mußte das Christenthum die Barbaren gewinnen, um sie einst zur Religion emporheben zu können. Die selbstsüchtige Schwäche der byzantinischen Despoten diente, ohne es zu wollen, der Sache der Menschheit. Ein Mann, wie Julian, er, ein besserer Mensch, ein besserer Kopf, würde das Christenthum nur zur Wiederbildung des alterthümlichen Civismus haben verbrauchen können und mit diesem den Barbaren überlegen geworden seyn.

Der priesterschaftliche Cultus siegte über die Barbaren und brachte ihnen die göttlichen Ideen Jesu. Die Völker, als Laien, nahmen diesen Kern des Cultus, welchen man ihnen ließ, weil er — nichts eintrug; den Priestern blieb die todte Schale der Frucht. So stand das Religiöse der Völker dem äussern Kirchenthum der Hierarchie gegenüber; der Papst stand nur an der Spitze des Cultus und blieb da stehen. So ward der Untergang seines religiösen Ansehens unvermeidlich.

Das Papstthum, schon auch als weltliche Fürstlichkeit, begünstigte im Mittelalter den Despotismus und die Leibei=

genschaft. Die Religion führte zur Freiheit. Schon ist die persönliche Sklaverei in den christlichen Staaten fast überall verschwunden, oder vielmehr verdünnt durch Ausbreitung ihres Elements über das Gesammtvolk, welches Staatseigenthum geworden ist, und daher wir das Paß- und Post- und Censur-Wesen, Abzugsrecht, Abgabenbürgschaft und dergleichen besitzen.

Soldatenstand.

Lacher, ein junger Deutscher, gebildet und brav, war aus Vorliebe für den Kriegsstand den Fahnen Frankreichs gefolgt. In Deutschland hätte er bei allen Kenntnissen, ohne Gönnerschaft, ohne Geburtsrang, zeitlebens Schreiberdienste treiben müssen. Er stand zwei Jahre lang als gemeiner Husar im Regiment, welches der Oberst Merlin, jüngster Bruder des bekannten Merlin von Thionville, befehligte.

Ein junger, kenntnißloser Mensch ward eines Tages zum Offizier gemacht, und einige Husaren, unter denen auch Lacher war, zischten ihn aus, da sie miteinander zum Futtersammeln verschickt waren. Sie wurden bestraft. Der Oberst, ein sehr wackerer Mann, ließ Lachern zu sich rufen. „Also auch Sie," sagte er, auch Sie haben sich dergleichen unterstanden?" — „Ihnen die Wahrheit zu gestehen," erwiederte Lacher: „ich that's, weil dieser Offizier unmöglich Ihre Achtung verdienen kann, mein Oberst. Wär' er Ihnen nur von fern ähnlich, es würde nicht geschehen seyn." — „Was soll das heißen?" fuhr ihn der Oberst an: „Der Soldat soll gehorchen, und nicht über den Werth der Offiziere urtheilen."

Nach einigen Tagen entließ ihn Merlin aus seinem Regiment; schickte ihn aber mit einem offenen, in ehrenden Ausdrücken abgefaßten Empfehlungsschreiben an seinen Bruder, welcher Inhaber des neunten Kürassier-Regiments war.

Lacher erfuhr dann später, daß sein Oberst diesem in einem versiegelten Briefe geschrieben hatte: „Ne tombez pas avec ce jeune homme dans la faute que j'ai faite à son égard. Je l'ai laissé trop long-tems dans les rangs. Il n'y est bon à rien. Il faut le pousser en avant, il le mérite; il faut le mettre à sa place.“

Wenige Monate später stieg Lacher in dem Küraſſier-Regimente zum Offizier und zeichnete sich von da an sogleich neben allen Andern, als einer der Besten, aus.

Ist es nicht das wahre Geheimniß von der Größe einer Regierung, oder jedes andern Machthabers, de ne pas laisser trop long-tems dans les rangs? Jeden an seinen rechten Platz zu stellen? — Wie mancher ist ein Taugenichts, der am falschen Ort, mit den vortrefflichsten Anlagen sich und die Uebrigen und Alles um sich her zu Grunde richtet; während er das Höchste geleistet haben würde, wäre er gestanden, wohin er gehörte.

Der Fürst, Feldherr, Gewerbsmann, jeder, der an der Spitze eines großen Geschäfts steht, kann mit seinem Genie allein nicht ausreichen, wenn er sich über das Alltägliche hinwegschwingen möchte. Der Geist bedarf zur Wirksamkeit eines tüchtigen Körpers; der Künstler bedarf ausgesuchter Werkzeuge. Es ist unbegreiflich, daß die meisten Regierungen diese einfache Wahrheit übersehen und sich durch die Ungeschicklichkeit ihrer Beamten lähmen. Die spanischen, preussischen, russischen, österreichischen Soldaten sind so tapfer, als die französischen, gewesen; und doch wurden sie in der Regel besiegt. Aber ihre Offiziere und Oberbefehlshaber wurden nach Hofgunst, Geburtsrang, Dienstalter und andere Zufälligkeiten befördert. Der Zufall ist blind; der Menschenverstand hat Augen.

Der junge Lacher blieb in der Schlacht von Eßlingen.

Wir hatten uns einige Male, als er auf Urlaub in

Paris war, über Kriegswesen unterhalten. Er überraschte mich oft mit unerwarteten Einfällen; wenigstens erwartete ich sie von keinem Soldaten.

Der Krieg, sagte er, bleibt immer ein grausames Gewerbe; aber er bleibt nothwendig, weil ewiger Friede unmöglich ist, so lange das ganze Menschengeschlecht entweder nicht unter einerlei Herrn und einerlei Gesetz steht, oder nicht seine Natur vollkommen abstreift. Das Einzige, wohin wir endlich durch Civilisation gelangen können, ist: daß die Kriege menschlicher geführt werden. Dahin sollte man arbeiten. Es muß Regel werden, daß eine Armee auf feindlichem Boden das Privat-Eigenthum ehrt und jeden Unbewaffneten in so vollkommener Sicherheit läßt, als lebte man im tiefen Frieden. Unter den gesitteten Nationen Europens ist wirklich schon viel dafür gethan; aber es bleibt noch viel zu thun übrig.

Ausser der Schlacht sind die Franzosen nicht grausam oder brutal. Aber sie wissen noch wenig von dem Grundsatz: Privateigenthum auf feindlichem Boden ist neutral. Und so lange die Armeen diesen Grundsatz nicht anerkennen, bleiben sie disziplinirte Räuberbanden in Uniform. Alles hängt von Sittlichkeits- und Ehrgefühl der Regierung oder des Oberbefehlshabers ab. Unsere meisten Generale stehlen selber und geben ihren Leuten schlechtes Beispiel.

Der Oberst Kanopka, ein Pole, zeichnete sich in Spanien an der Spitze seines Uhlanen-Regiments aus. Bei der ersten Zusammenkunft mit dem Kaiser (Napoleon), der ihn zu seinem Adjutanten machte, sagte dieser zu ihm: Eh bien, Kanopka, vous devez être riche? —

— Riche? non, Sire, je n'ai que mon régiment.

Comment donc? et vous et vos troupes toujours aux avant-postes! Vous n'êtes pas *niais*.

Mir gings nicht viel besser, sagte Lacher, als dem ehrlichen Polen; eher schlimmer. Lange Zeit gab ich mich damit

ab, dem General Soult die Klagen vorzubringen, welche in Städten und Dörfern Deutschlands über Räubereien der Soldaten und Offiziere geführt wurden. Einige Male verschaffte ich Hülfe. Eines Tages jammerte ein reicher Bauer, bei dem ich im Quartier lag, und der prächtige Hengste im Stall hatte, diese seyen ihm weggenommen. Ich erfuhr, der Räuber sey ein Eskadronschef gewesen. Ich brachte die Klage vor den General. Der schnob mich verdrießlich an und hieß mich gehen. Bald nachher zeigte mir mein Wirth den Eskadronschef in der Ferne. Es war der Bruder des Generals. Eine Woche später ritt der General einen der schönen Hengste, die ich bei dem bestohlenen Bauer gesehen hatte.

Moreau hielt sich, wenigstens für seine Person, von diesen Unfläthereien rein. Auch Bernadotte. Dieser speisete einst mit seinem Generalstab in einer österreichischen Abtei. Der Prälat, der sie bewirthete, trug einen kostbaren Ring am Finger. Man bewunderte denselben. Er ging von Hand zu Hand, und gelangte endlich wieder zu seinem Eigenthümer zurück. Der gute Prälat, eben im Gespräch mit Andern, erstaunte, als er den Ring sah. Man bemerkte es, wunderte sich über seine Bestürzung und drang in ihn, den Grund davon zu sagen. Nach einigem Zögern gestand er, daß er sich darauf gefaßt habe, seinen Ring nie wieder zu sehen; denn ein noch köstlicherer Ring sey, bei ähnlichem Anlaß, da er einen französischen Feldherrn und dessen Begleitung bewirthet hatte, in den Händen eines der Bewunderer geblieben.

Elemente der Revolution.

Das Drama der französischen Revolution ist noch nicht zum letzten Akt gelangt. Weit entfernt, daß die Wiederherstellung der Bourbonen die Gährungsstoffe neutralisirt hätte, sind diese seitdem erst recht ausgebildet. Anmaßung, Dummstolz, Verachtung der einleuchtendsten Grundsätze und bigotte

Sittenlosigkeit bezeichnet die große Mehrzahl der jetzigen Royalisten; nur bei Einzelnen findet sich noch Gewissen und Ehrlichkeit. — Die Bonapartisten ihrer Seits geben sich fast überall durch Irreligiosität und Ideenhaß, Egoismus und eine zur Virtuosität getriebene Unverschämtheit zu erkennen. Was unten steht, kriecht, höfelt und buhlt um Stellen und ist dafür zu jeder Niederträchtigkeit erkaufbar. Was oben steht, hat keinen höhern Lebenszweck, als des diners et des filles. — Rechtliche Männer, welche das Heil Frankreichs wollen, verzweifeln an der Möglichkeit einer Versöhnung des Vorrechtes mit dem Rechte. Es nehmen Erfahrungen und Ueberzeugungen überhand, die das reine Herz und den gesunden Verstand schaudern machen. Die Verzweiflung der Bessern ist so furchtbar, wie die Verworfenheit der Schlechtern. Diese untergraben den Thron, jene rütteln an ihm. — Und das gemeinste Volk? Es ist immer dem Ueberspanntesten am gewogensten. Es will haben, nicht geben. Das Pöbelpack wie das Hofpack hat nur Thiergelüste und lebt für den Tag, wie das Thier.

Ich erinnere mich noch immer, nach der Einnahme der Bastille, eines Schmiedes aus der Vorstadt St. Antoine. Er kam in das Café de Fore und jubelte über die erstürmte Freiheit, die Freiheit von allen Abgaben. Vergebens stellte man ihm vor, daß es nicht so gemeint sey; daß für den Staat immer Abgaben nöthig wären. „Mais!“ rief er verblüfft: „Ainsi donc tout ce tapage pour rien? pourquoi prendre la Bastille?“

Man muß den Hof und die vornehme Welt sehen, die ihm näher steht! Die mittlern Volksklassen, und so, möcht' ich sagen, der beste und größte Theil der Nation, ist seit Zerstörung der Bastille um Vieles in Bildung des Kopfes und Herzens vorgeschritten; das gemeine Volk und das Hofgesinde keine Spanne weiter.

Der Herzog von Duras, der sonst viel galt, vermag nichts mehr. Unlängst ward einer meiner Bekannten von jemanden, der Namens einer Familie ein Anliegen hatte, ersucht, dafür durch den Herzog bei einer gewissen hohen Person zu wirken. — „Ich will wohl," sagte jener: „aber es wird zu nichts helfen. Sie müssen sich an des Herzogs hübschen Kammerdiener wenden." — Warum das? Ihnen steht ja der Weg offen; Sie kennen den Herzog genau! „Ja wohl aber — — unter uns gesagt, der Herzog selbst hat schon einer andern Person in meiner Gegenwart gerathen, diesen Weg einzuschlagen. Er gilt nichts mehr; der Kammerdiener Alles." — — So wird regiert.

Der schönste Theil der Tuilerien, die Gartenterrasse ist fast immer jetzt geschlossen, der Spaziergänge wegen, welche die Herzogin von Berry und ihre Kinder dort zu machen pflegen. Ich sah die Herzogin vor einigen Tagen die Seitentreppe der Terrasse herabsteigen. Die Barrieren waren geschlossen und Gensd'armes und Gardisten standen umher und hielten alle übrigen Spaziergänger auf vierzig bis fünfzig Schritt weit zurück. Aber als die Dame herabkam, sah ich auch kein einziges Haupt sich vor ihr entblößen, obgleich sie die Augen nicht wenig, und wie es schien, erwartungsvoll umherwarf. Wohl bemerkt' ich, wie sich mancher mit untergeschlagenen Armen hinstellte, und das Schauspiel bedeutsam betrachtete. — So macht man sich nicht beliebt. Das endet nicht freundlich.

Wenn sich, sagte mir während eines Gesprächs über die gegenwärtige Ministerialkrise (Dezember 1821) ein geistvoller Mann, wenn sich nicht Liberale, Ultra's und Royalisten endlich einmal aufrichtig und ehrlich in den verfassungsmäßigen Grundsätzen vereinigen, so wird früher oder später der Sieg der Bonapartisten die unausbleibliche Folge ihrer Zwietracht seyn.

Nach Allem, was ich sehe und höre, glaub' ich, er hat recht, diese Partei ist entschieden die zahlreichste; in den höhern Ständen durch Egoismus ohne alles Gewissen, in den untern durch Unwissenheit und Antipathie gegen die Bourbonen. Sie ist die reichste und schon darum die mächtigste, weil sie weiß, was sie will. Alle Blendwerke der Nation stehen ihr zu Gebot in einem Volke, das noch immer von nichts so gern, als von gloire et lauriers träumt. In allen Masken und Formen erwartet sie den ersehnten Augenblick, in welchem sie ihr Ideal, das régime impérial, d. h. den militairischen Despotismus auf Kosten der Civilisation wird verwirklichen können.

Man will nicht den zweimal verstoßenen Napoleon, aber den Napoleonismus. Die wohlwollendsten Seelen, die diesen verabscheuen, lassen sich nicht träumen, daß sie für ihn arbeiten. Dazu hilft der allgemeine Widerwille gegen die Auferstandenheit des ancien régime.

Die sechs neuen Minister sind schon verhaßt, eh' sie ins Handeln kommen. Voilà six blancs, qui ne valent pas deux sous! sagt das Volk von ihnen. Blancs sind nämlich eine kleine Münze, nach der das Volk noch zählt. Ein solcher Blanc ist etwas weniger, als ein halber Sous; sechs sollten also eigentlich zwei und einen halben Sous werth seyn.

Der Justizminister Peyronet ist die verhaßteste Person unter den sechs Blancs. Er war Procureur du Roi, und als solcher mit der Verfolgung der letzten Verschwörung vor der Pairskammer beauftragt. Das Geschäft an sich machte ihn nicht beliebt, noch weniger die an das Brutale streifende Leidenschaftlichkeit, welche sich bei ihm in Gesinnung, Sprache und Gesichtszügen ausdrückte und einen argen Gegensatz zur ruhigen Würde des Präsidenten d'Ambray darbot. Aber man hatte unter den sechs Blancs einen Redner nöthig und fand, Peyronet habe legitime Grundsätze und sey ein Schreier dazu.

Eine andere Sage geht, eine alte adliche Dame in der Vorstadt St. Germain, die eine lebhafte Correspondenz mit dem Könige vor Zeiten geführt und dadurch diesem, als wahrhafte „Staatsfrau", wichtig geworden, habe den neuen Minister empfohlen. Denn der Prozeß, den sie in ihrer Trennungsgeschichte mit dem Ehemann geführt, sey von ihm glücklich geführt gewesen.

Wer kann heut wissen, welche Wege zu den Stufen des Throns führen! Nur der Weg des Verdienstes um den Staat führt nicht dahin; das einzig weiß man.

Selbstbeschauung.

Es will mir zuweilen scheinen, als hätte die Güte und Huld der Menschen gegen mich weniger wirksamen Einfluß auf mein Leben gehabt, als die Unvorsichtigkeit oder Bosheit derselben. Daraus möcht' ich nun freilich keineswegs folgern, daß es mehrern Personen, vielleicht allen Menschen, wie mir ergehe; oder daß die Summe des Bösen in der Welt die des Guten überwiege. Wem der vorübergehende Schmerz eines Wespenstichs unbehaglich ist, muß sich ziemlich wohl fühlen.

Wenn ich nicht eine glänzendere Laufbahn im Leben machte, lag vielleicht auch wohl viele oder alle Schuld an mir selbst. Ich habe die gefälligsten Gelegenheiten ausser Acht gelassen, mir eine sorgenlose Unabhängigkeit zu gewinnen. Ich weiß am Ende nicht, ob es bei mir Einfalt oder Leichtsinn war? Freilich, mehr denn einmal hinderte mich ein gewisses Zartgefühl, Fortunens Hand zu fassen, wenn sie sich mir entgegenstreckte. Aber ist dieß Zartgefühl etwas Verdienstliches gewesen, oder ein philosophischer Stolz, oder eine alberne Blödigkeit?

Ich habe das eigene Schicksal gehabt, daß gewisse Leute, die mich genau genug kannten, im Vertrauen auf meine Gut-

müthigkeit, oder auf mein schonendes Zartgefühl, auf unbegreiflich freche Weise sündigten, und nicht nur in meiner Gegenwart gegen Andere, sondern gegen mich vor Andern, einen Ton annahmen, Dinge behaupteten, von denen sie bestimmt wußten, daß ich das Gegentheil nur zu gut kannte. Ein Wort von mir hätte genügt, sie vollkommen an den Pranger zu stellen.

Von der andern Seite erkannte man in mir eine gewisse Feinheit des Blickes (finesse d'esprit, vielleicht sollt' es Pfiffigkeit heißen), hinter der man eine sehr große Feinheit des Charakters vermuthete. Und grade deßhalb galt ich häufig für einen höchst gefährlichen Menschen, vor welchem man sich nicht genug hüten könne. So kam es, daß mich die preussische Regierung als einen Agenten der französischen beargwohnte und gelegentlich verfolgte; während mich die französische Regierung für ein Werkzeug der andern hielt. Beide Theile machten mir das Leben schwer, weil ich nicht war, was sie glaubten; ich würde mir die Hälfte meiner Leiden erspart haben, wenn ich gewesen wäre, wofür sie mich hielten.

So erschien einmal in einem Pariser Journal ein etwas spöttischer Aufsatz gegen die schöne Königin von Preussen. In Berlin verfiel man sogleich darauf, ich müsse der Verfasser seyn, und wandte sich, weil man Talleyrand nicht traute, für dessen Kreatur man mich ansah, unmittelbar an Napoleon, daß mir das Schreiben verboten werde. Napoleon theilte, ebenfalls Talleyrand vermeidend, die seltsame Requisition an Duroc mit, um Erkundigungen einzuziehen, und dieser wandte sich in solcher Absicht an Herrn von Jenner, den schweizerischen Gesandten, der zum Glück ein vernünftiger Mann war. Die Sache ward bald ins zweifelloseste Licht gesetzt, daß jener Aufsatz nicht von mir herrühren konnte. Die preussische Forderung blieb ohne Folgen.

Der Verfasser des Aufsatzes, welcher die hohe Diplo-

matik in Bewegung gesetzt hatte, war ein gewisser Mr. de Vaudeil, der für einen der besten Tänzer in Paris gehalten wurde, und nach Berlin gesandt, sich vermuthlich eingebildet hatte, die Königin werde unmöglich mit einem Andern lieber tanzen wollen, als mit ihm. Dort aber erfuhr er das Unglück, sich in seinen Erwartungen schon am ersten Balle getäuscht zu sehen. Das ließ sich ohne eine kleine Rache nicht überleben; denn seiner Fuß-Kunst den Triumph entzogen zu haben, hieß allen Glauben an ihn vernichtet.

Damals herrschte in Paris eine wahre Tanzsucht, oder Manie des Tanzes. In gewissen feinen Zirkeln war der Tanz die höchste Angelegenheit. Es gab eine Philosophie dieser Bein-Uebungen, ja, ich möchte sagen, eine Mystik des Tanzes; das heißt, man sagte sich mit ganz ernsthafter Miene Unsinn ins Gesicht, z. B. Le mouvement cycloïdal de la valse représente le principe secret qui conduit les corps célestes dans leurs orbites; oder auch le menuet n'est que de l'huile sur un marbre poli u. dgl. m. Ein Herr von B., ein Verwandter Cuviers, ward über diese Albernheit wie verrückt. Er machte einen Entrechat nach Charenton, wo er noch ist.

Nicht besser ergieng es mir auch mit dem Abbé Gregoire. Wir haben uns gekannt, genau gekannt. Aber er hat sich schon lange von mir zurückgezogen; und ich nähere mich ihm nicht, weil ich fühle, daß er mir mißtraut.

Ich war in England, mit Empfehlungsschreiben an Lord Landsdowne, und hatte diese in seiner Wohnung zurückgelassen, weil er aufs Land gezogen war. Einige Tage darauf empfing ich eine freundliche Einladung, ihn auf seinem Gute zu besuchen. Um dieselbe Zeit begegnete mir in Piccadilly, beim Herausstreten aus einem Buchladen, Gregoire. Er kömmt mit offenen Armen auf mich zu, so daß er das Aufsehen der Vorübergehenden erregt. Wir freuen uns unsers Wiedersehens und im Gespräch erfahr' ich, daß auch er an den

nämlichen Lord empfohlen sei. Ich erzähle ihm, was ich gethan, rathe ihm, das Gleiche zu thun, weil ihm wahrscheinlich ebenfalls solche Einladung zukommen würde und wir dann die Fahrt mit einander machen könnten. Er thut's. Es geschieht was ich vorausgesehen, und wir leben mehrere Wochen sehr glücklich mit einander.

Späterhin find' ich zufällig in einer Gesellschaft zu Paris den berüchtigten Lewis Goldsmith. Der Mann drängt sich zu mir, daß er ein Werk geschrieben, „les crimes des cabinets de l'Europe", und daß er ein Exemplar prächtig einbinden lasse, um es Talleyrand zu überreichen. Ich hielt ihn für einen Narren und weil er mir widerlich war, vermied ich den Zudringlichen. Dafür rächte er sich in seinem Pamphlet: „le Cabinet de St. Cloud", wo er mich zu den Agenten Napoleons zählt, und unter anderm berichtet, ich sei nach England gesandt worden, um — Gregoire zu beobachten. Die Verläumdung hat auf den guten Gregoire Eindruck gemacht; ich bin um einen Freund gekommen, weil ein verächtlicher Mensch für gut hielt, mein Feind zu werden.

Swift hat ein Werk über die Kunst politische Lügen zu sagen, geschrieben. Die Kunst ist heutiges Tages eine der brodlosen. Man lügt wohl noch aus Politik; aber man belügt niemand mehr, als die Wenigen, welche an Wahrheit glauben. — Es wandelt mich zuweilen Swifts Laune an. Sie war bei ihm nicht Kind des Menschenhasses. Seine Bitterkeit ist oft nur maskirte Menschenliebe. Es ist der Zorn des gekränkten und verzweifelnden Wohlwollens, ein philosophischer dépit amoureux; ein Unwille, glühend wie die Liebe und ihr nur den Platz im Herzen bewahrend. Erst kalte Verachtung der Menschen ist der Tod der Liebe.

Man sagt, Napoleon habe sie in der Brust getragen. Ich glaube, der beste Mensch hätte sie endlich an der Stelle dieses Mannes gefühlt. Wie drängte man sich zu ihm, und

wer drängte sich zu ihm? Und doch neckte ihn häufig genug die Hochachtung der Tugend, welche sich in ihm überraschend äusserte. Man denke nur an den schwermüthigen Blick, den er auf Washingtons Büste warf, und das Wort über denselben; oder an seine Vertheidigung, als man ihn beim Frieden von Lüneville den Vorwurf hören ließ, Baden bei den damaligen Entschädigungen so unverhältnißmäßig, und ohne Grund, begünstigt zu haben.

„Ohne Grund?“ rief er: „ich habe den Kurfürsten Karl Friedrich darum begünstigt, weil er durch seine Tugend der ehrwürdigste Fürst ist, den ich kenne.“

Italiener.

Es fehlt den Italienern weder an bürgerlichem, noch kriegerischem Muth, weder an Freiheitsliebe, noch Talenten aller Art. Und doch spielen sie in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts eine armselige, fast lächerliche Rolle. Sie lieben die Freiheit mit einem Entzücken, wie die Eunuchen eine lebendige Grazie. Durch die Nähe Roms aber an einen gemüthslosen Katholicismus gewöhnt, durch politische Zerstückelung der Halbinsel zum Nationalhaß verführt, der bei ihnen Surrogat der Vaterlandsliebe ist, durch den alten Despotismus zurückgedrängt aus dem staatsbürgerlichen Lebensgefühl, haben sie Mangel an großartigen Charaktern in ihrer Nation. Sie besitzen höhere Bildung, als Spanier oder Portugiesen; aber es ist mehr Bildung des Geschmacks, als der Fähigkeit zum Großen. Für einen einzigen Masaniello haben sie ein Dutzend Alfieri's und Monti's.

Ich spreche von den höhern Ständen, die auf Bildung Anspruch machen. Es ist im Charakter derselben zu vie- Weibliches, d. i. Kleinlichkeitsliebhaberei, Prunksucht, Furchtl samkeit, Geschwätzigkeit, Mißtrauen gegen einander, Gefallen an Intriguen. Sie können in wichtigen Ereignissen nur sub-

alterne Rollen spielen; sie müssen immer noch, wie im Mittelalter, fremde Gonfalonieres, einen Napoleon oder Eugen Beauharnois an der Spitze ihrer Verwaltungen und Armeen haben, wenn sie Ausgezeichnetes vermögen sollen.

Ein Venetianer versicherte mich, als vom Wohnsitz eines Cassationsgerichts im lombardisch-venetianischen Königreich Rede gewesen, habe man ihn zu Venedig um alles in der Welt lieber in Wien selber, als in Mailand zu sehen gewünscht, und sich sogar Mühe gegeben, ihn dahin zu verpflanzen. Die österreichische Regierung, scheints, suchte zu vermitteln und verlegte ihn nach Verona.

Noch bezeichnender ist eine Scene, die mir unlängst ein Bekannter erzählte, der eben aus Italien gekommen war. Er sah eine tragbare Marionettenbühne in einem italienischen Städtchen. Polichinell erscheint und läßt den Kopf hängen. „Was fehlt dir, guter Polichinello?“ fragt' ihn Arlequin, „du scheinst gar niedergeschlagen?“ — Auch bin ich's. Man hat mich auf das allerempfindlichste beleidigt. — „Beleidigt? Ei, hat man dich etwa einen Narren geheißen?“ — Hm, wie würde mich das so empören können? Viel ärger, lieber Freund! — „Einen Dieb? einen Spitzbuben?“ — Aerger, viel ärger! — „Nun denn wohl gar einen Mörder, einen Giftmischer?“ Alles zu wenig! denke dir nur, man hat mich einen Neapolitaner genannt.“

Das Sarkastische dieses Einfalls wird noch bitterer, wenn man sich erinnert, das der Polichinell eine neapolitanische Maske ist. —

Das Carbonari-Spiel in Italien war ächt italienisch. Es ist eigentlich darin nichts bedeutsamer gewesen, als die religiöse Toleranz und die Verschmelzung politischer und religiöser Meinungen. Wie das deutsche Landvolk nach der Reformation im Bauernkrieg, betrachteten sie Christum als den großen Lehrer der Gleichheit unter den Men-

ſchen, als den erſten Märtyrer dieſer Lehre, als das größte Opfer der Ariſtokratie. — Nicht minder merkwürdig iſt, daß in der Bannbulle, die der Pabſt gegen die Carbonari geſchleudert hat, der Beweis von deren Irreligioſität darin gefunden wird, daß ſie den Bekennern jeder chriſtlichen Konfeſſion Zutritt geſtattet haben.

Apophtegmen und Anekdoten.

Die intereſſante Geſpenſtergeſchichte, welche Göthe in ſeinen Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten erzählt und nach Neapel verlegt iſt der Clairon in Paris begegnet und findet ſich im dritten Bande ihrer Memoiren. Die Geſchichte iſt darum merkwürdig, weil ſie drei Jahre lang dauerte; weil eine große Anzahl unverdächtiger Zeugen ihre Wahrheit erhärten; weil durchaus kein betrügeriſcher Zweck dabei abzuſehen iſt; weil endlich die wachſamſte Polizei von der Welt ſich drei Jahre lang vergebens bemühte, das räthſelhafte Ereigniß aufzuklären.

Der gutmüthige Dichter Baggeſen, der jetzt (Oktober 1821) hier in Paris iſt, ſpricht in der Regel mit ſeinen auswärtigen Bekannten deutſch. Befindet er ſich aber an einem öffentlichen Orte mit ihnen, und will er ihnen etwas im Vertrauen ſagen, ſo thut er es, damit ihn keiner verſtehe, in der Zerſtreuung — franzöſiſch.

Mein Freund, Herr de Ch..., Geſchäftsbeſorger einer Herzogin, beſuchte dieſe, um ihr von ihren Angelegenheiten zu reden. Er war ſehr ermüdet, bat daher um Erlaubniß, ſich zu ſetzen, und, weil ſie im Garten waren, ſich zu bedecken. Er that auch ſogleich beides. „Il étoit un tems, ſagte die Dame, „où un avocat ne se seroit pas avisé de s'assoir ni de rester couvert en présence d'une duchesse.“

„Ah, oui, Madame," entgegnete er: „mais dans ce tems-là les avocats n'avoient ni cul ni tête."

Es gab zu Paris am Pont neuf für arme Leute eine marmite perpétuelle, das ist, einen Kessel, in welchem immer Wasser kochte, und worin man jederzeit um ein Billiges sein Geflügel sieden konnte. Man ersparte damit nicht nur Kosten, sondern hatte sein Gericht viel schmackhafter, weil es in guter Fleischbrühe gekocht wurde.

„Pour jouir bien d'une dinde," sagte ein Franzose, „il faut être deux; la dinde et moi." — Ganz im Gegensatz mag ein Engländer nicht gern einen guten Bissen für sich allein verzehren.

Dem großen Franklin, welchem die Welt so Mannigfaltiges verdankt, soll sie auch (nach Montjoye's Bericht die Mode des Brillentragens verdanken, weil man dem greisen Staatsmann, Weltweisen und Naturforscher gern ähneln wollte. Er trug die Brille gewöhnlich; nun trug man sie auch gewöhnlich; man hielt es für Klugheit oder Weisheit des Staatsmanns, die Augen, als Verräther der Gefühle, nicht jedem offen zu zeigen. Vermuthlich lieben darum auch Frauenzimmer die Schleier sehr.

Interessanter dünkt mich an Franklin eine eigene Art seiner Rache. Man war an der Unterzeichnung des Friedens, durch welchen zuerst Amerika's Unabhängigkeit anerkannt wurde. Franklin legte die Feder, welche er schon ergriffen hatte, wieder hin, ging in ein Nebenzimmer und kehrte nach einigen Minuten in einem andern Kleide zurück. Es war derselbe Rock, in welchem er zehn Jahre vorher als Deputirter seines Vaterlandes vor dem britischen Unterhause die Zielscheibe von den Schmähungen der englischen Minister gewesen war.

Lord Chesterfield war durchaus nichts, als ein geistvoller, gewitzter, gewandter, artiger Mann, im Schreiben und Umgang. Man wird sagen: daß ist schon viel! Es mag seyn. Ich finde aber, es sei nicht viel, wenn man nichts, als sein Handwerk versteht; wenn der Schneider nur ein vollkommener Schneider, der Feldherr nur ein Feldherr, der Hofmann, Diplomat, Schriftsteller nur dies und nicht mehr, nämlich ein Mensch, ein großsinniger Mensch ist. Was liegt mir doch an der Schminke und Abrichtung im gesellschaftlichen Leben, wenn der Mensch nichts, als diese Schminke und Abrichtung hat?

Wenn Chesterfield einem Lord, der die ihm beim Spiel hinabgefallene Guinee am Boden suchte, mit einer Banknote von zehn Pfund Sterling zündete, die er zum Fidibus gedreht hatte: so liegt darin eine Lehre für das Schickliche unter Männern vom Stande, etwas Großartiges in Verachtung des Geldes; dessen sind jedoch tausende fähig.

Aber nun lese man, neben diesem Zuge und neben seinen Schriften, Chesterfields Testament. Welche stolze Undankbarkeit des vornehmen Herrn! — Er vermacht der Mutter seines natürlichen Sohnes Philipp Stanhop, (an den die bekannten Briefe geschrieben sind,) ihr, die er einst um Tugend und Ehre betrogen, ihr, die eine bejahrte Person seyn mußte, (der Sohn war schon in seinen dreißiger Jahren seit langer Zeit gestorben) ihr vermacht er 500 Pfd. Sterling, „as a Smale reparation of the injuries.“ Alten Bedienten, die ihm vierzig Jahre gedient hatten, vermachte er 40—50 Pfund, „wenn sie sich noch zur Zeit seines Todes in seinem Dienst befänden.“

Zu den Albernheiten, einzig in ihrer Art, bei der Pariser Straßen-Polizei gehört, bei Gelegenheit der Promenade von Longchamps die Einrichtung, daß alle Equipagen, die sich

dann auf den Boulevards zeigen, gern oder ungern sich in die lange Reihe der eleganten Fuhrwerke eingliedern und die Spazierfahrt nothwendig mitmachen müssen. Es ist ein Wagenstrom, dem kein anderer Wagen nahe kommen darf, ohne von ihm mitgezogen zu werden, wie das bei den Osterpromenaden in St. Petersburg auch Sitte ist.

Der Gräfin Laval gings dabei übel. Sie hatte Gesellschaft, die zum Mittagsmahl eingeladen war. Sie pflegte ihre Speisen vom Restaurateur Robert kommen zu lassen. Ein Unterkoch pflegte die Gerichte in einem Fiacre mit sich zu nehmen, sie in das Hotel zu bringen und dort die letzte Hand anzulegen. Er fuhr glücklich ab, gerieth aber auf den Boulevards in den bezauberten Wagenstrom, mußte mit seinen Puddings, Braten, Fischen und Saucen die heillose Promenade von Longchamps mitmachen und die Gäste der Gräfin hungerten verzweiflungsvoll seiner Rückkehr bis gegen Mitternacht entgegen.

Der Herzog von D. interessirte sich beim Großsiegelbewahrer de Serre für einen seiner Bekannten, der aber, als de Serre seine Stelle verlor und Peyronnet an die Stelle kam, wegen seiner Anliegenheiten in Sorge gerieth: „Fürchten Sie nichts!“ sagte der Herzog: „Mr. de Peyronnet est un parvenu, c'est de la canaille; mes recommandations seront des ordres pour lui.“ — Das ist altfranzösischer Adelston. Wer nicht alten Adels ist, der ist Roturier (Ruptor terrae, Bauer).

Vorzeiten hatten die Könige Hofnarren, welche zuweilen treffend die Wahrheit sagten, wozu sie das Vorrecht besaßen, weil die Wahrheit doch der Narrheit gleich galt. Heutiges Tages haben wir mit gleichem Privilegium Volksnarren. Ein solcher ist Bobèche. Er spielt auf dem Boulevard du Temple. Sein Theaterchen ist aber so eng, daß

er nicht mehr gestikuliren kann, wenn sein Schwager, mit dem er spielt, auch darauf steht. Er ist gezwungen, dann die Hände in die Taschen zu stecken. Mit Recht rief er daher unlängst: Il me faut une place, il me faut absolument une place!

Mais sais-tu bien qu'il faut remplir sa place?

— Remplir? on en remplit une partie et le reste est rempli par d'autres.

— Mais quelle place veux-tu donc?

— La place Vendôme.

La place Vendôme! Il te sera bien difficile de l'avoir.

Rien de plus facile. Je dénoncerai la colonne. *)

Spielte nicht auch Solon den Volksnarren, als in Athen verboten war, von dem Kriege mit Aegina zu sprechen?

Zu dem unglücklichen Ausgang des Krieges der Maratten im Jahr 1803 gegen die Engländer soll der General Boin, der von ihnen abfiel, großen Theils mitgewirkt haben. Er lebt jetzt in Paris, hat ein Fräulein d'Osmond geheirathet, und, wie man sagt, 600,000 Fr. Einkünfte.

Als Zimmermann ging er nach Ostindien und zu den Maratten, bei denen er sich durch Kenntniß und Unerschrockenheit die Huld des Fürsten erwarb. In einem Gefecht ward ihm der Arm verwundet. Er bemerkte, daß die Wunde schwarz zu werden anfing; befahl, ihm das Glied unverzüglich abzuhauen, und tauchte den Stumpf in siedendes Oel, um das Bluten zu stillen. Diese Handlung erwarb ihm bei den Maratten die höchste Achtung; er ward im Kriege gegen die Engländer einer ihrer ersten und glücklichsten Befehlshaber.

---

*) Die aus den von Russen und Oesterreichern eroberten Kanonen gegossen, durch Napoleon errichtet, die Thaten des Heers aus dem Feldzug von 1809 in halberhobener Arbeit darstellt.

Nur sein Geiz kam seiner Herzhaftigkeit gleich. Er hatte bei den Banquiers in Calcutta ungeheure Summen angehäuft. Lord Wellesley (heut Wellington) benutzte den Umstand und ließ ihm melden, wenn er länger bei den Maratten bleibe, werde man auf sein Vermögen in Calcutta Beschlag legen; wolle er zu den Engländern kommen, würde er bei ihnen größern Gewinn, als bei den Maratten finden. Er besann sich nicht lange und ging zu den Feinden der Maratten über, um seinen Schatz in Calcutta zu retten.

Wie sich britischer Humor und französischer Humor unterscheiden, zeugten Swift und Sieyes bei ähnlichen Anlässen. Bekannt ist die Anekdote, wie Swift einst in der leeren Kirche, wo Niemand, als er und der Küster waren, den Gottesdienst ganz ernsthaft mit den Worten anfieng, indem er sich zu diesem wandte: „der Apostel, mein andächtiger und in Christo geliebter Herr Rogers, meldet in seiner" u. s. w.

Sieyes befand sich lange vor der Revolution, und eh er noch Großvikar von Orleans geworden war, auf dem Lande bei einer Familie, als deren Schloßkapellan. Eines Morgens fand sich von der Herrschaft niemand bei der Messe ein; nur ein paar Bauerweiber saßen da. Sieyes, als er vom Altar aus das sah, packte sein heiliges Geräth zusammen, murmelte: les bougres se f — de moi! zwischen den Zähnen und ging davon.

Es ist zuletzt immer tröstlich zu finden, daß gewissenlos so viel heißt, als unvernünftig, und umgekehrt.

Man kann nicht über dem Gesetz seyn, ohne auch ausser dem Gesetz.

Wer selten Recht hat, will immer Recht behalten.

Ueber Tadel erheben sich Viele; über Lob aber Wenige.

Der Mensch hängt selten mit ganzer Seele an das, was ihm theuer ist; selbst der Jesuit P. Bellarmin, wie Bayle erzählt, hing nur mit halber Seele Christo an, deßwegen er in seinem Vermächtniß diese Hälfte seiner Seele dem Erlöser, die andere Hälfte aber der heil. Jungfrau bestimmte.

Welche ungeheure Beamtenschreibereien heutiges Tages die Plage manches Staates sind, wie man das zum Behuf des öffentlichen Verkehrs bestehende Postwesen mißbraucht, wie man durch ungebührliches Porto diesen Verkehr erschwert, wie man das Publikum obrigkeitlich brandschatzt, davon kann folgendes Beispiel mit wenigen Worten zeugen.

Ein deutscher Oberpostmeister erzählte mir, er sey durch mehrmalige Untersuchungen zu dem Ergebniß gelangt, daß auf einen Centner Briefschaften drei und neunzig Pfund portofreie Dienstsachen kommen. Die übrigen sieben Pfund müssen also natürlich die Transportkosten dieser drei und neunzig tragen.

Robespierre.

Was dem Blicke des Kenners ohnedem nicht entgehen kann, mag hier noch über den scharfsinnigen und geistreichen Verfasser bemerkt werden: daß er durch die Länge seines Aufenthalts in Paris, durch den Umgang mit Augenzeugen und durch die Vertrautheit mit den nächsten Beobachtern der französischen Staatsumwälzung allerdings Stimmfähigkeit über die ausserordentlichen Erscheinungen dieser Umwälzung erworben habe. Wenn er sich vorzüglich gern zuweilen auf Bonnet, Ferrieres und Toulongeon, als öffentliche Gewährsmänner, beruft, beurkundet er damit seine Vorsichtigkeit. Alle drei sind durch ihren Stand, durch ihre Gesinnungen über jeden Verdacht einer Begünstigung der Revolution erhaben. Ferrieres und Toulongeon haben es in ihren Werken ehrlich gemeint. Jener gehörte zur rechten Seite der konstituirenden Versammlung, ohne an allen ihren Meinungen und Maasregeln Theil zu nehmen, und emigrirte nicht. Toulongeon hat sich in seiner Geschichte der höchsten Unparteilichkeit beflissen, bis zur Kälte, bis zur Gleichgültigkeit. Abbé Bonnet hatte hingegen bei seinem Werke noch Nebenzwecke. Er wollte Buonaparte'n ermuntern, der Monk der Bourbons zu werden, und wollte gern die Verfassung des Kirchenstaats als das Urbild einer guten Regierungsform anpreisen, — Dinge, die beide gleich lächerlich waren.

H. Zschokke.

Wenn die Feinde der französischen Revolution ihren Abscheu gegen diese Begebenheit mit einem Worte aussprechen und rechtfertigen wollen, so nennen sie Robespierre; und ihn nennen Theilnehmer und Vertheidiger derselben, wollen sie das ganze Unglück bezeichnen, das der Großen Blindheit oder Falschheit, der Hofschranzen Ränke, des ausgewanderten Adels unversöhnliche Eitelkeit und der fremden Regierungen Einmischung über Frankreich gebracht. Jede Partei stößt ihn mit Abscheu von sich, und sucht ihn in die Reihen ihrer Gegner zu drängen; er aber steht in grauenvoller Einsamkeit unter den bewegten Massen der Revolution, und gehört in der That keiner Partei an, obgleich ihn jede, so lange er mit unwiderstehlichem Schrecken über Ereignisse und Menschen gebot, vielleicht zu gewinnen, gewiß zu benutzen strebte. Und fremd, wie er den Absichten seiner Zeitgenossen blieb, war er ihren Vorstellungen und ihren Sitten. Ihm allein von allen Häuptern der Revolution glückte es, sie zu lenken, ohne ihr anzugehören. Die Anthithese hört auf, eine bloße Redefigur zu seyn, wenn Er und seine Zeit, sein Mittel und sein Erfolg, sein Zweck und sein Schicksal mit einander verglichen werden sollen; auch darin, daß die Vergötterung, die seine Anhänger mit ihm trieben, den Abscheu der Welt gegen ihn erregte, und daß die ungezügelten Schmähungen aller Welt die Widersprüche aufdeckten, die man sich ihn beurtheilend erlaubt hatte, und unbefangenere Untersuchungen veranlaßten.

Robespierre's Jugendleben läßt seine Eigenthümlichkeit errathen. Die Leidenschaften des Kopfes — denn so mögen jene Ideen genannt werden, die in ihrer starren Unveränderlichkeit, eingewurzelten Neigungen vergleichbar, eine unbeschränkte Herrschaft über den Willen ausüben — die Leidenschaften des Kopfes entwickeln und befestigen sich langsam und unbemerkt. In das stille Reich des Gedankens sich zurückziehend, bleiben sie dem Auge der Welt verborgen, wäh-

rend die des Herzens erst im Weltleben Wurzel und Nahrung finden. Zum Wahnsinne scheint nur ein Schritt zu führen; aber zu dem Gipfel des Lasters führen Leichtsinn und Gewohnheit von dem ersten Fehler bis zu dem letzten Verbrechen, durch tausend Abstufungen, die selten unbemerkbar sind, wenn gleich sie nicht immer beachtet werden.

Man hat aus Robespierre's Jugendgeschichte einen Fabelkreis von Missethaten gemacht, um des Mannes ungeheure Blutschuld zu erklären; aber sogar die schrankenlose Wuth des Parteigeistes in der konstituirenden Versammlung wußte ihm keine frühere Schlechtigkeit vorzuwerfen, und ungeachtet der ängstlichen Nachforschungen, die nach seinem Tode angestellt wurden, gelang es noch keinem, dergleichen in seinem Privatleben mit Bestimmtheit nachzuweisen. Die Lebensgeschichte eines Gelehrten unserer Tage geht in dessen Kopfe vor.

Von Robespierre dem Jünglinge weiß man wenig mehr, als daß er sich durch Fleiß und Sittlichkeit auszeichnete; daß seine Erziehung von einem geistvollen Manne geleitet wurde, dessen Talente man rühmt, der aber in der Revolution keine Rolle gespielt hat; und daß er nach einigen fruchtlosen Anstrengungen, sich in seinem Fache vor dem Parlamente von Paris auszuzeichnen, einen der ersten Plätze unter den Advokaten von Arras einnahm *). Hier war sein Leben unsträflich. Er zeichnete sich durch Treue, Thätigkeit und Uneigennützigkeit in seinen Geschäftsführungen aus, und hatte fast keinen andern vertrauten Umgang als den mit den Vätern des Oratoriums von Arras, mit welchen er einmal wöchentlich speisete und sich gern über gelehrte Gegenstände unterhielt **). In einer Sammlung von Denkschriften, die unter dem Titel von Mémoires secrets vor der Revolution gedruckt wurde, geschieht

*) Essai sur l'art de faire les révolutions utiles, par *Étienne Bonnet.*

**) Graf von Schlabrendorf.

seiner bei Gelegenheit des unglücklichen Labarre, der ein Opfer strafbarer Unbesonnenheit fiel, als eines jungen Advokaten Erwähnung, der mit Beredsamkeit gesprochen und zu großen Hoffnungen berechtige *).

Robespierre war dreißig Jahr alt, als er unter den Nichtbesitzern zur Ständeversammlung von 1789 gesandt wurde. Die ersten Worte die er in dieser sprach, kündigten den entschiedenen Republikanismus an, der bis zum letzten Augenblicke sein politisches Glaubensbekenntniß blieb; und nie versäumte er eine Gelegenheit, diese Meinung auszusprechen, wie erfolglos auch seine Rede unter den Verhandlungen über die Begründung einer konstitutionellen Monarchie erscheinen mochte **). Der Hof hielt es anfänglich nicht der Mühe werth, den Mann zu bezahlen, besonders da sogar die Aufmerksamkeit die er in Versailles erregte, sich während der ersten Sitzungen der Nationalversammlung in Paris verloren hatte ***); späterhin fand es sich zur großen Ueberraschung der Gewissensmäkler, daß er nicht zu kaufen war. „Einige", sagt ein Schriftsteller, den Geburt und Grundsätze zum entschiedenen Gegner der Revolution machen mußten, und der in diesem Sinne selbst an ihr Theil genommen hatte ****): „Einige waren der Meinung, er handle aus Ueberzeugung, und diejenigen sogar, die seine Ansichten am stärksten bekämpften, ver-

*) Toulongeon. S. pièces justificatives zum zweiten Bande seiner Geschichte der Revolution.

**) Bonnet, loco cit.

***) Graf S.

****) Charles Élie *Marquis de Ferrières*, dessen Mémoires pour servir à l'histoire de l'assemblée constituante et de la révolution de 1789, par le citoyen C E. F...., membre de l'assemblée const., zuerst im Jahre VII der Republik in drei Bänden in Paris erschienen sind.

sicherten, er sei ein ehrlicher Mann, der aber, ohne Weltkenntniß und ohne Regierungsgrundsätze, von dunkeln Ideen hingerissen, jedes Gesetz Despotismus und jede Gesetzlosigkeit Freiheit nenne". Freilich fügt er hinzu: „Andere, die besser unterrichtet waren, antworteten, Robespierre sei ein Schurke, den eine versteckte Ehrsucht quäle"; aber zu allen Zeiten galten dem Parteigeiste Schmähungen für die gründlichste Antwort, und nirgends findet sich die Anzeige der Quellen, aus welchen jene angeblich besser Unterrichteten ihre Ueberzeugung schöpften. Ein Beschluß der konstituirenden Versammlung, zu dessen Annahme Robespierre nicht wenig beigetragen hatte, schloß die Mitglieder derselben von der Wählbarkeit zur nächstbevorstehenden legislativen aus. Arm, wie er im April 1789 zur Ständeversammlung gekommen war, trat Robespierre in den Privatstand zurück, und glänzende Stellen in der Verwaltung lehnte er von sich ab, um endlich einen Platz n der Munizipalität von Paris anzunehmen *). Ein Beweis, daß er wirklich dachte, wie er gesprochen hatte, oder daß er die Zukunft glücklicher errieth, als seine kaltblütigen, die Leidenschaftlichkeit des Mannes bemitleidenden Gefährten.

Wie der 31. Mai 1793 seine Alleinherrschaft gründete, und welche Alleinherrschaft — ist der Welt bekannt. Räthselhafter erscheint bei dem auffallenden Mißverhältnisse zwischen den Mitteln, die ihm zu Gebote standen, und dem Ziele, das er erreichte, die Beschaffenheit seines Einflusses. Von welcher Art war dieser eigentlich? — „Die Frage, ruft Bailleul **), wird die Verzweiflung der Geschichtschreiber seyn!" — Vielleicht, wenn sie fortfahren, nur in der Sinnenwelt den Stützpunkt des großen Hebels zu suchen, der die Völker in Bewegung setzt. In jedem Falle ist die Fraze an-

*) Bonnet, l. c.
**) In seinem Werke über das der Frau von Stael.

ziehend genug, um einen Versuch ihrer Beantwortung gelten zu lassen.

Wer war dieser geheimnißvolle Mensch, und wie beherrschte er seine Zeitgenossen? Ihm fehlte jeder äussere Vorzug, der die Sinne besticht, und jedes Talent, das die Geister gewinnt. Er besaß keine der Tugenden, die die Herzen erobern, und keins der Laster, die den Eigennutz an den Dienst des Verbrechens ketten; aber unter dem gewaltigen Uebergewichte seiner kolossalen Popularität sanken Schönheit und Talent, die Tugend wie das Laster rettungslos in ein gleiches Verderben.

Lafayette's edle, offne Züge, de Lamothe's Jugendschönheit und Barrere's gefälliges Aeussere liessen ihnen die Herzen der Zuhörer wohlwollend entgegenkommen, noch ehe diese durch ihre Worte überzeugt oder hingerissen waren. Robespierre hatte von der Natur eine so zurückstoßende Hülle empfangen, als habe sie mit ihr vor der Verderblichkeit seines Innern warnen wollen. Eine kleine, schmächtige Gestalt, sich regellos bald mit übereilten, bald mit gemessenen Schritten fortbewegend; eine von den Physiognomien, wie sie Julius Cäsar nicht gefielen, mit dem unruhigen Auge, das unsteten Blickes die Wuth wider den Gegner ausdrückt und den fremden Blick nicht erträgt; — eine gallige Gesichtsfarbe und bedeutungslose Züge, die niemals durch das lebhaftere Kolorit der Thätigkeit oder eines innigen Gefühls verschönert wurden, und von den innern Seelenkämpfen erblichen und sich krampfhaft ausdehnten. „Er hatte weder die gebieterische Haltung des Löwen, noch flößte er Schrecken ein wie der Tiger: er war nur widerlich, wie die gereizte Viper.“ *).

Eine kleinliche und unmännliche Eitelkeit, des bedeutungslosesten Höflings würdig, und wie sie den schönern Mann entstellt haben würde, schien Robespierre's Häßlichkeit durch den

*) Bonnet, Ferrieres, Toulongeon.

Kontrast, den sie schuf, noch widerwärtiger machen zu sollen. Aber man kommt in Versuchung, die Thorheit seines Betragens über den Muth oder die Gewalt zu vergessen, die es voraussetzt. Zu einer Zeit, in der sich die Unschuld, wenn sie öffentlich erschien, nur unter dem frechen und vernachlässigten Aeussern der Liederlichkeit für sicher hielt, in welcher der Reichthum sich unter den ekelhaftesten Lumpen der Dürftigkeit verbarg, genoß er allein das Vorrecht, geputzt und reinlich und mit sorgfältig gekräuseltem Haar zu erscheinen, und alle Kennzeichen der verbannten Aristokratie zur Schau zu tragen. Während Condorcet den Tribunen zurufen mußte: „Und ich, ich auch bin ein Sansculotte!“ — während Marat in einem zerrissenen Kittel, in Holzschuhen und ein schmutziges Tuch um den Kopf gebunden, sich auf die Sitze der französischen Volksvertreter hinstreckte und pöbelhaften Spott, seines Kostüms würdig, über die Versammlung ausgoß, war Robespierre, mit der Eleganz und dem Anstande eines Stutzers, der König der Sansculottes.

Seine Beredsamkeit war so wenig geeignet, ihm Anhänger zu erwerben, als sein Aeusseres. Der unerschöpfliche Reichthum an großartigen Ideen, durch den sich Mirabeau auszeichnete, die anziehende Wärme mit der Barrere sprach, und Vergniaud's vollendete Rednergaben waren ihm fremd. Er sprach mit Heftigkeit und doch ohne Feuer; schleppend, ohne darum verständlicher zu werden; und eine Gedankenarmuth verrathend, wie sie mehr aus der ausschließlichen Herrschaft gewisser fixer Ideen, als eigentlichem Mangel an Kenntnissen hervorzugehen schien, drehte er sich in Allem, was er sagte, mit langweiliger Einförmigkeit um die Ereignisse der Revolution und seine Persönlichkeit *). In der konstituirenden Versammlung erhob er sich nie über die Rednen vom dritten oder

*) Ohrenzeugen, insbesondere Graf Schlabrendorf.

vierten Range *); dennoch gesteht Toulongeon **), daß er zu einem Schwalle von Gemeinplätzen nicht selten von Exordien voll wahrhaft demosthenischer Beredsamkeit ausgegangen sei. Und in der That, erinnert man sich einiger der Worte, die er in den großen Krisen der Revolution aussprach; — hört man ihn bald ohne Scheu „den Despotismus selbst zu Hülfe rufen, „den Despotismus der Freiheit, den die Könige so wenig nachzuahmen vermögen, als Salmoneus den Blitz"; bald die ersten, leisen Regungen der Menschlichkeit unter den Mitgliedern des Konvents ersticken, indem er „die Armuth vieler Herzen beklagt, deren Mitgefühl durch die Leiden einiger Feinde der Freiheit erschöpft werde, und die keine Thränen übrig behielten für die Hunderttausende, die auf allen Gränzen verbluteten um Frankreichs Sache, um die der Freiheit"; — hört man ihn, wie von einem Wahrsagergeiste getrieben, sein eigenes heilloses Wirken in den Gefahren der Revolution schildern, „deren Siegeswagen von ihren Feinden, nachdem sie an der Möglichkeit, ihn aufzuhalten, verzweifelt, in beschleunigter Bewegung fortgetrieben werde, damit er in unaufhaltsamer Eile das Ziel überfliege, und aus seinen Gleisen gerathend über sich selbst hinstürze"; — oder endlich das nämliche Gewebe von Distinktionen und Trugschlüssen zerreissen, hinter dem die Männer, welche Ludwig XVI. auf das Blutgerüst sandten, als seine Richter zu erscheinen hofften; ihnen zurufen, daß die Konstitution, die sie vorschützten, „sie in den Tempel sende und zu den Füßen des Gerechten"; und die That in ihrer ganzen, nackten Schmach darstellend, als nicht zu rechtfertigen vor irgend einem Richterstuhle, und nur zu vollführen und nur zu dulden „als der Akt einer höhern, über Gesetz und Gewissen erhabenen Nationalvorsehung": —

*) Bonnet l. c.

**) Pièces justificatives zum zweiten Bande seiner Geschichte.

dann gewinnt es fast den Anschein, es sei die Ungleichheit in seinen Reden nicht ohne Berechnung entstanden, und er habe sich absichtlich in jene Dunkelheit gehüllt, um aus ihr desto treffender und blendender solche Gedankenblitze hervorbrechen zu lassen; er habe seine Zuhörer verwirrt, ermüdet, betäubt, um sich dann mit Einem Schlage ihrer Einbildungskraft zu bemächtigen, wo es ihm nicht gegeben war, ihren Verstand zu überzeugen oder ihre Herzen zu gewinnen.

Nicht Wenige hingen mit einer vergötternden Schwärmerei an Robespierre; Keiner schloß sich an ihn mit der innigern Anhänglichkeit des Vertrauens, und Keinem gehörte er mit einem solchen Gefühle an. Er verstand es, die Köpfe zu entzünden; die Herzen, die sich ihm näherten, wußte er nur zu verwunden, und scheu und gekränkt zogen sie sich vor der Verschlossenheit des Mannes zurück, dem Freundschaft und Liebe wie störende Zerstreuungen auf seiner Bahn entgegenzutreten schienen. Die Briefe seiner Schwester, die man unter seinen nachgelassenen Papieren fand *), liefern rührende Beweise dieses Charakterzuges, indem sie die Qualen eines bis zur Kränklichkeit reizbaren Herzens schildern, das von einem überspannten Kopfe nicht begriffen oder mißverstanden wurde. Der Fanatismus tödtet das Herz, wie Ausschweifungen die Sinne abstumpfen. Ist es aber wahr, was seine Zeitgenossen erzählen und was Garat **) zu verstehen zu geben scheint; ist es wahr, daß sich Einmal sein Herz einem sanftern Gefühle öffnete, daß er liebte und daß seine Leidenschaft nicht erwiedert wurde: dann ist es begreiflich, wie dieses Herz sich um so feindseliger einer Welt verschliessen konnte, von der es verstoßen war; wie es um so rücksichtsloser alle Verhältnisse

*) Sie finden sich unter den Beilagen zu Courtois Berichte.

**) Dominique Joseph *Garat* in seinen Mémoires historiques sur la vie de Mr *Suard*, sur ses écrits et sur le 18me siècle. Paris 1820.

derselben der Idee zum Opfer bringen konnte, der es von nun an allein angehörte.

Und dieser Fremdling unter den Sitten, den Talenten und den Gefühlen seiner Zeitgenossen theilte nicht einmal ihre Laster, die ihn den Faktionshäuptern als Genossen, der Menge als Herrn hätten empfehlen können. In ihm fanden weder die Habsüchtigen und Sittenlosen einen Orleans, noch die Ehrgeizigen einen Bonaparte, und sein ungeheures Streben durchkreuzte eben so oft die Plane der Schlechten, als es die Hoffnungen der Bessern zerstörte. Das Geld hatte keine Macht über ihn. Den Unbestechlichen nannte ihn das Volk, und die ihm Nichts lassen wollen, haben ihm das Verdienst dieser Benennung nicht zu rauben vermocht, die eine unbefangene Nachwelt eher bestätigen dürfte, als die Beinamen so vieler Großen, deren Schmeichler in den Zeitungen die Geschichte zu schreiben sich einbilden. Arm, wie er nach Paris gekommen war, starb er; und in dem nämlichen Augenblicke, in welchem Courtois auf der Rednerbühne das Zerrbild des Todten aus allen Zügen des Lasters zusammensetzte, lieferte der Nationalschatz vor den Augen von ganz Paris den Beweis wenigstens einer Tugend, die ihm angehört hatte. Unberührt fanden sich in diesem alle kostbaren Effekten der Hingerichteten, so wie sie nach der Konfiskation dahin gebracht waren. Um sie zu reklamiren, war es nicht immer nöthig, die Gegenstände genau anzugeben; die Beschreibung des Umschlages, in dem sie sich befunden hatten, reichte hin *).

Er war mäßig, arbeitsam, in seinen Sitten rein und ernst bis zur Strenge **). Nie war es ihm gegeben, der Abgott der Lebemänner zu seyn. Er fesselte nicht, wie Danton, seine Anhänger durch die Genüsse, die er ihnen spen-

*) Bonnet, l. c.

**) Ferrieres, Garat.

dete oder mit ihnen theilte. Der Tisch, die Wohnung, die Kleidung des Gebieters von Frankreich waren die nämlichen, die dem armen Advokaten von Arras gehört hatten *). Er wohnte in dem Hause und aß an dem Tische eines unbemittelten Schreiners, Dupleix, der noch jetzt in demselben kleinen Hause, nahe bei der Kirche de l'Assomption, in der Straße St. Honoré, lebt.

In einer Zeit, in der die Heuchelei der bevorrechteten Klassen die Religion, an die sie selbst nicht glaubten, den Bürgerkrieg anzufachen mißbrauchte, und in der die Tollheit selbstsüchtiger Anarchisten sich das Daseyn des Gewissens auszureden versuchte, um seinen Vorwürfen zu entgehen; während die Hirtenbriefe der Bischöfe Zwietracht predigten, während Chaumette die herzlose Posse eines Vernunftkultus aufführte, während Jakob Dumont der Guillotine gegenüber den Atheismus lehrte, — hegte Robespierre religiöse Gefühle, die, ohne den Lehren seiner Kirche zu entsprechen, an Aberglauben gränzten. Keiner der Widersacher aller höhern Sittlichkeit entging seinen Achterklärungen, und Paris sah nur an einem Tage seine düstern Züge wie verklärt von einer heitern Begeisterung, damals, als er an der Spitze des Nationalkonvents das Daseyn und die Weltregierung des höchsten Wesens verkündigte.

Diese bessern Gefühle waren nicht geeignet, in seiner Zeit und unter seinen Umgebungen ihres Besitzers Macht zu gründen oder zu befestigen, und die einzige Eigenschaft des Herzens, die in den großen Krisen der bürgerlichen Gesellschaft, von dem Glücke begünstigt, alle andere Vorzüge zu ersetzen vermag, und ohne welche in der Regel alle andere gelähmt und wirkungslos erscheinen, fehlte ihm — der Muth. Nicht jener Muth des Kopfes, der mit starrer Konsequenz jede

*) Bonnet, Garat.

und auch die entsetzlichste Folgerung aus dem einmal angenommenen Grundsatze gelten, und die entferntere Gefahr weniger aus Trotz als aus Befangenheit unbeachtet läßt, sondern jener physische Muth, der den gegenwärtigen, sinnlichen Gefahren unerschrocken entgegentritt, der den Stier bei den Hörnern packt, und — in festem Selbstvertrauen an die Spitze der scheuen, unentschlossenen Menge tretend, — sympathetisch den ihrigen erweckt. Dieser Eigenschaft allein verdankten auch mittelmäßige Menschen, wie z. B. Merlin von Thionville, bedeutenden Einfluß; durch sie hauptsächlich gelang es Danton auf lange Zeit, die Herzen des Volkes mit Robespierre zu theilen. Ueber die Feigheit dieses letztern ist nur eine Stimme. An den gefahrvollen Tagen der Revolution, wie am einundzwanzigsten Juni, am zehnten August, war er unsichtbar, und muthigere Männer leiteten die Bewegungen des Volks. Waren sie aber vorüber, die Schrecken dieser Tage, dann trat er so keck und gebieterisch aus seinem Dunkel hervor, und ärntete mit so sicherer Hand die Früchte der Wagnisse Anderer, als hätten sie nur, wie Handlanger, in seinem Dienste gestanden.

So wenig die Mittel dieses Mannes der Herrschaft, zu der er gelangte, angemessen erscheinen, so wenig entsprechen seine Zwecke den Meinungen und den Absichten seines Volkes. Er und seine Zeitgenossen verstanden sich nicht, und der Augenblick, in dem sie ihn erriethen, war auch der seines Sturzes. Dann aber, als hätten sie ihres Aufstandes wie ihrer Unterwürfigkeit gegen ihn sich geschämt, entstellten sie beide in ihren Darstellungen, und Europa fuhr fort, ein Mißverständniß seiner Zeitgenossen zu theilen, das seinem Wirken alle Bedeutsamkeit, seiner Gestalt alle Eigenthümlichkeit in der Geschichte nahm.

Noch immer ist die Meinung die herrschende, die in der Schreckensregierung nur etwas Negatives sieht, die Auf-

lösung aller Bande der bürgerlichen Gesellschaft, die Abwesenheit aller Gesetze, die Schrankenlosigkeit aller Begierden und aller Kräfte des Einzelnen. So mochten viele von denen es meinen, die sich ihrem Dienste hingaben, und in dem Sinne mochten sie handeln, aber so meinte Robespierre es nicht. „Die Revolution verschlang, wie Saturn, ihre eigenen Kinder" — und solche zuerst. Was sollte auch ihm an dem Abwerfen sittlicher Fesseln gelegen haben, deren Last er nie empfunden hatte; was an der Möglichkeit zügelloser Genüsse ihm, den Fanatismus oder Temperament gegen ihre Reize abstumpften; wie endlich hätte er, der jedes selbstständige Streben wie eine gegenrevolutionäre Bewegung argwöhnisch bewachte, und nur an seines Willens Unfehlbarkeit glaubend, diesen nie genug und nie unbedingt genug zum Gesetz erheben konnte — wie hätte er an dem willkürlichen Treiben Aller Gefallen finden können? So weit entfernt davon war die Schreckensregierung, Gesetzlosigkeit zu begünstigen, daß sie vielmehr der Gesetzlosigkeit ein Ende machte, die seit dem zehnten August gewaltet hatte; und nicht die Anarchie, nein, den Bürgerkrieg organisirte Robespierre, wenn man sich des Ausdrucks in einem solchen Zusammenhange bedienen darf. Nicht der Bürgerkrieg nur, der in der Vendee oder von Lyon und Toulon wüthete, sondern der, der in jeder Provinz, in jeder Stadt, in jedem Hause seine Theilnehmer zählte und seine Opfer. Durch das Dekret wider die Verdächtigen, wie es nach dem Untergange der Gironde unter Robespierre's Auspizien durchgesetzt wurde, verkündigte die Nationalrepräsentation selbst diesen fürchterlichen Krieg. Und auch hier ist es, als habe der Fanatiker instinktmäßig den Gang der Ereignisse, deren er sich bemächtigte, richtiger beurtheilt, als so viele Kenntnißvollere und Kaltblütigere, die sie herbeigeführt hatten, und die von dem Neuen und Bessern angezogen und dann wieder von dem Ausserordentlichen zurückgeschreckt,

bald in kläglicher Selbsttäuschung sich ihren Feinden überlieferten, bald in unvermögender Halbheit ihrem eigenen Werke unterlagen. Denn jede Staatsumwälzung ist, mehr oder weniger ein heimlicher oder offener Bürgerkrieg, und wo nicht nur Verschiedenheit der Interessen, wo Trennung der Meinungen sie hervorbrachte — ein Vernichtungskampf. Vergebens unternehmen die Bessern aller Parteien das Werk der Versöhnung. An eine politische Chemie ist nur zu glauben, insofern sie Scheidekunst ist — nicht Mischkunst. Die Leidenschaften versöhnen sich, die Ideen niemals. Sie nähern sich einander wie Licht und Finsterniß in der Dämmerung, aber nicht um sich zu vereinigen, sondern um sich zu trennen, und erst in dem Untergange des Einen erscheint des Andern Sieg.

Jenes Dekret, indem es die ganze Bevölkerung von Frankreich in zwei große Abtheilungen, die patriotische und die gegenrevolutionäre Partei, schied, und „der erstern die Bewachung und Verfolgung der letztern zur Pflicht machte" *), dennoch aber kein anderes, wesentliches Kennzeichen der Parteien anzugeben vermochte, als die Gesinnungen der Einzelnen — bewaffnete überall den Argwohn, ohne jemals die Gerechtigkeit zu erleuchten. Freilich machte es dadurch nur zu oft „den Friedlichgesinnten zum Opfer des Wahnsinns, und alle Wohldenkenden zu Sklaven kühner Ränkemacher"; aber auch die Bessern des Konvents, wie Alle, die in der Revolution das Beginnen eines Vertilgungskrieges des Rechts mit dem Vorrechte erblickten, traten jener Erklärung des unversöhnlichsten Bürgerkrieges bei. Denn konnten sie sich auch nicht verbergen, daß an diesem wie an andern Kriegen die Ueberzeugung nur Wenige Antheil nehmen hieß, und daß die Mehrzahl einer niedrigen Leidenschaftlichkeit gehorchte: so

*) Bailleul.

drang sich ihnen doch eben so sehr die Ueberzeugung auf, daß dem rücksichtlosen Angriffe nur durch eine eben so rücksichtlose Vertheidigung begegnet werden könne. Unordnung aber war so wenig die Folge dieses Zustandes, als sie in der Absicht derjenigen gelegen hatte, die ihn herbeiführten. Vielmehr glich derselbe auch darin einem Kriege, daß die Regierung, so lange er dauerte, mit einer Allgegenwart und Strenge vorwaltete, wie sie die vollkommenste militärische Disziplin kaum zu erreichen vermag. Der Schrecken vollendete nicht die Anarchie, die seit dem zehnten August statt gefunden, er beendigte sie *), indem er den Organen der Regierung, den Revolutionstribunalen und den Volksgesellschaften, eine unwiderstehliche Gewalt verlieh. Ueber beide herrschten diktatorisch die Kommissäre des Wohlfahrtsausschusses, wie Robespierre in der Hauptstadt über diesen Ausschuß, den Jakobinerklubb und den Konvent.

Nicht der Schrecken an sich darf als eine Eigenthümlichkeit der französischen Revolution angesehen werden; er ist vielmehr in dieser oder andern Formen ein unvermeidliches Stadium gewisser Krankheiten der politischen Körper. Robespierre's Persönlichkeit war es, die dem Schrecken in Frankreich ein nur ihm gehöriges Gepräge aufdrückte, und die einen Kampf, zu dessen Bezeichnung in andern Zeiten die Benennungen Bürgerkrieg und Parteiwuth hinreichten, der Welt zum erstenmal als der Schrecken selbst offenbarte. Frau von Stael, so umsichtig in dem Auffassen der Ereignisse jener Zeit, als befangen in ihren Erklärungen derselben, hat es wohl erkannt, dieses geheimnißvolle Etwas in dem Wesen Robespierre's das in der Mitte des Schreckens, den die Regierung laut verkündigte, ein noch ängstlicheres unheimlicheres Gefühl verbreitete, und Bailleul ist der Erste gewesen, der öffentlich

*) Bonnet's Worte.

das Wort zu dem Räthsel gegeben hat, dessen Auflösung unter den Mitgliedern des Konvents die unmittelbare Veranlassung zu Robespierre's Sturz gewesen war. Ernstlich hatte es dieser nämlich gemeint mit den Lehren, die er von der Rednerbühne immer verkündigte, und in welchen die Mehrzahl seiner Zuhörer nur die Heuchelei des Redners oder die bedeutungslose Ueberspannung demagogischer Redekünste erkennen zu müssen glaubte. „Aus einem einzigen Gesichtspunkt", sagt Bailleul *), „faßte er die Wiedergeburt der Gesellschaft auf. Gleichheit und Volksherrschaft waren ihm die Grundlagen des gesellschaftlichen Zustandes. Nicht eine unbedingte Gleichheit, denn er setzte Beamte und Ungleichheit der Glücksgüter voraus: aber auch nicht eine Gleichheit vor dem Gesetze nur, denn seine Beamten sollten dem Volke unterworfen seyn, und jene unermeßlichen Reichthümer, die wir im Gefolge des Handels erblicken, duldete er nicht. Nun ist das Wesen der Demokratie, wie er sie beabsichtigte, die Tugend, die Tugend im strengsten Sinne des Wortes; und da er als Feinde dieser Tugend Alle betrachtete, die in den Mißbräuchen einer fehlerhaften Staatsverfassung ihren Vortheil gefunden, alle selbstsüchtige Reiche, alle sittenlose Arme, alle Ehrgeizige, alle Gegner des Volkes, und der Gleichheit: so lag es in dem Zwecke der Wiedergeburt der Gesellschaft, oder der Revolution, wie er sie ansah, die Gesellschaft nicht allein von allen Lastern, sondern auch von allen Individuen zu reinigen, die das Beispiel derselben gaben. Unter dieser Voraussetzung schloß Robespierre mit rücksichtloser Folgerichtigkeit: Das Wesen einer Volksregierung im Frieden ist die Tugend, das Wesen der Volksregierung im Revolutionszustande Tugend und Schrecken. Die Tugend, ohne welche der Schrecken verderblich, der Schrecken, ohne

*) In seinem Examen etc.

den die Tugend ohnmächtig ist. Der Schrecken ist nichts als schnelle, strenge, unerbittliche Gerechtigkeit, eine nothwendige Folge der Tugend selbst.“

„Robespierre“, fährt Bailleul fort, „Robespierre mit der überspanntesten Meinung von seiner Vollkommenheit und der Erhabenheit seiner Ansichten, glich in keiner Hinsicht den übrigen Revolutionsmännern. Diese fühlten es wohl, daß sie einem Sturme Trotz boten; sie wußten aber auch, daß das Fieber, von dem sie geschüttelt wurden, aufhören müsse mit seiner Veranlassung. Er hingegen war ruhig und eben in seinem Elemente. Er sah bereits die Tugend unter dem Volke, und in allen Niederlagen um sich her eben so viele Triumphe seiner Tugend. Als ein bevorrechtetes Wesen sah er sich an, in die Welt gesandt, um der Gesetzgeber und Lehrer der Völker zu seyn. Daher diese Sicherheit, diese ruhige Haltung und dieses geheimnißvolle Etwas, das Frau von Stael in ihm wahrnimmt.“

Bedenkt man aber, daß auch in ihm der Dünkel das richtige Maaß der Beschränktheit abgab, daß in Robespierre mit der festen Meinung von der Erhabenheit seiner Absichten und seiner Bestimmung sich ein eben so entschiedener Mangel an Welt- und Menschenkenntniß paarte, und daß auch in Ansehung seiner sich die Erfahrung bewährte, nach der zu jedem Mittelpunkte der Gewalt, er sei ein Thron oder eine Rednerbühne, mit größerer Kühnheit und glücklicherm Erfolge die Schlechten sich vordrängen: so wird die heillose Verwirrung erklärlich, die ihn umgab, und die Täuschung aller Faktionen, die schon seine Opfer wurden, während sie ihn noch für ihr Werkzeug hielten. Indem er, befangen von seinen eigenen Träumen und den Vorspiegelungen der Ränkemacher, die Besitzer jedes natürlichen Vorzuges und jedes erworbenen Verdienstes als eben so viele Verschwörer gegen die Gleichheit verfolgte; indem er — seit dem Nivose des Jahres II

die letzten Formen der Gerechtigkeitspflege, die letzten Schutzwehren der Unschuld gegen Willkür zerstörend — jede Tugend wie jedes Eigenthum der Bosheit, der Habsucht und dem Blutdurste jener Niederträchtigen preisgab, die dem Pöbel schmeicheln, wenn es keinen Fürsten mehr anzubeten gibt, war er doch nicht allein nur den ausgewanderten Prinzen oder den Bessern in Frankreich das Haupt der Gorgone *). Er war es auch den Heuchlern, den Ränkemachern, den Betrügern jeder Klasse. Vor seiner Rache waren die Opfer der Liederlichkeit auf den Boulevards von Paris nicht sicherer, als die einflußreichen Damen in den Cotterien der Vorstadt St. Germain. Der gemeine Taschendieb fiel unter seinen Schlägen, wie der vornehme Agent der Gegenrevolution. Alle, so lauteten die Anklageakten, „als Mitschuldige einer Verschwörung gegen die Freiheit und Souveränität des Volkes" **). Und diese Gleichförmigkeit der Anklageakten war keineswegs eine Folge gewissenloser Nachlässigkeit der Beamten des Revolutionstribunals, oder gar eine noch entsetzlichere Verhöhnung der unterdrückten Unschuld: sie drückte den bittern Ernst des Systems aus, in dem Robespierre handelte.

Es mußte sich seinem Ende nähern, das ungeheure und unnatürliche Zerstörungswerk, sobald Robespierre'n die Folgen, und den Mitgliedern des Konvents, die bisher seine Werkzeuge gewesen, der Zweck desselben klar geworden. Jener, der das Nieerreichte unternehmend, des Gewissens Strafgewalt in der Regierung darstellen und moralische Mängel wie politische Verbrechen verfolgen wollte, entdeckte endlich das

---

*) Ein Ausdruck Monsieur's vor Quiberon. S. Mémoires pour servir à l'histoire de la guerre de la Vendée, par Mr. le comte de *** (*Antoine de Vauban*). Paris 1806.

**) Bailleul.

unermeßliche Verderben, das alle Leidenschaften und alle Laster unter der Aegide seiner Grundsätze angerichtet. Zerfallen mit seinen Umgebungen und mit sich selbst, wußte er seinem Argwohn keine Schranken mehr zu setzen. Seine Anklagen, die Todesurtheile waren, und die bereits nicht Wenige auch von dem Berge, sobald er ihre selbstsüchtigen Gesinnungen und also ihre Verschwörungen gegen seine Tugend entdeckt, getroffen hatten, wurden jetzt ohne Rücksicht wider Alle geschleudert, die ihm verdächtig waren, und er traute Keinem mehr. Mit ungewissem Schritte eilte er auf der schmalen Gränzlinie hin, die den Fanatismus vom Wahnsinn trennt. Die Mitglieder der Regierungsausschüsse übersahen den ganzen Umfang seiner Plane und die eiserne Konsequenz, mit der er diese verfolgte. Drei Viertheile der Franzosen befanden sich, nach Bailleuls naiver Bemerkung, vor ihm im Zustande der Verschwörung, und er fiel, der seinem eigenen Werke unterlegen war, ehe ihn noch die Achterklärung des Konvents zu Boden streckte.

Es ist niederschlagend, erkennen zu müssen, daß der Furcht der Schlechten gelang, wozu es den Bessern an Muth gefehlt, und daß der Plan, der keinen oder einen ohnmächtigen Widerstand gefunden hatte, so lange er nur der Unschuld und dem Eigenthum Gefahr zu bringen schien, erst dann seinem Urheber verderblich wurde, als es offenbar geworden, daß er auch dem Ehrgeize und der Habsucht Verderben drohe.

Das Vernunftgesetz, nach welchem Hypothesen, (welche Erscheinungen der physischen Welt auf die einfachste und genügendste Weise erklären), für Wahrheit gelten müssen, so lange nicht andere die nämliche Eigenschaft in höherm Grade aufweisen, gilt auch in der moralischen Welt. Robespierre's Laufbahn, alles Ungeheure, das er gewollt, alle Gräuel, die er veranlaßt, und sein Sturz sind erklärt durch jene Denkart, die Bailleul aus seinen eigenen Reden darstellt, und die Hin=

länglichkeit des Aufschlusses, den sie uns gibt, zeigt den Unwerth der vielfachen übrigen Vermuthungen, die man über seinen Zweck gehegt; Vermuthungen, deren keine auch nur zu einiger überwiegenden Wahrscheinlichkeit hat erhoben werden können, und die alle in größern oder geringern Widersprüchen unter sich und mit sich selbst stehen. Robespierre's Streben nach der Diktatur war das Losungswort seiner Gegner zur Zeit seines Falles; ein Nachhall aus der Zeit seiner eigenen Herrschaft, in der es auch nur Ein Verbrechen, das gegen die Gleichheit, gegeben hatte. Es war jenen um so willkommener, da die Wahrheit so wenig auf ihre frühere Geduld, als auf ihr spätes Erwachen ein vortheilhaftes Licht werfen konnte. Robespierre mag eine Diktatur beabsichtigt haben, sogar besaß er sie schon; aber eine Diktatur, gänzlich verschieden von derjenigen, die gewöhnliche Herrschsucht zum Ziele wählt. Sein Ansehen glich mehr dem des Stifters einer Sekte, als eines Parteihauptes. Der erste wollte er seyn, und für den Ersten hielt er sich; aber als den Verkündiger einer neuen politischen Offenbarung, als den Oberpriester seiner Tugend, der alle Opfer um ihn her geschlachtet wurden.

Ein Gerücht, das sich um die nämliche Zeit in Paris verbreitete, ließ Robespierre'n eine Heirath mit Madame Ludwigs XVI. Tochter beabsichtigt haben; und so groß war die Eitelkeit des Mannes, daß sie einer Meinung, die uns nur widersinnig vorkommt, in den Augen seiner Zeitgenossen Wahrscheinlichkeit verlieh. Auch ist denkbar, wie vor einer so ausschweifenden Einbildungskraft, als die seinige, das Bild der vollendeten Wiedergeburt der Gesellschaft und eines allgemeinen Verbrüderungsfestes sehr wohl neben dem einer Verbindung des Propheten der neuen politischen Offenbarung mit der Erbin des letzten Oberhauptes der alten Ordnung bestehen konnte. Indessen hat sich doch nie mehr, als eben nur

die **Möglichkeit** einer solchen Absicht, nachweisen lassen. Ein näherer Aufschluß ist darüber nicht vorhanden; und wenn die Forschungen seiner Zeitgenossen, denen alle Quellen zu Gebote standen, und die durch Haß und Neugier gleich mächtig in Bewegung gesetzt wurden, erfolglos waren, so läßt sich annehmen, daß sie überhaupt nur eine wesenlose Vermuthung zum Gegenstande hatten.

Eine dritte Meinung macht Robespierre zum **Werkzeuge der auswärtigen Mächte** und insbesondere der **britischen Minister.** Sie soll gerechtfertigt werden durch einen dem Berichte **Courtois** angehängten, unter Robespierre's Papieren gefundenen Brief, in welchem ein ungenannter Vertrauter dem Demagogen zu dem Erfolge seiner Thaten Glück wünscht und ihn erinnert, daß er jetzt, die Verwirrung zu vollenden, nur noch einige Schläge thun, dann aber sich retten müsse, um den Lohn seiner Dienste, die mittlerweile in Sicherheit gebrachten Schätze, auf fremden Boden in Ruhe zu geniessen, und fern von dem allgemeinen Verderben die hintergangenen Thoren nach Verdienst auszulachen. Keine Meinung scheint besser begründet zu seyn, und keine ist unwahrscheinlicher, als diese. Es bedarf, um dies zu zeigen, nicht einmal der Bemerkung, wie leicht jener Brief ein untergeschobener seyn könne; ein Fall, dessen Möglichkeit bei der den Zeitgenossen wohlbekannten nichtswürdigen Sinnesart des Berichterstatters nur zu nahe liegt. Es ist wahrscheinlich, daß der Brief sich wirklich unter Robespierre's Papieren gefunden hat; es ist sogar wahrscheinlich, daß noch viele andere eines ähnlichen Inhalts an ihn gerichtet worden sind, sei es, um ihn zu verhöhnen oder um ihn, im Fall einer Entdeckung, verdächtig zu machen und zu stürzen; und daß jener zu dieser Klasse gehört, würden Form und Inhalt desselben darthun, wenn auch die Niederträchtigkeit, die erfordert wird, um solche Dienste zu belohnen, und die schamlose Absicht,

einem solchen Diener einen Zufluchtsort zu verstatten, uns nicht unglaublich vorkommen sollten. Die Verbrechen der Staatskunst werden mit größerm Anstande begangen, und die unbarmherzigsten Berechnungen eines kaltblütigen Egoismus dürfen von ihren Agenten nur mit allem Prunke eines zarten Ehrgefühls und der menschenfreundlichsten Absichten zur Sprache gebracht werden. Der in Courtois Bericht enthaltene Brief, in einem so pöbelhaften Tone geschrieben, wie er kaum des Triumphes über einen gelungenen Taschendiebstahl würdig seyn würde, liefert den sichersten Beweis, daß sein Verfasser — wenigstens zu ungeschickt war, um der Unterhändler eines Kabinets zu seyn. Niemals hat sich auch die geringste Spur von den angeblichen Schätzen, die Robespierre's Tod herrenlos gelassen haben würde, nie eine weitere Andeutung seiner vorausgesetzten Verbindungen mit dem Auslande gefunden, und eine hohe innere Unwahrscheinlichkeit dieser Behauptung, aus seinen Eigenthümlichkeiten hervorgehend, giebt uns ein ferneres Recht, dieselbe für so grundlos zu halten, als sie unerwiesen ist. Wer mit seiner Ueberzeugung Handel treibt, der muß einen höhern Genuß kennen, als den, seiner Meinung treu zu bleiben. Robespierre'n ist keine Begierde nachzuweisen, als die, seinen politischen Grundsätzen Eingang und Herrschaft zu gewinnen, und der Fanatismus selbst, mit dem er diesen Zweck verfolgte, stumpfte ihn ab gegen alle andere Eindrücke, die unsere Leidenschaften aufzuregen geschickt sind. Der Einfluß, den auswärtige, aber darum nicht fremde Agenten auf die Revolution gehabt, bildet noch immer die Nachtseite ihrer Geschichte. Es ist nichts weniger als unmöglich, daß er auch in Robespierre's Proscriptionslisten sich geäussert, und nur so viel gewiß, daß dieser, wenn das Werkzeug, doch nie ein Gehilfe der Urheber desselben gewesen ist.

Nicht Wenige empört durch das gränzenlose Blutver-

gießen, das die Schreckenszeit bezeichnete, und verwirrt durch die Regellosigkeit, mit welcher der Mord unter allen Ständen und Parteien, unter jedem Geschlechte und Alter wüthete, haben diese entsetzliche Erscheinung einem *reinthierischen Blutdurste* ihres Urhebers zugeschrieben. Alle Mitglieder der Aristokratie, die nie ein zu gräßliches Bild von ihren Gegnern entwerfen können; alle religiöse Gemüther, die in solchem heillosen Treiben die entfesselte Macht eines finstern, bösartigen Wesens ahnen — und die Stimmung, die dazu führt, ist in allen großen Krisen der Gesellschaft, nur in der Form verschieden, vorherrschend gewesen —; alle Zeitungs- und Geschichtschreiber, welchen die oberflächlichste Erklärung die zugänglichste war, haben dieser Meinung beigepflichtet. Sie ist die allgemeinste geworden, sie hat Eine Seite, die sie auch den besser unterrichteten Beobachtern der Revolution berücksichtigungswerth gemacht hat.

Wie es einen Grad des sinnlichen Vergnügens giebt in dem dieses selbst zur Marter wird, so giebt es eine Stufe der Sinnlichkeit, auf der sie sich als Grausamkeit äussert. Die geheimnißvolle Verwandtschaft, die zwischen Wollust und Mordlust statt findet — eins der vielen Räthsel, die uns die Tiefen der Natur nicht aufschließen, sondern nur andeuten, — ist von Naturforschern auf den niedrigsten Stufen des thierischen Lebens, besonders unter den *Insekten*, erkannt worden. Der Geschichtschreiber findet nicht selten Gelegenheit, die rohesten Ausbrüche ihrer Macht an den Menschen zu beobachten, in dem sich die in der übrigen belebten Schöpfung zerstreuten Züge vereinigen, wie in der Spitze der Pyramide alle Verhältnisse des ganzen Gebäudes. In Frankreich hatte ein sittenloser Hofadel schon Beispiele jener Verirrungen der Sinnlichkeit gegeben, in welchen sie, unempfänglich für eigenes Vergnügen, in fremden Qualen ein letztes Reizmittel findet. Schon war die Ermordung von Plebejern der Zeit-

vertreib eines Großen geworden, und die ganze Strafe dafür eine gnädige Warnung gewesen. Eine rächende Vergeltung bereitete sich vor, indem die Ausschweifungen der Vornehmen die Begierden auch des Volkes entzügelten. Gerade um die Zeit der Revolution widmete sich eine Menge verbrannter und, was noch schlimmer war, zum Theil guter Köpfe einer Art Schriftstellerei, die mit dem verderblichsten Erfolge die Sitten durch die Einbildungskraft angreift. Die Geheimnisse des Boudoirs fanden Verehrer auf dem Markte, und Szenen, wie die zu Nantes und in der Vendée, in Lyon und Toulon, lassen wieder kaum bezweifeln, daß man nicht selten mordete um zu genießen.

Aber Robespierre's Verirrung war offenbar eine ganz andere. Die Sittlichkeit seines Privatlebens blieb tadellos *). Von den zahllosen Schlachtopfern des Schreckens, die, und mit Recht, ihn als den Urheber ihrer Leiden verfluchten, kannte er die wenigsten, sah er kaum eins. Man darf nicht vergessen, daß Er es war, der in der konstituirenden Versammlung mit dem ausdauerndsten Eifer auf gänzliche Abschaffung der Todesstrafe drang. Sogar seine Theilnahme an der Hinrichtung des Königs scheint mehr in dem Gange der Ereignisse, als in seinem Plane gelegen zu haben. Nach der mißglückten Flucht des Monarchen rieth er, die Gelegenheit zu benutzen und eine unblutigere Entwickelung des Kampfes zwischen dem Volk und der Aristokratie herbeizuführen,

---

*) Garats Worte in seinem genannten Werke sind: Robespierre, que l'Europe croit voir à la tête de la nation française, vit dans la boutique d'un menuisier dont il aspire à être le fils; et ses moeurs ne sont pas seulement décentes, sans aucune affectation et sans aucune surveillance hypocrite sur lui-même, elles sont aussi sévères que la morale du Dieu nourri chez un charpentier de la Judée.

von dem es nach diesem Ereignisse jedem Unbefangenen klar seyn mußte, daß er ein unversöhnlicher war. Die Katastrophe ward aufgeschoben, um tragischer zu werden.

Noch einmal vereinigten sich Alle, die in der Nationalversammlung dem Vorrechte nur gezwungen entsagt, und der adelichern Natur niemals entsagen zu können geglaubt hatten, um den König (an dessen Entfernung denen, für die es sich wirklich um seine Rettung handelte, Alles gelegen seyn mußte) an ihrer Spitze zu erhalten. Immer stellten sie die Fürsten an ihre Spitze, aber wie die Römer sie an die Spitze ihrer Triumphzüge stellten — in Fesseln. Mit ihnen vereinigten sich alle Sanftern, alle Leidenschaftlosern der Versammlung, die mit freudiger Zuversicht in den Kampf gegen Anmaßung und Vorurtheil gegangen waren, aber scheu zurückbebten, als der Meinungskrieg verkörpert von der Rednerbühne unter das Volk zu treten drohte. Die an Eintracht verzweifeln mußten, glaubten an dem Frieden zu arbeiten; endigen wollten sie die Ereignisse, die sie nicht mehr zu lenken vermochten, und in unnatürlicher Verbindung mit den ewigen Feinden ihrer Sache führten sie den unglücklichen Fürsten aus einem Gefängnisse, in das ihn diesmal noch das Mitleid begleitet hatte, auf einen Thron, den nur der Argwohn bewachte, von dem jeder Zauber gewichen, und dem von aller frühern Größe nichts geblieben war, als die gehässige Höhe. Robespierre's Warnungswort: Cäsar wurde ermordet, denn er war unverletzlich! wurde zur Prophezeihung, als dem Könige, zwischen dem Drängen der einen und dem rücksichtlosen Widerstande der andern Partei, die Wahl — und nur die Wahl gelassen war, der Revolution Ueberwinder oder Opfer zu werden. Nicht Ein Mann hat ihn getödtet, nicht Eine Partei; alle Parteien haben es gethan, indem sie, nicht für ihn, nicht wider ihn, sondern gegen einander kämpfend, ihn, den Willenlosen, in ihre Mitte stellten, wo er den Einen

zum Schilde und darum den Andern zur Zielscheibe dienen mußte.

In keinem der gewöhnlichen Preise des menschlichen Ehrgeizes läßt sich Robespierre's Ziel erkennen. Unauflösliche Widersprüche stellen sich jeder Voraussetzung der Art entgegen, und Bailleuls Erklärung muß für die richtige gehalten werden, weil sie die genügende ist. Je weniger aber das ideale Bild der menschlichen Gesellschaft, das Robespierre ins Leben einzuführen trachtete, den Neigungen und den Bedürfnissen seiner Zeit zusagte, desto räthselhafter ist der Erfolg, mit dem er so lange dahin strebte. Freilich vermochte er nicht die wirkliche Welt zu verdrängen, um seinem Ideale Raum zu gewinnen; aber er erschütterte sie doch auf das heftigste; und die Frage, wie ihm das möglich geworden, ist durch die Hinweisung auf seine riesenhafte Popularität nur beseitigt, nicht beantwortet; denn immer bleibt zu wissen übrig, wie ihm diese zu erwerben gelang. Und hier ist es vergebens, zu der Ansicht seine Zuflucht zu nehmen, die in der moralischen Welt keine andern bewegenden Kräfte erkennt, als jene gröbern einer Staatskunst, die in der Anwendung derselben sich eben die feinere dünkt; jene Mittel, durch die der Schwache verführt, der Furchtsame erschreckt, der Schlechte bestochen wird. Es ist schon gesagt, daß keins von allen dem armen Advokaten von Arras zu Gebote stand, der ohne Ruf und ohne Vermögen mit einem Herzen voll Galle und einem Kopfe voll überspannter Begriffe, die seinen Mangel an Kenntnissen beurkundeten, ohne seinen Talenten Ehre zu machen, in die Ständeversammlung trat. Alle seine Zeitgenossen, seine Gegner selbst, bezeugen es. Freilich trug ihn das Volk zu einem Gipfel der Macht, auf dem auch solche Kräfte ihm zu Gebote standen, und er regierte durch den Schrecken; aber er gelangte zur Regierung durch eine andere Kraft. Dieses Vertrauen, dieses blinde Hingeben des Volkes, er ge-

wann es in größerm Maaße, als irgend ein Anderer auf derselben Laufbahn; durch die größere, die innigere Wahrheit seines Strebens so phantastisch, so unerreichbar auch dessen Ziel seyn mochte.

Ihm war gegeben, wovon ein Senfkorn Berge versetzt — der Glaube. Die Meinung ist nicht neu, obgleich sie noch lange das Ueberraschende der Neuheit haben wird. Schon in den ersten Tagen der Nationalversammlung wußte das geistreichste Mitglied, daß sie jemals besaß, Mirabeau, dessen von Bewunderern und Feinden anerkannte Unsittlichkeit allein ein gutes Vorurtheil für seine Weltklugheit erweckt, in Robespierre gerade das zu erkennen, was ihm selbst zum vollendeten großen Manne fehlte: das Genie „des Karakters." In Nachsinnen verloren beobachtete er den unbekannten Redner, dessen Deklamation den Andern nichts als lächerliche Rasereien waren, und brach dann in die prophetischen Worte aus: „Der bringt es weit; er glaubt, was er sagt" *). Nicht nur, daß er, wie Bailleul bemerkt, immer mit Ehrfurcht von dem Volke sprach, in dem er den Vereinigungspunkt aller Tugend erblickte: sondern daß er in demselben Geiste handelte, lebte; daß er aus Ueberzeugung in allen Schlechten, allen Ränkemachern, allen Heuchlern Feinde des Volkes sah und verfolgte — erwarb ihm seine Popularität und befestigte sie. Und so fest war sie gegründet, daß sie in seinem Sturze noch ihn nicht verließ, und daß er, nicht von der Stärke, von der Schnelligkeit seiner Gegner besiegt, nur darum fiel, weil er, überrascht und betäubt, sich selbst verlassen hatte. Mit dieser Ansicht von dem moralischen Ursprung und Wesen seiner Gewalt stimmen die Bemerkungen eines der geistvollsten Beobachter

---

*) „Il ira loin il croit ce qu'il dit" waren, nach Ferrieres, Mirabeau's Worte.

der Revolution überein, der leider die Geschichte derselben, ein Werk, zu dem er vor so Vielen berufen war, und an das so viele Unberufene sich gewagt haben, nicht unternommen hat. „So sehr", sagt Oelsner in seinen Fragmenten, „ist das Volk von Robespierre's Tugend überzeugt, daß es ihn sehen würde die Taschen bestehlen, ohne daran zu glauben!" Und nachdem er der Unwissenheit und Unbiegsamkeit desselben gedacht, fügt er hinzu: „Hätte er Muth, wie Verwegenheit des Kopfes und Kenntnisse: in dem Ueberreste würde der Stoff zum großen Manne vorhanden seyn."

Merkwürdig ist, daß selbst Burke, wenn gleich durch ein ehrenwerthes Entsetzen über die nahen Gräuel der Revolution um alle Besonnenheit gebracht, (die dem Zeugen, und wie viel mehr dem Beurtheiler dieser Erscheinung, für den er sich gab, unentbehrlich war), etwas Aehnliches ahnete. Freilich sehen wir ihn, der die Kräfte Europas's abwägen will, mit der vor Leidenschaft zitternden Hand den Rang und die Tugend, die Macht des Willens und das Laster, als wären sie unzertrennlich von einander, in die nämliche Schale werfen; aber er ahnete doch das geistige Wesen über dem Strome irdischer Kräfte, der Europa zu überwältigen drohte, und was er von den Häuptern der siegenden Partei in Frankreich sagt, paßt zunächst auf Robespierre und erklärt seine Gewalt. „Diese Jakobiner-Revolution", sagt Burke *), „diese Jakobiner-Revolution ist das Werk von Männern ohne Rang und Ansehen, wilder, unbändiger Gemüthsart, voll Leichtsinn, Selbstgenügsamkeit und Anmaßung, ohne Sitten, ohne Redlichkeit, ohne Klugheit. Was denn haben sie so unzähliche Mängel zu decken und sie auch dem Standhaftesten fürchterlich zu machen? Eins, und nur Eins, aber dieses

*) In den Remarcks on the policy of the allies, with respect to France.

Eine ist tausend andere Dinge werth — sie haben Energie. Nur seinem Unternehmungsgeiste und der Kraft seines Willens verdankt in dieser allgemeinen Gährung, in dieser Zersetzung der gesellschaftlichen Formen Frankreichs, der Mann seinen Platz. Begegnen wir dieser furchtbaren, dieser entsetzlichen Energie, der keine Rücksicht auf Gott oder Menschen Schranken setzt, die immer wachsam, immer angreifend sich selbst keinen Augenblick der Ruhe gönnt und Keinem einen solchen ungestraft hingehen läßt; begegnen wir dieser Energie mit ärmlichen Alltagsmaaßregeln, mit den abgenutzten Maximen aus der Rumpelkammer unserer politischen Hülfsmittellehre, mit Zweifeln, Besorgnissen und Bedenklichkeiten, mit zögernder Ungewißheit, mit dem Formelwesen unsers altklugen Geschäftsganges, den jedes Hinderniß aus seiner Bahn drängt, und der keine Schwierigkeit wahrnimmt, als um ihr zu weichen, oder im besten Falle auszuweichen: so fahren wir hinab in die Tiefe des Abgrundes, und nur die Allmacht vermag uns zu retten. Einer lasterhaften und fieberhaften Energie müssen wir mit männlicher, verständiger Kraft entgegentreten. Die Tugend ist beschränkt in ihren Hülfsmitteln, und daher doppelt unsere Pflicht, Alles zu benutzen, was uns an solchen in dem Kreise, den die Sittlichkeit um uns zieht, zu Gebote steht. Das Wagniß also, nicht Vorsicht, sei unsere Politik. Hier ist, ein Uebermaaß in Kühnheit, der bessere Irrthum."

So sprach das Orakel der Koalitionen, und die Ansicht, die seinen Aussprüchen von nun an zum Grunde lag — ein zweifacher Irrthum, zu verzeihen dem betäubten Greise, der ein langes rühmliches Leben dem Wahren und Rechten geweiht — wurde das Erbtheil und die Weisheit der folgenden Generation von Staatsmännern. Es lasse sich, so glaubten sie mit ihm, dem Strome der Meinung, der aus den Bedürfnissen und Einsichten einer Zeit mächtig hervorbricht, eine

künstliche Begeisterung, ein Interesse der wenigen Machthaber welches der gehorchenden Menge zur Pflicht gemacht wird, siegreich entgegensetzen. Und, wie Er, sahen sie in den Gesetzen der Sittlichkeit die Fesseln der Tugend, und beugten sich mit trostloser Entsagung vor der Allmacht des Lasters, das in der Wahl seiner Mittel kein Gesetz erkennt. Vergebens täuschte jene Hoffnung Alle, die sich ihr vertrauten. Sie riefen, wie Danton im August 1792: „Kühnheit! und immer Kühnheit! und nichts als Kühnheit!“ aber sie behielten ihr kaltes Blut dabei und brachten es höchstens bis zur Unbesonnenheit. Vergebens führte jene heillose Meinung ohne Vortheil zu einer heillosern Nutzanwendung, nach der man sich, dem Zwecke zu Ehren, den Jeder für den besten hielt, wenn er der seinige war, in der Wahl der Mittel so frei bewegte, als die Gewissenlosigkeit. Gestürzt wurde noch Jeder, der sich dieser trügerischen Staatskunst anvertraute; belehrt noch Keiner.

Man nimmt sich aber nicht vor, ein Fanatiker zu seyn, und die Begeisterung läßt sich nicht befehlen. Und diese Begeisterung eben, die in ihrem regellosen Fluge und mit ihrer unwiderstehlichen Gewalt ihre Gegner verwirrt und entsetzt, sie ist ursprünglich eine Waffe der Tugend, und dieser muß sie der Mensch auch in seinen Verirrungen abborgen, will er in seinen Verirrungen furchtbar seyn. Nur der Idee ist es gegeben, solche Macht auszuüben, der Idee, die da herrscht, nachdem sie überzeugte; denn mit der Tollheit selbst muß man es ehrlich meinen, wenn sie ansteckend werden soll. Niemals gelang das Gleiche einem bloßen Interesse. Stellet dem Egoisten die physischen Kräfte eines Welttheils zu Gebote, und er kann täuschen, zahlen, tödten; aber nicht eine Seele vermag er für seine Sache zu entzünden, nicht einmal seine eigene. Das Genie selbst, das er bezahlt, übt einen

geistigen Selbstmord aus, und sinkt unaufhaltsam zu der Niedrigkeit des Zweckes hinab, für den es besoldet ward.

Die Geschichte jeder großen, dauernden Veränderung in dem gesellschaftlichen Zustande der Menschen, von einer siegenden Meinung dem widerstrebenden Eigennutze der begünstigten Theilhaber einer frühern Ordnung abgedrungen, liefert den Beweis dieser Wahrheit. Keine so sehr, als die der französischen Revolution. In dem Neuen, das diese schuf, wird eine unbefangene Nachwelt den Sieg der Revolution, aber darum nicht den des Bösen, erkennen. Sie wird erkennen, daß die Revolution nicht durch die Gräuel, sondern ungeachtet der Gräuel, die sie verunstalteten gesiegt hat, und sie wird die unterliegende Partei darum nicht für die bessere halten, weil sie die schwächere gewesen ist. Das Geheimniß dieser Partei verrieth schon Burke, wenn er in der nämlichen Schrift, in der er das Zerrbild ihrer Gegner mit so grellen Farben entwarf, der Auswanderung von siebenzigtausend Grundeigenthümern aus Frankreich Erwähnung thuend, in die Worte ausbrach: „Halb so viele aus meinem Vaterlande entfernt, und kaum würde Etwas übrig bleiben, das ich Volk von England nennen möchte!" *) So rechnete die Aristokratie in dem freiesten und civilisirtesten Lande unsers Welttheils. Und wenn in diesem der weniger als vierhundertste Theil der Bevölkerung in sich die bürgerliche Gesellschaft abgeschlossen sah, und nichts natürlicher und nichts tugendhafter fand, als daß alle übrigen Millionen sich mit Begeisterung in Gefahr und Tod stürzten für diese Nation der Minorität, während ihr gegenüber eine fanatische Demagogie

*) Burke's Worte sind: I am sure that if half that number, of the same description, were taken ont of this country, it would leane hardly ang thing, that i should call the people of England.

den Untergang von Hunderttausenden, als Mittel der Wiedergeburt einer in Knechtschaft dumm und wild gewordenen Menge von dreißig Millionen, kaltblütig in Anschlag brachte: so dürfte damit der Geschichte das Verhältniß der Parteien bezeichnet und ihr endliches Schicksal erklärt seyn. Sie wird auf jeder Seite die Verirrung, aber den guten Glauben nur auf einer, und wie immer der Selbstsucht gegenüber, erblicken.

Nicht das ist ein Uebel, daß eine Ueberzeugung, ein Gefühl Individuen, und durch sie ganze Völker, in die heftigste Bewegung zu setzen und alle ihre Kräfte sich zu unterwerfen vermögen; die Anlage dazu in der Seele des Menschen ist die Bürgschaft für die sich immer wiederholende Verjüngung seines Geschlechts, das sonst schon lange überall und unwiderruflich in den Zustand eines Heerdenthieres gesunken wäre, zu welchem so der vollendetste Despotismus es nur theilweise und auf längere und kürzere Zeiträume hinabzudrücken vermag. Nein, das allein ist zu beklagen, daß die Einsicht so selten mit der Willenskraft im Bunde steht. Freilich überlebt die Vernunft alle Verirrungen, wie das Gewissen alle Leidenschaften überlebt, und das Licht der Wahrheit gleicht dem der Sonne, das, wie Einige sagen, aus dem Kampfe bewegter Wolken entstehend, auch erst entfernt von seinem Ursprunge rein und ruhig die Welt erfüllt: aber dennoch ist man gezwungen, das Uebermaaß von Opfern zu beklagen, das der Mensch bringen muß, um nur die kleinste Wahrheit ins Leben einzuführen; und man hat ein Recht, es zu thun, da die Willkür gesellschaftlicher Einrichtungen nicht weniger zu diesen Opfern beiträgt, als die Beschränktheit unserer Natur. Nicht gerade an den Widerstand darf man hier zunächst denken, den einige Mitglieder der Gesellschaft allen Veränderungen, die das Bedürfniß der übrigen gebieterisch fordert, entgegenzusetzen pflegen; die Verhältnisse äussern frü-

her und verderblicher ihren Einfluß, indem sie die Seelen der Männer vergiften, die in solchen Krisen Zufall oder eigene Kraft an die Spitze ihrer Zeitgenossen stellt. Leitete immer ein wahrhaft großer Mann, ein vollendeter Mensch die Begebenheiten, wie leicht und schreckenlos würde jener Widerstand überwunden, wie schnell und sicher das vernünftige Ziel erreicht werden!

Aber selten vereinigt die Natur Verstand und Einbildungskraft in dem Umfange und in dem Gleichgewichte, in welchen sie den großen Mann bilden; und wo sie es that, da zerstört nur zu oft die Erziehung, welche Welt und Schule dem Menschen geben, ihr Werk; diese, indem sie die Phantasie auf Kosten des Verstandes mit Traumbildern bevölkert; jene, indem sie die Einbildungskraft und mit ihr das Gemüth, das von den Schätzen derselben lebt, verarmen läßt, um den Verstand zu bereichern. Der Verstand weiß wohl das rechte Ziel und den rechten Weg zu zeigen, aber auch dem größten fehlt die bewegende Kraft. Und vergebens läßt er sich zu den Ränken der Mittelmäßigkeit hinab, um sich einen Wirkungskreis zu verschaffen; der Argwohn lähmt ihn; er wird nie der Führer seiner Zeit. Die bloße Einbildungskraft aber entwickelt ein Halbgenie, den Fanatiker, der seine Zeit über das Ziel hinaus, oder durch tausend Umwege ihm entgegenreissen will, glücklich, wenn er nicht alles gänzlich verfehlt. So standen in den Stürmen der Revolution die Elemente, die zusammen einen großen Mann bilden, Verstand und Einbildungskraft, das erleuchtende und das erwärmende Princip, getrennt in Mirabeau, dessen Einsicht noch nie hinreichend geschätzt, dessen Einfluß noch immer überschätzt wurde, und in Robespierre, dessen Gewalt schrankenlos war, und den Bailleul mit Recht ein moralisches Ungeheuer nennt.

Dazu macht ihn die fixe, aber darum nichts weniger als helle Idee von einer Form der Gesellschaft, die er seinem Jahr-

hunderte aufzudrängen versuchte, obgleich es in diesem weder Raum noch Zeit für sie gab; und die Entstehungsart dieser widernatürlichen Richtung seines Geistes, der letzte Gegenstand der Betrachtung, den seine Geschichte liefert, dürfte um so wichtiger seyn, da die Quelle solcher Verirrungen noch nicht versiegt ist, und die nämlichen Ursachen für ähnliche Gelegenheiten dieselben Erscheinungen hervorzubringen drohen. Den physischen Ungeheuern, wenn sie auch entstehen, versagen die Gesetze der Natur doch Lebensfähigkeit; den moralischen verleiht sie der Mensch durch die seinigen.

Oelsner erzählt einen Zug, der über Robespierre's Inneres einen merkwürdigen Aufschluß giebt. Dieser befand sich — es war noch zur Zeit der konstituirenden Versammlung — in einer Gesellschaft, in welcher unter andern auch von den verschiedenen Verfassungen, deren die Franzosen damals bedürftig und fähig seyn möchten, die Rede war. Mancherlei Meinungen wurden geäußert und besprochen. Robespierre schien keinen Theil daran zu nehmen. Er schwieg, und spielte unterdessen mit einem großen Hunde, der zufällig in das Zimmer gekommen war, und nur jenes widrige, ihm eigenthümliche Lächeln des Hohnes, das von Zeit zu Zeit um seine Lippen zuckte, bewies, daß er der Unterhaltung nicht fremd geblieben. Endlich fragte Jemand auch ihn, welche Gesetze er den Franzosen geben würde, wenn es auf ihn ankäme. „Die Gesetze Lykurgs!" war seine Antwort. Man staunte über ein solches Wort aus dem Munde eines Repräsentanten des französischen Volkes, eines Mannes, den man zwar für einen Schwärmer, aber doch nicht für so unbekannt mit allen Verhältnissen der wirklichen Welt gehalten hatte, als er nach dieser Antwort nothwendig seyn mußte. Man machte ihm endlich Einwürfe, man bestürmte ihn mit Fragen über die Ausführbarkeit seiner Lykurgischen

Gesetzgebung. Er antwortete nicht weiter, sondern lächelte, wie er zu thun pflegte, und setzte das vorige Spiel fort.

Vergleicht man mit dieser Aeusserung seine Reden, (besonders die zur Zeit seines wichtigsten Einflusses gehaltenen und mit größerer Sorgfalt ausgearbeiteten) wie sie, voll Anspielungen auf die Bürgertugenden und die heldenmüthige Freiheitliebe der Alten, dem Plutarch eben so viel von ihrem Stoffe zu danken haben, als den Ereignissen der Revolution: so ist es klar, daß das Bestreben, eine längst entseelte Form der Gesellschaft wieder zu beleben, das Unternehmen, unser Geschlecht auf eine Bildungsstufe zurückzuführen, die es seit Jahrtausenden verlassen hat, eben jene widernatürliche Richtung des Geistes war, die den Robespierre zu einem moralischen Ungeheuer machte, zu einem um so bösartigern, je niedriger in der That die Bildungsstufe ist, zu der er seine Zeit zurückzuführen unternahm.

Athen in seiner blühendsten Epoche, und als es die glänzendsten Beispiele aller Bürgertugenden lieferte, zählte nicht mehr als zehntausend Bürger. Neben dem Volke Lykurgs stand ein Volk von Sklaven, das planmäßig unterdrückt und entwürdigt werden mußte, um jenes zu erheben; und der Boden der römischen Republik war mit Arbeitshäusern bedeckt, die mit nichts zu vergleichen sind, als den Sklaven-Baguios der heutigen Räuberstaaten, und die nicht selten der Menschenraub bevölkerte. Alle Tugend der alten Welt, die erste und roheste Form der Freiheit in der bürgerlichen Gesellschaft, war ein rauher, herzloser Civismus, die Größe und das Recht weniger Tausende auf Kosten unterdrückter Millionen, neben deren Sklaverei die neuere Leibeigenschaft einen beneidenswerthen Zustand darstellt, und so weit von aller Humanität entfernt, daß sie erst auf ihrer glänzendsten Höhe erschien, wo sie die Menschlichkeit ihrem Bürgersinne zum Opfer gebracht hatte. Darum ist sie auch das Ideal aller Politiker, die den

Menschen in der Gesellschaft einer höhern Entwickelung seiner Kräfte für unfähig halten, und aller Schwärmer, die sich über ihre Bewunderung, weil sie nur aus ihrer Einbildungskraft hervorging, gar keine Rechenschaft ablegen, geblieben. Erkannte doch Rousseau sehr wohl, daß diese Tugend mit der Humanität unverträglich sei; aber dem Mitgliede der Gesellschaft wußte er doch kein höheres Ziel zu stellen, als den Civismus der alten Welt, und dem Menschen zu reiner Ausbildung seiner Humanität keinen Platz anzuweisen, als den vereinzelten ausserhalb der Gesellschaft, in einem eingebildeten Zustande der Natur.

Auch Robespierre sah es ein, daß die Freiheit des Alterthums, die ein Privilegium war, tief unter derjenigen stehe, die seine Zeit als ein allgemeines Menschenrecht anerkannt hatte; und man darf nur an die dem armen Mercier (bei Gelegenheit eines Artikels der Konstitution von 1793, der mit Feinden auf dem Gebiete der Republik über den Frieden zu unterhandeln verbot, und bei Gelegenheit einer von demselben geäusserten Bemerkung, „man müsse zuvörderst den römischen Charakter, und dann erst der Römer Politik sich anzueignen suchen" durch ihn ertheilte, höhnische Zurechtweisung denken, um daran nicht zu zweifeln.

Dennoch blieb sein politisches Ideal, die Tugend, nach wie vor jener Civismus, den auch Montesquieu, ein heilloses Mißverständniß befestigend, unter demselben Namen Tugend, als das den Freistaaten eigenthümliche, erhaltende Prinzip anerkannt hatte; oder vielmehr, denn er würde sich das vielleicht nicht einmal eingestanden haben, die unbestimmten Umrisse einer dunkeln Vorstellung schwebten vor seiner Seele, der Totaleindruck einer Menge hoher Sagen des Alterthums lag in dem Worte Tugend seinem so folgerecht scheinenden Plane, Alles verwirrend, zum Grunde. Ein ungewisses Bild vielmehr als ein unklarer Begriff, desto mächtiger durch

die Einbildungskraft den Willen beherrschend, desto störender und verderblicher in die Verhältnisse der Gegenwart eingreifend. So muß er gewesen seyn; denn wie hätte er sonst eine so einseitige Ansicht von der menschlichen Natur haben, wie an eine theilweise Entwickelung derselben glauben und, während er die Tugend in Schutz nahm, ja um diese triumphiren zu lassen, die Wissenschaft verachten, sogar verfolgen können! Als ob die sittliche Höhe mit der geistigen Tiefe, oder umgekehrt die Schlechtigkeit, mit höherer Einsicht vereinbar sei.

Diese hohen Gestalten einer grauen Vorzeit gleichen den Schatten der Unterwelt, welche der Magie heraufzurufen gelungen seyn soll, die aber nur dem Meister gehorchten, der noch Höheres kannte, als sie. Der Zauberlehrling unterlag den mächtigen Erscheinungen und büßte im Wahnsinne die allzukühne Beschwörung.

Daß es in Robespierre's Kopfe so aussah, ist nichts Ausserordentliches. So sieht es noch in den Köpfen von Tausenden, und gerade der Bessern aus, die eine sorgfältige Erziehung genossen, ehe vielseitigere Bildung, wie sie aus Erfahrung und Nachdenken hervorgeht, Licht und Regel in das gährende Chaos einer glühenden Einbildungskraft gebracht hat. Und wie sollten sie nicht einen tiefen, bleibenden Eindruck machen, die Bilder, die das erwachende Gemüth zu den ersten und reinsten Bewegungen aufregten; das Gewissen unserer früheren Jugendjahre lebt in ihnen, und aus der Thätigkeit eines reifern Alters, deren Beweggründe unser Innerstes beschämen, sehen wir mit Wehmuth zurück auf eine Zeit, in der, war auch jede ihrer Hoffnungen eine Lüge, doch jedes unserer Gefühle der Wahrheit angehörte.

Die Staaten Europa's erhielten sich bisher mehr oder weniger von den Schätzen des Alterthums; aber sie haben das reiche Erbe zwischen Leben und Lehre, zwischen Welt und Schule seltsam getheilt. Alles, was den Sturz der

ältern Civilisation herbeiführte und bezeichnete, hat jene erhalten oder ins Daseyn zurückgerufen. Von der Devotionsformel an, mit der, an der Wiege des occidentalischen Despotismus, der Senator Sextus Pacuvius alle folgenden Erzieher desselben in ihrer Kunst überflügelte *), und die wir seit Augusts Zeiten nachplaudern, ohne uns ihrer Bedeutung bewußt zu seyn, bis auf den Fußkuß, mit dem man im alten Rom die Götterbilder begrüßte, weil sie zu hoch standen, und seit Caligula **), weil sie zu niedrig standen, Sterbliche verehrte: von den Accisgesetzen an, die auch Caligula erfand, die den Nerv unserer Staatswirthschaft ausmachen, und die wir nicht, wie Er, mit kleiner Schrift an hohen Pfeilern zu promulgiren brauchen, da sie auf kürzerm Wege durch ihre Menge und Unverständlichkeit in dem verfänglichen Dunkel erhalten werden, das sie gewinnvoller macht — bis auf die Hofetikette, die Verwaltungsformen und die Civilgesetze der Byzantiner, ist Alles in unserm öffentlichen Leben geblieben, wie es zu jenen Zeiten des Verfalles der alten Welt war. Selbst die Ausschweifungen der Sinnlichkeit und des Mystizismus erscheinen in jener wunderlichen Verbrüderung, wie zur Zeit des sinkenden Römerreichs, als philosophische Wunderthäter und Mysterien feiernde Isispriester in den Provinzen umherzogen, die Verkündiger eines neuen Lichtes, die Vorläufer der einbrechenden Finsterniß. Die Beispiele und Lehren der blühendern Epochen des Alterthums aber sind aus dem öffentlichen Leben zu einem unfruchtbaren Daseyn in die Schule verwiesen. Mit Lykurgs und Solons Gesetzgebungen werden in diesen vertraut, die einst Justinians Be-

*) Von ihm erzählt Dio Cassius. Von der aus Spanien nach Rom gebrachten Sitte und ihrem eigentlichen Sinne Cäsar in seinen Kommentaren III. 22.

**) S. Sueton im Caligula.

fehlen gehorchen sollen. Epaminondas Tugenden lernen die bewundern, welchen — es sei denn, daß ihnen etwa, wie ihm in Theben, die Aufsicht über die Straßenreinigung ihres Ortes anvertraut würde — jedes seiner Verhältnisse besser unbekannt bliebe. Aristids bescheidene Größe muß den künftigen Staatsdienern zum Muster dienen, die sich, wenn ihnen das Glück recht wohl will, zu der Höhe jener freigelassenen römischen Imperatoren erheben mögen, die, nachdem sie ihren Herren auf den Wink gehorcht hatten, mit Winken ihren Untergebenen gebieten durften. Sokrates Schierlingsbecher und Phocions ehrenvolle Armuth entflammen den Jüngling, den als Mann die Wirklichkeit an Seneka's Reichthümer und Sejans Glück erinnert.

Es würde unbegreiflich seyn, wie dieser Zwiespalt zwischen der Erziehung und dem öffentlichen Leben nicht schon oft die Staaten erschüttert, wie er auch nur auf kurze Zeit folgenlos bestehen können, — erklärte nicht die nämliche Ursache, die uns für die Wunder der Natur und unsers eigenen Daseyns abstumpft, die Gewohnheit, eine lange Gleichgültigkeit gegen die Widersprüche der Gesellschaft. Der Wechsel der Tages- und Jahreszeiten, der ewige Kreislauf der Gestirne, die immer wiederkehrende Jugend der Erde, der Tod selbst, das geheimnißvollste aller Räthsel, geht, ohne einen Eindruck zu hinterlassen, an uns vorüber. Unsere Sinne waren an die Erscheinung gewöhnt, ehe wir über die Bedeutung derselben nachzudenken vermochten. Wie sollten denn die Mißverhältnisse des bürgerlichen Lebens einen tiefern Eindruck auf uns machen! Die Wehrlosigkeit der Völker, die Entfremdung ihrer Vertheidiger, das Geheimniß der Verwaltung, ja der Gerechtigkeit, die Geringschätzung des Verdienstes, die Zufälligkeit der Vorzüge — sie sind uns so alltäglich, als die Natur mit allen ihren unbeachteten Wundern, und stumpfen das Gefühl ab, statt

es zu empören, wie diese die Aufmerksamkeit einschläfern, statt sie aufzuregen.

Aber — und das unterscheidet die sich ausserdem so ähnlich scheinenden Quellen einer zweifachen Unthätigkeit des menschlichen Geistes und der Dauer — die Gesetze der Natur sind unveränderlich, denn die Allmacht gab sie; die Satzungen der Welt sind nur um ein Geringes weniger vergänglich, als der Mensch, dem sie ihre Entstehung verdanken. Sie sterben, wie dieser, und vergebens bemühen sich seine Nachfolger, ihre entseelten Formen aufrecht zu erhalten, nachdem der — sei es gute oder böse Geist ihrer Zeit, der sie einst belebte, von ihnen gewichen ist. In solchen Krisen erst, in den Kämpfen um die Behauptung eines Alten, das die Gegenwart zurückstößt, und um die Erlangung eines Neuen, dessen sie sich noch nicht klar bewußt ist, aber in ihnen desto gewaltiger, pflegen sich die Folgen jenes unseligen Zwiespalts zu äussern, der das Ideal und die Wirklichkeit nicht etwa nur von einander entfernte, (denn sie werden immer von einander entfernt bleiben, und sie sollen es), sondern im grellsten Widerspruche gegen einander erhielt. Die Begeisterung tritt in den Dienst der wesenlosesten Theorie, und eine atheistische Staatsklugheit, die nie eine andere Herrschaft, als die des Zwanges, nie einen andern Gehorsam, als den der Knechtschaft, begriffen hatte (und wo war sie mehr zu Hause, diese Staatsklugheit, als in dem alten Frankreich!), sieht sich von geistigen Kräften überwunden, die alle ihre Berechnungen zu Schanden machen, weil sie in keiner von ihnen einen Platz fanden.

Unter Völkern, die das Gemüth noch nicht aus dem öffentlichen Leben verbannten, unter welchen die bürgerliche Freiheit noch nicht zu einem Exercitienthema der Schule zusammenschrumpfte, und die vermöge einer größern oder geringern Gleichheit des Anspruches den natürlichen Vorzügen noch eine

andere Thätigkeit gönnten, als die der Einbildungskraft, noch eine andere Hoffnung, als die des Umsturzes der bisherigen Ordnung — unter solchen Völkern gibt es auch Staatsveränderungen; sie werden aber selten zu Staatsumwälzungen, und selbst in diesen bleibt die Art intellektueller Ungeheuer, von der Robespierre ein Beispiel lieferte, unbekannt. Die Niederländer, als sie sich dem spanischen Joche entzogen, hatten sehr deutliche Begriffe von den bürgerlichen Rechten, um die es ihnen zu thun war, und die Begeisterung für religiöse Freiheit entflammte den Kampf gegen politische Knechtschaft, ohne ihm eine andere Richtung zu geben. Das nämliche fand unter den Engländern statt, die ohnehin durch die Festigkeit mit der sie sich von jeher der Einführung des römischen Rechtes widersetzt, den Folgerungen, welche die Civilisten anderswo aus demselben herzuleiten gewohnt waren, vorgebeugt und für die Erhaltung ihrer Nationalität gesorgt hatten, und die für ein wohlbekanntes Verfassungsgesetz stritten, das unter den Kriegen der Familien York und Lancaster und unter dem Despotismus der Tudors nur seine Wirksamkeit, aber niemals seine Gültigkeit verloren hatte. Die Spanier liefern ein neues Beispiel, das jenen Satz bewährt. Das Andenken an die alten Cortes die erst der in Ximenes und Karl V. verbundenen geistlichen und weltlichen Herrschsucht erlagen, war noch nicht erloschen, weil sie eine wahrhafte Nationalrepräsentation gebildet hatten, und gab ihren Nachfolgern nach Jahrhunderten eine entschiedene Haltung und ein bestimmtes Ziel, dem sie um so sicherer entgegen gingen, da die Entfernung des Königs sie vor dem vergiftenden Einflusse eines Hofes bewahrt hatte. Daher, obgleich Undank und Grausamkeit, das Verächtlichste und das Hassenswertheste, das den Menschen entwürdigen kann, das zweite Erwachen des Volkes erzwang, die Mäßigung seiner Stellvertreter, die, mit den Gefahren und den Zwecken

ihres öffentlichen Lebens schon vertraut, unter veränderten Umständen die nämliche Haltung behaupteten, und dieselbe Sache gegen innere Feinde wie einst gegen den fremden Eroberer vertheidigten. Der blutige Verrath von Cadiz und Merino's Gräuel gehören dem Fanatismus der Knechtschaft an, nicht dem der Freiheit. Die amerikanische Revolution endlich ist die reinste und verständigste, von der die Geschichte weiß, weil vermöge ihrer ein nicht gelehrtes, aber sehr aufgeklärtes Volk sich zur Behauptung eines guten Rechtes, dessen Bedeutung und Wohlthaten ihm schon lange durch Erfahrung bekannt waren, erhoben hatte.

Sobald eine Nation, in der die Welt und die Schule ganz getrennt stehen, so unglücklich ist, eine Veränderung in ihren gesellschaftlichen Formen gewaltsam herbeigeführt zu sehen, so wird eine Anzahl von Schwärmern in ihrer Mitte erscheinen, mit dem reinsten Eifer, die Wirklichkeit irgend einem Götzen ihrer Phantasie aufzuopfern, und wider Willen in moralische Ungeheuer zu verarten. Wie anders, wenn die Welt verachtet, was sie Schule nennt, oder wo die Schule unbekannt bleibt mit der Welt? — Die Geschichte aber wird solchem Volke keinen Stützpunkt in ihren Bewegungen bieten. Es hat vielleicht, so war es in dem alten Frankreich, Freiheiten, aber keine Freiheit — Stände, aber niemals ein Volk.

Wenn Ernst und Sittenstrenge der politischen Schwärmerei der Jünglinge einen religiösen Anstrich geben, und von dem gewöhnlichen Frohsinne und der lebendigen Sinnlichkeit des jugendlichen Alters so seltsam entfernen, beweiset dies, daß nicht böser Wille im Dienste eigennütziger Absichten, sondern ein stärkerer, der edelste, reinste Wille, nämlich in der Gewalt einer verirrten Einbildungskraft, ihnen Gefahr droht.

Wird man wohl dieser begegnen, indem man dem Feuer, statt der Nahrung, den Ausweg abschneidet? wenn man den

gährenden Gemüthern die jedesmal mit bedeutungsvollem Eifer ergriffene Gelegenheit, unter fremden Fahnen ihrer Ueberzeugung zu folgen, verkümmert? — So wurde unter Karl I. den Puritanern, die nach Amerika ziehen wollten, die Auswanderung verboten. Hambden war unter ihnen — und Cromwell. Wird man z. B. in Deutschland dem erwachenden Nationalleben einen Ruhepunkt geben, wenn man ihm die historische Basis des Mittelalters unterschiebt? Wird die Fehde, die zwischen Staat und Schule endlich zum Ausbruche gekommen, geschlichtet werden, wenn man die Gelehrten-Republik, die einzige, deren sich bisher die Deutschen in aller Ehrbarkeit haben erfreuen wollen, in eine Erziehungs-Diktatur für Lehrer und Lernende verwandelt? Die Ritterfreuden des Mittelalters können doch nie Volkssache werden, und keine Macht der Welt vermag zu erzwingen, daß man aus den Alten nur Phrasen lerne. Den sie fälschlich Freiheit nennen, der Civismus der alten Zeit, bleibt ewig erhaben über dem Egoismus der unsrigen, und Eins nur steht noch höher als er — Humanität! Zur Religion hat sie das Christenthum gemacht; aber erst wenn ihm gelungen seyn wird, sie auch zur Politik zu machen, erst wenn die Gegenwart dies Höhere bietet, werden wir von dem Gespenste der Vorzeit nichts mehr zu fürchten haben.

Das sinkende Alterthum hinterließ den Barbaren, unter deren Schlägen es erlag, die Sage von seiner vergangenen Größe; diese ist das Sterbegeschenk des Centauren, dessen Marter den siegenden Helden in die Flammen auf dem Oeta trieb. Und wie Er erst durch seine Vergötterung der Qual entrann, so werden die Ueberwinder der alten Welt vor der sinneverwirrenden Macht jenes Bildes der ersten Freiheit, das sie in Zwietracht und Bürgerkrieg treibt, nur Rettung finden, indem sie sich zu einer höhern Stufe der Civilisation emporschwingen.

Könnte Robespierre's Beispiel zur Lehre dienen, vielleicht würde einst die Nachwelt mit geringerm Abscheu auf diesen finstern Schatten in der Geschichte unserer Tage, auf dieses blutige Zeichen unserer Zeit zurücksehen; denn es gibt des Unheils, wie er es angerichtet, noch mehr zu verhüten, als durch ihn geschehen ist.

Die Bürgschaften der englischen Verfassung.

Den Völkern schadet ihre Herkunft nicht. Unter ihnen gibt es keinen Geburtsadel. Das gesittetste Volk ist auch das adelichste; und die junge Freiheit Amerika's behauptet in der Geschichte der lebenden Nationen einen höhern Rang, als das in todten Formen erstarrte himmlische Reich des Kaisers von China, oder einer der europäischen Kloster- oder Militär-Staaten.

Ob die Formen und Satzungen der britischen Verfassung, dem dreizehnten oder dem siebenzehnten Jahrhundert, ob sie dem Glücke oder der Einsicht ihrer Urheber angehören, kann uns gleichgültig seyn, wenn sie nur wirklich die hinreichenden Bürgschaften des ihnen zugeschriebenen gesellschaftlichen Wohles enthalten. Hätte sie ein bloßer Zufall zusammengewürfelt, so würden wir die Bewunderung, die wir den vermeintlichen Meistern zollten, unter jener Voraussetzung, auf das Werk beschränken, und würden ein Volk, das auch nur den gefundenen Schatz zu würdigen und zu benutzen wüßte, schon darum achten müssen.

Desto wichtiger ist es, auszumitteln, in wiefern dieser Verfassung, abgesehn von ihrer mehr oder minder planmäßigen Entstehung, der Ruhm gebührt, der ihr so ausschließlich, unter allen übrigen unsers Welttheils, gezollt zu werden pflegt;

in wiefern die gesellschaftlichen Vorzüge, die wir neben ihr wahrnehmen, mit ihr durch einen innigern Zusammenhang als die der bloßen Gleichzeitigkeit verbunden sind; und ob daher gerade sie, oder welche sonstige Ursache jener Erscheinungen uns Andern zum Vorbilde dienen darf. In England selbst, und eben unter seinen größten Staatsmännern und in seinen blühendsten Zeiten, war der Glaube an die Tadellosigkeit aller bestehenden politischen Formen und Grundsätze nichts weniger als groß genug, um ähnlichen Fragen, oder ihrer Beantwortung in einem der ausschließlichen Bewunderung alles Vorhandenen ganz entgegengesetzten Sinne zuvorzukommen.

Die Nothwendigkeit eines weiteren Ausbildens der Verfassung in ihrem wesentlichsten Bestandtheile, dem Parlamente, war der Grundgedanke in Chatham's öffentlichen Leben, und vom Schlusse des amerikanischen Krieges bis zum Ausbruche des französischen gab es im Volke und unter den Abgeordneten desselben keinen einzigen durch seinen Geist oder seine Gesinnungen ausgezeichneten Mann, der nicht eben dieses Ziel als die wichtigste Aufgabe der Zeit betrachtet hätte. Alle Parteien waren einig über diesen Punkt. Fox, in einer Erörterung vom 7. Mai 1783 erklärte: die britische Verfassung, bewundernswürdig in ihrer Anwendung, sei fehlerhaft in ihrer Zusammensetzung, und ihr wesentlichster Vorzug die in ihr enthaltene Möglichkeit einer fortschreitenden Vervollkommnung durch sich selbst; und über denselben Gegenstand sprach Pitt am 18ten April 1785 in so starken Ausdrücken, daß seine Rede von einem andern Parlamentsgliede, die Leichenrede der Verfassung genannt wurde. Erst jene, zwar in einer ähnlichen Richtung aber gewaltsamer erfolgende Bewegung der französischen Revolution veranlaßte auch in dieser Hinsicht die verderblichste Gegenwirkung. Mit der Furcht vor Verbesserungen verbreitete sich die Lehre von ihrer Entbehrlichkeit; und erhielt sich auch der Wunsch nach

ihnen, wo ihr Bedürfniß am dringendsten war, im Volke, so verstummten doch allmählich ihre Sprecher unter den höheren Ständen, und es wurde zuletzt beinahe für unanständig gehalten, ihrer in der guten Gesellschaft, zu der, und zu der allein, nach gerade auch das Parlament gehört, nur zu erwähnen. Die Geschichte indessen hat es mit einer andern Gesellschaft zu thun, als der sogenannten guten. Wir haben gesehen, wie die hauptsächlichsten Bestandtheile der englischen Verfassung dazu geworden sind, uns bleibt zu betrachten was endlich aus ihnen geworden ist.

„Unsere Gesetze, sagte schon Lord Bacon*), sind gemischt, wie unsre Sprache"; aber zu einem so verständlichen und zweckmäßigen Ganzen wurden diese Gesetze nicht. Ihre Gleichförmigkeit in untergeordneter, vielleicht ein zweideutiger Vorzug, wäre zu entbehren gewesen, hätten sie nur durch die Verständlichkeit ihres Inhalts und die Leichtigkeit ihrer Anwendung dem beabsichtigten Zwecke jeder Gesetzgebung entsprochen, und den Personen und dem Eigenthume ihren verhießenen Schutz gewährt. In beiden Beziehungen aber zeigen sie sich vermöge der ihnen eigenthümlichen Mängel fast noch untauglicher als jede andre. Nicht allein theilen sie mit jeder den mehr oder weniger unvermeidlichen Uebelstand jener starren Unveränderlichkeit, deren Mißverhältniß zu dem steten Wechsel der Zeiten endlich das beste Gesetz in ein unpassendes, und den ererbten Segen desselben in Fluch verwandelt; auch die ganze Art ihrer Entstehung und ihrer fortdauernden und gränzenlosen Vervielfachung muß nothwendig ihre wohlthätigere Wirksamkeit auf das Entschiedenste beeinträchtigen. Jeder Richterspruch, wie schon bemerkt wurde, ist ein Gesetz, gültig als Entscheidungsregel für jeden dem abgeurtheilten gleichen Fall, und für jeden demselben nicht völlig gleichkommenden, als Vorbild, nach dessen

*) In seinen proposals for a Digest.

Aehnlichkeit die Richter eine neue Regel festsetzen, die ihrerseits wieder als Gesetz und Muster, den Keim zu einer unabsehbaren Reihe von eben so vollgültigen und eben so fruchtbaren Entscheidungsregeln enthält.

In dem Oceane von Gesetzen der begreiflicherweise aus zwei so ergiebigen Quellen, dem gesetzgebenden Ansehen der Richter und dem gesetzlichen ihrer Aussprüche, seit länger als einem halben Jahrtausende sich sammeln mußte, gab es zuletzt für den, der ihn erforschen wollte, oder sich ihm anzuvertrauen genöthigt war, keine andern festen Punkte als Klippen. Unsre Gesetze, klagte vor mehr als anderthalb Jahrhunderten der Lord Oberrichter Hale, in seinen Vorschlägen zu einer Aenderung und Umarbeitung derselben, sind wie das römische Recht, das in dreizehnhundert Jahren zu zweitausend Bänden anschwoll, nach gerade zu einem solchem Umfange und einer ausschweifenden Mannigfaltigkeit gediehen, daß es nothwendig ihrer Abkürzung bedarf, um sie nur brauchbar zu machen. Jedes Zeitalter empfängt von dem vorhergehenden dessen gesammelte Rechte, die es vermehrt mit seinen eignen Zusätzen dem nächsten übergibt, das wieder das Ganze des ererbten Vorrathes und neuer Zusätze dem folgenden hinterläßt. So rollt der Schneeball bis keines Menschen Kraft ihn weiter zu bewegen vermag, und eben auf diese Weise kamen auch wir in unsern Rechten zu jener Unzahl der verschiedensten Förmlichkeiten für Uebergaben, Belehrungen, Einlösungen und Aufkündigungen, Bestätigungen, Verleihungen und so vielen andern gerichtlichen Verhandlungen, die nur zu unsichern und sich widersprechenden Meinungen der Gesetzverständigen und durch diese zu Mißverständnissen und Rechtshändeln führen kann.

Die „ruhmwürdige Ungewißheit des Gesetzes", — the glorivus uncertainty of the law, — von der in England zuweilen im halben Scherze die Rede ist, erzeugte zuletzt, und im ganzen Ernste, eine nichts weniger als

rühmliche Unwissenheit seiner Diener, die aber nicht ihnen, sondern nur den Unglücklichen, die ihrer Hülfe bedürfen, zum Schaden gereicht. Siebentausend und vierzig Sachwalter aller Art und ihre Gehülfen *), umgaben schon vor mehr als dreißig Jahren, in London allein, als Wächter und Führer das Labyrinth einer Gesetzgebung, dessen Irrgänge großen Theiles ihnen selbst ein Geheimniß blieben. Jeder, ohne seiner eigenen Meinung gewiß zu seyn, weiß immer so viel als nöthig ist, um jede andre zweifelhaft zu machen; und diese allgemeine Ungewißheit in Ansehung des bestehenden Rechts, verbunden mit den Schwierigkeiten einer Kunstsprache, die in den Behörden gesprochen werden muß, aber sonst nirgends in der Welt gesprochen oder verstanden wird, um einem Heere von Förmlichkeiten, in deren Verlarvung nur die Wahrheit selbst vor dem Throne der Gerechtigkeit erscheinen darf, machte den Beistand des Sachwalters in demselben Maaße unnützer und unentbehrlicher, während auf der andern Seite dieser nämliche Beistand, durch seine Kostspieligkeit, in den meisten Fällen zu einem Luxusartikel wurde, der in dem reichsten Lande der Welt nur dem Reichen zugänglich blieb.

Wie sehr dies der Fall, und zu welchem Uebermaaße das Uebel gediehen ist, zeigen einige Nachrichten in Colquhoun's bekanntem Werke über London, das noch jetzt und ungeachtet weniger neueren Versuche des Parlamentes den unerträglicheren Mängeln einer solchen Rechtspflege abzuhelfen, die treffendste Schilderung derselben enthält. Jede Schuldforderung von mehr als vierzig Schillingen darf auch vor einem der höheren Gerichtshöfe geltend gemacht werden, und die Kosten ihrer förmlichen Verhandlung betragen alsdann nach dem geringsten Anschlage, über fünfzig Pfund. Vorsich-

*) Nach Colquhoun's Werk über London. Ausg. v. 1737.

tige Leute wählen unter diesen Umständen das geringere Uebel, und verzichten auf einen gerechten Anspruch, der nur nicht zu bedeutend ist, oder lassen sich einen widerrechtlichen gefallen, ehe sie zu der Hülfe des Richters ihre Zuflucht nehmen; und schlechte Menschen bedienen sich der Unvollkommenheiten des Gesetzes als Geiseln für Jene, und verweigern Zahlungen die ihnen obliegen, oder erdichten Forderungen die sie nicht haben, weil sie wissen, daß es bei Gegenständen selbst von zwanzig Pfund Sterling eines dreimal so großen Kostenaufwandes bedürfen würde, um ihren betrügerischen Zweck zu vereiteln, des Zeitverlustes nicht zu gedenken, der dem Geschäftsmanne oft noch höher zu stehen kommt. In der einzigen Grafschaft Middlesex betrug im Jahre 1793 die Anzahl der eingeklagten kleineren Schuldforderungen von zehn bis zwanzig Pfund Sterling 5719, und der Gesammtbelauf derselben Pf. St. 81731. Die Kosten dabei, auch wenn es zu keiner weitern gerichtlichen Verhandlung gekommen wäre, würden Pf. St. 68728, und im gegentheiligen Falle bedeutend mehr als das dreifache des gesammten Gegenstandes, nämlich nicht weniger als Pf. St. 285950 betragen haben. Und so führte die gränzenlose Vervielfachung von Gesetzen und Förmlichkeiten und die mit ihr verbundene unverhältnißmäßige Theurung der richterlichen Hülfe, mehr oder weniger auch in jeder andern Beziehung eben zur Unbrauchbarkeit des Gesetzes und zur größeren Unsicherheit des von demselben zu schützenden Eigenthumes, wie es auf einem Acker, der mit Hecken und Verzäunungen ganz und gar bedeckt wäre, zuletzt keinen Raum geben würde, ihn zu benützen.

Schreiender noch als in den Behörden des gemeinen Rechts, ist das Mißverhältniß der statthabenden Rechtspflege zu ihrem Zwecke in den des Kanz-

lers *). In ganz Europa dürfte schwerlich, die Inquisition etwa ausgenommen, ein zweiter Gerichtshof zu finden seyn, dessen Verfahren mit allem gesunden Menschenverstande und allen Forderungen der Zeit und der Gerechtigkeit in so entschiedenem Widerspruch stände, wie das vor dem Richterstuhle des Kanzlers von England und seiner Gehülfen. Alles was man ehemals an den deutschen Reichsgerichten und ihren endlosen Weiterungen und Förmlichkeiten als lächerlich und widersinnig hervorzuheben pflegte, findet sich hier wiederholt und übertroffen; nur mit dem Unterschiede, daß die Gebrechen, die bei jenen größtentheils aus ihrem Mangel an Kraft und Ansehen hervorgingen, bei der englischen Behörde in dem Zweckwidrigen der einmal angenommenen Formen und Regeln selbst ihren Grund haben. Rechtshändel von dem Kanzler und Rechnungen seiner Angestellten bezeichnen sprüchwörtlich unabsehbares Elend und unerschwingliche Forderungen, und die Gerichtsbarkeit des höchsten Beamten im Lande, der sich vorzugsweise der Billigkeit annimmt, und Wittwen und Waisen beschützen will, ist eine Landplage geworden, der eben sowohl die persönliche Freiheit des Bürgers als die Sicherheit seines Eigenthumes unterliegt. Wer immer das Unglück hat, bei den vor dem Kanzler anhängigen Verhandlungen auf irgend eine Weise betheiligt zu seyn, ist eine ihm vorherbestimmte, aus Mönchslatein und normännischer Hofsitte zusammengesetzte Rolle in denselben zu übernehmen verpflichtet, oder wird als ein Verächter des Gerichtshofes, — for contempt of court, — und „als Rebell gegen seinen Herrn den König" in den Kerker geworfen; und es liegt am Tage, daß

*) Das vollständigste und unverdächtigste Zeugniß darüber ist enthalten in dem Report made to his Majesti by the Commissioners appointed to inquise imio the practice of Chancesy. London 1826.

jeder Aermere, der nicht einen rechtsverständigen Einhelfer zu besolden vermag, nothwendig in diese Schuld eines unwillkührlichen Aufruhres verfallen muß. Auch gibt es in dem Fleet-Gefängnisse eine eigene Abtheilung für ähnliche Aufrührer gegen die Majestät der Gerechtigkeit, die nur der Tod oder ein Glücksfall, der ihrer verbrecherischen Armuth ein Ende macht, aus ihren Banden erlöst.

Ob selbst ein Volk wie das englische, mit allen seinen Bedingungen und Bürgschaften der Gesittung, schon reif genug erscheinen dürfte, um aus Ueberzeugung und Wahl zu jenen ersten und natürlichsten Grundsätzen der Rechtspflege, nach welchen ohne Rücksicht auf irgend eine allgemeine und unveränderliche Regel für gewisse vorausgesetzte gleiche Fälle, aus der bloßen Beurtheilung jeder Sache das Urtheil in derselben geschöpft wurde, zurückzukehren, möchte zweifelhaft seyn; zweifelhafter noch, ob das bereits von Bacon vorgeschlagene und durch Bentham's anfänglich bespöttelte und endlich einer ernsteren Aufmerksamkeit gewürdigte Bemühungen wieder in Anregung gebrachte Mittel eines neuen Gesetzbuches, jene Uebel, auf deren Beseitigung es ankommt, gründlich und für immer heilen dürfte; aber desto ausgemachter ist es, daß jede Veränderung in dieser Hinsicht sich schon als solche empfiehlt, und schwerlich einen unerträglicheren Zustand würde herbeiführen können als den gegenwärtigen.

Zeigte sodann die Ausübung der Strafgerichtsbarkeit sich weniger mangelhaft und verderblich als die bürgerliche Rechtspflege, so darf der Grund ihrer minder nachtheiligen Wirksamkeit, denn bis zu einer entschieden wohlthätigen erstreckte sich der Unterschied nicht, — doch weder in den Formen derselben, noch in den Gesetzen selbst gesucht werden. Nicht in jenen, denn, daß auch Geschworene so gut, oder vielmehr bei ihrer unbestimmteren Verantwortlichkeit, schlimmer als eine Anzahl Richter dem verführerischen oder gebieterischen Ein-

flusse irgend einer herrschenden Meinung oder Macht ausgesetzt seyn mögen, beweisen die Fälle in welchen sie die eben so knechtischen als leidenschaftlichen Werkzeuge der Stuarts oder, wie zur Zeit jener mährchenhaften Katholikenverschwörung unter Carl II. eines Titus Oates abgaben; und nicht in den Gesetzen selbst, die vielmehr durch ein Uebermaaß von Ausführlichkeit und Strenge ihr eigenes Ziel überflogen. Ehe die Versendungen nach Neusüdwales für mehrere Verbrechen an die Stelle der Todesstrafe traten, und die von Sir Walter Romilly so lange vergebens zur Sprache gebrachten Milderungen dieser blutigen Gesetzgebung endlich theilweise zu Stande kamen, war das Menschenleben in England fünfundsiebenzigmal wohlfeiler geworden, als zu den Zeiten Athelstans, der im zehnten Jahrhunderte Entwendungen eines Werthes von zwölf Pfennigen oder darüber an der Person des Eigenthümers begangen mit dem Tode bestraft, und dessen Gesetz ungeachtet einer mittlerweile vorgegangenen fünfundsiebenzigfachen Verringerung des damaligen Werthes dieser Summe, sich bis zum neunzehnten erhielt, und gab es mehr als einhundert und sechszig Vergehungen aller Art, die mit dem Tode bestraft wurden. Freilich führten die strengen Verhaltungsregeln des Richters meistens zu desto milderen Aussprüchen der Geschworenen, und hatte die Grausamkeit einer strafsüchtigen Gesetzgebung nicht selten die Straflosigkeit des Verbrechens zur Folge; aber wenn der Zweck jeder Strafgesetzgebung überhaupt, wie doch nicht zu bezweifeln seyn dürfte, nur durch die unfehlbare und immer gleichförmige Befolgung ihrer Vorschriften erreicht werden kann, so ist es klar, daß eine Anstalt, vermöge deren die richterliche Gewalt beliebig entwaffnet, und die Absicht des Gesetzgebers vereitelt wird, unmöglich, oder doch nur als das geringere Uebel neben dem noch größeren einer völlig unbrauchbaren Gesetzgebung einigen Werth besitzt; und so liegt es denn auch in dieser Hinsicht am Tage,

daß die Wohlthaten, die unläugbar mit dem Daseyn der Jury verbunden sind, nicht aus ihr selbst und ihren Formen und Eigenschaften, sondern aus irgend einem sie nur begleitenden Umstande hervorgehen.

Fragen wir nach dem unmittelbaren politischen Einflusse der richterlichen Gewalt auf die Schicksale des englischen Volkes, so findet sich in der Geschichte desselben kein Zug, der so unveränderlich erschiene, kein Hinderniß das häufiger einen Stein des Anstoßes auf der Bahn seiner Entwickelung abgegeben hätte, als der bereitwillige Beifall, mit dem die Richter von England zu allen Zeiten, jedem noch so verfassungswidrigen Ausbruche königlicher Willkür entgegenkamen. Von dem ersten der normännischen Fürsten bis zu dem letzten der Stuarts, gab es keine Lehre des Despotismus, die nicht ihnen zufolge auch die des Gesetzes gewesen wäre. Jede fand in ihren feierlichen Aussprüchen einen Vorwand und eine Stütze, und fruchtlos waren alle Bemühungen des Parlaments, ihnen eine Unabhängigkeit aufzudringen, die weder in ihrer Lage noch in ihren Gesinnungen vorhanden war. Was half es, den Richtern zuzurufen: fürchtet euch nicht! so lange die Macht vor der sie zitterten, in der That zu fürchten war; oder: seyd redlich! so lange irgend eine kindische Auszeichnung von ihren Mitknechten ihnen größere Genugthuung gewährte, als das Bewußtseyn ihrer nicht zu bedürfen. Eben die Zeiten der unterwürfigsten Richter waren auch in England die der kräftigsten Versicherungen ihrer Selbstständigkeit. Je weniger man von diesen Grundsätzen einen andern Gebrauch zu machen wußte, desto prunkender stellte man sie zur Schau. Unter Eduard III. wurde den Richtern eingeschärft, schlechterdings nur nach den Gesetzen zu verfahren, auch wenn ihnen das Gegentheil unter dem größeren oder kleineren Staatssiegel

befohlen würde, und ein zweites Statut unter Richard II. verbot alle dergleichen, eine Störung des Rechtsganges bezweckende, Ausfertigungen.

Aber gerade unter Richard II. waren Bestechungen und Einschüchterungen der Richter an der Tagesordnung, und erklärten diese unter andern die Theilnahme an der Bewirkung eines kurz vorher mit Einwilligung des Königs ergangenen, aber ihm nicht länger gefälligen Statutes; ferner jede Verhandlung im Parlamente, bevor die Angelegenheiten der Krone besorgt wären, und jede, ohne Genehmigung derselben erfolgende Anklage der Minister, für Hochverrath. Unter Heinrich IV., obgleich die Magna-Charta seit mehr als zweihundert Jahren bestanden hatte, wagte es der Gerichtshof der Kingsbrech, nur nach einem vorhergegangenen Parlamentsbeschlusse einen von dem Connetable, — dem Hofmarschallamte — Verhafteten durch einen Habeascorpus-Befehl in Freiheit zu setzen; und Cotton, Feldon u. A. haben in ihren gelehrten Werken über willkürliche Verhaftungen keine früheren Beispiele einer selbstständigen Anwendung dieses Rechtsmittels von Seiten der genannten Behörde anzuführen gewußt, als aus den Zeiten Heinrichs VII. Der feierliche Ausspruch, über den sich im Jahre 1591 die Richter von England vereinigten, und zufolge dessen das Reich eine unumschränkte Monarchie unter ihrem Haupte dem Könige seyn sollte, blieb nach wie vor das politische Glaubensbekenntniß der richterlichen Gewalt, und jede Bemühung die Unabhängigkeit derselben als Grundsatz aufzustellen, ehe sie als Thatsache vorhanden war, ein unfruchtbarer guter Wille oder eine täuschungslose Heuchelei. Auch diese Thatsache indessen war keinesweges nur durch äußere Verhältnisse bedingt.

Seit 1641 wurden auf Ansuchen des Parlamentes die Bestellungen der Richter nicht länger, wie bis dahin, auf die

unsichere Dauer des königlichen Beliebens, during pleasure, sondern auf die bestimmtere ihres Wohlverhaltens ausgefertigt; dessenungeachtet erkannten sie noch unter Jacob II. die über das Gesetz erhabene und von demselben entbindende Gewalt der Krone — the dispensing power — für Landesrecht. Späterhin kam der Gebrauch, die versammelten Richter über wichtigere Punkte des öffentlichen Rechtes ihre Gutachten geben zu lassen, und diese den verfassungsmäßigen Grundsätzen des Parlamentes gegenüberzustellen, vor dem entschiedenen Uebergewichte des letztern immer mehr in Verfall. Sie wurden nicht weiter befragt, und schwiegen, und das ist das Beste, was von ihnen zu sagen ist.

„Die Unterwürfigkeit der Richter in ihrem Verhältnisse, zu dem jedesmaligen Minister oder seinem Herrn, bemerkt ein neuerer Schriftsteller *), wird erwiesen durch das Zeugniß eines der merkwürdigsten Bestandtheile der britischen Verfassung, durch das Daseyn der Jury nämlich, die unter jeder andern Voraussetzung nicht nur überflüssig sondern auch nachtheilig erscheinen würde; und für keine zweite verfassungsmäßige Lehre spricht eine so ununterbrochene Reihe der zahlreichsten und vollständigsten Erfahrungen.“ Burke, dem doch ein lebhafter Sinn für die Vorzüge seines Vaterlandes und die Neigung sie geltend zu machen, nicht abzusprechen sind, erklärte bei einer Gelegenheit geradezu: Im ganzen Umfange der Verfassung finde sich fast keine einzige Bürgschaft, bei der man sich beruhigen könne, wenn hinsichtlich ihrer die Aussprüche der Richter von England das Gesetz abgeben dürften, und ein schrankenloserer Despotismus lasse sich nicht denken, als der von ihnen gelehrt werde.

---

*) *James Mill.* **History of british India V. 9.**

Die Prärogative des Königs, wie sie aus dem alten Herrnrechte der normännischen Eroberer über ihre Dienerschaft und das besiegte Volk hervorgegangen, erlag, nachdem sie Jahrhunderte lang dem ohnmächtigen Widerstande des Parlamentes Trotz geboten, den unwiderstehlicheren Angriffen der Zeit. Sie legte jene rohere Gestaltung ab, und erschien, sich neuen Verhältnissen und neuen Lastern fügend, unter den milderen Formen eines sogenannten Einflusses der Krone; und war sie früher als offene Gewalt gegen Freiheit und Eigenthum jedes Einzelnen gerichtet gewesen, so bedrohte sie von jetzt an heimlicher, aber desto unmittelbarer, die nämlichen Rechte der Gesellschaft überhaupt. Die Stuarts, deren Ansprüche weder durch bestimmte Einkünfte noch durch ein stehendes Heer unterstützt wurden, zeigten sich, nach Hume's Bemerkung, eben daher um so strenger und eifersüchtiger in deren Behauptung, und ihr Sturz, den, wie die meisten gewaltsamen Bewegungen im Gange des Völkerlebens, ein bloßer Irrthum in der Zeit herbeiführte, bezeichnete in dem Uebergange von der einen jener beiden Formen der Herrschaft zu der andern, den Augenblick, in welchem die Macht über dem eigensinnigen Festhalten an die unbrauchbar gewordenen Waffen der Vergangenheit ihren Gegnern wehrlos unterlag. Jener Stand der Unschuld, in dem die Nutznießer der Willkür, ohne Scheu vor sich selbst oder Andern, bisher geschwelgt hatten, war vorüber, und die alte Offenheit ihres Verfahrens nicht länger zu behaupten. Ihre Zwecke müßten verschleiert, ihre Mittel, bis dahin auf die Schwäche des Parlamentes berechnet, fernerhin den Schwächen seiner Mitglieder angepaßt werden; und was man früher der Furcht abgetrotzt hatte, wurde von jetzt an der Habsucht abgekauft.

Aemter und Würden, die von dem Herrscher abhingen, hatten wohl immer auch denjenigen, der sie zu erlangen oder zu behalten wünschte, von demselben abhängig gemacht, und

Bestechungen einer gröberen Art wurden ebenfalls zu Zeiten versucht; Carl V. lieferte das erste bekannt gewordene Beispiel derselben, als er im Jahre 1551 viermalhunderttausend Kronen nach England schickte, um seinem Sohne Philipp, dem Gemahle der Königin Marie, im Parlamente Anhänger zu werben, und Clifford, ein gefährlicher Minister, wie ihn Hume nennt, erkaufte sie unter Carl II. der Hofpartei: aber eine gänzliche Verzichtleistung auf alle gewaltsameren Mittel der Herrschaft erfolgte doch erst nach der Revolution von 1688, nachdem Jacobs II. Vertreibung sie zum zweitenmale bestraft hatte, und als ein sogenanntes göttliches Recht nicht länger ein gar zu menschliches Verfahren beschönigen durfte. An ihre Stelle trat nach und nach ein regelmäßiger, obgleich stillschweigender, Gesellschaftsvertrag zwischen der Krone und dem Parlamente, vermöge dessen beide den alten Streit über die Gränzen ihrer verschiedenen Gewalten aufgaben, und einverstanden über die gemeinschaftliche Benutzung derselben, Dienste und Leistungen des Volkes mit einander theilten.

Die ersten Andeutungen dieser neuen Ordnung der Dinge zeigten sich schon im Jahre 1690, als Wilhelm III. in seinem Unmuthe über die vorsichtige Zurückhaltung der Whigs sich den Tory's in die Arme warf, und Sir John Trevor, einer der heftigsten dieser Partei, und eben zum Sprecher der Gemeinen erwählt, ihm die Stimmen derselben zu erkaufen übernahm; ein Auskunftsmittel, das der König wenigstens nicht mißbilligte. Noch mangelte es indessen an der zu solchen Umtrieben nöthigen und nur durch Uebung zu erwerbenden Geschicklichkeit. Ein in der dem Unterhause vorgelegten Rechnungen vorkommender Posten „für geheime Ausgaben und Zahlungen an Parlamentsglieder" führte schon 1693 zu unangenehmen Erörterungen, und im folgenden Jahre, bei Gelegenheit eines neuen Verdachtes, zu einer förmlichen Untersuchung, die ein schmähliches Gewebe der allgemeinsten Ver-

käuflichkeit entdecken ließ. Der Sprecher und mehrere Mitglieder des Unterhauses hatten im Solde der Minister gestanden. Auch die ostindische Compagnie war dem Beispiele der letztern gefolgt, und hatte bei der eben damals geschehenen Erneuerung ihres Freibriefes, unter Leitung eines ihrer Vorsteher, Sir Thomas Cooke, über 90,000 Pfund Sterling verwandt, die zu „geheimen Diensten" dem Herzoge von Leeds, mehreren Lords und Hofleuten, ja unmittelbar der königlichen Privatkasse zuflossen. Der König selbst, um die Untersuchung zu unterbrechen, verfügte sich in's Parlament, und forderte es auf, sich nöthigerer Dinge anzunehmen, widrigenfalls er es auflösen werde. Die gegen den Herzog von Leeds erhobene Anklage hatte keinen Fortgang, weil die erforderlichen Zeugen aus dem Lande geschickt wurden. Zu Viele hatten Theil gehabt an der Schande, als daß irgend einer Partei an ihrer Enthüllung ernstlich hätte gelegen seyn können. Die ganze Sache, nachdem das Aufsehen, das sie erregte, ohne den Schlechten zur Besserung zu gereichen, den Ungeschickten zur Warnung gedient hatte, gerieth in Vergessenheit.

Walpole, der sich rühmen durfte, den Preis jeder Stimme im Parlamente angeben zu können, und dem selten eine vorkam, für die es keinen gab, war vorzugsweise geeignet, mit seiner gewissenlosen aber vorsichtigen Politik, und während einer langen Verwaltung jenen dem Wesen der Verfassung fremden aber sich desto mächtiger über die ganze Wirksamkeit derselben ausbreitenden Einfluß der Krone zu einer bleibenden Geschäftsführung auszubilden, die von jetzt an unter dem Namen einer Leitung oder Behandlung des Hauses der Gemeinen, — the menagement of the house of commons, — von einem der Staatssekretaire, der über Aemter, Pfründen, Sinecuren, Gnadengehalte, Lieferungscontrakte, Lotterieloose, Vortheile und Begünstigungen andrer Art, und besonders über den letzten Zweck aller dieser Mittel und Wege,

baares Geld zu verfügen hatte, besorgt wurde, und vermöge deren eine Stimmenmehrheit im Parlamente so regelmäßig wie irgend ein andrer Zubehör seines Amtes auf den jedesmaligen Inhaber desselben überging. Und diese heimliche Fäulniß, die sich naturgemäß Allen, die mit dem Hofe in Berührung kamen, mittheilte, war um so gefährlicher in ihren Folgen, und um so unwiderstehlicher in ihren Fortschritten, je weniger diese die Verfassung unmittelbar zu bedrohen schienen, je weniger diejenigen, die als Abgeordnete des Volkes eben so wohl den Verführungen als den Gewaltstreichen der Regierung Widerstand zu leisten bestimmt waren; bei aller ihrer innern Nichtswürdigkeit an äußerer Würde, oder bei allem Verrathe ihrer Pflichten an ihren Berechtigungen etwas einbüßten. An Pläne gegen das Daseyn des Parlamentes, bemerkt Burke in einer seiner Schriften *), wurde nach meiner vollen Ueberzeugung, seit der Revolution von 1688 nie gedacht. Dem Hofe muß begreiflicherweise daran liegen, zwischen seinen eignen Werkzeugen, den Ministern und dem Volke irgend eine Mittelmacht aufzustellen, die Jene deckt. Den Herren im Unterhause liegt eben so sehr daran, eine solche Vermittelung zu übernehmen; und wie bereitwillig sie den Nießbrauch ihrer Stimmen vermiethen mögen, ihr Eigenthumsrecht an denselben veräußern sie nicht. So geschah es denn, daß gerade die unterwürfigsten Diener der Krone auch Diejenigen waren, die dem ausgedehntesten Ansehen der Gemeinen das Wort sprachen. Es konnte nie zu weit getrieben werden, sobald man einmal wußte, wie es benutzt werden mochte, und wem es zu Statten kam. Einem Staatsmanne, dem die Verfassung weniger am Herzen liegt als seine Herrschaft, muß es erwünscht seyn, wenn ein Unterhaus, das ihm zu Gebote steht,

*) Thoughts on the cause of the present discontents. 1770.

eben so unbedingt über die Rechte des Volkes verfügen darf. Man hatte sich bald überzeugt, daß die Formen der Freiheit und die Zwecke der Willkür keineswegs so unvereinbar sind, als man glauben sollte."

Montesquieu soll den bekannten Law, den er in Venedig antraf, gefragt haben: warum er nicht auch das Parlament von Paris durch Geld für seine Ansichten zu gewinnen gesucht? Die Mitglieder Ihres Parlamentes, antwortete ihm Law, sind nicht so kühn und großmüthig als meine Landsleute, aber sie sind ehrlicher; und d'Alembert, indem er dieses Verfalles Erwähnung thut, äußert den Gedanken: eine Versammlung die nur selten frei sey, habe größere Veranlassung der Bestechung zu widerstehen, als eine die es immer sey. Jene entäußere sich der Freiheit, die sie für Geld hingebe, diese mache selbst in einem solchen Falle von der ihrigen Gebrauch, und verpfände nur, was von der andern verkauft werde. Mit eben so gutem Grunde dürfte man die Tugend einer Frau für weniger schätzenswerth halten, als die einer Geliebten; und was es mit jener auch der Ehre Trotz bietenden Kühnheit und jener verkäuflichen Großmuth für eine Bewandtniß habe, zeigt sich am besten in der Schilderung, die ein wohlunterrichteter und — ehe ihn seine größere Besorgniß von den Gefahren der französischen Revolution über diesen Gegenstand nicht anders zu denken, aber zu schweigen veranlaßt hatte, auch unbefangener Zeuge von ihren Wirkungen entwirft. „Ein geheimer Einfluß der Krone, erklärte Pitt, als er am 7. Mai 1783 zum zweitenmale die Nothwendigkeit einer Parlamentsreform in Anregung brachte *), — ein geheimer Einfluß der Krone, stark genug um das Gefühl der Pflicht und jeden dem Bedürfnisse und den Wünschen des Vol-

---

*) S. The speeches of the right honourable *W. Pitt* in the house of Commons 3 Bde. 2te Ausg. London 1808. V. I. p. 43 u. f.

kes entsprechenden Vorschlag zu überstimmen, untergrabe die Grundsäulen der Freiheit durch Bestechungen. Das Haus der Gemeinen, zu gleicher Zeit Geschöpf und Erzeuger dieser Bestechlichkeit, habe die Mittel dazu hergegeben, und sei nichtswürdig genug gewesen, einen Einfluß zu nähren, der es in Ketten lege. Das Haus der Gemeinen, im Geiste der Verfassung die öffentliche Freiheit zu schützen, die ausübende Gewalt zu beaufsichtigen und in ihren Schranken zu halten bestimmt, entarte durch einen solchen Einfluß zu einem bloßen Werkzeuge der Tyrannei und Unterdrückung, und zerstöre das innerste Wesen dieser Verfassung, wie sorgfältig es immer deren äußere Formen zu erhalten fortfahre."

Die Thatsache einer ähnlichen Ausartung der volksthümlicheren und einflußreicheren Abtheilung des Parlamentes mußte schon an sich, und noch entschiedener durch die größeren Mittel, die sie den Machthabern zu Gebot stellte, in dem nämlichen Sinne auch auf die vereinzeleteren Mitglieder des Oberhauses zurückwirken, und an einen verfassungsmäßigen Widerstand der letztern gegen dieses um sich greifende Verderben war um so weniger zu denken, da eben sie dem Einflusse des Hofes, dem sie ohnehin unmittelbarer angehörten, schon viel früher und bleibender ausgesetzt waren, als die Gemeinen. Die bewaffnete Opposition der Barone gegen die Fürsten aus dem Hause Plantagenet, wie sehr sie auch unter den eben statthabenden örtlichen Verhältnissen zum Vortheile einer allgemeineren Freiheit ausschlagen mochte, war im Grunde doch nur der gesetzlose Trotz einiger übermüthigen Dienstleute, der um dieselbe Zeit auch in andern Gegenden die Entwickelung des Lehnwesens bezeichnete; und als dieser Trotz im Laufe der Bürgerkriege zwischen den Häusern York und Lancaster auf Blutgerüsten und Schlachtfeldern gebrochen war, verwandelte sich in England wie anderswo der Lehnadel in einen Hofadel, und der alte Stolz unabhängiger Krieger

in die Eitelkeit einer vornehmeren Dienerschaft. Lange bevor die Geschäftsträger der Krone einflußreichere Mitglieder des Unterhauses aufsuchten, um sie durch Versprechungen und Gaben zu gewinnen, kamen die des Oberhauses, die sich als natürliche Angehörige des Hofes betrachteten, ihren Gunstbezeugungen entgegen, und erst nach der Wiedereinsetzung Carls II. wurde sich die Mehrzahl derselben auch ihres politischen Adels bewußt. Die Art und Weise der Zusammensetzung des Oberhauses vollendete sodann eine Herrschaft über dasselbe, die schon durch die Gesinnungen seiner Mitglieder so sehr erleichtert war.

Der Thron ist auch in England, wie die Quelle aller Gerechtigkeit, so die aller Ehre, oder doch aller Ehren. Sitz und Stimme im Oberhause, wenn sie nicht ererbt werden, sind Geschenke oder Belohnungen der Krone, und es versteht sich, daß Folgsamkeit hinsichtlich der Wünsche des jedesmaligen Ministers bei fast allen Erhebungen zur Pairswürde eine Bedingung, und nicht immer nur eine stillschweigende Bedingung derselben ausmacht; auch können begreiflicherweise die natürlichen Bande der Ergebenheit, die den neuen Adel an den Schöpfer seines Daseyns knüpfen, nur allmählig und oft erst in spätern Geschlechtsfolgen locker genug werden, um den Besitzern desselben eine selbstständigere Haltung zu gestatten; und in welchem Umfange beides den Einfluß der Krone auf die Berathungen der Lords erweitern mag, ergibt sich aus der einfachen Thatsache, daß die Zahl der englischen Pairs, die im Jahre 1825 überhaupt 318 betrug, sich nur unter Georgs III. Regierung um beinahe 200 vermehrte, und daß allein in dem Zeitraume vom Anfange der ersten Pitt'schen Verwaltung im Jahre 1784 bis 1826, während dessen 42 Pairschaften eingingen, deren 172 neue geschaffen wurden.

Dennoch besteht gerade aus den englischen Pairs der eigentliche Kern dieser adeligen Versammlung, in dem, wenn

irgendwo in derselben Unabhängigkeit der Verhältnisse oder Gesinnungen zu suchen ist. Sechsundzwanzig Prälaten, die durch königliche Ernennungen zu ihrer Würde gelangen, und sechszehn schottische und achtundzwanzig irländische Pairs, die nach der Vereinigung der drei Reiche, unter dem beherrschenden Einflusse der gemeinschaftlichen Regierung von ihren Standesgenossen in Schottland und Irland dem Oberhause gesandt werden, sind bei der Aussicht auf einträglichere Bisthümer oder andre Vortheile die von der Gunst ihrer Gönner abhängen, meistens noch inniger von jener politischen Dankbarkeit, die sich nach Burke in einem lebhaften Vorgefühle zu empfangender Wohlthaten zu äußern pflegt, beseelt, und vermöge ihrer ganzen Lage noch unmittelbarer die bloßen Bevollmächtigten der Minister.

Die zwiefache Abhängigkeit der Bischöfe, zuerst von den Erzbischöfen, welchen sie als Geistliche zu gehorchen eidlich verpflichtet sind, und sodann, hinsichtlich ihrer Beförderung zu reicheren Stellen, von der Krone, gab dem langen Parlamente die gerechteste Veranlassung, sich durch Entfernung derselben von ihren Sitzen im Oberhause eines todten Gewichtes in dem Triebwerke der Verfassung zu entledigen; und welche Bewandtniß es mit den gewählten Pairs haben mochte, bewiesen Inhalt und Schicksal einer schon im Jahre 1734, hinsichtlich der in Schottland vorgefallenen Wahlen, dem Oberhause von den Herzögen von Queensberry, Hamilton und Montrose und den Grafen Dundunald, Bigremont und Stairs übergebenen Beschwerdeschrift. Ein amtliches Verzeichniß von sechszehn der Krone anständigen Vertretern des schottischen Adels, war den Wählern zur Nachachtung vorgelegt worden; Geld, Gnadengehalte und Anstellungen gaben die Gründe her, sich diesem Ansinnen zu fügen; und zum Ueberflusse hielt ein Bataillon Soldaten die Zugänge des Hauses besetzt, in dem das Wahlgeschäft vorging. Thatsachen, die weder geläugnet, noch be-

achtet wurden, und deren Bekanntmachung so wenig fruchtete, daß bei der nächsten Wahl im Jahre 1741, die Minister, während sie in ganz Schottland nicht sechs Mitglieder des Unterhauses wählen zu lassen im Stande waren, die Ernennung der sämmtlichen sechszehn Pairs ohne Widerstand nach ihrem Gefallen einrichteten.

„Sechszehn schottische Pairs, bemerkt Franklin *) in Beziehung auf eine über amerikanische Angelegenheiten im Oberhause vorgekommene Verhandlung, — sechszehn schottische Pairs, vierundzwanzig Bischöfe und alle Lords, die Stellen haben, oder sich um dergleichen bewerben, bilden in ihrer ministeriellen Einigkeit eine Mehrzahl, vor deren knechtischen Uebermacht alles Erörtern eines Gegenstandes zu einer so lächerlichen als zwecklosen Förmlichkeit herabsinkt;" und, wie sich denken läßt, hat an dieser Entwürdigung des Oberhauses die spätere Zugabe von achtundzwanzig in Irland gewählten Mitgliedern desselben nichts gebessert. Auch bilden, dieser natürlichen Dienstbarkeit einer so bedeutenden Anzahl von Pairs gegenüber, die zum Sprichworte gewordenen Reichthümer des englischen Adels und die mit denselben verbundene selbstständigere Lage ihrer Besitzer keineswegs ein irgend wirksames Gegengewicht. Die herrschenden Vorstellungen von dem Umfange und dem verhältnißmäßigen Werthe dieser Reichthümer sind meistens sehr übertrieben.

Der Werth des Grundeigenthums, in dem dieselben hauptsächlich bestehen, obgleich er bei einer zahlreicheren Menge von Abnehmern der Erzeugnisse des Landbaues und bei einer wissenschaftlicheren Betreibung dieses letztern bedeutend stieg, hat in England so gut als anderswo im Verhältnisse zu dem des gesammten übrigen Vermögens noch viel bedeutender ab-

*) Memoirs. Part. III.

genommen; und zu welcher künstlichen Höhe ihn auch die Parteilichkeit einer von den Besitzern desselben ausgehenden Gesetzgebung hinaufschrauben, und wie treu die Regierung ihrerseits den Grundsatz befolgen mochte, jedem größeren und zugleich einflußreicheren Grundeigenthümer seine Stelle im Oberhause anzuweisen, so findet sich in den Händen der gegenwärtigen Mitglieder desselben doch immer nur der kleinste Theil sogar des Grundvermögens, und um so mehr des gesammten Nationaleinkommens, dessen fast ausschließlicher Besitz ihre frühesten Vorgänger naturgemäß zu erblichen Gesetzgebern des Landes erhob. Etwa ein Drittheil derselben besitzt nur mäßige Einkünfte, und das Gesammtvermögen der übrigen zwei Drittheile, die unermeßlichen Reichthümer der zehn oder zwölf reichsten miteinbegriffen, ergibt, nach der in England selbst angenommenen Meinung sachkundiger Männer *), im Durchschnitte für jeden Pair ein jährliches Einkommen von höchstens fünfzehn und wahrscheinlich nur zwölftausend Pfund. Ein bedeutendes Einkommen überall, aber am wenigsten in England und in der Lage eines britischen Pairs, dessen Selbstständigkeit ohnehin auch das reichste noch immer nicht verbürgt. Unabhängigkeit der Verhältnisse ist eine gute Stütze, aber ein schlechter Ersatz für jene höhere der Gesinnungen, die zur Noth wohl ohne Stütze bestehen mag, ohne die aber sich auch im Schooße des Ueberflusses keine andre denken läßt.

Die Eitelkeit ist immer dürftig, und die Verschwendung so unersättlich als die Habsucht. Mit den höheren Stellen in der Verwaltung sind Vortheile verbunden, die auch wohl den Reicheren in Versuchung führen; ein glänzendes Dienstverhältniß, das den Unbefangenen demüthigen würde, verwan-

---

*) S. u. A. Sir *Egerton Brydges*, in einer im Jahre 1825 in Paris herausgekommenen Schrift, betitelt: A Note on the suppression of Memoirs annonced by the Author.

delt sich dem Geblendeten in eine beneidenswerthe Auszeichnung, und der Reiz eines bunten Kleides oder einer bloßen Verzierung desselben, einer Decoration, besticht den Uneigennützigen, der sich über die Lockungen des Geldes erhaben fühlt.

Als im Jahre 1830 sich die erblichen Gesetzgeber von Großbritannien und Irland versammelten, befanden sich unter ihnen, und zwar: unter den 5 königlichen Prinzen, 1 Admiral und 3 Feldmarschälle und Obristen; unter 19 Herzögen 1 Feldmarschall, 1 Admiral, 5 Obristen und 6 Beamte mit ansehnlichen Gehalten; unter 18 Marquis, 2 Generäle, 1 Admiral, 2 Obristen und 5 Beamte; unter 101 Grafen, 1 Feldmarschall, 6 Generäle, 18 Obristen, 2 Capitäne, 1 Admiral, 2 Geistliche mit guten Pfründen und 24 andre Angestellte; unter 22 Viskomts, 4 Generäle, 4 Obristen, 2 Admiräle und 7 Beamte mit Gehalten; endlich unter 164 Baronen, 10 Generäle, 14 Obristen, 1 Capitän, 1 Kornet, 3 Admiräle, 4 Capitäne der Flotte und 21 Beamte; zusammen unter 332 Personen, 165 Angestellte, so daß also, rechnet man zu beiden Zahlen die 26 Prälaten hinzu, diese Versammlung mehr als zur Hälfte aus unmittelbaren Dienern der Krone bestand; ein Verhältniß, neben dem die 179 Angestellten aller Art, die zugleich im Unterhause Sitz und Stimme hatten, fast als eben so viele Beweise der größeren Unabhängigkeit dieses letztern zu betrachten sind.

An der französischen Pairskammer, die nicht, wie ursprünglich die britische, aus dem natürlichen Anspruche, der jedem ihrer Mitglieder auf seinen Platz in derselben gehörte, hervorging, die nicht einer innern Nothwendigkeit sondern dem bloßen Gutbefinden ihres Stifters ihr Daseyn zu danken hat, ist nichts so auffallend, als das unvertilgbare Mißverhältniß zwischen ihrer untergeordneten Stellung in der Gesellschaft und ihrer desto höheren Bestimmung; und man hat nicht,

ohne Grund in dieser Durchbildung des britischen Oberhauses, in dieser Versammlung zugleich erblicher und besoldeter Gesetzgeber eben die wesentlichste Eigenthümlichkeit ihres Vorbildes vermißt. Vergleicht man indessen in der gegenwärtigen Lage beider Körperschaften die gesetzlich bewilligten und unwiderruflichen Versorgungen, die den meisten Angehörigen der einen zu Theil werden, mit den fortdauernd von der Gunst des Hofes abhängigen Gehalten und andern Vortheilen, um die es den Mitgliedern der andern zu thun ist, so möchte der wichtigste Unterschied zwischen beiden für den Augenblick wohl der seyn, daß die britischen Pairs bei geringerer Veranlassung von ihrer verfassungsmäßigen Höhe herabzusteigen sich durch noch geringere Mittel dazu bewegen lassen als die französischen.

Und je länger ein ähnlicher Einfluß der Krone bestand, um so schneller und unwiderstehlicher waren seine Fortschritte. Jede Frucht der Bestechung enthielt neue Keime derselben in den Mitteln sie zu wiederholen, und bei größerer Auswahl dieser Mittel, sie auf eine minder anstößige Weise und in gewisser Art verfassungsmäßig zu wiederholen. Eine seit hundert Jahren ununterbrochene und endlich bis zu der ungeheuren Summe von achthundert Millionen Pfund Sterling anwachsende Nationalschuld, fesselte nicht allein durch ihr bloßes Daseyn den größeren Theil aller Begüterten an die Regierung, von deren fortdauerndem Einflusse die Verzinsung derselben abhing, sondern erzwang auch von den Mitgliedern des Parlamentes, deren bisherige Hingebung durch sie bewiesen wurde, die Bewilligung immer neuer Abgaben, die wieder ihrerseits in allen Zweigen der Verwaltung zur Entstehung neuer Aemter und vortheilhafter Geschäftsverbindungen führten, die schon zur Zeit des amerikanischen Krieges nach Franklin's Schätzung ein jährliches Einkommen von zwei Millionen Pfund ausmachten, und mit einigen hundert geist-

lichen Pfründen, und der weltlichen eines im Laufe so vieler muthwillig angefangenen und verschwenderisch geführten Kriege immer zahlreicher gewordenen stehenden Heeres zusammen eine Masse von Mitteln der Gunst und Herrschaft, oder wie es in der politischen Kunstsprache heißt, eine Gönnerschaft der Krone, a patronage of the crown bildeten, deren wachsender Strom, nachdem er in seinem Beginnen die Selbstständigkeit des Parlamentes heimlich und langsam untergraben hatte, von jetzt an, wohin er gelenkt wurde, jeden Widerstand gewaltsam vor sich niederwarf.

Jene gröberen Formen der Verführung, die ein Walpole in Anwendung brachte, wurden immer überflüssiger. Die Bestechungen der Minister kündigten sich als Belohnungen des Verdienstes an, und die Günstlinge des Hofes thaten scheu, und wurden wie christliche Bischöfe und jüdische Bräute, nur nach einigem Zwange ihren Werbern zu Theil. Ein gewisser Cynismus der Gewissenlosigkeit, der Zeiten Carls II. würdig, hatte sich während der ersten Regierungsjahre Georgs III. des Parlamentes bemächtigt, die Wilkes'schen Unruhen, Juniussens Briefe und die Unabhängigkeitserklärung der Amerikaner brachten den lasterhaften Blödsinn der damaligen Verwaltung, wenn nicht zur Besserung doch zur Besinnung; und verschob auch der Schrecken der französischen Revolution alle Aussichten auf einen ernsthaften Kampf gegen das Uebel, so trug er doch ebenfalls wie jener frühere zu der Ueberzeugung bei, daß, um das gute Spiel in der großen Staatslotterie mit einiger Sicherheit betreiben zu können, es mit Maaß oder doch mit Mäßigung, und beiläufig auch mit einiger Rücksicht auf den Vortheil nicht nur der Spieler, sondern auch des unglücklichen Bankhalters, Volk genannt, zu betreiben sey; und es ist nicht zu läugnen, daß seit jenem Zeitpunkte das Parlament nicht selten mit größerer Weisheit

und immer mit größerem Anstande die Geschäfte des Landes neben den seinigen zu betreiben pflegt.

Beide Theile gewannen bei der Veränderung. Die Mitglieder des Parlamentes, deren politische Pflicht erfüllt und deren Ehre gerettet war, so lange sie nur ihren Parteiverbindungen treu blieben, und nur nicht ohne ihre Freunde an den Vortheilen der Regierung Theil nahmen, an Einkommen und Achtung, die Krone an ruhiger und regelmäßiger Gewalt. Hatte das Volk ihr eine Zeitlang die veralteten Ueberbleibsel des normännischen Eroberungsrechtes um baare Zahlung abgekauft, so kauft sie jetzt ihrerseits minder auffallende aber wichtigere Vorzüge, die sie aus der Tasche des nämlichen Volkes bezahlen durfte. An die Stelle der früheren Naturallieferungen traten Geldlieferungen. Der Gewinn bei der Güterverwaltung einiger Unmündigen, wurde ihr durch die einträglichere Bevormundung des Parlamentes reichlich ersetzt. Gezwungene Anleihen konnte sie sich ersparen; die Schulden die sie früher selbst hatte machen müssen, machte von jetzt an ihr zu Gefallen die Nation. Auf eine besondere Erlaubniß zu Anklagen ihrer Diener braucht sie nicht weiter zu bestehen, nachdem auch die Mehrheit im Unterhause ihr zu Diensten steht. Eines Gutachtens der Richter über die Unbegränztheit der königlichen Macht bedarf es nicht, so lang die Gefälligkeit des Parlamentes keine Gränzen hat; und jene finanzielle Unabhängigkeit, die vor Zeiten in der Entbehrlichkeit aller Steuern bestand, findet sich bei den gebieterischen Ansprüchen der Staatsgläubiger, und den wohl noch wirksameren aller Staatspfründner und ihres unzählbaren Anhanges, fernerhin eben so vollständig und bei weitem bequemer in der Nothwendigkeit, die geforderten zu bewilligen.

Jeder Zuwachs an Macht und Reichthum endlich, der dem Lande zu Theil wurde, verstärkte und erweiterte nothwendig bei einem ähnlichen Einverständnisse zwischen dem Hofe

und den Gesetzgebern, die über alle Mittel des Landes verfügen, so gewiß als hätten diese unmittelbar ihr selbst zu Gebote gestanden, den Einfluß der Krone. Die vollkommenste Verfassung die es gibt, bemerkt de Colme, diejenige wenigstens die bisher noch am vollständigsten den Bedürfnissen und Eigenschaften der menschlichen Natur entsprochen hat,
bte in der drohendsten Gefahr des Unterganges, als Columbus Heinrich dem Siebenten den Weg nach Mexico und Peru zu eröffnen im Begriffe stand. Clive, als er zweihundert und fünfzig Jahre später zu dem britischen Reiche in Indien den Grund legte, bereitete derselben, mitlerweile zu ihrer vollen Reife gelangten Verfassung, die nämliche Gefahr. Daß eine Gesellschaft von Kaufleuten, deren ganzes Daseyn von dem Gutdünken des Parlamentes abhängt, und die nicht die kleinste ihrer Besitzungen ohne Hülfe des Mutterlandes zu schützen vermag, sich nicht einen Augenblick in der selbstständigen Beherrschung eines solchen Reiches werde behaupten können, war vorauszusehen.

Als aber Fox im Jahre 1783 die bekannte Ostindische Bill in Vorschlag brachte, zufolge deren die Regierung Indiens einer Behörde von sieben durch das Unterhaus dazu ernannten Mitgliedern gehören sollte, war die Ueberzeugung von der völligen Abhängigkeit dieser Versammlung angeblicher Stellvertreter des Volkes schon so allgemein, daß im ganzen Lande sich ein einziger Aufschrei wider jene Maßregel erhub, und nirgends eine Stimme zu Gunsten derselben sich hören ließ als im Unterhause selbst.

Pitt widersetzte sich der Bill, weil sie einige von dem Minister zu ernennende Personen, welchen die Vertheilung aller Aemter und Einkünfte Ostindiens übertragen werde, mit einer neuen und unermeßlichen Gewalt bekleide. — — Zweck und Inhalt des Gesetzes, erklärte der Redner gingen dahin: die Regierung des Ostens in ihrem ganzen Umfange sieben

Bevollmächtigten, und die Ernennung dieser Machthaber keinem Andern anzuvertrauen, als dem Minister selbst.

Er wende sich an die Rechtlichkeit und an den gesunden Verstand seiner Zuhörer, und fordre sie selber auf, sich zu sagen, ob in dieser Erklärung irgend etwas Ordnungswidriges enthalten, ob das Gesetz irgend anders zu verstehen oder auszulegen sey, als daß die Ernennung jener Siebenmänner einzig und allein von dem jedesmaligen Minister abhängen solle?"

Noch entschiedener äusserte sich W. Grenville, der nachmalige Lord Grenville. „In der Bill, bemerkte er, seyen Stellen für mehrere Namen offen gelassen, und die Ausfüllung derselben habe das Unterhaus zu bewerkstelligen. Er bediene sich eines vollkommen parlementarischen Ausdrucks, indem er annehme, der Minister sey es, der diese Lücken ausfüllen werde, und die sieben Bevollmächtigten erschienen als eben so viele Geschöpfe des Ministers. Sieben Beamte, dem Anscheine nach vom Parlemente, in der That aber von den Dienern der Krone gewählt, seyen bestimmt, alle Schätze des Ostens, in dem Wirbel ihrer Machtfülle aufzunehmen und die gesammelten Ströme derselben über den Boden Englands hinfluthen zu lassen, um alle Dämme der Verfassung niederzuwerfen und alle Freiheiten des Volkes zu überwältigen." Den König selbst beunruhigte der nämliche Gedanke, der die öffentliche Meinung in einen so heftigen Aufruhr gebracht hatte. Er beargwohnte die wachsende Macht eines Ministers, dessen Persönlichkeit ihm ohnehin zuwider war, und den der Besitz des gesammten ostindischen Einflusses aus einem abhängigen Diener der Krone, wie den Hausmeier der Franken oder den Peischwa der Maratten in einen unentbehrlichen zu verwandeln drohte; und so groß waren seine Besorgnisse, daß er, um sich des gefürchteten Ministers zu entledigen, statt zu dem offenen und verfassungsmäßigen Mittel der Entlassung, zu heimlichen gegen

die Verwaltung desselben und somit gegen seine eigene Regierung gerichteten Umtrieben seine Zuflucht nahm. Lord Temple mußte in seinem Namen so vielen Pairs, als er sich füglich anvertrauen durfte, die Eröffnung thun, er werde Jeden der für die Bill stimme, als seinen Feind betrachten, und sie fiel im Oberhause durch.

Aber die Entstehung einer neuen mit allen Schätzen Ostindiens ausgestatteten Gewalt im Staate, ihre Abhängigkeit von der Krone oder den Dienern derselben, und ihr zerstörender Einfluß auf die letzte Spur von Selbstständigkeit, die etwa noch im Parlamente übrig seyn mochte, blieben darum so unvermeidlich als vorher. Der Verwaltungsplan, den Pitt schon im nächsten Jahre 1784 mit besserem Glücke in Vorschlag brachte, änderte und milderte offenbar nur Formen und Ausdrücke, nicht aber die Sache selbst. Die Mitglieder seiner Aufsichtsbehörden, — the board of controul — der er die Regierung Indiens übertrug, werden nicht, wie es in Ansehung jener sieben Bevollmächtigten des Parlamentes geschehen sollte, von dem Unterhause und folglich so gut als unmittelbar von den Ministern, sondern vom Könige ernannt, der in dieser, wie in jeder andern Hinsicht mit seinen Ministern einig ist; und die bisherigen Direktoren der ostindischen Compagnie, die man in einer untergeordneten Stellung ihre Verwaltung fortsetzen ließ, bilden eine Mittelbehörde, und theilen und decken in dieser Eigenschaft die Verantwortung der eigentlichen Regierer, ohne dem Ansehen derselben im Wege zu stehen.

Der Widerspruch zwischen den Vorrechten jener Handelsgesellschaft und den Einsichten und Ansprüchen der Zeit ist seitdem immer auffallender und unerträglicher geworden; und alle Wünsche und Bedürfnisse des Landes drängen in gewisser Art die Regierung zur Auflösung derselben und somit zu einer noch vollständigeren und gänzlichen Uebernahme des indi-

schen Reiches. Zu welchen Erscheinungen alsdann die Rückwirkung einer unumschränkten Herrschaft über die reichsten Gegenden der Erde und eine knechtische Bevölkerung von siebenzig Millionen, im Mutterlande führen möchte, läßt sich freilich nicht mit Gewißheit voraussehen; beruhten aber die Rechte des englischen Volkes nur auf den seines Parlamentes, dessen ganze Wirksamkeit schon jetzt und selbst von denjenigen die bisher seine eifrigsten Lobredner waren, als ein bloßes Eintragen und Bekanntmachen der Befehle des Hofes geschildert wird *), so dürfte es wahrscheinlich mit Hülfe der Mittel, die eine solche Herrschaft ihr bieten würde, nur von der Krone abhängen, auch diese letzten leeren Formen einer Verfassung, die sich schon lange nur am Schlepptau der Minister bewegte, an einer ähnlichen Klippe scheitern zu lassen, als an der vor dreihundert Jahren die spanische Freiheit unterging.

Wie sehr indessen ein so übermächtiger Einfluß der ausübenden Gewalt ihrer eigenen Bestimmung widersprechen, und die wesentlichen Zwecke der gesetzgebenden vereiteln mag, so ist es doch möglich, daß der Ursprung desselben vielmehr in den Menschen, als in ihren Einrichtungen, daß er nicht sowohl in den Formen als in den Schicksalen der Verfassung zu suchen wäre, und daß jene innere Heilkraft, die Fox dieser Verfassung als einer der vorzüglichsten ihrer Eigenschaften nachrühmt, sie auch von einem solchen Uebel zu befreien hinreichte. Eine nähere Betrachtung der beiden andern Bestandtheile des Parlamentes muß uns lehren, inwiefern jene Voraussetzung und die auf ihr beruhende Hoffnung sich rechtfertige.

*) Dieß geschah namentlich in einem Aufsatze des Januarheftes der *Quaterly Review*. für 1830.

Und in dieser Beziehung ist vor Allem schon das Daseyn zweier verschiedenen Abtheilungen des gesetzgebenden Körpers, einer erblichen und einer Wahlkammer, die beide zu dem nämlichen Zwecke zusammenwirken, bemerkenswerth. Die Frage über den Vorzug einer einfachen oder getheilten, und zwar eben auf solche Weise getheilten Versammlung dieser Art, möchte in den Augen der Meisten schon durch das Beispiel der Engländer so gut als entschieden seyn; obgleich man auch bei diesem nur selten die Eigenthümlichkeiten der Gesellschaft in der es stattfindet, und ausserdem höchstens einige beiläufige Vortheile, wie die größere Besonnenheit oder Schnelligkeit der zu fassenden Beschlüsse und ähnliche Gründe, die nach Zeit und Umständen Beachtung verdienen mögen, aber nie zu einer aus dem innern Leben der einen oder andern Form selbst hervorgehenden Entscheidung führen können, zu berücksichtigen pflegt.

Schon der Begriff von „erblichen Gesetzgebern" hat, um es auf das Gelindeste auszudrücken, etwas Auffallendes. Man hat die Krone erblich gemacht oder es für ein Glück gehalten, daß sie es ist, und von Rechtswegen, da es den Völkern noch vielmehr an einer ruhigen als an der besten Besetzung eines Platzes gelegen seyn muß, der als die Belohnung jedes ausgezeichneteren Verdienstes auch das Ziel jedes Ehrgeizes abgeben würde, und bei dessen Besetzung die friedlichen Zufälle der Erbfolge wenigstens eben so viele Möglichkeiten eines glücklichen Ausschlages gewähren, als die in einem ähnlichen Falle mehr als jemals unvermeidlichen Ränke und Stürme einer Wahl; aber wo nicht sowohl Gewalten, und am wenigsten die höchsten in der Gesellschaft, sondern Aemter, die besser gar nicht als schlecht besetzt würden, in Frage stehen, wo nicht sowohl dem Ehrgeize eine Bahn verschlossen, als den Einsichten eine geöffnet werden soll, und wo keine angebornen Eigenschaften

für den Mangel erworbener Kenntnisse zu entschädigen vermögen, da gibt es keine Vortheile des Zufalles, die nicht mit den Nachtheilen desselben noch immer zu theuer bezahlt würden. „Erbliche Gesetzgeber! — meinte Franklin, als er im Oberhause einer jener kläglichen Berathungen beigewohnt hatte, die während des amerikanischen Krieges daselbst an der Tagesordnung waren, — erbliche Gesetzgeber! Warum nicht auch, — wie einmal eine deutsche Universität sie gehabt haben soll, und wie sie, zwar eben so albern, aber bei weitem weniger gefährlich seyn würden, — warum nicht auch erbliche Lehrer der Mathematik?"

Den Engländern übrigens muß man die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, anzuerkennen, daß weder die Erfindung einer Anzahl von erblichen Gesetzgebern, noch der Gedanke sie den gewählten Stellvertretern des Volkes beizugesellen, ihnen gehört. Die Grundlagen ihrer Verfassung sind so wenig Erfindungen als Nachahmungen, sondern Werke des Zufalles und der Zeit, hinsichtlich deren etwaige Mängel ihnen eben so wenig zum Vorwurfe, als die Vorzüge derselben zum Verdienste gereichen. Das Parlament von England unterschied sich, wie wir gesehen haben, in seinem Ursprunge durch nichts von den zum Theil eben so benannten und überall auf gleiche Weise zusammengesetzten Lehnhöfen im übrigen Europa. Es bestand aus einer einzigen, ungetheilten Versammlung der größeren Kronvasallen, weltlichen und geistlichen, die vermöge ihres Lehnverbandes zu Diensten im Rathe wie im Felde verpflichtet waren, und deren Anwesenheit auch in jenem ursprünglich nicht sowohl ein Vorrecht, als ihre Dienstpflicht beurkundete. Einrichtungen zum Behufe einer regelmäßigen und ununterbrochenen Gesetzgebung lagen durchaus nicht in dem Sinne eines Zeitalters, in dem das Geschäft einer solchen Gesetzgebung, das spätere Geschlechter mit so zweifelhaftem Erfolge ihrer eignen Weisheit aufbür-

deten, unter dem Antriebe des eben vorherrschenden Bedürfnisses der Sitte und Gewohnheit überlassen war, oder ausserdem ohne weitere Umschweife von dem jedesmaligen Stärkeren besorgt wurde.

Die mächtigeren und reicheren Barone und Prälaten mußten sich im Hoflager ihres Lehnsherrn einfinden, schon um den Glanz desselben zu vermehren, um in vorkommenden Fällen ihre Richterpflichten zu erfüllen, und weil ihr Dienst im Rathe die natürlichste, und in einer an Verbindungsmitteln so dürftigen Zeit nicht selten auch die unentbehrlichste Vorbereitung zu demjenigen ausmachte, der ihnen mittelbar oder unmittelbar im Felde oblag, und auch in dieser Beziehung haftete ihre Dienstpflicht auf ihrem Gute, und wurde sie, ohne einen Gedanken an erbliche Gesetzgebereinsichten oder Vorrechte, mit diesem Gute, und nur weil dieses auf ihre Nachfolger übertragen; unter den weltlichen Baronen durch Erbrecht oder königliche Verleihungen, unter den geistlichen durch deren Wahl.

Späterhin, als bei dem offenen Bruche zwischen der Krone und den Baronen, der Wunsch der letztern ihr Bündniß durch den Beitritt der kleineren Grundeigenthümer und der Stadtbewohner verstärkt zu sehen, dem Unterhause das Daseyn, als ein fortdauerndes und immer wachsendes Geldbedürfniß der Krone denselben Bestand gegeben, und aus dem demüthigen Rechte zu unaufhörlichen Beschwerden und Bitten sich allmählig eine gesetzgebende Gewalt im heutigen Sinne des Wortes gebildet hatte, wurden freilich die ehemaligen einzigen Mitglieder des Parlamentes zu erblichen Theilnehmern an der demselben von jetzt an gehörigen, höchsten Gewalt; aber nicht, weil diese den Häuptern gewisser Familien als einer bevorrechteten Körperschaft förmlich übergeben wäre, sondern weil ein ähnlicher Antheil an der Gesetzgebung denselben schon vermöge ihrer persönlichen und zugleich erb-

lichen Stellung in der Gesellschaft von selbst zufiel; und eine solche Folge war um so natürlicher, da der Antheil den die gewählten Mitglieder des Unterhauses an jener höchsten Gewalt besaßen, ebenfalls in dem persönlichen Gewichte derselben auch ausserhalb ihrer Versammlung seinen Ursprung und seine Stütze fand.

Ein britisches Haus der Gemeinen, wie von einem neuern Schriftsteller*) sehr treffend bemerkt wird, besteht aus Personen, die durch Geburt, Vermögen oder Geistesgaben, auch einzeln den größten Einfluß auf den übrigen Theil des Volkes ausüben.

Rang und Reichthum gewähren den zuverlässigsten und bleibendsten Einfluß, und sind folglich diejenigen Eigenschaften, die bei der Mehrzahl der Wahlen vorherrschen. Das Volk unterwirft sich dem vereinigten Willen derjenigen, welchen der größere Theil desselben schon früher sich als Einzelnen zu unterwerfen gewohnt war; und eine Parlamentsacte wird geachtet und befolgt, nicht weil sich das Volk von einer verfassungsmäßigen Ehrfurcht vor einer gewissen Versammlung, Parlament genannt, durchdrungen fühlt, sondern weil sie von den nämlichen Personen ausging, die es schon als seine natürlichen Obern anerkannt, und deren auch vereinzeltes Ansehen dieselben Maßregeln im größeren Theile des Königreiches einzuführen hingereicht haben würde. Die Mitglieder einer so zusammengesetzten Legislatur erwerben nicht eigentlich durch ihre Vereinigung in derselben eine neue Macht; sie bringen, Jeder seinen besonderen Antheil an Gewicht und Einfluß im Lande mit sich zu den Geschäften desselben, und erst in der Summe aller dieser Beiträge der Einzelnen, bildet sich das Ansehen der ganzen Versammlung. — Kurz, unter solchen Bedingungen der Volksvertretung wird

*) *S. Edinburgh. Review.* April 1805. p. 144.

die Bedeutung der Abgeordneten nicht von ihren Aemtern erborgt, sondern beruht vielmehr die Wichtigkeit des Amtes auf der seiner Inhaber; und das Parlament ist nur ein größerer Sammelplatz des gesammten Einflusses, der schon ausserdem, aber vereinzelt unter den Mitgliedern desselben vorhanden war."

Und so allerdings muß das Ansehen einer ähnlichen Versammlung beschaffen seyn, um weiter und fester als in den bloßen Vorschriften des Gesetzgebers, auch in dem Willen derjenigen zu wurzeln die ihnen gehorchen sollen. Die in dem einmal gegebenen Zustande eines Landes vorhandene Aristokratie, gleichviel wie vernünftig oder wohlthätig ihr Daseyn an sich erscheinen möge, nimmt alsdann ihren natürlichen Platz ein, den jede andre Gewalt ihr wohl zu entreissen oder vorzuenthalten, aber nimmermehr auszufüllen im Stande ist, und wird vermöge dieser höheren und würdigeren Stellung in der Gesellschaft großentheils der Versuchung entzogen, sich von derselben durch engere Verbrüderungen loszusagen, und als Kaste oder Innung in einem Ehrgeize Nahrung zu suchen, dem die gemeinnützigere Laufbahn des öffentlichen Lebens verschlossen blieb.

Jener Standesgeist indessen, der unter allen Verhältnissen die Theilnehmer an gewissen gleichartigen, sey es ererbten oder erworbenen Vorzügen in eigne, von der größeren Gesellschaft abgesonderte, Körperschaften zu vereinigen strebt, ändert auch in diesem Falle nur Formen und Mittel, nicht aber sein Wesen oder seinen Zweck. Die natürliche Aristokratie eines Landes, die, wo ihr jeder Antheil an der Staatsgewalt entzogen wurde, sich ihrerseits durch Standesvorrechte dem Drucke derselben zu entziehen trachtet, wird eben so gewiß ihren verfassungsmäßigen Antheil an der Gesetzgebung in einen ausschließlichen zu verwandeln, und jenen Druck zu ihrem alleinigen Vortheile anzuwenden bemüht seyn; und soll sie

eben so wenig in eine erbliche Familienregierung als in eine durch Vorrechte und Vorurtheile dem übrigen Volke entfremdete Kaste ausarten, so müssen zweierlei Bedingungen des Anerkennens ihrer politischen Rechte den Thron wie das Volk gegen ähnliche Gefahren sicher stellen, eine fortdauernde Zugängigkeit der gesetzgebenden Versammlung für Jeden der ausserhalb derselben jenen Einfluß unter seinen Mitbürgern auszuüben weiß, auf dem die natürliche Aristokratie in jedem Lande beruht, und eine solche Beschaffenheit der Versammlung selbst, vermöge deren jedes eigensüchtige Zusammenwirken ihrer sämmtlichen Bestandtheile zum Behufe ihrer Verwandlung in eine abgeschlossene und sich aus dem engeren Kreise ihrer Angehörigen und Anhänger selbst ergänzenden Oligarchie unmöglich wird. Das Vorrecht muß den Dingen und nicht den Personen ankleben; Freiheit und Gleichheit, soll eine heillose Verirrung sie nicht früher oder später in den Verhältnissen der Menschen aufsuchen, muß in ihren Ansprüchen zu finden seyn; und aus den Formen der gesetzgebenden Versammlung selbst, wenn überhaupt Formen dergleichen zu leisten vermögen, muß die Schutzwehr gegen den Mißbrauch ihrer Macht hervorgehen, da es keine höhere als diese in der Verfassung gibt.

Beiden Erfordernissen sollen die Einrichtungen des britischen Parlamentes Genüge leisten. Dem ersten, durch das Ernennungsrecht der Krone im Oberhause, und durch die Wahlrechte des Volkes in Ansehung der Gemeinen; dem andern, durch die Trennung der gesammten Legislatur in zwei, sich nicht allein durch ihre Stellung, sondern auch durch eigenthümliche Rechte und Vorzüge unterscheidende, und nicht sowohl nebeneinander als einander gegenüber stehende Körperschaften. Die aus dem Volke selbst hervorgehende Aristokratie des Parlementes, wie mächtig immer durch die ihrer Gesammtheit zustehenden politischen Rechte oder den Einfluß

ihrer einzelnen Mitglieder, bildet in dem Sinne einer solchen Verfassung nicht einen, mit seiner todten Schwere auf dem Volke lastenden fremden Körper, sondern einen lebendigen Bestandtheil der Gesellschaft überhaupt; nicht einen Gegensatz, und nicht einmal ein Gegengewicht, sondern die sich immer neuentfaltende Blüthe der Demokratie, und enthält vermöge ihrer Theilung in zwei verschiedenartig zusammengesetzte und mit eigenthümlichen Rechten ausgestattete Hälften, in ihrer eignen Mitte die erforderliche Bürgschaft gegen den Mißbrauch ihrer vereinigten Gewalt, da eine natürliche Eifersucht jeden Theil zur Vertheidigung seines eignen und jedes fremden Rechtes auffordert, den der andre zu seinem alleinigen Vortheile anzugreifen wagt.

Inwiefern diese parlamentarische Aristokratie ihren ursprünglichen Eigenschaften einer natürlichen treu geblieben, wird sich aus der Betrachtung ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung ergeben müssen; daß sie nur in ihrer verfassungsmäßigen Trennung und unter Voraussetzung eines fortdauernden Gleichgewichtes ihrer verschiedenen Bestandtheile, die ihr zugewiesenen politischen Rechte ohne Gefahren für den Thron oder die Freiheit ausüben kann, ist geschichtlich ausgemacht. So lange den Gemeinen in gewisser Art nur ein geduldetes Daseyn als demüthigen Bundesgenossen der im Oberhause regierenden Barone und Prälaten vergönnt war, zeigten sich die Folgen des entschiedenen Uebergewichtes dieser letzteren in einer Reihe von Umwälzungen, die, ohne der Freiheit zu Statten zu kommen, mehr als einmal dem Throne verderblich wurden. Eine regelmäßige Beschränkung der königlichen Willkür durch das verfassungsmäßige Zusammenwirken beider Abtheilungen des Parlamentes gab es noch nicht, aber eben so wenig in dem geregelten Gleichgewichte beider und in ihrer gegenseitigen Beaufsichtigung einen verfassungsmäßigen Schutz der königlichen Rechte. Die ganze

Stärke der Aristokratie stand in den alleinigen Mitgliedern des Oberhauses dem Throne gegenüber, und kam es zum Bruche, so beschränkte sich der Antheil der Gemeinen darauf, dem Kampfe zuzusehen, und wenn er entschieden war, die Beschlüsse der Sieger zu genehmigen. Als hingegen zur Zeit des langen Parlamentes die Prälaten aus dem Oberhause verdrängt waren und die Meisten der weltlichen Lords, um dem Könige nachzuziehen, ihre Sitze verlassen hatten, herrschte ihrerseits die ebenfalls natürliche Aristokratie der Gemeinen mit ungetheiltem Einflusse, und benutzte sie ihren Sieg bis zum Umsturze des Thrones und der Verfassung selbst.

Zum offenen Kampfe, und zu einem entschiedenen Siege des einen oder andern Theiles kam es nach ähnlichen Lehren der Erfahrung, weiter nicht; aber ein stilles Ringen nach einem größeren und überwiegenden Antheile an den politischen Rechten, die verfassungsmäßig beiden Häusern des Parlamentes zugetheilt waren, hörte darum unter denselben noch lange nicht auf. Unter Carl II. ward es im Unterhause Gebrauch, diejenigen Gesetzesvorschläge, an deren Annahme dem Hause besonders gelegen war, den Geldbewilligungen desselben, einzuverleiben, die bekanntlich keiner Aenderung unterworfen sind. Ein Verfahren, das, wäre es zur Regel geworden, alle gesetzgebende Gewalt in den Händen der Gemeinen vereinigt, und das Daseyn des Oberhauses zu einer leeren Förmlichkeit gemacht haben würde. Die Mitglieder des letztern begriffen die ihnen drohende Gefahr; sie beklagten sich mit Wärme über die vorgekommenen Versuche eines ähnlichen Zwanges, sie bestanden auf einer parlamentarischen Geschäftsordnung in der alten, anständigen Weise, und machten es endlich zur stehenden Regel ihres Hauses, jeden als Anhang einer Geldbill erscheinenden Gesetzesvorschlag ohne weitres zurückzuweisen. Im Oberhause andrerseits bildete sich bald nach der Revolution von 1688 eine mächtige Partei, die

nach Burnets Berichten mit noch umfassenderen Plänen umging, und nicht etwa nur mißbräuchliche Benutzungen irgend eines schon vorhandenen Vortheiles, sondern neue und ausserordentliche Vorrechte und vermittelst ihrer, wesentliche Umgestaltungen der Verfassung zu Gunsten der erblichen Aristokratie zum Zweck hatte. Die Rechte des Thrones, hinsichtlich der Zusammenberufung und Dauer der Parlamente, sollten näher bestimmt und beschränkt werden. Die Geldbewilligungen der Gemeinen wollte man im Oberhause aufhalten, bis den Lords das Recht eingeräumt wäre sich selbst zu besteuern. Ein Ausschuß der letztern endlich, wie er nur in den gefahrvollesten Zeiten in Vorschlag zu kommen pflegte, und der als bleibende Behörde alle Gewalt eines schwedischen Reichsrathes in sich vereinigt haben würde, sollte mit einer Anzahl Gemeinen zusammentreten, um gemeinschaftlich das Wohl des Landes zu berathen. Der adelige Operationsplan scheiterte zum Glück schon bei dem ersten Versuche seiner Ausführung. Das Oberhaus begleitete im Jahre 1692 die Bewilligung der Grundsteuer mit einem Zusatze, zufolge dessen „die Lords sich selbst besteuern sollten." Die Gemeinen erklärten dies für einen Eingriff in ihren ausschließlichen Wirkungskreis: die Lords hingegen, unter Leitung des Grafen Mulgrave, nannten die Pairschaft in Ermangelung eines ähnlichen Rechtes einen bloßen Schatten. Die Gemeinen blieben fest, und die Lords mußten nachgeben, doch thaten sie es nur unter der ausdrücklichen Erklärung, der Noth des Augenblickes weichen zu wollen und indem sie ihren Anspruch auf das streitige Selbstbesteurungsrecht sich vorbehielten.

Bald nach der Throngelangung des Hauses Braunschweig machten sie in der Absicht die verfassungsmäßigen Rechte des Oberhauses in erbliche Vorrechte ihrer Familien zu verwandeln, einen zweiten Versuch, der diesmal gegen das in Anse-

hung ihrer Würden statthabende Ernennungsrecht der Krone, das einzige, das noch einigen Zusammenhang zwischen ihnen und dem übrigen Volke erhielt, und das einzige das ihrem etwanigen Belieben alle noch so nöthigen Bewilligungen oder noch so gerechten Beschlüsse des Unterhauses zu vereiteln, einige Schranken setzte, gerichtet war. Unter der Leitung des Herzogs von Somerset brachten sie ein Gesetz in Vorschlag, das an die Stelle der sechszehn für die Dauer jedes Parlamentes zu wählenden, schottischen Pairs deren fünfundzwanzig erbliche berief, hinsichtlich der englischen eine gewisse, die damalige nur um sechs übersteigende, höchste Zahl festsetzte, und der Krone das bloße Recht, die in dieser Anzahl bei dem Aussterben von Familien entstehenden Lücken durch neue Ernennungen auszufüllen, übrig ließ.

Georg I., der unter dem irrigen Eindrucke, den die gewohnten Formen und Namen seiner Umgebungen auf ihn hervorbrachten, noch weniger, als irgend einer seiner Nachfolger, zu klaren Ansichten von der eigentlichen Beschaffenheit seiner britischen Regierung gelangen konnte, mochte die strenge Abgeschlossenheit eines parlamentsfähigen Adels so löblich finden als die eines stiftsfähigen, und war ohnehin leicht für einen Vorschlag zu gewinnen, durch dessen Genehmigung er nicht sowohl sich, als seinem Nachfolger, mit dem er in Unfrieden lebte, die Hände zu binden meinte. Ein zweites Mißverständniß, das wohl einer längeren Bekanntschaft mit deutschen Ständeversammlungen seinen Ursprung verdankte, ließ ihn den Widerstand der Gemeinen für eine Folge ihrer Besorgnisse ihm durch ein gegentheiliges Benehmen mißfällig zu werden ansehen, er bewog ihn sie in Gnaden eines Besseren zu belehren und ihnen die Versicherung zu geben, er werde den Vorschlag, im Fall derselbe auch von ihnen gebilligt würde, annehmen. Sie ersparten ihm diese Gefälligkeit, und verwarfen das Gesetz.

Die Theilung einer berathenden Versammlung, deren Mitglieder gesetzlich nicht allein sondern auch vermöge ihrer persönlichen Vorzüge einen regierenden Einfluß auf die übrige Gesellschaft ausüben, dürfte nützlich und nothwendig seyn, um einem Vereine der gesammten Aristokratie, dessen Uebergewicht alle Rechte und Freiheiten der Krone wie des Volkes erdrücken würde, zuvorkommen; und wo ein beträchtlicher Theil jenes Einflusses, wie in England, zum erblichen Besitze gewisser Familien gehört, da mag die Aufstellung einer Erbkammer in der gesetzgebenden Versammlung das natürlichste Mittel abgeben, um ihre Theilung zu bewerkstelligen. Aber diese und eben eine solche Theilung und die aus ihr hervorgehende Zwietracht unter den verschiedenen Mitgliedern einer übermächtigen Aristokratie besitzen, wie sich ebenfalls aus dem Beispiele der Engländer ergibt, keinesweges an sich, sondern als bloße geringere Uebel, und nur als Schutzwehren gegen noch größere, einigen Werth; und wo keine gerade so beschaffene Grundstoffe der Aristokratie vorhanden sind, da gibt es auch keinen aus der Natur der Dinge selbst hervorgehenden innern Grund, der gerade für jenes, auch im Falle des glücklichsten Erfolges mit so großen Opfern und Schwierigkeiten verbundene Auskunftsmittel entscheiden müßte. Andere und zufälligere Umstände kämen alsdann bei der Wahl einer oder der andern Form einer gesetzgebenden Versammlung in Betracht; und es ist die Frage ob sich unter denselben einige finden ließen, die mächtig genug wären, das planmäßige Begründen und Befestigen einer erblichen Aristokratie in der Legislatur zu rechtfertigen. Es ist in jedem Falle keine Frage, daß nur, da die etwanigen Vortheile einer Theilung der letztern gewiß nicht zu theuer bezahlt wurden, wo dieselbe nicht ohne den Uebelstand eines ähnlichen Erfolges zu bewerkstelligen war.

Von offenen oder geheimen Feindseligkeiten der beiden Häuser des Parlamentes gegen einander dürfte für die britische Verfassung schwerlich noch etwas zu befürchten seyn. Beide Theile haben nach so vielfachen Schwankungen ihrer Kräfte ein gewisses Gleichgewicht derselben gefunden, und sich unter fruchtlosen Versuchen ihren eigenthümlichen Wirkungskreis zu überschreiten, an die Gränzen desselben gewöhnt. Beide sind sich der Unverletzlichkeit ihrer besondern Vorzüge nur in der des verfassungsmäßigen Ganzen, dem sie als Theile angehören, bewußt geworden, und ein vereinzeltes oder nur vorherrschendes Daseyn liegt eben so wenig in ihren gegenwärtigen Sitten und Begriffen als in ihrem Bereiche. Die Formen des öffentlichen Lebens haben sich durch ihre früheren Reibungen selbst einander so glücklich angepaßt, daß in ihnen wohl kaum eine Gefahr für die Verfassung enthalten ist; es fragt sich, inwiefern diese letztern bei aller Vollendung und Festigkeit ihrer Formen ihren Zwecken entspricht, inwiefern namentlich die beiden Häuser des Parlamentes einerseits ihrer natürlichen Stellung zum Volke treu geblieben, und andrerseits wenigstens an sich, und abgesehen von dem untergeordneten Verhältnisse der meisten ihrer gegenwärtigen Mitglieder, dem wachsenden Einflusse der Krone Schranken zu setzen geeignet sind.

Betrachten wir in dieser Hinsicht die Zusammensetzung des Oberhauses, so dürfte sich zuförderst nicht wohl verkennen lassen, daß die gerühmte Naturmäßigkeit der demselben zustehenden Vorrechte nur sehr bedingungsweise zu verstehen ist. Natürliche Vorzüge, im Gegensatze zu künstlichen oder willkürlichen, sind solche, die ihre Wirksamkeit nicht einer fremden Ursache, sondern sich selbst zu verdanken haben, die nicht erst als Folgen gewisser Einrichtungen oder sie begleitender Umstände begreiflich werden, sondern sich von selbst

verstehen. Auch die Vorzüge der Geburt sind allerdings natürliche, insofern sie in dem freien Anerkennen der Menschen ihre Stütze finden, da eben diese Meinung, auf der sie beruhen, um auch ihrerseits, obgleich in einem ganz andern Sinne des Wortes eine natürliche, d. h., eine natürlich begründete zu seyn, einen hinreichenden Entstehungsgrund ihres Daseyns in dem Wesen ihres Gegenstandes voraussetzt.

Inhalt.

Seite

Carl Gustav Jochmann von Pernau.

Mittheilungen zu dessen Lebensgeschichte vom Herausgeber 1

Kleinigkeiten aus meinen Reiseblättern.

I. in England 81

Radcliffs Library zu Oxford. Die Universität. Printing-house und Mrs. Wadham. All-Souls-Bibliothek. An Jenning in Reading. Die Sakramentswoche. Gratulation u. Condolation. Schaff-Mull und Whisky. Professor Gregory. Advokaten in Edinburg. Englische Zeichnungen. Stanzen. An Sophie. Alexander der Große. Armuth in England.

II. in Frankreich 97

Mirabeau. Großsinn einiger Freudenmädchen. Was jeder Staatsumwälzung vorangeht. Der Director Rewbel. Aenderliches Urtheil. Blicke hinter die Coulissen des 18ten Brumaire. Einfälle. Der Aerolith von Juvinas. Herr Eliçagaray. Zwei Prophezeiungen von Raynal. Politisches Glockenläuten.

Graf Gustav von Schlabrendorf in Paris,

über Ereignisse und Personen seiner Zeit. . . . 121

Bureaukratie. Winterfeld und Friedrich II. Der Bischof von Aversa. Schwache Regierungen. Weiber und Prie-

Seite
ster. Die Jesuiten. Die Fürstenbraut. Geschichte und Geschichtschreiber. Die Kunst zu lügen. Von Wundern. Rivarol. Diplomatische Laurer. Ehrlichkeit. Adel. Preßfreiheit. Dogmen. Meinungswäsche. Forster und Friedrich II. Fichte's geschlossener Handelsstaat. Die Deutschen. Schlabrendorf's Wahlspruch. St. Simon. Prophezeiungen. Bemerkungen über Sprache. Königlicher Wahnsinn. Hochschule der Weisheit. Physiognomie von Paris am 10. August 1792 und 31. Januar 1793. Gnomen. Regierungswechsel. Oeffentliche Vernunft. Baron Hompesch. Der Freiherr von der Trenk. Franzosen und Engländer. La Grange. Cabanis. Die Theophilantropen. Ehrlichkeit. Schlabrendorfs Glaubensbekenntniß. Bergasse. Urtheile. Lafitte und der Pamfletschreiber. Das Danaidengeschäft. Der geheime Einfluß auf die französische Revolution. Mary Wollstonecrofft. Mysticismus.

K. E. Oelsner in Paris.

Ueber Personen und Ereignisse seiner Zeit. 201
Bonaparte und Napoleon. Die Bernergesandtschaft im Jahre 1798 zu Paris. Der heutige Adel. Maltebrun. Polizei. Sipes. Ganilh. Holland und Pauw. Das Römerreich unter Constantin. Soldatenstand. Elemente der Revolution. Selbstbeschauung. Italiener. Apophegmen und Anekdoten.

Robespierre.
. . . . 252

Die Bürgschaften der englischen Verfassung.
. . . . 296

Carl Gustav Jochmann's,

von

Pernau,

RELIQUIEN.

Aus seinen nachgelassenen Papieren.

Gesammelt

von

Heinrich Zschokke.

Zweiter Band.

Hechingen,

Verlag der F. X. Ribler'schen Hofbuchhandlung.

1837.

Hofbuchdruckerei von F. X. Kibler.

Ueber die Oeffentlichkeit.

Oeffentliche Meinung. Oeffentliches Leben.

Das Schicksal der Meinungen gleicht in unsern Zeiten dem der Ketzer in Rom. Liegt ein Pabst im Sterben, so öffnet man die Gefängnisse und läßt alle Missethäter ziehen. Aber nur die größern, die das Verbrechen begingen, anders zu denken als ihre Wächter, behält man im Auge, und kaum über die Schwellen ihrer Kerker hinaus, werden sie wieder aufgefangen und eingesperrt.

So entfesseln die Mächtigen der Erde in irgend einer großen Todesnoth, mit allen Leidenschaften auch alle Wahrheiten. Sie werden ausgesandt um Rettung, und sollen Kräfte wecken, die kein Machtgebot zu schaffen, und keines zu lenken vermag. Ist aber die Noth vorüber, so werden ihnen alle Sbirren der verjüngten Herrschaft nachgesandt. Die losgelassenen Leidenschaften sind freilich sicher in ihren Schlupfwinkeln, in der Stille des verbissenen Grimmes, in der Tiefe des erbitterten Herzens; aber die Meinungen, um nicht endlich mit verbrecherischen Leidenschaften in Bund zu treten, müssen sich zeigen dürfen, und sollen es doch nicht; man fängt sie wieder ein, nachdem sie ihr Tagwerk gethan haben, und will sie unter Schloß und Riegel unschädlich machen, wenn man ihrer nicht mehr bedarf.

Ein ähnliches Verfahren ist indessen zu begreifen und selbst zu entschuldigen, so lange das Leben der Gesellschaft überhaupt, als ein verborgenes, besteht. So lange Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege, unter dem Schleier des Geheimnisses, gedeihen sollen, mag es billig bezweifelt werden, ob eine laute Meinung über diese Gegenstände wünschenswerth, oder nur zu gestatten sei. Eine öffentliche Meinung ist unzertrennlich von einem öffentlichen Leben. Sie setzt es voraus, oder hat es früher oder später nothwendig zur Folge; und so führt dann die Frage, ob es — nicht etwa Meinungen über gewisse Dinge, sie pflegen sich ohne Frage und Erlaubniß von selbst zu machen, — sondern ob es eine öffentliche Meinung geben, ob die Mittheilung des Gedankens nicht als Thatsache, sondern als Recht bestehen soll? unmittelbar zu einer umfassendern: über das Daseyn der Oeffentlichkeit überhaupt. Es liegt am Tage, daß Oeffentlichkeit der Meinungen unmöglich von der Oeffentlichkeit ihrer Gegenstände zu trennen sei, und folglich ihre Gültigkeit in jedem Lande, aus dessen Einrichtungen sie bisher verbannt war, nicht etwa nur die Veredlung, sondern endlich auch die Umgestaltung dieser letztern, und in so fern ganz eigentliche Staatsveränderungen herbeiführen würde. Und solche Rücksichten erklären es, wie die Meinungs-Oeffentlichkeit, und namentlich ihr unentbehrliches Werkzeug, die freie Presse, ausser eigennützigen auch wohlgesinntere Gegner haben kann; Gegner, die bei der Sache ihren Preis vielmehr, als ihren Werth ins Auge fassen, und ohne diesen zu verkennen, jenen zu hoch finden.

Durch ähnliche Besorgnisse wird aber die Frage, auf deren Beantwortung es ankommt, nur anders und allgemeiner gestellt. Ist ein öffentliches Leben das unvermeidliche Ergebniß einer öffentlichen Meinung, so ist es klar, daß ein Versuch, die Wohlthaten oder Gefahren dieser letztern darzustellen, soll er vollständig und es redlich mit ihm gemeint seyn, nothwendig das Wesen der Oeffentlichkeit überhaupt

umfassen muß. Und nur in so fern und so lange die Presse das einzige allgemeine Werkzeug der von jeder andern Oeffentlichkeit unzertrennlichen öffentlichen Meinung abgibt, sind Preßfreiheit und Oeffentlichkeit in ihrem Wirken und Wesen für uns einander gleich.

Den bloßen Begriff der letztern verdanken wir den Erfindern der Presse. Das Alterthum besaß oder entbehrte sie, ohne sich ihrer bewußt zu seyn, ohne sie in dem einen Fall zu würdigen, oder in dem andern zu vermissen. Sie brauchte weder erlaubt noch verboten zu werden. Sie verstand sich entweder von selbst, wenn alle Theilnehmer der Gesellschaft auch unmittelbar an den Verhandlungen derselben Theil nahmen, oder sie war unter jeder andern Voraussetzung unmöglich. Erst ein Zeitalter, dem umgekehrt in seinen größern Völkervereinen die Möglichkeit einer unmittelbaren Theilnahme jedes Einzelnen an den Verhandlungen der ganzen Gesellschaft genommen, und hingegen die einer entferntern Theilnahme an denselben durch ein umfassenderes Mittel des Gedankenaustausches gegeben war, konnte sich unserer selbstständigen Oeffentlichkeit, und in ihr eines öffentlichen Lebens, das nicht länger auch das jedes Einzelnen zu seyn brauchte, bewußt werden.

Der Grundsatz der Oeffentlichkeit vertritt in unsern Tagen die Stelle jenes ältern der Gemeinschaftlichkeit. Ein öffentliches und ein gemeinschaftliches Leben der bürgerlichen Gesellschaft sind in ihren Wirkungen einerlei. Beide stehen dem getrennten Interesse gegenüber, das nur als ein verborgenes gedeiht; und beide führen demnach, wo immer ein solches dem Zwecke der Gesellschaft untergeschoben wurde, zu Veränderungen, die sich nur dadurch unterscheiden, daß die Umwandlung in dem einen Falle mehr die bisherige Richtung, in dem andern unmittelbarer auch die Form der Staatsgewalten betrifft.

So wenig diese Folge der Oeffentlichkeit sich läugnen läßt, so wenig entscheidet sie über deren Werth. Staatsver=

änderungen sind an sich und abgesehen von ihrem Zwecke nur in so fern zu verwerfen, als nicht freie und gemeinnützige Ueberzeugungen, sondern selbstsüchtige Begierden, und blinde Kräfte, sei es Einzelner oder der Menge, sie herbeiführen. Und bahnte die Oeffentlichkeit nur solchen Veränderungen den Weg, entfesselte sie, statt unserer Meinungen, unsere Leidenschaften: so müßte sie freilich, welcher spätere Segen ihr auch nachzurühmen wäre, schon darum aus jeder Gesellschaft, (in der nicht einer die Mittel durch den Zweck heiligenden Jesuitenmoral gehuldigt würde), verbannt werden.

Wir sehen indessen doch auch die Macht (einer sie bedrohenden Uebermacht gegenüber) sich an die Meinung wenden, und wie immer nur der Schwächere sich auf das Recht beruft, und um es wirksam zu thun, es immer öffentlich thun muß; während auf der andern Seite Willkühr des Einzelnen und Aufruhr der Menge, die Staatsstreiche der Herrscher wie die der Beherrschten, im Dunkel des Geheimnisses vorbereitet werden, um sich erst vollendet, nicht als öffentliche Meinung, sondern als öffentliches Unglück zu enthüllen. Beide sind öffentlich, die Kämpfe der Meinung und die Siege der Leidenschaft, und wir verwechseln sie, und glauben, wo diese gefeiert werden, jene zu erblicken. Aber es ist möglich, daß beide sich nicht einmal mit einander vertragen, daß nur wo die Wünsche und Ansprüche Aller ein Geheimniß bleiben müssen, der Eigenwille eines Einzelnen oder einer Partei sich des Rechtes derselben anmaßen darf, und jede Veränderung in eine Umwälzung ausarten muß. Es ist möglich, daß eben um die Leidenschaften zu fesseln oder zu entwaffnen, jene Gefangenen, die wir nur in den Tagen der Gefahr aus ihren Kerkern zu entlassen pflegen, auch in denen der Sicherheit frei seyn müssen und stark. Was wir als ein Uebel der Oeffentlichkeit ansehen, der Kampf der Meinungen, wäre dann eine ihrer Wohlthaten mehr.

---

2. Vereinigung der Staatsgewalten.

Das Beste, was in den wenigsten Worten zum Lobe der Oeffentlichkeit gesagt werden kann, ist in einigen Zeilen der britischen Encyclopädie enthalten. Unter allen gesellschaftlichen Interessen, heißt es daselbst, ist sie das wichtigste; nicht nur als eine gute Bürgschaft jedes Rechtes überhaupt, sondern auch als das, was jeder andern erst Leben und Stärke verleiht. Jedes andere Sicherungsmittel ist hinfällig und werthlos ohne das der Presse, oder in Vergleichung mit ihm *).

Ein Engländer, um seinen Mitbürgern diesen Gedanken verständlich zu machen, bedarf seiner weitern Ausführung nicht. Sie sind frei, wie man gesund ist. Sie genießen ihr bürgerliches Daseyn in dem Elemente der Oeffentlichkeit, wie ihr körperliches in dem der Luft, und brauchen keine Beweise um sich der unentbehrlichen Wohlthaten des einen wie des andern bewußt zu seyn. Anders verhält sich's im Lande deutscher Zunge mit uns. Auf der ausgedehnten Stufenleiter des europäischen Völkerlebens, die sich von dem Wohlseyn, das der Beherrscher eines freien Volkes genießen und verbreiten kann, bis zu den Gräueln einer großherrlichen Janitscharendemokratie, und noch tiefer bis zu den einer priesterlichen Pöbelgewalt hinab erstreckt, stehen wir etwa in der Mitte. Gleich weit entfernt von dem vollendeten Segen einer nichts, als schützenden Macht, und von dem entschiedenen Verderben einer nichts, als herrschenden, haben wir von jenem das Meiste noch zu wünschen, von diesem das Wenigste auch nur zu fürchten. Wir sind mit den Wohlthaten einer gesetzlichen Freiheit nicht vertraut genug, um sie zu kennen, und nicht unbekannt genug, um sie zu verachten. Für uns ist es allerdings eine Frage, in wie fern Oeffentlichkeit eine wesentliche Bedingung derselben ausmacht. Ein europäisches Buch mag bald auch darum

---

*) *Encyclopaedia britannica* Art. Jurisprudenz, von James Mill.

jedes bessere heißen, das über politische Gegenstände in unserm Welttheil geschrieben wurde, weil es in Amerika nicht gelesen zu werden braucht; und ein deutsches, wäre es auch kein schlechtes, ist nachgerade schon in England ein überflüssiges.

Die wichtigste Aufgabe der Gesetzgeber war von jeher auch ihre gefährlichste Klippe. Um eine den Zwecken der Gesellschaft entsprechende Staatsverfassung darzustellen, ist es nicht genug, die verschiedenen Staatsgewalten zu finden und anzuordnen; eine zweite und schwierigere Aufgabe ist die, jene Gewalten an ihre Bestimmungen zu fesseln, und ihnen die Abwege, auf die sie von einer, sich den Zweck der Gesellschaft unterordnenden, Selbstsucht gelockt werden, zu versperren. Die Gewalten finden sich schon, aber damit ist noch nichts geschehen, so lange nicht auch ihre Schranken gefunden sind; so lange nicht eine Scheidewand zwischen der Macht und ihren Mißbräuchen, als Schutzwehr gegen diese, der Gesellschaft alle beabsichtigten Wohlthaten der erstern verbürgt.

Auf zweierlei Wegen hoffte man bisher zu diesem Ziele zu gelangen. Beide, obgleich sie zuletzt nach ganz verschiedenen Richtungen auseinanderlaufen, haben das mit einander gemein, daß auf beiden die Regel und Schranke der Gewalt in der Gewalt selbst gesucht werden muß.

Auf dem ersten und scheinbar nähern Wege scheint man sich dem Ziele nur zu nähern, um es endlich ganz aus dem Auge zu verlieren. Man setzt jeder niedern Gewalt in einer höhern die nöthige Schildwache, und steigt aufwärts, bis man — oben ist, und nicht weiter kann. Es ist mit einer ähnlichen Kette beaufsichtigender Gewalten den Staatskünstlern ungefähr, aber auch nur ungefähr so, gegangen, wie den Metaphysikern mit ihrer Stufenleiter von wirkenden Kräften. Wie diese, von Ursache zu Ursache hinaufsteigend, endlich zu einer höchsten Endursache, der Gottheit gelangen, so erblicken Jene auf dem Gipfel ihres Staatsgebäudes und am Ende der langen Reihe von Aufsehern, in dem Alleinherrscher

ihren politischen Gott. Und sie haben sich ihres Werkes gefreut, und wie in dem Menschen das Ebenbild seines Schöpfers, im Staate, das der Weltordnung zu finden gemeint.

Die Aehnlichkeit indessen zwischen der Weltordnung und einem solchen Ebenbilde derselben, ist leider nicht größer, als die zwischen der Gottheit und uns. Nur des Metaphysikers Kette von Ursachen entsprach dem Bedürfnisse und löste die Aufgabe desselben. Nur er gelangt wohin er gelangen will. Ihm darf seine höchste Endursache genügen, und er darf bei ihr stehen bleiben, eben weil sie die höchste ist, und eine Vollkommenheit begreift, vor der unmöglich nach einer noch höhern gefragt werden kann. Aber des Politikers Reihe einander beaufsichtigender Gewalten besteht immer nur aus gleichartigen, immer nur aus menschlichen Kräften, deren keine ihrer Natur nach, edler ist oder höher steht, als die nächstvorhergehende. Die Veranlassung zum Aufsuchen einer neuen beaufsichtigenden Gewalt ist bei der letzten, die man aufstellte, so dringend, als bei jeder vorhergehenden; und es ist schlechterdings nicht abzusehen, warum nicht noch weiter gegangen, oder warum auch nur so weit gegangen wird, wenn man bei dem hundertsten oder tausendsten Gliede der Kette nicht weiter ist, als bei dem ersten.

Die politische Allmacht mögen wir austheilen, aber die politische Heiligkeit nicht, nicht eine Vollkommenheit, die jede Frage nach einer höhern überflüssig macht. Und eben darum können wir es nicht, weil auch jene Allmacht nur in ihrer Einbildung und in ihren Ansprüchen unbegränzt erscheint; weil wir in jedem Allmächtigen unserer eignen Art, statt seine Kräfte zu erhöhen, immer nur seinen Willen zu entfesseln im Stande sind. „Güte, bemerkt Rousseau*), ist nothwendig die Begleiterin jeder schrankenlosen Macht, und einer Selbstliebe, die von jedem sich fühlenden Wesen unzertrennlich ist. Wer Alles vermag, erweitert sein Daseyn in

*) In der *Profession de foi du Vicaire savoyard.*

dem seiner Schöpfungen. Schaffen und Erhalten ist die ewige Lebensthätigkeit einer solchen Macht. Indem sie vernichtet hört sie auf zu wirken. Gott ist kein Gott der Todten, er ist ein lebendiger Gott, und würde sich selber schaden müssen, um zu zerstören. Wer Alles kann, muß nur das Gute beabsichtigen."

Gott also allein ist allgütig, weil er allein allmächtig ist. In keinem Sterblichen aber sind wir Gesinnungen vorauszusetzen berechtigt, bei welchen jede Bürgschaft seiner Unschädlichkeit entbehrlich seyn würde. Denn keinem vermögen wir die nothwendige Bedingung derselben, eine wirkliche Allmacht zu verleihen; und eben deswegen dürfen wir jene politische, (zu der wir denn doch am Ende auf der Stufenleiter einander beaufsichtigender Staatsgewalten gelangen), eben so gut in die Hand des ersten Machthabers niederlegen, als in die des letzten.

Auch geschieht in der That etwas Aehnliches überall, wo die politische Allmacht einer einzigen Hand anvertraut wurde; zwar nicht in dem Sinne des Gesetzgebers, aber vermöge der Natur der Dinge, der stärksten unter allen gesetzgebenden Gewalten. Was Mailebranche und seine Schüler in der Schöpfung zu entdecken glaubten, in der sie bei der einleuchtenden Unzulänglichkeit aller Mittelkräfte, lieber gleich und in jedem vorkommenden Fall zu der höchsten Endursache ihre Zuflucht nahmen, und in jeder Bewegung die Gottheit unmittelbar eingreifen sahen, das findet sich verwirklicht in unsern politischen Ebenbildern des Weltgebäudes. Die unumschränkte Gewalt, die nur dem Herrscher gehören sollte, wird am Ende auch jedem niedrigern Machthaber in seinem Wirkungskreise zu Theil. Jede Schildwache ist ein Stellvertreter des Fürsten; jeder Thorschreiber dünkt sich dicht am Throne zu stehen; jeder Diener, gleich jenen hochmüthigen Knechten der Cäsaren, befiehlt mit Winken, wenn er auf den Wink gehorcht *), und übt, welchen Rang

*) Nominatis libertis ejus quos conscios haberet, respondit (Pallas); nihil unquam se domi, nisi nuto aut manu significasse, vel si plura demonstranda essent, scripto usum, ne vocem consociaret. *Tacitus*, Annal. XIII. 23.

er auf der großen Stufenleiter von Eitelkeit und Erniedrigung einnehmen mag, in seinem Bereiche die nämliche Willkühr, der er selbst seinem nächsten Obern gegenüber sich unterwerfen muß; jede ähnliche Verfassung ist mehr oder weniger, wie nach dem wunderlichen aber treffenden Ausdrucke eines französischen Schriftstellers, die chinesische, eine Kaskade von Prügeln. Bessere Staatslehrer haben gerade in dieser unvermeidlichen Uebertragung der ganzen schrankenlosen Willkühr des Alleinherrschers auf jeden untergeordneten Machthaber dasjenige Grundübel des Despotismus erkannt, das jeder innern und aus ihm selbst hervorgehenden Veredlung desselben am unüberwindlichsten im Wege steht.

Das regelmäßige Aufthürmen einer Gewaltenpyramide, in der durch ihre bloße Form allen Mißbräuchen der einzelnen Gewalten vorgebeugt werden soll, verfehlt somit nicht allein, sondern bekämpft auch seinen eigenen Zweck. Dieselben Mittel, durch welche der Willkühr begegnet werden sollte, vervielfältigen sie; und das Unglück ist um so unvermeidlicher, da es nicht aus schlechten Absichten und nicht allein aus falschen Ansichten der Baumeister, sondern aus der wesentlichen Beschaffenheit ihrer Stoffe sich ergibt. In der Natur herrscht nur Einer, aber dieser Eine ist wirklich der Höchste, und seine Macht ist Allmacht. In der Natur ist Gott; in unsern Staaten treffen wir immer nur auf Menschen, und wieder Menschen.

---

3. Trennung der Gewalten.

Der zweite Weg, auf dem die gesetzgebende Weisheit ihr Ziel, eine Schutzwehr des Rechtes auch gegen die Macht seiner Diener, erreichen will, scheint auf den ersten Anblick um so mehr zu versprechen, je vorsichtiger auf demselben die falsche Richtung des ersten, zwar nähern, aber um so unmittelbarer, zu einem verderblichen Irrthum führenden Weges

vermieden wird. Nicht in dem übermächtigen Drucke der höchsten Regierungsgewalt, sondern in dem Gleichgewichte ihrer Bestandtheile, nicht in der Vereinigung, sondern in der Trennung dieser letztern, hat eine zweite Klasse von Staatsmännern die Lösung der großen Aufgabe gesucht. Sie gehen zwar Anfangs zu Werke, wie die Anhänger der ältern Schule, und sorgen durch ein Unterordnen der niedrigern Gewalten unter immer höhere für die nöthige Beaufsichtigung aller; sind sie aber zu dem Gipfel ihres politischen Gebäudes gelangt, so lassen sie es nicht, wie jene, in eine Spitze auslaufen, sondern stumpfen diese ab. Die höchste Gewalt soll ihnen zufolge nicht zusammengehalten, sondern in ihre verschiedenen Bestandtheile, in eine richterliche, verwaltende und gesetzgebende Macht aufgelöst, jede von dieser wiederum wo möglich unter mehrere vertheilt, und so die gesammte politische Allmacht oder höchste Gewalt, vermittelst einer wohlthätigen Eifersucht unter ihren, sich einander das Gleichgewicht haltenden und gegenseitig bewachenden Inhabern, auf ihre nützlichere Thätigkeit, und nur auf diese beschränkt werden *).

Gegen die Willkühr einzelner Gewalthaber wird auf diese Weise — vorausgesetzt, daß eine so genaue Vertheilung der Gewalten, die jedem Siege der einen oder andern für immer vorbeugte, möglich wäre — allerdings gesorgt; nicht aber gegen das Unglück ihrer Vereinigung. Die Sicherheit der Beherrschten dauert nicht länger, als der Zwist ihrer Beherrscher. Für die Machtfülle der Einverstandenen gibt es kein Gegengewicht. Die Regierer sind nicht despotisch, aber die

*) Der Verfasser hat den Ausdruck verwaltende Macht dem der ausübenden vorgezogen, weil die Verwaltung in der That noch etwas mehr voraussetzt und erfordert, als bloße Ausübung des Gesetzes. Er hat ferner die verschiedenen Gewalten nach dem Range geordnet, den ihm dieselben in ihrer Wichtigkeit zu haben scheinen, und so der richterlichen, die, so lange sie unabhängig und gerecht ist, unter allen die wohlthätigste und folglich wichtigste seyn dürfte, den ersten Platz eingeräumt. J.

Regierungen sind es, und wir entfliehen einem übermächtigen Einzelnwillen, um desto gewisser einem schrankenlosen Gesammtwillen anheimzufallen. Eben jenes England, in dessen Einrichtungen, seitdem uns Montesquieu auf dieselben aufmerksam und Delolme mit ihnen bekannt gemacht, unsere Politiker das Muster einer zweckmäßigen Theilung der Gewalten zu rühmen pflegten, liefert den Beweis des oben Gesagten; und mit Recht nannte Thomas Paine eine Verfassung, vermöge deren zwar von den drei Bestandtheilen der höchsten Gewalt, König, Lords und Unterhaus, jedem für sich ein bestimmter und abgesonderter Wirkungskreis angewiesen, das ganze Parlament aber desto schrankenloser zu schalten befugt ist, eine despotische Legislatur.

Daß ein britisches Parlament Alles wollen und Alles thun darf, ist ein Satz, den kein Engländer gern zugibt, aber auch keiner zu leugnen vermag. Die Beschlüsse dieser einer Mehrzahl von Theilnehmern anvertrauten, gesetzgebenden Gewalt, wie gut oder schlecht sie seyn mögen, sind völlig so unbedingt, als die Machtsprüche des Alleinherrschers, und müssen es wohl seyn. Die Religion selbst, unter allen Menschenrechten das unveräusserlichste, ist in dem einer solchen Legislatur unterworfenen Lande, so gut als in der unumschränktesten Monarchie, nicht ein Gewissensrecht, sondern ein Landesgesetz. In England namentlich lassen Grundsätze und Erfahrungen darüber keinen Zweifel; und jener englische Richter, der noch vor Kurzem in einem Prozesse über sogenannte Gotteslästerungen, die christliche Religion für ein bürgerliches Rechtsinstitut seines Vaterlandes erklärte, huldigte, indem er das Christenthum zu ehren meinte, vielmehr der schrankenlosen Machtfülle des Parlaments. Das gesetzgebende Ansehen desselben erstreckt sich über die wesentlichsten Rechte des Bürgers wie des Menschen; und zweimal hat es wirklich, vermöge seiner höchsten und unbeschränkten Gewalt, eigenmächtig über die wichtigsten Grundsätze auch der Verfassung entschieden, über die Regie-

rungsrechte des Fürsten und über die Wahlrechte des Volks. Das erste geschah im Jahre 1688, als — und noch dazu nur zwei von den drei verfassungsmäßigen Bestandtheilen des Parlaments, — Ober- und Unterhaus über den von ihnen für erledigt ausgegebenen Thron verfügten, und einen Machtspruch thaten, der nur durch seine Gemeinnützigkeit gerechtfertigt erschien. Das andere geschah zur Zeit der amerikanischen Unruhen, als das Parlament sich über den für unverletzlich angesehenen Grundsatz der Unzertrennlichkeit des Rechtes, im Parlamente vertreten zu werden, und der Verpflichtung, Steuern zu entrichten, verneinend aussprach. Die Gährung, die ein solcher Ausspruch herbeiführen mußte, dauert noch jetzt; sie erzeugte das unnatürliche Verhältniß einer der Mehrzahl im Volke entgegengesetzten Mehrzahl im Parlamente. Wir sehen, wie in unsern Tagen eine Partei großer Grundeigenthümer sich in beiden Häusern der gesetzgebenden Gewalt bemächtigt hat, und indem sie vermöge ihrer Stimmenmehrheit in jenen das allgemeinste Bedürfniß im Lande ihrem besondern Vortheile unterordnet — immer kühner, oder immer tollkühner, alle Genüsse des überschwenglichen Reichthumes einiger Tausende, der Verzweiflung hungernder Millionen gegenüberstellt. Immer einleuchtender ist es geworden, daß die Revolution von 1688 jene entscheidende Frage vom leidenden Gehorsam nicht beantwortet, sondern blos von einem Zweige der Legislatur auf das Ganze derselben, von dem Throne auf das Parlament übertragen hat. Wenn diese zweite Erörterung derselben, obgleich sie in das Zeitalter der Revolutionen fiel, sich bei weitem gefahrloser und milder gestaltete, als die erste; wenn es immer wahrscheinlicher wurde, daß England, auch bei den offenkundigen und wesentlichen Gebrechen seiner Legislatur, noch frei zu bleiben und immer größer zu werden fähig sey; wenn die Mängel des Parlamentes, zum Glücke des Volkes, nicht so dringend als vor Zeiten die des Thrones einen reformirenden Eroberer zu erfordern scheinen, so liegt eben darin ein Beweis, daß es gegen die

Mißbräuche der höchsten Gewalt eine noch andere Bürgschaft, als in ihren Formen, geben muß; und daß die heutigen Engländer, im Besitz einer solchen, der heillosen Nothwendigkeit, sich durch Staatsumwälzungen zu helfen, überhoben sind.

Auch dieser zweite Weg, auf dem wir die Lösung der großen politischen Aufgabe zu finden hoffen, ist somit nur ein längerer zu der vorigen Täuschung; ein Umweg, auf dem wir uns unserer Verirrung nur etwas später bewußt werden, als auf dem ersten. In beiden Fällen suchen wir zum Schutze gegen irgend eine Gewalt nach einer edlern, und finden immer nur eine stärkere. Auf beiden Wegen suchen wir die Aufsicht, und finden wir immer nur die Uebermacht; und auf beiden ist, gerade wenn wir nicht weiter können, das Bedürfniß, weiter zu kommen, am dringendsten.

Dieselben Ursachen erzeugten jedesmal die nämlichen Wirkungen, Bürgschaften gegen den Mißbrauch physischer Kräfte entdecken wir unmöglich in der Natur dieser Kräfte selbst. Wo sie allein vorwalten, da ist das Recht des Stärkern — freilich nicht ein Recht, — aber ihr natürliches Ziel, eine sich nie verläugnende Bestimmung ihres Daseyns, und ihre ganz eigentliche Lebensthätigkeit. Ob diese in der bürgerlichen Gesellschaft zuletzt von einem einzigen Machthaber oder von mehreren Inhabern der höchsten Gewalt ausgeht, ist an sich und abgesehen von einigen entferntern und nichts weniger als nothwendigen Folgen und Umständen, so ziemlich einerlei. Jedesmal ist es ein Zufall, unter dessen Voraussetzung allein die verschiedenen Formen sich zur Erfüllung ihres Zweckes eignen; Einsicht und was von einem größern Maße derselben unzertrennlich ist, Herzensgüte des Alleinherrschers, oder Zwietracht und Eifersucht und ein genaues Gleichgewicht der Kräfte unter den Mehreren, die sich in die politische Allmacht getheilt haben. Die Frage über den Vorzug einer oder der andern dieser innern Einrichtungen der Gesellschaften, hat viel Aehnliches mit einer zweiten, (über die vorzüglichere Bedin-

gung ihrer äussern Beziehungen), über die Trennung der Staaten, wie in jenem Falle der Staatsgewalten und ihr gegenseitiges Gleichgewicht, oder die Alleinherrschaft eines einzigen übermächtigen Universalstaates, gleichviel ob Universalmonarchie, oder Universalrepublik. Man hat mit Beispielen gestritten, weil mit Gründen, wo die Erfolge immer nur Zufälle sind, in der That nicht viel auszurichten seyn möchte. Man hat das friedliche Zeitalter der Antonine den unruhigen Schwankungen eines europäischen Staatenvereines, oder die Civilisation dieses letztern dem barbarischen Universaldespotismus der Tamerlane gegenübergestellt. Ein Glück, wie es die Alleinherrschaft gewähren kann, scheint, weil es nicht, wie das der getrennten Regierungsgewalt, Argwohn und Eifersucht unter den Machthabern voraussetzt, ungetrübter zu seyn als dieses; hingegen auch ungewöhnlicher, so lange die gehässigern Leidenschaften des menschlichen Herzens gewöhnlicher sind, als die Tugenden eines Marc-Aurel. Eines indessen, wie das Andere, ist mehr als ungewiß. Der Segen der bloßen Gewalt ist immer nur möglich, und das Wahrscheinlichste bleibt ihr Mißbrauch.

So forschen wir denn in der herrschenden Macht allein vergebens nach der schützenden. Wie vorsichtig unsere politischen Meßkünstler die bloßen physischen Kräfte abwägen, und welche Richtung sie den Strömungen derselben vorzeichnen mögen: den Damm, der diese regeln soll, erbauen sie nimmermehr aus den nämlichen Stoffen, auf deren Bändigung es eben ankommt. Ihre Wage der politischen Gerechtigkeit vor Schwankungen zu bewahren, blieb ihnen allen, auch wenn sie Anfangs nach einem Gleichgewichte suchten, zuletzt kein Ausweg, als der: irgend ein entschiedenes Uebergewicht, und wär' es auch, wie Brennus, das des Schwertes, in eine der Schalen zu werfen und sie durch den Druck zu befestigen. Ständen uns, um den Zweck der Gesellschaft zu erreichen, keine andere als physische Mittel zu Gebot, so müßten wir ihn aufgeben.

---

4. Aufsichts-Gewalt.

Es liegt am Tage, daß wir nicht in einer bloßen verschiedenen Form der nämlichen Kräfte, sondern in einer verschiedenen Art von Kräften, die Schutzwehr gegen den immer nur zu wahrscheinlichen Mißbrauch der bloßen äussern Gewalt zu suchen haben; und es gibt nur noch eine. Die physische muß von einer geistigen, die Macht, welche Körper zwingt, von einer, die dem Willen seine Richtung gibt, bezwungen, die Bewegung durch Beweggründe, die nicht wieder nur aus den Massen hervorgehen, bestimmt werden. Den sinnlichen Kräften müssen edlere, den Leidenschaften Ueberzeugungen und Wahrheiten, und nicht nur einleuchtend, sondern herrschend, gegenüber stehen.

„Gestatte ehrlichen Leuten die Wahrheit zu sagen!" meinte Theopomp, als ihn Jemand gefragt hatte: wie man es anfangen müsse, um gut zu regieren? — Und das Mittel ist in der That, für Jeden, der den Rath ehrlicher Leute befolgen will, ein so gegründetes, daß es nur noch darauf anzukommen scheint, jeden Andern in die Nothwendigkeit zu versetzen, ihn auch befolgen zu müssen. Fast alle ältere sowohl als neuere Staatsmänner, die sich mit Verfassungsentwürfen, sei es für einen wirklichen, oder irgend einen eingebildeten Staat beschäftigten, erblickten denn auch den Schlußstein ihres politischen Gebäudes, und die letzte Bürgschaft für das unverfälschte Bestehen aller ihrer übrigen Einrichtungen, in einer solchen, unmittelbarer auf die Absichten des Gesetzgebers verwiesenen, sittlichen Regierung neben der bürgerlichen; in einer solchen Obrigkeit der Obrigkeiten, in einer censorischen Gewalt. Aber es ist bemerkenswerth, daß die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit ihres Daseyns in der Hand gewisser Staatsbeamten, und gleichsam ihrer Verkörperung, nur in Zeiten oder Gegenden vorkam, in welchen ein freier und allgemeiner Austausch des Gedankens unmöglich, oder doch ohne Beispiel geblieben war. Rom und

Sparta hatten ihre Censoren und ihr Ephorat; in Venedig erhielten sich die Zehnmänner, Anfangs zum Behufe, dann unter dem Vorwande der öffentlichen Sicherheit im Besitz einer ähnlichen Macht. Noch Montesquieu und Rousseau wissen sich ihre gepriesene censorische Gewalt nicht anders, als in den Händen einzelner Gewalthaber vorzustellen. In England war ein Minister Heinrichs VIII., Sir Thomas More, so ziemlich der letzte, dem der bloße Begriff einer öffentlichen Meinung so völlig fremd war, daß er in seinem Utopien jede Aeusserung über Regierungsangelegenheiten bei Todesstrafe untersagte, und der zugleich sein Ideal einer Staatsverfassung für das nämliche Traumland, durch Einrichtung der Censorenwürde vollendete; einer Würde, deren Wiederherstellung wohl kein englischer Staatsmann seitdem auch nur im Traume gedacht haben mag.

Die Einrichtung eines solchen Amtes läßt sich auf die doppelte Aufgabe des Ausmittelns, erstlich der sich dazu eignenden Männer, und sodann eines Verhältnisses zurückführen, das nicht allein den Stimmen derselben Gewicht verleihe, sondern auch sie selbst vor dem verführerischen Einflusse des Rechtes, den höchsten Gewalten im Staate zu jeder Zeit gebietende Wahrheiten zu sagen, sicherte; und wie leidlich man auch zu Zeiten die erste dieser Schwierigkeiten umging, so wurde doch die andere desto unfehlbarer zur Klippe jedes ähnlichen Versuchs.

Redliche Männer sind am Ende so überselten nicht, aber auch für den Redlichsten streitet in jedem einzelnen Falle doch nur die Vermuthung, daß seine Meinung die bessere seyn werde. Welches die beste sey, muß immer erst aus dem Sinne eines jeden, und nicht aus der Würde ihres Urhebers hervorgehen. Gesetze zu geben oder zu befolgen, kann Einzelnen aufgetragen werden; aber schwerlich der Vorzug, bei jeder Gelegenheit das Zweckmäßigste zu denken und zu sagen. Befehlen und Gehorchen können Geschäfte seyn, aber unmöglich die beste Einsicht und der untadelhafteste Wille.

Recht sprechen, mag eine Amtspflicht ausmachen; aber Recht haben nimmermehr. Und hatte man sich über diese Schwierigkeit hinweggesetzt, und darein ergeben, die Meinung eines Einzelnen als die jedesmalige beste gelten zu lassen, so konnte man der bevorrechteten Meinung doch nur dadurch ein zwingendes Ansehen mittheilen, daß man es der Person ihres Urhebers übertrug. Und man hatte wieder nur einen höhern Machthaber eingesetzt, und einen mit einer um so höhern Macht versehenen, da ihre Wirksamkeit eben da anfangen sollte, wo die des Gesetzes aufhört.

Wer die Anwendung der Gesetze regeln darf, steht über dem Gesetze; wem jede Staatsgewalt folgen muß, dem gehorcht nothwendig der ganze Staat. Auch lieferte die Geschichte dieser Sittenobrigkeit immer nur einen Beweis mehr, wie vergebens man in dem Wirkungskreis der Staatsgewalten selbst nach einem Mittel forscht, sie in den gesetzlichen Schranken dieses Kreises zurückzuhalten. Die amtlichen Rathschläge der Könige von Sparta, des römischen Senates und der Regierung von Venedig, verwandelten sich alle in Herren der ihnen empfohlenen Obrigkeiten, und aus Vormündern in Beherrscher des Staats. Die censorische Gewalt entartete überall zu einer mehr oder weniger tyrannischen Polizei; entbehrlich, wo sie tadellos ihr Amt versah, und am drückendsten, wo es ihrer bessern Thätigkeit am nothwendigsten bedurfte; überflüssig in den Zeiten guter Sitten und in denen der Sittenlosigkeit das tödtlichste Werkzeug der Verderbniß, der sie zu steuern berufen war.

---

5. Werth der Oeffentlichkeit.

Der Irrthum lag unverkennbar darin, daß man, um der besten Einsicht das größte Ansehen zu verleihen, dieses dem Besitzer derselben mittheilen zu müssen glaubte; daß man, um den Weisesten immer auch zum Stärksten zu machen, ein

vorübergehendes Verdienst wie ein bleibendes Verhältniß behandelte; und einem Menschen das Vorrecht einräumte, das nur der Wahrheit gebührt. Fragt sich's, wem eine schrankenlose Macht gehören soll? so wäre die gefahrloseste Antwort: Keinem; keinem Menschen, sondern jedem Gedanken, der einer solchen Auszeichnung würdig ist; und bleibt uns auch so die doppelte Aufgabe, zuerst einen solchen Gedanken auszumitteln, und ihn dann mit überwiegendem Einflusse zu versehen, so sind wir uns dabei doch eines Zweckes bewußt, der nicht sich selbst widerspricht.

Soll aber der Werth eines Gedankens beurtheilt werden, so ist seine Prüfung erforderlich. Andere Gedanken müssen ihm zur Seite und gegenüber stehen; er muß der Vergleichung und dem Widerspruche unterworfen seyn. Um dem Kampfe der Gewalten zu entgehen, müssen wir uns den der Meinungen gefallen lassen, denn eben aus der Reibung sich bekämpfender Meinungen leuchtet die Wahrheit hervor. Die Reibung der Meinungen aber setzt ihre Bewegung voraus, und sie bewegen sich in ihrer Mittheilung. Wo die beste Meinung erkannt werden soll, muß auch die schlechteste gehört werden dürfen. Der Preis, der einzige Preis, um den uns die Wahrheit ihre Orakel verkauft, heißt Oeffentlichkeit. Freilich kann man dagegen anführen, daß wo nicht Sachverständige unter den sich widerstreitenden Meinungen die vorzüglichste auswählen, aus dem Beifall einer sich allmählig bildenden Mehrzahl unbekannter, und größtentheils unberufener, Leute wohl eine herrschende, aber darum noch nicht die beste Meinung hervorgehen mag. Aber zu geschweigen, daß jene Wahl so wenig der Menge als einem einzigen höchsten Gewalthaber zu gehören braucht, und ohnehin fast immer den verschiedenen Obrigkeiten, in deren Verrichtungen sie zu verschiedenen Zeiten einschlägt, überlassen bleibt, läßt sich auch wohl einsehen, wie es — zwar nicht an sich, wohl aber für jeden vorkommenden Fall — in der That keine bessere Meinung geben kann, als eben die herrschende.

Mit allem, was wir sind und haben, auf eine fortschreitende Annäherung zum Bessern hingewiesen, leben wir auch in gesellschaftlicher Beziehung unter Verhältnissen, in welchen der beste Gedanke leider nichts weniger, als immer der passendste, hingegen der passendste desto gewisser der jedesmalige beste ist, den es gibt. Erfahrung mag Völker wie Einzelne eines Bessern belehren: aber auch nur sie. Jede andere Lehre bleibt, eben ihrer Unzeitigkeit wegen, eine unfruchtbare. Wie zu Solons Zeiten brauchen wir noch immer, und wohl für immer, nicht die vollkommensten Gesetze und Einrichtungen, sondern die erträglichsten; und ein Mittel, in jedem gegebenen Zeitpunkte die allgemeinsten Bedürfnisse und Ueberzeugungen der Gesellschaft kennen zu lernen, ist unstreitig dasjenige, dessen Benutzung einer weisen Regierung die Wohlfahrt der Völker und ihre eigene Sicherheit am vollständigsten verbürgt.

Und das nämliche Mittel, das in der jedesmaligen herrschenden Meinung die allgemeinern Bedürfnisse und Ueberzeugungen der Gesellschaft kennen lehrt, ist auch das einzige, diesen letztern den überwiegenden Einfluß zu sichern, ohne den die gründlichste Kenntniß derselben sich nur zufällig belohnen würde. Ein stummer Gedanke ist ein todter. Die Warnung des geliebtesten Freundes, wie sehr wir von seinem Wohlwollen und seiner Einsicht überzeugt seyn mögen, wird, in der Stille des Vertrauens ausgesprochen, von dem lautern Rufe der Leidenschaft übertäubt; die Stimme des unbestechlichsten Rathgebers, den Jedem die Natur zugesellte, die Stimme des Gewissens selbst, ist nur darum eine so oft überhörte, weil sie das Geheimniß des Herzens ist, in dem sie sich erhebt. Eine öffentliche Stimme dieser Art, ein öffentliches Gewissen, müßte, schon als ein solches und schon darum, von unendlich größerer Wirkung seyn, weil es nicht allein das Bewußtseyn dessen, zu dem es redete, sondern auch die Aufmerksamkeit derjenigen aufregen würde, für die es spräche, die Aufmerksamkeit und laute Theilnahme einer

überwältigenden Mehrzahl Gleichgesinnter (weil Gleichbedrohter), in deren Mitte sich auch der Geringste noch stärker fühlen dürfte, als der Machthaber, der ihr vereinzelnt gegenübersteht.

Unfähig, was nicht einmal in den Schöpfungen der Natur vorhanden ist, ein sich ohne gewaltsame Störungen von selbst erhaltendes Gleichgewicht der Kräfte, in dem gebrechlichen Werke unserer Staatseinrichtungen darzustellen, bedürfen wir bei jedem sich erhebenden Kampfe einer dritten Partei, unter deren Schutze auch das bloße Recht sich mit Erfolg der Uebermacht zu erwehren im Stande und die jedes Mißverhältniß der streitenden Kräfte auszugleichen bereit ist. Eine solche Partei aber, die wie das ungekränkte Daseyn des Einzelnen auch das jeder gefährdeten Staatsgewalt sichern soll, kann eben darum nicht wieder in einer andern ähnlichen Gewalt, sondern nur in der Gesellschaft überhaupt zu finden seyn. Sie findet und bildet sich in dieser durch das, was die Aufmerksamkeit derselben auf jeden ungleichen Kampf hinlenkt, durch Oeffentlichkeit. Gewaltstreiche wieder eine entschiedene Mehrzahl erlaubt sich nur wer sie nicht kennt, oder ihre Vereinigung für unmöglich hält. Beides verbietet die Oeffentlichkeit, die ohne unmittelbar, als eine äussere Macht, einzuschreiten, jedem übermächtigen Angreifer im Hintergrunde des Kampfplatzes den Rächer und Vertheidiger seines bedrohten Gegners zeigt, wie ein gutes Strafgesetz schon abschreckend ihren Zweck erfüllt. Später einmal, wenn sie den Stärkern belehrte, daß die wohlthätigste Anwendung seiner Kräfte auch die für ihn vortheilhafteste ist, finden unter ihrer Leitung Selbstsucht und Gemeinwohl auch auf edlern Wegen einen Vereinigungspunkt. Wo alle Ueberzeugungen und Erfahrungen Gemeingut seyn dürfen, mag endlich auch die reinste und zugleich untrüglichste unter ihnen dazu werden. Das ist die auf Erfahrung gestützte Ueberzeugung von einer in der Natur der Dinge selbst vorhandenen, die sämmtlichen Mitglieder einer Gesellschaft und endlich unsers ganzen Ge=

schlechts umfassenden Gemeinschaftlichkeit, vermöge deren Laster und Elend auch des unbekanntesten Sterblichen auf das Wohlseyn auch des Mächtigsten verderblich zurückwirken, und jeder Einzelne nur insofern, als Andere in seinem Glücke die Bedingung des ihrigen erkennen, sich einer Gewährleistung desselben erfreuen kann.

Vorläufig, und bis die Oeffentlichkeit den Machthabern in ihren Tugenden edlere Schranken setzt, darf es genügen, daß wir sie schon die gegenwärtigen Berechnungen derselben, und ihre Schwächen selbst, in eben so viele Schutzwehren gegen den Mißbrauch ihrer Kräfte verwandeln sehen. Beschämungen zügeln den Ehrgeizigen, Besorgnisse den Schüchternen, und Einsichten leiten den Unterrichteten. Aber hinter den verschlossenen Thüren der Herrscher, und ihrem stummen Volke gegenüber, gibt es weder Beschämung, noch Furcht oder Einsicht. Der Dünkel brüstet sich mit seiner Schande, der Argwohn schlummert im Arme der Gefahr, und selbstzufrieden wählt sich die Beschränktheit ihren eigenen Weg, oder freut sich ihres blindern Führers. Nur das freie Urtheil ist kein zweideutiges, nur die laute Warnung eine unverdächtige; und nur was beide zur herrschenden Meinung unter denen macht, die ihnen beistimmen, erhebt sie auch für die, welchen sie ausserdem unbekannt oder gleichgültig geblieben seyn würden, zu einer beherrschenden.

Damals schon, als die Menschen, auf einer niedrigern Stufe ihrer Bildung, nur noch des Genusses jener beschränktern Oeffentlichkeit, wie sie bei unmittelbarer Theilnahme aller Mitglieder eines Gemeinwesens an den Verhandlungen desselben möglich ist, fähig waren, erkannte ein Weiser eben in derjenigen von allen Tugenden, die im bürgerlichen Leben ohne Oeffentlichkeit fast gar nicht gedacht werden kann, eine zum Wohle der Gesellschaft unentbehrliche Begleiterin der Gerechtigkeit selbst. Als die Menschen sich erst einander genähert hatten, erzählt Plato in einer seiner Dichtungen*),

*) Im Protagoras.

thaten sie einander so viel Böses, daß sie es bald vorzogen, sich wieder zu trennen. Dem einsamen Wilden blieb wenigstens in Ermangelung des Richters die Selbsthülfe, während er in einer unvollkommenen Gesellschaft auf den freien Gebrauch seiner eigenen Kraft, nur um sich desto wehrloser dem Mißbrauche einer fremden preisgeben zu müssen, Verzicht leistete. Da erschien unter den sich Anfeindenden Hermes, den Zeus gesandt hatte, um ihnen die Gerechtigkeit zuzuführen und die Schaam. Beide sollten die Bande der Gesellschaft knüpfen und erhalten, denn die gesetzgebende Weisheit allein unternimmt es vergebens, wo ihr nicht auch der Stärkere gehorchen muß. Der aber schämt sich nur, wenn er auch der Bessere ist, schon vor sich selbst, es nicht zu thun. Den Schlechten muß noch eine mächtigere Stimme warnen, als die seines eigenen Bewußtseyns. Auch das öffentliche Wesen, um ein sittliches, und einig mit sich selbst zu seyn, bedarf eines Gewissens; eines öffentlichen, dessen Aussprüche so unausbleiblich, und nur gebietender in dem größern Staatskörper vernommen werden, als die des richtenden Herzens in jedem Einzelnen.

Und so besitzen wir in der Oeffentlichkeit und nur in ihr, unabhängig von den regelmäßigen Regierungsgewalten, und ausserhalb des Kreises derselben, den politischen Archimedespunkt, von dem aus eine Kraft, die nicht wieder ihnen selbst angehört, ihre Bewegung zu lenken vermag. Auch sie freilich ist eine censorische Gewalt, aber ohne die Uebelstände, die von jedem Versuche, sie an irgend eine Persönlichkeit zu knüpfen, unzertrennlich sind. Sie ist gefahrlos, weil von keinem Einzelnen, und doch stark genug, weil von Allen ausgeübt; eine censorische Gewalt in den Händen des Volks, und in dieser die einzige wünschenswerthe Verwirklichung jener Volkssouveränität, die unter jeder andern Voraussetzung einen der wesenlosesten Träume des politischen Optimus abgibt, und buchstäblich verstanden alle Uebel, die von der schranken=

losen Macht im Besitze eines Einzigen nur zu fürchten sind, als nothwendige mit sich bringt, und ins Unendliche vermehrt.

Die Wohlthaten der Oeffentlichkeit gehören übrigens so ausschließlich ihr allein, daß keine noch so fein ersonnene Theilung oder Mischung*) der verschiedenen Staatsgewalten sie zu ersetzen vermag; und daß sie gerade da, wo zur Erhaltung der bürgerlichen Freiheit auch den Regierten irgend ein mehr oder weniger unmittelbarer Antheil an den Geschäften oder deren Beaufsichtigung eingeräumt wurde, theils um solchen Einrichtungen ihre beabsichtigte Wirksamkeit zu verbergen, und sodann als Schutzwehr gegen die verfassungswidrige Uebermacht irgend eines einzelnen Zweiges der Staatsgewalt überhaupt, am unentbehrlichsten erscheint.

In ersterer Hinsicht gilt von jeder in einem solchen freiern Sinne eingerichteten Gesellschaft — Zweck und Umfang derselben mögen so geringfügig oder umfassend seyn als sie wollen — was Mill**), der Geschichtschreiber des britischen Indiens, von der englisch-ostindischen Compagnie bemerkt, in der alle Gewalt den gesammten Theilhabern, den Direktoren

---

*) Gemischte viel mehr als nur getheilte Staatsgewalten bezeichnen die Art Verfassungen, die wir an dem Beispiele Englands zu bewundern pflegen. Der König hat einen bedeutenden Antheil an der Gesetzgebung und Rechtspflege; die gesetzgebende Macht einen fast eben so bedeutenden, wenn gleich mittelbaren an der Verwaltung. Das Oberhaus ist in wichtigern Fällen die höchste Gerichtsbehörde; das Unterhaus wirkt in allen Staatsprozessen als Anklage-Jury und öffentlicher Ankläger. Die gesetzgebende Gewalt ist selbst unter ihren drei verschiedenen Zweigen nichts weniger als gleichmäßig vertheilt. Ein großer Theil der richterlichen Gewalt befindet sich durch die Geschworenen in den Händen des Volks, und erst seit Georg III. haben die Richter aufgehört, so unbedingt als es bis dahin der Fall war, Geschöpfe des Thrones zu seyn. Ueberall ist es viel mehr der Grundsatz der Gemeinschaftlichkeit, als der Trennung, der in der englischen Verfassung vorherrscht; und wenn wir in dieser, wie in den größern Gesammterscheinungen der Natur die einzelnen Bestandtheile unterscheiden und sondern, so geschieht es in dem einen wie in dem andern Falle zu unserer Bequemlichkeit, und in Beziehung auf uns, nicht auf den Gegenstand; nicht um das Ganze desselben zu bezeichnen oder darzustellen, sondern um uns dessen Einzelnheiten begreiflicher zu machen.

**) *Mill*, hystory of british India. IV. 1.

aber eine bloße, untergeordnete Verwaltungsautorität gehören soll. Das endliche Ergebniß dieser Bestimmungen ist bei weitem anders ausgefallen, als ein gewöhnlicher Beobachter es zu erwarten sich für berechtigt halten würde. Ungeachtet alle Regierungsrechte, nach dem aufgestellten Verfassungsgrundsatze, dem demokratischen Bestandtheile vorbehalten blieben, ist alle Regierungsgewalt eine Beute der Direktoren, und die Regierung der Gesellschaft eine völlig oligarchische geworden. So weit entfernt waren die Aktieninhaber, sich ihrer Angelegenheiten zu geschäftig anzunehmen, daß ihre Thätigkeit sich nicht einmal bis auf die zu einiger Beaufsichtigung derselben unumgänglich nöthigen Maßregeln erstreckte, und eine so überraschende Erscheinung war die unausbleibliche Folge eines der wirksamsten Grundzüge in der menschlichen Natur.

Wachen, prüfen und untersuchen ist Arbeit, und Arbeit ist unbequem; hingegen auf guten Glauben annehmen und gelten lassen, was einem gesagt oder vorgelegt wird, ist mühelos und vergleichungsweise ein Vergnügen, und sagt schon darum den auf Genuß und Unthätigkeit gerichteten Neigungen der Menge zu. Die Verfassung der Bank von England, und in der That noch jeder zahlreichern Gesellschaft, die zur Benutzung eines gemeinschaftlichen Kapitales zusammentrat, ist aus demselben Grunde in der unbeschränkten, weil unbeachteten Gewalt ihrer Beamten untergegangen. Wer auch nur einmal die Angelegenheiten eines Klubbs zu besorgen hatte, muß aus Erfahrung wissen, wie unendlich viel schwerer es ihm jedesmal war, die Theilnahme der Mitglieder auf einige Augenblicke zu wecken und zu fesseln, als es ihm, wäre es darauf angekommen, geworden seyn würde, sie schlummern zu lassen.

Was aber aus innern, in der Natur der Dinge und der Menschen vorhandenen Gründen im Kleinen geschieht, geschieht nothwendig auch im Großen; geschieht eben so zuverläßig in der größern, bürgerlichen Gesellschaft als in jeder kleinern,

die zu irgend einem besondern Zwecke ihres Vortheils oder Vergnügens zusammentrat. Nur die Wirkungskreise haben einen verschiedenen Umfang, die wirkenden Kräfte sind die nämlichen. Ungewöhnliche Aufforderungen zur Thätigkeit werden erfordert, um das auch in der politischen Welt vorherrschende Gesetz der Trägheit zu überwinden. Sind die Geschäftsführer einer Gesellschaft nur eben klug genug, die Gelegenheiten zu so ausserordentlichen Anregungen gar nicht eintreten oder wenigstens nicht wahrnehmen zu lassen, so wird die Menge, die in einer Deputirtenkammer wie auf dem Markte sich gleich bleibt, unfehlbar ihrem natürlichen Hange zur Bequemlichkeit nachgeben, und ihnen volle Freiheit gewähren, auch den Staat zu verwalten wie es ihnen zusagt oder gefällt. Unter den Vielen, die — wenn auch nicht zu der unwichtigsten, doch unscheinbarsten Theilnahme an den Geschäften des öffentlichen Lebens berufen sind, gibt es selten Einen, auf den im Gedränge der Mitbewerber, die ihm nur in der Ferne vorschwebenden Güter des Ehrgeizes einen sehr tiefen Eindruck machen. Unter den Wenigen, die allen Glanz und Vortheil des Regierens unter sich getheilt haben, gibt es Keinen, dem nicht beide unmittelbar einleuchteten, und folglich nur selten Einen, der nicht alle Mittel, sich beider in noch größerm Maße zu bemächtigen, mit Anstrengung und Ausdauer aufsuchen und benutzen sollte. Aemter, Würden und Einkünfte empfehlen sich dem Ehrgeizigen oder Habsüchtigen von selbst, und sogar dem Ruhme läßt sich von beiden mit Erfolg nachstreben, so lange die Menschen einfältig genug sind, ihn ihren Peinigern zuzuerkennen. Aber die gewissenhafte Ausübung der Rechte eines Wahlmannes oder Geschworenen hat für den Einzelnen zunächst alle Beschwerden einer lästigen Pflicht; sie stört ihn in der Sorge für seine persönlichen Angelegenheiten, ohne ihn nur durch allgemeinere Achtung zu entschädigen; sie schützt ihn wohl nicht einmal gegen den Spott eines Volkes, das gedankenlos genug ist, die Wichtigkeit eines Geschäftes nach dem dabei vorkommenden Gepränge abzumes-

seyn; sie belohnt sich ihm nur mittelbar, durch seinen nicht weiter zu bestimmenden Antheil an dem erhöhten Wohle der Gesellschaft überhaupt. Nichts natürlicher, als daß in dem einen Falle jede Theilnahme an dem öffentlichen Leben gerade so wohlverstanden und gesucht, als in dem andern verkannt und vermieden wird. Während man auf der einen Seite dem glänzenden Preise mit Eifer nachstrebt, und, ist er gewonnen, ihn festhält und auf's Aeusserste benutzt, flieht man auf der andern die undankbare Mühe des Sichselbstregierens, die dem Einzelnen nur insofern nützlich ist, als sie Allen nützt, und überläßt willig die dahin einschlagende Sorge Andern, die sich damit befassen wollen, und zahlt ihnen wohl noch dazu.

So werden Mißbräuche zu Herkommen und Anmaßungen zu Vorrechten und Heiligthümern eines unordentlichen Besitzstandes; ihnen aber gegenüber Rechte zu Gnaden und Ständeversammlungen zu Postulaten-Landtagen. Selbst in England schreiben sich nicht wenige der auffallendsten Ungleichheiten in dem Wahlrechte zu Parlamentsstellen aus Zeiten her, in welchen die nämlichen Städte und Flecken, die jetzt ihres verletzten Rechtes wegen am lautesten auf eine Reform dringen, die Nothwendigkeit, einen Stellvertreter zu ernennen und wohl gar für seine Geschäftsführung zu entschädigen, als eine Bürde ansahen. Die Kraft der Trägheit im Volke und die einer eben so beharrlichen als eigennützigen Thätigkeit seiner Regierer, sind zwei Kräfte, die in jeder bürgerlichen Gesellschaft unausbleiblich auf denselben Punkt hinwirken, und jeder ursprünglich noch so demokratisch gemeinten Verfassung eine entschiedene Richtung zur Oligarchie mittheilen. Und noch hat sich — wenn nicht etwa ein ganzes Volk, wie ehemals das athenienfische, in eine Gesellschaft besoldeter Stimmengeber verwandelt werden soll — in keiner der bekannten äussern Staatseinrichtungen ein Mittel gefunden, das dieser verderblichen Richtung mit hinreichendem Gewichte entgegenwirkte.

In der Oeffentlichkeit, wenn irgendwo, muß das politische Reizmittel gesucht werden, das eben in freisinniger eingerichteten Staaten unentbehrlich erscheint, um die Kälte und Theilnahmlosigkeit der zu dem unscheinbarsten, aber desto wesentlichern Antheil an den Geschäften des öffentlichen Lebens Berufenen zu überwinden, und sie zu einem Eifer in Ausübung ihrer politischen Rechte aufzuregen, wie er dem Sinne der Verfassung und den Bedürfnissen der Gesellschaft entspricht. Erst wenn allgemeiner verbreitete Einsichten über den zwar entfernten doch nothwendigen Zusammenhang zwischen der Wohlfahrt jedes Einzelnen und der zu Gunsten Aller geschehenen Ausübung jener Rechte keinen Zweifel gelassen; erst wenn die freieste Erörterung und Beurtheilung und Handlungen seiner Stellvertreter das Volk über die Zweckmäßigkeit des ihnen geschenkten Vertrauens belehrt haben, werden beide, Wähler und Gewählte, den Umfang ihres Rechtes und die Schranken ihrer Pflicht ermessen lernen. Erst wo es zur Gewohnheit und zum täglichen Bedürfniß geworden, sich von dem Gange der öffentlichen Angelegenheiten genau zu unterrichten, und eben so genau ihre jedesmalige Beziehung auf die gesetzlichen Freiheiten des Volks in's Auge zu fassen, läßt sich mit Sicherheit darauf rechnen, daß diese nie in Vergessenheit gerathen. Erst wenn Unterricht und Erfahrung den Werth und die Bedeutung derselben allgemein verständlich gemacht, werden diejenigen, in deren Händen sie niedergelegt wurden, mit ihrem Selbstgefühle auch die ihnen gebührende äussere Achtung wachsen sehen, und wird der Ehrgeiz selbst die verachtete Bahn der Gemeinnützigkeit einschlagen müssen, um Preise zu verdienen, die er bis dahin, auf den Schleichwegen der Gunst, sich zuzueignen gewohnt war.

So wenigstens machte sich noch jedesmal der Uebergang der bürgerlichen Freiheit aus den Urkunden ins Leben, aus den Verheißungen der Herrscher in den Besitz des Volks. Im Lichte der Oeffentlichkeit ergrünte unter den Engländern ihr mächtiger Stamm, der früher dürr und blüthenlos da ge-

standen, und wurden Formen, die der Tyrannei der Tudors kein Hinderniß in den Weg gelegt hatten, von einem lebendigen Geiste beseelt. Unter demselben wohlthätigen Einflusse sahen wir in Frankreich ähnliche Formen Bedeutung und Festigkeit gewinnen, und wir brauchen uns so weit nicht umzusehen, um uns zu überzeugen, daß aller Antheil an Gesetzgebung und Verwaltung, über die sich keine freie Stimme erheben darf, eine Gabe ist, mit der die Herrschaft nichts verleiht und die Freiheit nichts empfängt.

Die zweite, nur ihr in diesem Umfange gehörige Eigenschaft, vermöge deren die Oeffentlichkeit gerade bei solchen Verfassungen, in welchen durch Theilungen der Herrschaft für eine gemäßigtere Ausübung derselben gesorgt werden sollte, am unentbehrlichsten erscheint, ist die einer Schutzwehr gegen die verfassungswidrige Uebermacht irgend eines Zweiges der Staatsgewalt überhaupt. Man hat es ihr nachgerühmt, daß sie den Despotismus selbst, wenn sie mit ihm bestehen könnte, veredeln würde. Sie würde etwas Besseres thun, sie würde ihn vernichten. Aber ihr größeres Verdienst besteht darin, daß sie der Entstehung jeder schrankenlosen Macht gerade da zuvorkommt, wo die Ausbrüche derselben nothwendig bösartiger seyn müßten, als ihr herkömmliches Walten in der Sicherheit eines gewohnten Besitzstandes.

Der wahre Vortheil eines unumschränkten Alleinherrschers, bemerkt Gibbon*), ist einer und der nämliche mit dem seiner Unterthanen. Ihre Menge, ihr Wohlstand, ihre Ordnung und Zufriedenheit sind auch die besten, und in der That die einzigen Grundlagen seines eigenen Glückes; und mangelten ihm alle Tugenden, bloße Klugheit würde sie alle ersetzen können, und ihm dieselben Verhaltungsregeln vorschreiben. Und ist auch eine solche Klugheit wieder fast eben so selten,

*) History of de decline and fall of the roman Empire Ch. V., wo von einem der — wenn auch nicht bessern, doch verständigern Imperatoren, von Septimius Severus, die Rede ist.

als eine Vereinigung aller Tugenden, so ist sie doch nicht beispiellos. Die Welt hat mehr als einmal das tröstliche Schauspiel genossen, den Despotismus die Wunden, die er der Menschheit zu schlagen gewohnt ist, auch wieder heilen zu sehen. Aber völlig ohne Beispiel ist die wohlthätige, oder nur leidliche Benutzung einer Oberherrschaft, deren sich Einer oder Mehrere, auf Kosten derer, die ursprünglich zu einem Mitbesitze derselben berufen waren, ausschließlich bemächtigten, und die sie, unter den Trümmern und Erinnerungen einer plötzlich umgestürzten oder langsam untergrabenen Verfassung, ausüben. Wie ererbte Herrschaft milder ist als eroberte, so ist die von jeher schrankenlose gutartiger, als die, um schrankenlos zu werden, erst eine andere verdrängen mußte. Der Strom, der ruhig hinfließt, so lang ihm kein Hinderniß im Wege steht, stürzt sich nur tobender über das zu Boden Geworfene hin. Ungefesselt überströmt er wohl zu Zeiten sein nächstes Ufer; doch wenn er Dämme durchreißt, um sich ein neues Bett zu wühlen, verwüstet er auf lange, und vielleicht auf immer den Boden, den man umsonst vor ihm zu schützen versuchte.

Etwas Aehnliches aber, so lange wir nicht Unmögliches zu verwirklichen und wenigstens in der Politik ein vollkommenes und in sich selbst unzerstörbares Gleichgewicht getrennter Kräfte darzustellen vermögen, ist die unausbleibliche Frucht ihrer jedesmaligen Trennung. Alles Vertheilen der Gewalten ist an sich der kürzeste Weg zu ihrer desto heillosern Vereinigung. Die erste Folge des politischen Kunststückes ist ein Sieg des Stärkern, die zweite, der Mißbrauch dieses Sieges, denn wo ein Recht unterdrückt wurde, überdauert der Argwohn den Widerstand. Müßte das Glück der Gesellschaft nothwendig auf einem genauen und unzerstörbaren Gleichgewichte unter den Vortheilen und Kräften mehrerer Gewalthaber beruhen, so würde sie besser, auf das Unerreichbare Verzicht leistend, sich mit dem geringern Uebel begnügen, und jene Oberherrschaft, die sich doch endlich unter ihnen und nur ge-

waltsamer und verderblicher entwickelt, lieber gleich und gutwillig einem Einzigen anvertrauen. Sie müsse ein Königsgesetz, wie das, vermöge dessen sich das dänische Volk vor seinem Adel zu den Füßen eines Alleinherrschers rettete, mit Recht allen künstlichern Einrichtungen vorziehen, die auf einem zwar längern, aber auch rauhern Wege doch immer wieder zu einem ähnlichen Ziele führen, und einer überall vorhandenen, und zuletzt überall siegreichen Uebermacht nur Widerstand leisten, um sie zu erbittern.

Ein Naturgesetz, das in der sittlichen wie in der Körperwelt seine Anwendung findet, und dessen Hume in einem seiner Versuche gedenkt *), bringt es mit sich, daß in jeder Zusammensetzung aus zwei einander ungleichen und entgegengesetzten Grundkräften, diejenige von ihnen, die vorherrschend vorhanden ist, nicht allein zu einer größern Ausbildung überhaupt, sondern auch, vermöge ihrer natürlichen Gegenwirkung gegen das ihr beigemischte friedliche Wesen, zu einer größern gelangt, als die sie ohne diese Beimischung würde erreicht haben. In der politischen Welt äussert sich diese Gegenwirkung am stetigsten, als natürliche Eifersucht der Macht gegen das Recht. Jede auf getheilte Regierungsgewalten gegründete Verfassung vereinigt in sich die beiden einander entgegengesetzten Grundkräfte der Herrschaft und der Freiheit; nur mit dem Unterschiede, daß jene sich als Macht in den Händen Eines oder Mehrerer befindet, und diese, die Gewalt keines Einzigen, als Recht einem Jeden gehört; daß die Besitzer der Herrschaft zu einer ununterbrochenen und in der Uebung erstarkenden Thätigkeit, und hingegen selbst die zum Schutze der Freiheit etwa eingesetzten Obrigkeiten doch nur zu einer, von Zeit zu Zeit erforderlichen und schon darum ungewohntern und unkräftigern, Wirksamkeit berufen sind.

Das unvermeidliche Schicksal, das jeder ähnlichen Verfassung, deren Dauer nur das Gesetz verbürgen soll, bevor-

*) In dem über die Freiheit der Presse.

steht, ist somit ihr Untergang in einem so schonungslosen als vollständigen Siege der bevorrechteten Macht über das machtlose Recht. So wurde die Alleinherrschaft der römischen Imperatoren bis zu einem desto unsinnigern Despotismus übertrieben, mit je eifersüchtigerm Auge sie über die zahlreichen Spuren und Formen der Freiheit wachten, die Augusts scheinheilige Staatsklugheit übrig gelassen. Athens übermächtige Demokratie wurde, seiner schwachen Aristokratie gegenüber, zur wildesten Pöbelherrschaft. Umgekehrt benutzte die Aristokratie Venedigs ihren Sieg über ein demokratisches Prinzip, das ihr verfassungsmäßig zur Seite stehen sollte, Jahrhunderte hindurch mit einer Heimtücke, wie ihrer in einem solchen Umfange nur ein bevorrechteter Stand und nie ein noch so sehr bevorrechteter Alleinherrscher fähig ist. So überhob sich eine andere Aristokratie in Schweden ihrer Vortheile über die ohnmächtigere Monarchie bis zur unverschämtesten Brutalität, und zwang die unterdrückte, für die es zum Glück noch ein Volk im Lande gab, sich diesem in die Arme zu werfen. So endlich ist jede Priesterherrschaft eben darum die eifersüchtigste und erdrückendste, die es gibt, weil ihr in der Natur der Dinge selbst eine unvertilgbare Gegnerin, die Gewissensfreiheit, gegenübersteht.

Der nämliche Schriftsteller, dem wir die obige Bemerkung über das innere Gebrechen aller, ein Spiel sich entgegengesetzter Kräfte darstellenden, Staatseinrichtungen zu verdanken haben, und dem, wie bekannt, wenigstens keine Vorliebe für die Formen der Freiheit zum Vorwurfe gereicht, hat an dem Beispiele seines Vaterlandes auch das Mittel nachgewiesen, mit Hülfe dessen, in jenem ungleichen Kampfe, das Wesen derselben gerettet wird. Oeffentlichkeit und ihr mächtiges Werkzeug, eine freie Presse, sind es, die unter den Bestandtheilen der englischen Verfassung das Gleichgewicht erhalten, indem sie es immer wieder herstellen.

„Der Geist des Volkes, sagt Hume, muß vielfach aufgeregt werden, um dem Ehrgeize der Regierung Schranken zu setzen. Die bloße Furcht vor dem Aufregen eines solchen Geistes muß hinreichen, diesem Ehrgeize zuvorzukommen. Nichts Wirksameres aber dazu, als Preßfreiheit, die alles Wissen und allen Witz und Geist im Volke für die Sache der Freiheit anwirbt, und Jeden mit Begeisterung für sie erfüllt. Und dieselbe eifersüchtige Theilnahme Aller, die über die Freiheit Aller wacht, muß auch die Sicherheit jedes Einzelnen in Schutz nehmen. Keine That muß für ein Verbrechen gelten, als die das Gesetz dafür erklärt; kein Verbrechen einem Angeklagten zur Last fallen, als das ihm vor seinen Richtern bewiesen wurde; und diese Richter selbst müssen seines Gleichen und seine Mitbürger seyn, die ihr eigner Vortheil zur strengsten Wachsamkeit gegen alles gewaltthätige Einschreiten von Seiten der Machthaber auffordert.“

So geschieht es, daß in dem königlichen England mehr Freiheit vorhanden ist, als jemals in sogenannten Freistaaten zu finden war; mehr Freiheit sogar, als ehemals Knechtschaft im kaiserlichen Rom; und so zeigt sich in der Oeffentlichkeit, der natürlichen Verbündeten jedes schwächern Theiles und jedes bedrohten Rechtes, etwas jenem Getriebe Aehnliches, das der Mechaniker in seinen, auf das Zusammenwirken mehrerer Kräfte berechneten, Maschinen anbringt, nicht um die Bewegung derselben zu vermitteln, sondern um sie zu regeln, um Druck und Gegendruck, die nicht länger ihr Maß halten, oder den ungleichen Umschwung der Räder, die zunächst die Bewegung hervorbringen, wieder auszugleichen.

Es gibt keine Formen, weise genug eingerichtet, um ohne Oeffentlichkeit ihren Zweck erfüllen zu können; und keine so mangelhaften, die nicht mit ihr den vollkommensten, ohne dieselbe, vorzuziehen wären. Roms kaiserliche Republik würde in einem der Mittel des freien Gedankenaustausches mächtigen, und ihrer würdigen Zeitalter, der Menschheit möglicherweise die Segnungen einer britischen Verfassung gewährt ha=

ben; und England, mit allen wesentlichern seiner bewunderten Einrichtungen, war, so lange die Meinung gefesselt blieb, gefesselt wie sie, und öfter als das übrige einem einfachern Despotismus hingegebene Europa, die Beute von Herrschern, die in der Geschichte, eines Platzes neben den wildesten der Cäsaren, würdig sind. Ein Zeitalter bloßer Formen, ist unfehlbar nur die Einleitung zu dem einer desto unförmlichern Gewaltherrschaft; und es bedarf keiner Sehergaben, um einem Volke, das ohne Sinn für Oeffentlichkeit, oder ohne die Mittel derselben in Verfassungsurkunden und nur in ihnen sein Heil suchen wollte, als nächste Folge des gutgemeinten Fehlgriffes, argwöhnischere Machthaber und folglich ein drükkenderes Joch, als das es abzuwerfen hoffte, vorherzusagen.

Trennung der Gewalten, weit entfernt die Wohlthaten einer freien öffentlichen Meinung zu ersetzen, erfordert sie vielmehr, wie wir gesehen haben, am dringendsten. Das eigenthümliche Verdienst der auf einer solchen Trennung beruhenden Verfassungen, dürfte nicht darin, daß sie die Oeffentlichkeit entbehrlich machen, sondern darin bestehen, daß sie, was ihnen am unentbehrlichsten ist, auch vorzugsweise ins Leben zu rufen geeignet sind. Wo die einfache Uebermacht vorwaltet, wird schwerlich ein Alleinherrscher die Stimme der Oeffentlichkeit vernehmen wollen. Der schlechtere fürchtet sich vor ihr selbst, und auch der bessere vor ihren Mißbräuchen. Wo hingegen mehrere zur Herrschaft Berechtigte einander als gesetzliche Mitbesitzer derselben, und als natürliche Nebenbuhler zur Seite stehen, läßt sich eher erwarten, und bringt es in der That die Natur der Dinge mit sich, daß alle in dem Wechsel ihrer Wünsche und Besorgnisse zur öffentlichen Meinung ihre Zuflucht nehmen, und diese, die sie zur Bundesgenossin anzuwerben suchen, zur Schiedsrichterin machen werden. So gewinnt die Oeffentlichkeit, die Jeder für sich, und Keiner für Andere mag, unter eigennützigen Verfolgern und kurzsichtigen Beschützern allmählig Raum, und steht endlich — nicht als Gesetz, und nicht als Gnade, sondern, wie

sie allein Bestand hat, Allen unentbehrlich oder unüberwindlich, als Thatsache da.

Wenn die Oeffentlichkeit ihren wohlthätigen Einfluß in so vielfacher Beziehung zu erkennen gibt; wenn sie, und nur sie, das einzige denkbare Gegengewicht gegen den in jeder bürgerlichen Gesellschaft unvermeidlichen, überwiegenden Druck irgend einer äussern höchsten Gewalt abzugeben vermag; wenn sie es ist, die, in dem leblosen Triebwerk unserer Staaten, das bloße Spiel sinnlicher Kräfte einer lebendigen und sittlichen Regel unterwirft; und wenn sie als schützende und erhaltende Macht, als Bedingung der Freiheit wie des Rechts, eben in solchen Gesellschaften am unentbehrlichsten erscheint, in welchen schon durch die Formen derselben für beides vorzugsweise gesorgt werden sollte: so möchte es überflüssig scheinen, noch besonders nach dem Recht zu fragen, vermöge dessen sie gewollt und behauptet wird. Der höchste, der umfassendste Nutzen, wie wenig er einen allgemeinen Beweggrund zum Guten und Rechten abzugeben sich eignet, ist doch unstreitig das letzte und zuverlässigste Zeichen von beiden, und der Baum der Freiheit wird, wie jeder andere, an seinen Früchten erkannt. Wäre indessen auch der Anspruch, der einem ganzen Volke auf den Genuß der Oeffentlichkeit zusteht, etwas, das unter solchen Umständen sich von selbst versteht: so bliebe darum die Berechtigung, vermöge deren auch jeder Einzelne diesen gesellschaftlichen Anspruch in vorkommenden Fällen zu Gunsten seiner besondern Meinungen geltend macht, noch immer der Frage werth.

Der Abbé Galiani meinte: jeder Mensch habe einen angeborenen und unwiderstehlichen Trieb, sich um Dinge zu bekümmern, die ihn nichts angingen; und eben in dem Rechte, dies auch zu thun, bestehe das Wesen der Freiheit. Ein Gedanke, der – wie Grimm in seinem Briefwechsel bemerkt*) — auf den ersten Anblick nur wie ein lustiger Einfall aus-

---

*) Correspondance littéraire de *Grimm* et *Diderot*, Vol. IV. p. 336.

sieht, bei näherer Betrachtung aber einen so tiefen, als richtigen Sinn zu erkennen gibt. Das Verbot, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen, eine bezeichnende Eigenthümlichkeit des Despotismus, erzeugt, gerade unter den Hörigen desselben, jene Erstarrung und Theilnahmlosigkeit, die mit allen andern Gebrechen einer solchen Ordnung der Dinge genau zusammenhängen; während auf der andern Seite das Recht jedes Einzelnen, sich auch in Dinge zu mischen, die nicht unmittelbar nur ihn betreffen, in freiern Gesellschaften ein stetes und bis in die kleinsten Verzweigungen derselben sich verbreitendes Spiel von Wirkungen und Gegenwirkungen hervorbringt, das — wie ein eben so freier und allgemeiner Umlauf aller Säfte des thierischen Körpers die Gesundheit dieses letztern — seinerseits die Kraft und das Wohlseyn des politischen Körpers zur Folge hat.

Das Scherzhafte jenes Gedankens liegt wirklich in der bloßen Ironie eines Ausdruckes, der nur berichtigt zu werden braucht, um uns die Wahrheit in dem ganzen Ernste zu zeigen, der überall, wo sie selber sich zeigen darf, ihr gehört. Die ungezügelte Befriedigung der albernen Lust, sich um Dinge zu bekümmern, die einen nicht angehen, würde nicht einmal mit der Freiheit bestehen, geschweige denn ihr zum Grunde liegen können; und Gesetze, die einem solchen Gelüste steuerten, würden eine Wohlthat, und folglich nimmermehr die Grundlagen des Despotismus seyn. Was die Bande einer umfassendern Gesellschaft, als der bloßen häuslichen, knüpft und erhält, ist in der That etwas bei weitem Anderes und Höheres, als Neugier und Vorwitz, wenn gleich auch diesen, wie das Beste nicht selten dem Schlechtesten benachbart und scheinbar verwandt. Nur was ausschließlich den Einzelnen angeht, es wäre denn, daß er seine ganze Persönlichkeit zu einer öffentlichen machte, kümmert nur ihn. Aber was Alle angeht, es mag in vorkommenden Fällen unmittelbar betreffen wen es wolle, geht offenbar auch jeden Einzelnen an; und diese Ueberzeugung, ja schon dieses Gefühl ist es, was auch

dem denkenden und empfindenden Wesen jene Geselligkeit unentbehrlich macht, die dem nur sinnlichen sein bloßes Bedürfniß empfiehlt. Die Freiheit, die vollkommenste Erscheinung der Gesellschaft, weit entfernt die Ordnung der Natur zu verkehren, besteht vielmehr, wie alles Rechte und Gute, in deren ungehinderter Entwickelung, und sichert, indem sie jedem Einzelnen die Befugniß an dem, was alle angeht, Theil zu nehmen verbürgt, das Wohlseyn Aller; und indem sie Alle von der Einmischung in Dinge, die nur die Einzelnen angehen, zurückweiset, die Selbstständigkeit jedes Einzelnen. Der Despotismus hingegen, weit entfernt sich auf die Natur der Dinge zu stützen, beschränkt vielmehr das natürliche Recht, sich um was Alle angeht zu bekümmern, von jedem Einzelnen auf einen Einzigen, und fügt seiner ersten Anmaßung die zweite einer eben so ausschließlichen und unbefugten Einmischung in Angelegenheiten, die nur den Einzelnen kümmern dürfen, hinzu.

Galiani's Gedanke ist, recht verstanden, einerlei mit dem Terenzischen homo sum! und nur burleske Einkleidung einer der wichtigsten Wahrheiten, die es gibt. Und ist in der That ein freier Kreislauf des Mitgefühls das eigentliche Wesen der Freiheit, und sein Stocken, und mit diesem das Stocken jeder edlern Lebenskraft das Wesen der Knechtschaft, so liegt es auch am Tage, daß sich kein untrüglicheres Merkmal des Daseyns der einen oder andern denken läßt, als die gefahrlose Aeusserung jenes geistigen Lebenszeichens, des Wortes, oder dessen Aechtung. Oeffentlichkeit ist die Stimme der politischen Körper; und eine stumme Gesellschaft in ihrer Art etwas vollkommen so armseliges, als in der seinigen ein stummer Mensch.

Unsere Staatswissenschaft war bisher fast nichts, als die Lehre von den Staatsgewalten. Je nach den verschiedenen Zwecken dieser letztern, beschäftigte sie sich mit dem verschiedenen Range und Umfange derselben, und suchte höchstens, aber nur beiläufig und nur in deren mehr oder minder künstlichen Vertheilung, eine Gewährleistung für

ihre, den erkannten Zwecken entsprechende Wirksamkeit. Ein künftiges Zeitalter, das durch Erfahrungen belehrt, vielmehr das Wohl, als die Formen der Gesellschaft, ins Auge faßt, läßt vielleicht an die Stelle jener, alsdann veralteten Staatswissenschaft, eine Gesellschaftslehre treten, in der die Gewalten und ihre Formen, den Grundsätzen untergeordnet, nur eines geringern Theiles der Aufmerksamkeit würdig erscheinen, die zunächst und vor Allem den Bürgschaften gebührt. Und hätten diese neuen Ansichten auch nur die einzige gute Folge, der politischen Götzendienerei, in der wir alle mehr oder weniger befangen sind, ein Ende zu machen; heilten sie uns nur von den Blendwerken einer sich mit Bildern und Namen erhitzenden Einbildungskraft; steuerten sie auch nur einer neuen Staatsscholastik und ihrem wunderlichen Realismus hinsichtlich einiger bloßen politischen Abstraktionen, bei dem sich Herrscher und Beherrschte immer weniger verstehen, und immer weiter und feindlicher von einander entfernen: dadurch allein würden sie einen der größern Forschritte unsers Geschlechts auf der Bahn seiner Entwicklung bezeichnen, denjenigen unter seinen Fortschritten, vermöge dessen die Gesellschaft endlich zu dem wirklichen Anblick des Glückes gelangte, das auch die sinnreichsten Formen ihr immer nur vorspiegelten.

Die Glücksspiele.

1.

„Daß du eine Ambe gewinnen möchtest!“ ist gewöhnliche Verwünschung unter dem gemeinen Volke in Genua, und in der That eine Verwünschung, weil der Köder des kleinen Gewinnes den Spielenden meistens ins Verderben lockt. Seit etwa hundert Jahren gibt es fast keine europäische Regierung, die nicht ihren getreuen Unterthanen landesväterlich das Nämliche gewünscht, und ihnen die Erfüllung des frommen Wunsches nach Kräften erleichtert hätte.

Ein Genuese, aber ein vornehmerer, ein Graf Calzabighi, war es, auf dessen Vorschläge man, bald nach dem siebenjährigen Kriege, die Zahlenlotterie in Preußen einrichtete. Wo die öffentliche Meinung sich nicht in Worten äussern darf, spricht sie in Handlungen sich aus; nur freilich nicht immer in so friedlichen, und leider eben deswegen so fruchtlosen, als es damals geschah. In den guten Häusern der größern Städte des Landes machte man es den Dienstboten zur Bedingung, nicht in der Lotterie zu spielen; in mehreren adelichen mußten sie wenigstens versprechen, keine Collekte zu halten, denn bis auf diese niedrigste Stufe des Volkes hinab suchte man Gehülfen zum Vertriebe des Giftes. Und warum nicht? Jener alles gleichmachende Zauber, den man der Liebe zuzuschreiben pflegt, gehört vielmehr dem Spiele an, und die Spielverbindung eines Königs mit einem Lakaien ist offenbar bei weitem nicht so anstößig, als

die eheliche des Edelmannes mit einem Bürgermädchen. Auch bei den Heirathen geringer Leute kam häufig eine Verabredung vor, zufolge deren kein Theil, ohne des andern Wissen und Willen, in der Lotterie sollte spielen dürfen. Gegen die Verführungskünste der Staatsgewalt fanden Recht und Sitte nur noch in der Selbsthülfe des Einzelnen einigen Schutz.

2.

In einer Gemeinde des Fürstenthums Neuenburg kam zu jener Zeit ein wohlwollender Mann, bei Gelegenheit eines Dorfjahrmarktes, auf den Einfall, mit den versammelten Landleuten um Nüsse Lotterie zu spielen. Der Gedanke fand Beifall, und man spielte lustig den ganzen Tag; am Abende aber fanden sich alle Nüsse, die zu Markte gebracht waren, im Besitze des Bankhalters. Die Lehre war den Leuten begreiflich, und die Lotterie machte in ihrer Gegend kein Glück.

Bekannte Wahrscheinlichkeits-Rechnungen zeigen den ungeheuern Vortheil, den sich bei diesem Spiele, und besonders den niedrigern Gewinnen, die bankhaltenden Regierungen vorbehalten. Seit Friedrichs II. Tod indessen, war die Verwaltung der Lotterie im Preußischen so unzweckmäßig, daß die Regierung nicht einmal für ihre Schande bezahlt wurde. Sie hatte Verlust und mußte zuschießen, und erst seitdem im Jahre 1814 einer der dabei angestellten Unterbeamten einen bessern Verwaltungsplan entwarf, gibt es wieder Nutzen, doch nur geringen.

In Frankreich ward auch das Unkraut öffentlicher Glücksspiele, gleich manchem andern, von der konstituirenden Versammlung niedergetreten, aber, wie so manches andere, nur niedergetreten, ausgerottet nicht. Ihm sagte der Boden zu, und schon unter den Direktoren trieb es neue Ranken. Mercier, am Ende doch ein bloßer Sophist, gewonnen durch das Versprechen einer Aufseherstelle, mit acht-

bis zehntausend Franken Gehalt, vertheidigte im Rathe der Alten den Gesetzesvorschlag zur Wiedereinführung der Lotterie. Vergebens widersprachen ihm Boissy d'Anglas und mehrere Andere; vergebens erinnerten sie ihn an seinen Widerspruch mit sich selbst, und führten sie ihm zu Gemüthe, was eben er in seinem Gemälde von Paris und noch sonst über die Verderblichkeit jener Anstalt geschrieben und gesagt; er half sich mit Unverschämtheit und Redensarten, und meinte: „damals habe er die Sache nicht so überblickt, wie jetzt, da er von einem höhern Standpunkte weiter sehe;“ und: „könne man dem Volke nun einmal das Glück nicht geben, so solle man ihm wenigstens die Hoffnung lassen.“

Bonaparte, der jedes von seinen Vorgängern ausgesäete Unheil zu benutzen wußte, und in einem ähnlichen Sinne für die noch reichern Erndten seiner Nachfolger Sorge trug, machte dieses Uebel ärger, indem er die Ziehungen, die bisher nur in Paris vorgenommen waren, in mehreren Städten bewerkstelligen ließ, und sie zugleich vervielfältigte. Es gibt ihrer gegenwärtig an fünf Plätzen, Paris, Lille, Bordeaux, Lyon und Straßburg, und an jedem derselben drei in jedem Monate, folglich in Allem fünfzehn monatlich, oder jeden andern Tag eine für das ganze Land. Zu des Kaisers Zeiten gab es noch sechs und dreissig Ziehungen im Jahre mehr, die in Brüssel.

Der Gesammtbelauf aller Einsätze beträgt in Frankreich an sechszig Millionen Franken. Die Hälfte derselben zahlt Paris allein. Die rohe Einnahme schätzt man auf fünfzehn Mill., wovon jedoch sechs Mill., also Vierzig vom Hundert, an Erhebungskosten abgehen, und folglich nur neun Millionen als reiner Gewinn dem Staate zufallen. Nach Ganilh's Berechnungen, in seinem Versuche über Staatseinkünfte (Essai politique sur le revenu public), würde die Lotterieeinnahme Frankreichs im Jahre X., (1801) 18,480,182 Franken ausgemacht haben, und betragen die Kosten allein bis fünfzehn Mill. oder den vierten Theil des Gesammtbelaufes

der Einsätze. Jener ungeheuere Gewinn müßte, unter dieser Voraussetzung, aus dem wucherlichen Spielumsatze von nicht mehr als fünf und vierzig Mill. hervorgegangen seyn. „Wär' es möglich," bemerkt eben dieser Schriftsteller, „auch das zu berechnen, was bei der Polizeiverwaltung und Rechtspflege, was in Krankenhäusern und Armenanstalten, im unmittelbaren Gefolge der Lotterie an Ausgaben mehr erforderlich ist, so würde man sich mit Erstaunen von einem Kostenaufwande derselben überzeugen, der nicht allein ihrem Ertrage gleichkommt, sondern auch ihn übertrifft." Zu einer so niederschlagenden Ueberzeugung aber gelangt man, und in noch vollerm Maße, auch auf kürzerem Wege. Das ganze in Umlauf befindliche Kapital nämlich, insofern es alljährlich einer es wieder erzeugenden (reproduzirenden) Anwendung entzogen wird, läßt sich, nach Abzug des reinen Gewinns, ganz füglich als Betrag der Erhebungskosten ansehen, die somit gegen sechshundert Prozent ausmachen, und so theuer kommt in der That jener Gewinn, zwar nicht der besteuernden Regierung, wohl aber dem steuernden Volke zu stehen, aus dessen Beutel sie zahlt.

3.

Anschaulichern Begriff, als Zahlen und Bücher zu geben im Stande sind, gewähren uns von den Wirkungen und Opfern der Lotterie einzelne ihrer Erscheinungen im täglichen Leben. So hat ein Pariser Collecteur, wie er einem seiner Bekannten versicherte, Kunden, deren jeder, und bei jeder Ziehung um vier- bis fünfhundert Franken zu spielen pflegt. Und es sind nicht etwa große Herren, sondern kleine Kaufleute, Krämer, Gewerbsleute aus der rue St. Denis. Der Mann kennt sie, ohne sie um ihre Namen gefragt zu haben, und legt nicht selten den Einsatz für sie aus, versteht sich, um ihn mit gehörigen Zinsen wieder einzuziehen. Diese Wucherauslagen gegen Pfänder und andere Sicherheit, ähnlich denen der Auf-

wärter in den öffentlichen Spielsälen, sind eine der ergiebigsten Quellen des Gewinnes der Lotterieeinnehmer. Ihre Läden haben immer zwei bis drei Ausgänge und mehrere Abtheilungen, zur Erleichterung der in einander greifenden Spiel- und Wuchergeschäfte und zur Bequemlichkeit schüchterner Kunden. Mann und Frau sitzen wohl nicht selten, ohne etwas davon zu ahnen, dicht neben einander in den geheimnißvollen Stübchen, die Jedes allein so listig zu benutzen meinet.

Als es monatlich nur zwei Ziehungen gab, machten alle Bäcker in den vom ärmern Volke bewohnten Stadttheilen die Erfahrung, daß an den Tagen der Sperre (clôture), den letztern jeder Ziehung, der Brodverbrauch immer geringer ausfiel, als an allen andern. Jetzt, bei fünfzehn monatlichen Ziehungen, ist der Hunger auf den ganzen Monat vertheilt.

Lotterien, als Besteurungsmittel, treffen das Kapital des reichern, den Arbeitslohn des ärmern Spielers, und gehören auch, aus diesem Gesichtspunkte angesehen, in beiden Fällen zu der schlechtesten Art von Abgaben. Was man zu ihrer Entschuldigung, oder vielmehr, weil doch etwas gesagt werden muß, anzuführen pflegt, ihr vorgeblicher Nutzen in der Befriedigung einer unüberwindlichen Spielsucht, die ausserdem zu noch größerm Nachtheile des Staates fremde Lotterien aufsucht, würde höchstens ein ehrliches Spiel rechtfertigen; nicht aber ein so betrügerisches, und zeigt schon in seiner Heuchelei, und wo zumal von einem so großen Lande und einem Zahlenlotto die Rede ist, das Gepräge der lächerlichsten Verwerflichkeit.

Ganilh indessen hat es der Mühe werth gefunden, dieser Ausrede den Vorschlag zu einer Lotterie entgegen zu setzen, die eben so wohl den Gefahren einer ins Ausland hinüberschweifenden Spielsucht, als dem einheimischen Verderben der bisherigen Art und Weise, ihr genug zu thun, begegnen, und beides, die Reize des Spieles und den Vortheil guter Haushaltung, in sich vereinigen soll. Von jenen fünf und vierzig Millionen nämlich, die nach seiner Berechnung den reinen,

kostenfreien Betrag des eigentlichen Spielkapitals ausmachen, will er nur zwanzig zu gewöhnlichen Spielgewinnsten bestimmt wissen. Die übrigen fünf und zwanzig sollen mit gehäuften Zinsen einen Leibrentenstock zu Gunsten der ein gewisses Alter erreichenden Spieler abgeben. Ein wunderliches Unternehmen, diese Aufmunterungsanstalt für beharrliche Spieler, dieser Versuch, ein schlechtes Mittel durch gute Zwecke nicht allein zu beschönigen, sondern gar zu veredeln, aber auch ein eitles, da es an sich und abgesehen von den unüberwindlichen Schwierigkeiten einer Ausführung, die nicht anders als unter Voraussetzung geschlossener Spielergesellschaften auch nur denkbar erscheint, nicht einmal dem niedrigern seiner Zwecke zu entsprechen vermag. Die Leidenschaft befriedigt, wer ihr schmeichelt; nicht wer sie zu erleuchten oder zu leiten unternimmt. Niemand spielt um zu sparen. Jeder thut es um zu gewinnen, und wer jenes beabsichtigt, findet seine Rechnung, besser als in Lotterien, wären es auch Leibrentenlotterien, in öffentlichen Sparkassen und am besten in seiner eigenen Wirthschaftlichkeit.

4.

Alle diese staatsklugen Vereinbarungen mit dem Laster, die angeblich größerm Uebel vorbeugen und unbezähmbare Leidenschaften des Volkes, in der That aber nur den ganz gemeinen Eigennutz ihrer Urheber befriedigen sollen, sind schon darum so einfältig, als schlecht, weil sie insgesammt jede Leidenschaft, die sie befriedigen, auch wecken. Die Gelegenheit, mit geringerm Nachtheile zu spielen, ist vor Allem eine Gelegenheit zu spielen, das Befriedigungsmittel auch ein Reizmittel, und ein um so gefahrvolleres, je ungewisser, je zufälliger der Zusammenhang zwischen den Mitteln, die eine Leidenschaft anwendet, und ihrem Ziele, je schrankenloser und regelloser folglich ihr Vorwalten in einem Nebelmeere dunkler Ahnungen und Gefühle. Und eben das ist es, was vorzugs-

weise die des Spielers bezeichnet. Sogar das wohlthätigste Bedürfniß des Menschen, das religiöse, auf Räthsel und Geheimnisse verwiesen, artet aus zu einer verderblichen Leidenschaft; herrschende Kirchen sehen sich von widerspenstigen Sekten umringt und wähnen vergebens, ein ähnliches Bedürfniß nur für ihre alleinige Rechnung mit Lehrsatzungen und Gebräuchen abzuspeisen, oder, wie sie es nennen, zu befriedigen. Aber was eine bloße Ausartung der Religion, ist eben des Spieles recht eigentliche Art, und ist es der Geheimnißglaube, der den Gläubigen macht, so gibt es wahrscheinlich mehr gläubige Spieler in der Welt, als gläubige Beter.

Die Spielsucht liegt in jedem Menschen. Weise ist, nicht wer die Gelegenheit ihr nachzuhängen überwindet, sondern wer sie vermeidet, am weisesten, wer sie gar nicht hat. Dusseulx schrieb ein eben so gutes als dickes Buch über die Leidenschaft des Spieles, zunächst um sich selbst von ihr zu heilen; aber er war und blieb einer der leidenschaftlichsten Spieler, die mir vorgekommen sind, und ergab sich endlich mit guter Art in sein Schicksal. Und in der That, wie sollen Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit gegen einen Hang aufkommen, dem die bloße Möglichkeit genügt; wie Vernunftgründe über eine Leidenschaft siegen, die sich eben in der Zufälligkeit ihrer Mittel, in dem Ueberraschenden ihres Erfolges gefällt. Des Spielers Beweggründe, um so mächtiger, je weniger er von ihnen Rechenschaft zu geben vermag, sind wahrhaft über oder vielmehr unter aller Vernunft. Der Aberglaube ist seine natürliche Religion. Das wissen die Collecteurs sehr wohl, die Verleger und zum Theil Verfasser jener Unzahl von Traum- und Spielbüchern, die man dem Vorübergehenden auf allen Boulevards fast um Nichts zum Kauf anbietet; das wissen auch jene uneigennützigern Rathgeber unter dem Bettelvolke, das man an den Abenden vor einer Ziehung, oft in großer Anzahl bei den Lotterieläden versammelt sieht. Sie erzählen sich ihre Träume und legen

sie einander aus, und verkaufen die Zahlen, die sie geträumt haben, oder geträumt zu haben vorgeben, wohlhabendern Spielern um einige Sous, die gewöhnlich auch gleich zu dem Collecteur wandern.

Man hört wunderliche Gespräche. „Ich habe von einem Kater geträumt.“ — Von einem Kater? Ach, ein Kater bedeutet Nummer 64. Und soll einmal ein geträumter Kater etwas bedeuten, so ist wirklich nicht abzusehen, warum er nicht eben so gut die Zahl 64 bedeuten soll, als etwas anderes. Daß etwa gar kein Grund für irgend eine Auslegung sich denken läßt, ist selbst einer für die erste beste, die dem Spieler einfällt, und jeder schließt so folgerecht wie jener Kirchenvater: credo, quia absurdum.

In einer unendlichen Reihe von Zahlen ist offenbar die Erscheinung irgend einer derselben vollkommen so möglich, als die jeder andern. Dennoch gibt es Lieblingszahlen und Berechnungen. Die Zahlen 1, 2, 3, 4, 5 können eben so gut gezogen werden, als jene fünf andere; aber schwerlich ist es jemals Einem eingefallen, sie zu besetzen. Weibern zumal würde jener Satz am wenigsten einleuchten. In Zahlen, wie in andern Dingen, beherrscht und leitet sie irgend eine Vorliebe. Mehrere weibliche Collecteurs in Paris, sprechen mit einer wahrhaft verführerischen Salbung über die Wahl dieser oder jener Zahl. Sie werden von ihren Kunden ganz ernsthaft zu Rathe gezogen, und daß sie es ehrlich meynen, beweis't der Umstand, daß meistens auch sie dem Spiele mit Leidenschaft ergeben sind.

Ein Engländer, mit dem ich einmal bei einem Lotterieladen vorbeiging, forderte mich auf, mein Glück zu versuchen. Er wünschte zu wissen, wie sich ein vernünftiger Mann ausnehme, indem er eine Thorheit beginge. Ich machte ihm die Freude, nannte fünf Zahlen, und setzte einen kleinen Thaler auf die Quine. „Und weiter?“ fragte der aufhorchende Collecteur. „Und weiter nichts,“ erwiederte ich dem Staunenden, „ich spiele nur auf Quinen.“ Im Falle des Gewinnes, be=

merkte ich meinem Begleiter, stehen mir jetzt dreierlei Gefahren bevor. Die erste, meinen Zettel zu verlieren; die zweite, bei einem so ausserordentlichen Glücksfalle für einen Verfälscher gehalten zu werden; die dritte und erträglichste, einen Beinamen davon zu tragen *).

5.

Lotterien mit höhern, die Kräfte der arbeitenden Volksklasse übersteigenden Einsätzen, hat man als geringere Uebel angepriesen; und mit Recht, aber doch zu sehr. Entfernte Gelegenheit ist immer Gelegenheit, und wer sie suchen will, findet sie schwerlich zu entfernt. In England, wo keine Zahlenlotterie geduldet wurde, benutzte das Volk die ihm zu theure Staatslotterie zu seinem Winkelspiele und half sich mit Nummern-Versicherungen; zuerst öffentlich, späterhin, als es verboten war, heimlich. Auch da spielten vorzüglich Weiber, und es gab in London förmliche Berathungsanstalten zur Auslegung von Träumen, Ahnungen u. dgl.

Ebendaselbst sprachen die Unterhändler des Spieles, wie zur Einbildungskraft, auch zu der Sinnlichkeit ihrer Kunden, und mit eben so gutem Erfolge. Ich erinnere mich eines ihrer Kunstgriffe, der vielleicht einer edlern Anwendung nicht unwürdig seyn möchte. Vor den Fenstern mehrerer Lotterieläden sah man große Haufen neugeprägter Guineen, und neben ihnen verhieß eine Inschrift: „Alles das für sechs Pfenige." All this to be had for a six pence. Das Kapital war ein todtes, und kostete wahrscheinlich dem, der es anwandte, noch Zinsen; aber daß er es anwandte, um zu den Sinnen zu sprechen, statt sich mit einer bei weitem wohlfeilern

---

*) Nicht lange vor dem Ausbruche der Revolution gewann einmal eine Marquise wirklich eine Quine. Man zahlte ihr eine Million, aber sie hieß von Stund' an und bis an ihr Ende: La Marquise de Quine.

bloßen Anzeige an den Gedanken zu wenden, bewies, wie sehr ein ähnlicher Aufwand sich schon bezahlt machte.

Läge in einer Kammer von Abgeordneten auch nur eine Million baaren Geldes in einem Haufen da, oder wäre sie Stück für Stück an die Wand genagelt; man ginge schwerlich in ihr so freigebig mit den Hunderten von Millionen um, und jenes Geld würde so wirksam angewandt seyn, als das im Lotterieladen, und besser. Der Gedanke, daß jene Metallstücke allendlich Arbeit vorstellten, und z. B. eine Million Franken zu dreisig Sous Tagelohn, als Gesammtwerth einer Masse von 666,666 Tagerenten anzusehen wäre, müßte in jedem Verständigen den Eindruck noch erhöhen.

6.

Ausser dem Lotto, das die Regierung selbst verwaltet, gibt es in Frankreich noch andere öffentliche Glücksspiele, deren tägliche Betreibung sie einer Gesellschaft von Unternehmern pachtweise zu überlassen pflegt. Vor Allem, natürlich ebenfalls in der edeln Absicht, größern Uebeln eines unbeaufsichtigten Winkelspieles zuvorzukommen, beiläufig auch in der, sich einen ganz annehmlichen Gewinn zu verschaffen.

Dieser Gewinn, die jährliche Pachtsumme, beträgt	6,000,000 Fr.
Ein Sechstheil des für eine sechsjährige Pachtzeit gezahlten Weinkaufes (pot de vin) von einer Million	166,666 „
Verwaltung, Einrichtung der Spielsäle, Besoldung der Dienerschaft u. s. w. kosten den Unternehmern jedes Jahr	1,551,480 „
Ihre jährliche Ausgabe macht somit . . .	7,718,146 Fr.

Hingegen beläuft sich, den sichersten Nachrichten zufolge, ihre monatliche Einnahme auf mehr als 800,000 Franken, ihre jährliche auf wenigstens . . . . 9,600,000 Fr.

Ihnen bleibt folglich nach Abzug des obigen Kostenaufwandes von . . . . 7,718,146 =
an reinem Gewinn alljährlich . . . . . . 1,881,854 Fr.
und für die sechsjährige Dauer ihrer Pacht 11,291,124 Fr. Neun Millionen und sechsmalhunderttausend Franken werden jährlich erhoben, um der Regierung sechs Millionen zuzuwenden. Die Summe des ganzen, einer nützlichen Anwendung entzogenen Spielkapitales, und die noch größere des zugleich in Umlauf gesetzten Lasters und Elendes aller Art, sind unmöglich zu berechnen, und kommen freilich auch nicht in Anschlag.

Diese Spieleinnahme gehört zu den sogenannten **immendicités**, dem Schmutze des Palais=Royal, der indessen so wenig übel riecht als Vespasians-Cloakensteuer. Er deckt eine Menge geheimer Ausgaben, zu welchen man sich leichter entschließt, als bekennt; unter andern sagt man, gewisse Gnadengehalte, besonders geistliche. Unsere Franzmänner sind die Eulenspiegel des heil. Crispin. Sie machen es ganz wie er, nur umgekehrt, und stehlen, aber den Armen, das Leder, um die Fürsten der Kirche mit rothen Schuhen zu versehen.

An den Tagen einer großen öffentlichen Trauer, am 21. Januar und 19. Oktober, z. B. den Todestagen Ludwigs XVI. und seiner Gemahlin, sind alle Schauspielhäuser und Werkstätten geschlossen. Sogar die Bäckerläden sind es mehrere Stunden lang; die Spielhäuser nicht eine Minute. Den ehrlichen Fleiß haben diese Leute ihrer Willkühr vorbehalten; aber mit dem Gewerbe des Lasters schlossen sie einen Vertrag. Und wie ließen sich ähnliche Unterbrechungen den Spielpächtern zur Bedingung machen; würden sie doch nothwendig die Pachtsumme verringern müssen! Ein politischer Jammer zahlt wohl mit Thränen, aber nimmermehr mit Geld.

Nur der kleinste Theil des ungeheuern Gewinnes der Spielpächter ist übrigens den innern Einrichtungen der verschiedenen Glücksspiele zuzuschreiben. Was ihnen jene ver=

kürzen, ist vergleichungsweise unbedeutend und beträgt nicht über fünf Prozent im Pharao und nur etwa drei in rouge et noir. Der Hauptvortheil des Bankhalters besteht darin, daß er das Spiel walten lassen und sich leidend verhalten muß. Den Spieler hingegen treiben seine Meinungen und Leidenschaften, und eben diese arbeiten für die Bank. Handelte jeder folgerecht, im Verluste vorsichtig, und kühn im Gewinn, das Glück würde ihn begünstigen, oder doch bei weitem seltener die Bank. So aber findet sich das Gegentheil.

Den größern Vortheil gewisser Glücksspiele, verglichen mit dem einiger andern, bestimmt sodann hauptsächlich ein schnellerer Umlauf der Einsätze. Daher ist Roth und Schwarz, mit einer sie minder begünstigenden Einrichtung, den Banken doch vortheilhafter, als Pharao, und vortheilhafter als beides, die Roulette.

Herr Poissow verlas im Jahr 1820 in der Akademie der Wissenschaften zu Paris ein Mémoire sur les chances que les jeux de hasard, admis dans les maisons de jeu de Paris, présentent à la banque. Er berichtigt in denselben die frühern irrigen Berechnungen in der *Encyclopédie méthodique*, und beweiset: que la somme de toutes les *mises* faites par le *Trente-et-un* dans les maison de jeu de Paris, s'élève annuellement à 230 millions de francs, et que sur cette somme de circulation, les banquiers enlèvent un profit de 2,760,000 fr. — Noch vortheilhafter ist die Roulette, dont la circulation annuelle monte à *cent millions*, et qui donne un bénéfice d'un *dix-neuvième* de toutes les mises ou de plus de cinq millions.

Die Totalsumme von 330 Mill. bestimmt den Umlauf der Circulation; der Belauf des zu dieser Circulation wirklich verwendeten Geldes ist natürlich geringer, denn — le même numéraire, avant d'être absorbé par la banque, passe et repasse à plusieurs reprises entre les mains des

gagnans et des perdans. — Herr Poisson glaubt rühmen zu dürfen, que le même numéraire paroît *douze à quinze* fois dans l'année sur la table de jeu. D'après cette hypothèse, qu'il a rendue très-probable, le capital réel employé dans les jeux se trouve reduit à environ *vingt-quatre* millions, ou trois fois la somme que gagne la ferme des jeux.

Un habitué des jeux qui, au bout de l'année, n'a perdu que le tiers du capital qu'il a employé, n'a donc éprouvé ni bonne ni mauvaise fortune; il n'a fait que contribuer pour sa quotepart aux frais d'entretien.

7.

Lotterien und andere öffentliche Glücksspiele, sammt allen ihren bösartigen Folgen sind nachgerade nur noch geringere Uebel, verglichen mit jenem umfassendern Spielgeiste, der alle Staaten in Staatslotterien verwandelte und Keinem für sein Vermögen größere Sicherheit, als die eines Spielsatzes übrig ließ. Eine grenzenlose Benutzung des öffentlichen Kredites, indem sie den Privatkredit verdrängte, warf allen Reichthum, dessen Vertheilung jeden Erwerbszweig belebt haben würde, zur Nahrung der Gewinnsucht, wie in eine einzige große Bank; und Wetten auf Preise, die unausbleiblichen Folgen eines Ueberflusses an der neuen Staatswaare und ihres wandelbaren Werthes, bildeten die Musterform auch jedes andern Waarenumsatzes, und machten aus allem Handel ein Börsenspiel; in so fern Meinungen und Leidenschaften allen Theilnehmern an demselben gemein sind, ein minder ungleiches, als jedes andere Glücksspiel; aber dennoch, weil es auf Kredit gespielt werden kann, ein verderblicheres als jedes andere.

Und umsonst versuchte man den Genuß des Uebels von seinen Wirkungen zu trennen, Staatsschulden zu machen, und zugleich dem Börsenspiele Einhalt zu thun. Eine

Regierung zahlt, nicht weil sie Schulden gemacht hat, sondern weil sie fortfahren muß, deren zu machen; und so lange man darauf rechnen darf, bleibt es für Jeden ein überwiegender Vortheil, sein Vermögen ohne Förmlichkeiten und Ungewißheit zu jeder Stunde anlegen und umsetzen zu können, und sich in beiden Fällen an den Mäkler wenden zu dürfen, und nicht an den Richter.

Gewinnsucht aber und nicht ein wirkliches Bedürfniß versammelt offenbar in unsern Börsen jene kauflustige Menge, die dem Staatsgläubiger den Vortheil, in jedem Augenblicke über den Werth seiner Habe verfügen zu können, gewährt; und ersetzte nicht, was ihnen an Sicherheit abgeht, Hoffnung, so würden unsere Staatspapiere die schlechtesten, weil unbeweglichsten aller Schuldforderungen seyn. Auch sehen wir schwächlichere Staaten — Säufern gleich, die sich nicht erst arm zu trinken brauchen, und mit dem schlechtesten Fusel anfangen — das Reizmittel sofort in seinen rohesten Formen anwenden, und in jeder Staatsanleihe eine Staatslotterie eröffnen, die dann ebenfalls, gerade wie ehemals die englische, auch den Aermern durch das an sie geknüpfte, untergeordnete Glücksspiel der Zahlenversicherungen, oder sogenannte Promessen in ihren Wirbel hineinzureissen pflegt.

Ob Staatsgläubiger das Lob, das ihnen diejenigen, die für ihre Vermehrung sorgen, beizulegen gewohnt sind, in der That verdienen, ob sie wirklich zu den festesten Stützen einer ihnen verschuldeten Regierung gehören, muß, wie so manches, worüber die Vergangenheit umsonst belehrte, immer wieder die Zukunft lehren. Wahrscheinlich ist es nicht. Auf eine Gesellschaft von Eigenthümern und auf ihren einmüthigen Sinn zur Aufrechthaltung einer bestehenden Ordnung der Dinge läßt sich zählen; schwerlich auf den einer Gesellschaft von Spielern; wär' es auch nur, weil sie nothwendig in zwei Hälften zerfällt, deren jede nach einem entgegengesetzten Ziele strebt. Bricht endlich eine höhere Macht, gleichviel ob als

Feind oder Obrigkeit, in das große Spielhaus, das den Flächenraum eines Königreiches bedeckt, so eilen die Glücklichen ihren Gewinn in Sicherheit zu bringen, ohne sich viel um die Karte zu bekümmern, auf der sie gewonnen, und nur die Geplünderten etwa machen gemeinschaftliche Sache mit dem alten Herrn oder dem neuen Besitznehmer des Hauses, aber die Frage ist: mit wem? —

Politische Glossen.

1. Das Räthsel.

Ich habe viele Länder, Städte und Menschen gesehen; habe viel Bücher gelesen; habe mich viel selbst beobachtet und bin endlich zu demselben Resultat gelangt, was König Salomo, oder wer sonst Verfasser seines Predigers seyn mag, vor einigen tausend Jahren aussprach: „es ist Alles eitel!" Je länger ich das Lebensräthsel der Menschheit, und das Räthsel meines eignen Lebens von allen Seiten betrachte, je mehr wird es zum Räthsel. Ich weiß nicht von wannen ich gekommen bin, wohin ich fahren soll, noch sogar wo ich bin? Denn obgleich ich so gut sehe und höre, wie jeder Andere, und mir nebenbei auf meinen gesunden Menschenverstand wahrlich nicht weniger zu Gute thue, als jeder Andere; dünkt mich doch Alles eine lange, ungeheuere Phantasmagorie, in der nichts Wahres ist, als das Bewußtseyn ihrer Unwahrheit.

Zuweilen komm' ich mir in der Welt vor, wie der Rüpel oder Tölpel im alten Lustspiel, den jeder betrügt und zum Besten hat. Die Sinne belügen mich; ich sehe nur Formen, Farben und Bewegungen der Dinge im Weltall, gebe ihnen Namen, und nehme den Schein für das Wesen. Wünsche, Hoffnungen, Berechnungen betrügen mich; selbst meine eignen Handlungen, durch die ich selten das bewirke, was ich eigentlich will. Die Leidenschaften, die Gemüthsbewegungen blenden mich, wenn ich am schärfsten zu schauen glaube; eine und dieselbe Sache ist nicht mehr dieselbe, wenn sich Stim-

nung und Laune in mir ändern. Die Menschen belügen mich und sich. Keiner ist offen und wahrhaft, nein er ist und darf es nicht wohl seyn, weil es Keiner ist. Die Einen sind besser, die andern schlechter, als sie scheinen.

Den Wirrwarr auf Höchste zu steigern, sind die meisten Sterblichen: Automaten, vom Wahnsinn in Handlung gesetzt und bewegt. Diesen Wahn und irren Sinn erzeugen nicht blos Nervenzerrüttung, oder Leidenschaften der Liebe, des Hochmuthes, des Geizes: sondern Erziehung, Schulunterricht, Schicksal und die ganze Ideen-Erbschaft aus der Vorwelt, die jeder wieder der Nachwelt zuschleppt. Jeder Kopf hat seine fixen Ideen, auch der beste; jeder Geist nistet hienieden in seinem eignen Nest, das er sich wissentlich oder unwissentlich, aus Vermuthungen, Vorurtheilen, Aberglauben und Träumereien zusammenflicht. Wie wären die Menschen sonst je auf Götzenbilder und Heiligenbilder, Foltern und Todesstrafen, Stammbäumen und Leibeigenschaften, Pyramiden und Klöster, Duelle und Meinungskriege, Bannstrahlen und Bücher-Censuren, Lotterieen und Prophezeiungen, Vergötterungen und Verteufelungen u. s. w., verfallen?

Die Menschheit schreitet langsam vorwärts, es ist wahr; aber es kostet ihr, wie jedem Einzelnen, unglaubliche Mühe, zum gesunden Menschenverstand zu gelangen. Ich habe mir viele Mühe gemacht, ihn zu bekommen, bin aber noch sehr ungewiß, ob ich ihn auch überall ganz rein und gesund habe. Wahn und Irrsinn herrschen unter den europäischen Völkern noch so gewaltig, daß es Leibes- und Lebens-gefährlich wird, gesunden Menschenverstand blicken zu lassen. Es lassen sich in jedem Lande die heiligen Irrthümer, die gesetzlichen Lügen nachweisen, die zu beleidigen daselbst ein Verbrechen wird. Und wenn auch jedermann da weiß, es ist Irrthum, es ist Lüge, bleibt doch jeder dabei, und heuchelt Einer dem Andern. Die Völker sind gute Gewohnheitsthiere, hat man sie nur erst einmal recht abgerichtet.

So find ich's unterm Mond hienieden; so in meinem Innern. Wo bin ich also? Ich weiß es wahrlich nicht. Ich gaukle zwischen gaukelnden Täuschungen umher, und frage mich fast täglich: Wozu das? Warum das? Wer wird den Schlüssel zum finstern Räthsel des Lebens und der Welt finden? Er soll mein Messias seyn. Ich werde schwerlich mein eigener werden.

Im hellen Bewußtseyn dieses Zustandes wird er mir zur Qual. Ich fühle mich ein Fremdling in dieser Welt, der gar nicht in sie hinein gehört. Ich vernichte dies Bewußtseyn, ich stürze mich mit ganzer Seele in das Meer dieser Täuschungen, nenne sie wahr und recht; und dann erst, wenn ich selber auf dem Kopf stehe, seh' ich, was vorher verkehrt war, aufrecht stehen, und das Leben wird mir wieder erträglich, zuweilen sogar ganz angenehm in dem weiten Irrenhause.

Aber hätte mein eigentliches Ich, mein Geist unter allen diesen Täuschungen, Spiegelfechtereien und Blendwerken, nicht irgend etwas Wahres, Festes in sich selber, sein göttliches Vernunftgesetz: er müßte verzweifeln. Aber die heilige Tugend, aber das ewige Recht, sogar der Maßstab der Wahrheit, — sie sind der Trost des Geistes. Und doch gerade durch dies Besitzthum wird mir Leben und Welt zum Räthsel. Ich habe ein Maas und Gewicht empfangen, das sich auf Lebenserscheinungen fast nirgends anwenden läßt. Ich muß es, denk' ich, für Welten empfangen haben, die ich noch nicht betreten habe.

---

2. Das Glück.

Ist Glücklichseyn das Ziel alles lebendigen Strebens in der Natur, so ist es auch eben deswegen, und nicht blos in einer entferntern, sondern in der allernächsten Beziehung das Fortschreiten zum Bessern. Alles Glück ist Fortschreiten. Das Bessere, was wir erreichen wollen, ist nur Ideal; das Ringen dahin macht unsere Seligkeit aus. Im Streben nach einem

Genuß, z. B. nach Reichthum, Liebe u. s. w., besteht anerkannt jedesmal der eigentliche Genuß. Ein erreichtes Ziel hat nur in so fern Werth, als es uns auf einem augenblicklichen Ruhepunkt Zeit gibt, uns nach einem andern hinzuwenden. Die Hoffnung allein blieb in Pandorens Büchse zurück, und es genügt uns an ihr. Sie war nicht das Letzte von einer Anzahl anderer Güter des Lebens, sondern war und ist der Inbegriff aller. Ein Glück ohne Hoffnung ist undenkbar; und wäre es denkbar, so würde das hoffnungslose Glück so gut eine Hölle seyn, als der hoffnungslose Schmerz.

---

3. Verwandlung des Rechts in Vorrecht.

Was an und für sich ein bloßes gemeines Menschenrecht ist, erschien in der Geschichte der Völker immer, oder fast immer, zuerst, als ein Priester-, Fürsten- oder Adelsrecht, das heißt, als ein Vorrecht Einzelner über die Menschen; so z. B. Befreiung von jeder Art von Knechtschaft, persönliche Selbstständigkeit, milde Behandlung in der Gefangenschaft, freier Zug und Durchzug, Abgabenfreiheit u. s. w. Selbst das Eigenthumsrecht, durch sogenannte Luxusgesetze in allen übrigen Ständen vernichtet oder beleidigt, blieb nur im Vorrecht ungekränkt. — Der Wahnsinn der Selbstsucht konnte keine Götter aus Menschen machen, darum machte er andere Menschen zu Halbmenschen, Krüppeln und Lastthieren. Die Einführung von Rechtsgleichheit kömmt noch heute vielen Leuten, wie Tollhäuslerei vor, und das Menschenrecht nun gar, wie ein unzeitiger Spaß.

Man schaue doch nur in vielen unserer civilisirten Staaten umher, wie da Innungen und Kasten, um ihr Menschenrecht, als ihr Vorrecht, behaupten zu können, Alles thun, um die übrigen Menschen nicht zu Menschen werden zu lassen. Unter König Richard II. baten die Gemeinen von England: daß den Leibeigenen, „zur Ehre aller Freien des Königreichs“ untersagt werden möchte, ihre Kinder in die

Schule zu schicken, um sie dann im Dienste der Kirche zu befördern.

---

4. Die Menschenliebe.

Es geht der Tugend nicht besser, als dem Recht; der Menschenliebe nicht besser, als dem Menschenrecht. Die wenigsten Christen verstehen Christum.

Die Menschenliebe wird zu einer Vorliebe der Standes-, Glaubens- und Landesgenossen gemacht. „Er ist nur ein Fremder, ein Neger, ein Jude, ein Ketzer, ein gemeiner Bauer, ein Laye" u. s. w. heißt's: ich mag nichts mit ihm zu schaffen haben; er ist meines Umgangs nicht würdig; so weit geht meine Menschenliebe nicht. — Also ist sie nur auf religiöse oder politische Innungen beschränkt; als wenn nur in einem besondern Stand, in einer besondern Kirche, in einer gewissen Meinungspartei und sonst nirgends eigentliche Menschen lebten; als wenn nicht Gottes Welt das allgemeine Vaterland der Sterblichen, sondern das Vaterland die ganze Gotteswelt wäre. Weltbürger und Weltbürgerthum gehört unter Christen noch zu den Schimpfworten.

Fenelon's Wort ist christlich-erhaben: J'aime mieux ma famille, que moi même; j'aime mieux ma patrie, que ma famille; mais j'aime encore mieux le genre humain, que ma patrie. Aber eben, weil Fenelon ein Christ war, kein Kirchenmann, ward er ein Weltbürger, kein Spiesbürger.

---

5. Luftänderung.

„Sie müssen eine kleine Luftänderung machen!" Verordnet der Arzt, wenn sein Kranker auch schon in einer Luft lebt, worin tausend Andere gesund sind und die ältesten Leute wohnen. Und, merkwürdig genug, in der Regel schlägt die abgeänderte Luftspeise nicht übel an. Ich weiß aber in der That nicht, ob die Luft einer Gegend materiell besser oder schlechter gemischt ist, oder ob hier der Aberglaube des Kran-

ken dem Aberglauben des Arztes zur Hülfe kommt. Ist hier ein Aberglaube: so liegt ihm gewiß eine Wahrheit zum Grunde, die er verdunkelt, indem er sie erklären will.

Gewisse Feldfrüchte, immer und immer in der Erde eines und desselben Ackers erzogen, verschlechtern sich endlich, während andere darin, mit denen man abwechselt, trefflich gedeihen. Den Grund davon vermuthen wir; aber kennen ihn nicht. Jn jedem Fall hat's mit der Erdveränderung der Pflanzen ein anderes Bewandtniß, als mit der Luftänderung der Menschen. Nicht die Luft an sich, sondern die Aenderung des Raums in ihr, die neuen Umgebungen und fremden Gestalten und Verhältnisse wirken durch's Gemüth wohlthuend auf den Leib ein.

Der Mensch wächst mit der Gegend, in der er von Kindheit an lebt, endlich seelisch vollkommen zusammen. Die Häuser, Straßen, Brunnen, Kirchen, Wiesen und Wälder, die er täglich vor Augen hat, sind mit allen seinen Vorstellungen, Plänen, Erinnerungen und Arbeiten, Genüssen und Mühseligkeiten so eins und dasselbe geworden, daß er, wenn er sie nicht mehr sieht, wie aus seinem Leben herausgerissen, in einem andern zu stehen glaubt. Die Schweizer, denen in ihren Thälern, links und rechts an den Bergen alles näher liegt, Felsen, Hütten, Giesbäche, Waldungen, Dörfer — sind daher dem Heimweh leichter unterworfen, als die Leute der Ebene, die nicht von solcher Mannigfaltigkeit der Gegenstände umringt sind, an welchen sich ihre mannigfaltigen Erinnerungen emporranken und anlehnen. Der Alpenhirt verliert mit der Heimath zwischen den Gebirgswänden geradezu die Hälfte von sich selbst.

Was der Mensch täglich hat und sieht, wird ihm endlich so bekannt und vertraut, daß er es kaum beachtet; wandert durch seine Landschaft gleichgültig, wie zwischen den wohlbekannten Tapetenwänden seines Wohnzimmers. Jn eine fremde Gegend versetzt, wird seine Aufmerksamkeit gereizt, seine Neugier in Spannung erhalten. Die Seele gewinnt eine Elasti-

cität, welche wohlthuend und verwandelnd auf den ganzen Körper einwirkt. Reisen und Luftänderungen sind wahrhafte Arzneien zur Heilung aller Uebel, welche aus Gemüthserschlaffung entspringen.

Aber mehr noch, Ortsveränderungen der Menschen sind unter den Erziehungsmitteln eins der wesentlichsten. Eben das Verwachsen unserer Vorstellungen mit den bleibenden Umgebungen macht uns einseitig, einsinnig, starrsinnig in unsern Meinungen. Wie sollen wir da, wo rings um jede Sache eine Stütze, ein Träger, ein Denkmal von unsern Erinnerungen, Gemüthsbewegungen, Vorsätzen und Verrichtungen geworden ist, wo eins und dasselbe immer in ähnlicher Art auf unsere Gemüthsstimmung zurückwirkt, in uns selber anders werden? — Schaffet die Aussenwelt um und ihr verwandelt den innern Menschen. Wird uns nicht schon beim Eintritt in das Innere eines unbekannten, fremden Tempels zu Muthe, als wären wir in eine andere Religion eingetreten? Reisen machen den Menschen, wenn er nicht schon durch eine fixe Idee fanatisirt ist, umsichtiger, gewandter im Umgang und toleranter.

Der Grund vom schnellern Gang der Civilisation in Colonien liegt eben in der Beseitigung fast aller derjenigen Vorurtheile und Irrthümer, die mit dem Grund und Boden zusammenhingen, auf dem der Mensch erwachsen ist, und folglich in Beseitigung von der Mehrzahl der Ueberlieferungen und abergläubigen Religionsvorstellungen. Neue Ansiedler sind den falschen Begriffen und einseitigen Ansichten des neuen Wohnortes fremd, und vergessen hinwieder bald den frühern Aberglauben, der mit allen Oertlichkeiten der ehemaligen Heimath zusammenhing. Daher auch die Fügsamkeit, mit der ausgewanderte Völker sich zu einer neuen Religion und zu Sitten und Gebräuchen fremder Gegenden hinwenden, im Gegensatz der Beharrlichkeit und Hartnäckigkeit derer, die in ihren ursprünglichen Sitzen geblieben sind.

---

6. Fabrikwesen und Civilisation.

Es ist wahr, es gehört schon ein Vorangehen der Civilisation dazu in den Völkern, um Wissenschaft, Kunst, Gewerbfleiß bei sich zu erschaffen. Aber es ist eben so wahr, daß man den Völkern die Civilisation, vermittelst der Wissenschaft, Kunst und Industrie einimpfen könne. Sind nicht selbst die Irokesen schon gesitteter geworden? Sie haben Schulen, Druckereien, Zeitungen und treiben Gewerbe.

Es gibt gewisse staatswirthschaftliche Vorurtheile, die nicht leicht auszurotten sind, wie laut auch Vernunft und Erfahrung dagegen schreien. So wenig irgend jemand durch Kenntniß, nützliche Beschäftigung und Wohlstand nothwendig ein sittenloser, verdorbener Mensch wird: eben so wenig bewirken Wissenschaften, Handelsverkehr, Fabriken und Manufakturen das Sittenverderbniß und den Verfall der Nationen. Rousseau's hypochondrischen Einfall, daß Wissenschaft und Kunst das Unglück der Völker herbeiführen, haben überall Aristokraten und Priester am eifrigsten nachgebetet, um in der Rohheit und Unwissenheit der Menge ihre Hohheit, Herrschaft und Gütervermehrung zu behaupten.

Am geläufigsten und liebsten spricht man vom nachtheiligen Einfluß der Beschäftigung in den Fabriken. Ist denn das Volk in Italien, Portugal, Spanien, in der Wallachei und Türkei, wo keine Fabriken sind, sittlicher und edler, als in Deutschland, England, Frankreich? Man erlaube mir, zu zweifeln. Ich habe im nördlichen, gewerbreichen Frankreich mehr wahre Gesittung gefunden, als im Süden des Landes; in dem fabricirenden Theil der Schweiz mehr, als in demjenigen, der blos von seiner Alpenwirthschaft zehrt, und unter gebildeten, wohlhabenden Familien mehr Tugend, als in unwissenden, ärmlichen.

Schon die größere Lebensdauer der Menschen in gewerbfleißigen Gegenden spricht für einen höhern Grad ihrer Sittlichkeit, für die bei ihnen vorherrschende Mäßigkeit, Reinlichkeit und Zucht. Der bessere Gesundheitszustand in Fabrikländern

ist Wirkung besserer Einsicht und Belehrung, Folge größerer Wohlhabenheit, lebhafterer Thätigkeit, ausgewählterer Nahrungsmittel, unschädlicherer Vergnügungen. Es ist urkundlich erwiesen, daß in England und Wales die Sterblichkeit mit der Vermehrung der Fabriken und Manufakturen abgenommen hat. Sie betrug im Jahr 1700 noch im Durchschnitt 1 von 40; im J. 1810 aber 1 von 52; im J. 1820 nur 1 von 58. — Wäre das Fabrikwesen in einem entgegengesetzten Sinn wirksam: so hätte sich diese Erscheinung wenigstens nicht an denjenigen Plätzen zeigen können, in welchen es am höchsten gestiegen ist. Sie zeigte sich aber im Gegentheil noch auffallender, als anderswo, und besonders im Gegensatz mit den Gegenden, wo nur Landbau und Viehzucht getrieben wird.

Nach Dr. Percival, einem einsichtsvollen Arzte in Manchester, verhielt sich 1770 die Sterblichkeit daselbst, wie 1 zu 28; die Bevölkerung hat sich seitdem, bei der Erwerbsmöglichkeit, beinahe vervierfacht, und besteht fast ausschließlich aus Fabrikanten und Fabrikarbeitern. Trotz dem ist izt das Verhältniß der Sterblichkeit, wie 1 zu 45. Im J. 1750 betrug die Bevölkerung von Lancastershire nur 297,040 Seelen; im J. 1801 aber 672,565 Seelen; im J. 1820 sogar 1,052,859. Hingegen war im Jahr 1801 das Verhältniß der Sterblichkeit, wie 1 zu 40; und im J. 1820 nur, wie 1 zu 55. — In Westmoreland, fast nur von kleinen Eigenthümern bevölkert, ohne große Städte, ohne Fabriken, ist die Sterblichkeit nur etwa um 5 Proz. geringer. Die Taufen verhalten sich, wie 1 zu 35; Sterbefälle, wie 1 zu 58; Heirathen, wie 1 zu 164. — In dem gesunden, mit Landwirthschaft beschäftigten Berglande der Steyermark, war noch 1812 die Sterblichkeit überhaupt, wie 1 zu 34; und gerade in dem Theil desselben Landes, in welchem sich die großen Eisenfabriken befinden, finden wir die Sterblichkeit, wie 1 zu 42.

Die Thatsache der größern Bildung der Fabrikarbeiter Englands und der Schweiz, wie Deutschlands und Frankreichs,

bedarf wohl keines Beweises. Ueberall findet man da zahlreichere und bessere Unterrichtsanstalten in Städten und Dörfern, als in Landwirthschaft treibenden Gegenden, wo die Bevölkerung im Allgemeinen auch dünner ist. Engeres Beisammenleben ist an sich schon eins der wirksamsten Mittel gegenseitigen Unterrichts.

Ueberall, wo Gewerbfleiß und Handel zu Hause waren, war auch die Freiheit zu Hause; und unter Hirten und Ackersleuten der Despotismus, Aristokratie und Priesterherrschaft. Man vergleiche doch nur, um sich davon zu überzeugen, die Geschichte Hollands, Englands, der vereinigten Staaten mit der Geschichte Polens, der Schweiz, Spaniens u. s. w.

Der Vortheil des Fabrikwesens läßt sich in dieser, wie in jeder Hinsicht auf die Verdienste jenes Mittelstandes zurückführen, der ihm jederzeit und überall seine Entstehung hauptsächlich zu verdanken hat. Hirtenleben und Ackerbau schaffen im einzelnen Hause, und im Staate, Herren und Knechte; — Handel und Gewerbe aber schaffen den Bürger, den Arbeiter im Dienste Aller, der sein eigner Herr bleibt.

7. Pädagogik der Natur.

Der fadeste und üppigste von allen Zweigen in der deutschen Literatur ist der pädagogische. Kein Wunder! Viele deutsche Schullehrer, ich weiß es von mehreren selbst, schreiben nur darum ein Buch über ihr Gewerbe, um sich bei ihren höhern Behörden zu künftiger Beförderung bemerkbar zu machen. Daher so viel armselige Kleinigkeitskrämerei, unanwendbare Künstelei und Verkünstelung. Nebenbei ist zu bemerken, daß viele von den berühmtesten Erziehungskünstlern in Deutschland, an ihren eigenen Kindern die schlechtesten Kunstproben abgelegt haben.

Jede verständige Mutter, ohne ein pädagogisches Werk zu kennen, kennt den sichersten Gang zur Bildung ihrer Kleinen, ich möchte sagen, durch den Mutter-Instinct. Sie folgt der Natur. Sie schlägt nicht den verkehrten Weg der

pädagogischen Tausendkünstler ein, die schon den Verstand der Unmündigen schärfen wollen, ehe er da ist. Er entfaltet sich seiner Zeit, ohne Anwendung schulgerechter Mittel, eben so gut, als Gedächtniß, Fantasie und Vernunftgesetz. Wer waren denn die Geistesbildner der Wilden, deren scharfer Beobachtungsblick, deren treues Gedächtniß, deren richtiges Urtheil ohne Schulmeisterei vorhanden ist.

Wir sind keine Wilde; wir müssen mehr lernen, als die Natur uns lehren kann. Unsere Geister sind die Erben aller Entdeckungen, Erfindungen, Erfahrungen und Erforschungen von den Geistern voriger Jahrtausende; dazu bedürfen wir der Schule. Aber auch die Schule soll die Pädagogik der Natur beibehalten.

Diese führt den Säugling zum Wahrnehmen, Aufmerken, Beobachten und Unterscheiden. Das ist die Vorbereitung zu den Gedächtnißübungen. Erst nach einigem Sachvorrath im Gedächtniß wird das Sich-Erinnern des Nichtgegenwärtigen möglich. So weit bringen es auch viele Thiere; ja manche sogar bis zum Vergleichen der Gedächtnißvorstellungen, und einem dadurch erregten Instinkt-Urtheil, welches einem Verstandes-Urtheil oft ziemlich ähnlich sieht. Die Geistesthätigkeit, welche wir den Verstand nennen, entwickelt sich zuletzt, nachdem schon ein Reichthum von Erinnerungen vorhanden ist. Ein Kind hat keinen Verstand, oder kann ihn nicht offenbaren, weil es noch zu arm im Gedächtniß ist; und alte Leute, welche das Gedächtniß verloren haben, sind daher wieder Kindern gleich, oder kindisch. Mancher Wahnsinn vielleicht ist nur Folge von einer Zerrüttung des Gedächtnisses.

Junge Leute, mit der herrlichsten Verstandeskraft ausgestattet, können die gröbsten Fehlgriffe und Irrthümer begehen, weil ihnen noch Erfahrung fehlt. Ihre Gefühle, die sich erst im Alter des Mannbarwerdens am lebhaftesten erschließen, verwirren und reizen die Thätigkeit des Verstandes gleich sehr an. In dieser Erregung des Verstandes, in jenen Bewegungen des Gemüthes, da ihm das Erfahrene nicht

genügt, schafft sich der Geist aus dem Vorrath seiner Gedächtnißvorstellungen das Unerfahrene. Er dichtet. Wir nennen diese Wirkungsweise des Geistes Fantasie.

Das Gedächtniß wird und bleibt also die Grundbedingung der größern oder geringern Offenbarung unserer Geisteskraft; denn es liefert der Fantasie, wie dem Verstande die Materialien zu dem, was sie bauen und ordnen. Zur Uebung und Bereicherung des Gedächtnisses leitet die Natur, als Pädagogin des Menschengeschlechts, am frühesten und am längsten. Es ist unglaublich, wie viel ein zartes Kind in den ersten Jahren erlernt, wenn es zu sprechen beginnt, und so lange es zum Bezeichnen der Gegenstände noch Zeichen, das heißt, Wörter findet. Die Kenntniß-Armuth im Volk entsteht nur durch seine Sprach-Armuth. Würden uns, als Kindern, die Namen aller Steine und Blumen, mit denen wir spielen, der Thiere, der Sterne u. s. w. genannt, die wir beobachten: wir würden einen ungeheuern Reichthum von Kenntnissen haben, ehe wir nur in die Schule gehen.

Tüchtige Schullehrer werden zu ihrem Beruf am besten durch ihre eignen Schüler ausgebildet, die sie beobachten müssen. Die Grundlage ihrer ganzen Ausbildung besteht im Reichthum pädagogischer Erfahrungen. So lernen sie von den Kindern, indem sie dieselben lehren. Da ist gegenseitiger Unterricht. Das ganze Leben ist gegenseitiger Unterricht; wir lernen dabei mehr und leichter, als durch den Vortrag des Einzelnen. Abwechselung der Lehrer ist so erfrischend und wohlthätig, als Abwechselung der Lehrgegenstände. Immer der gleiche Mann, oder immer die gleiche Sache ermüden uns, und wäre der Mann der gewandteste Redner und die Sache das Interessanteste von der Welt. Auch Kinder fühlen eben so viel Vergnügen im Lehren, als im Lernen. Die Methode des gegenseitigen Unterrichts ist aus der Pädagogik der Natur entlehnt. Wo sie in Schulen verständig eingerichtet ist, verrichtet sie Wunder im Gedächtnißbereichern der Kinder. Das Lehren übt die Verstandeskraft von Kindern und Erwachsenen

mehr, als das Lernen; ungerechnet das docendo discimus. Und doch sagen die Gegner des wechselseitigen Unterrichts, er sey ein todter Mechanismus, liefere nur Fabrikwaare. Sie haben die Pädagogik der Natur nicht studirt; sind vielleicht talentlos zu ihrem Beruf; im Schlendrian gedankenlose Lehrmaschinen geworden, oder in ihrer künstlichen Methode vorurtheilsvoll eingerostet.

8. Höflichkeit.

Sir William Groche, Gouverneur von Virginien, erwiederte einmal den Gruß eines Negersklaven und wurde deswegen getadelt. „Es sollte mir sehr leid thun," antwortete er, „wenn ein Sklave höflicher wäre, als ich." — Gibt es unter allen griechischen Apophtegmen wohl ein schöneres? Und wie lehrreich!

9. Nutzen des Christenthums.

Der Physiker Robert Boyle, der philosophische Boyle, schrieb „Betrachtungen über den Nutzen der Experimental-Physik," und noch ein besonderes Werk, „der christliche Naturalist," worin er bewies, daß die Experimental-Physik schon dazu nütze, daß sie den Menschen zum Christenthum führt. Ich will ihm das gelten lassen. Aber der Mann ging noch weiter; er empfahl auch das Christenthum, wegen seines Nutzens und eben darum dringend die Verbreitung desselben. „Das Christenthum," sagt er, „muß nothwendig den Indianern gepredigt werden. Es ist eine unserer heiligsten Pflichten. Wenn diese unwissenden Heiden auch nur so viel davon lernen, daß sie einsehen, es sey schicklich Kleider zu tragen und nicht nackt umherzugehen: so würde das schon ausserordentlich zum Vortheil — — der englischen Manufakturen gereichen!"

Ich weiß nicht, soll ich über den wunderlichen Einfall lachen, falls es damit ehrlich gemeynt war, oder soll ich ihn bewundern wegen seiner rednerischen Schlauheit? Denn nachdrücklicher und englischer konnte man unmöglich mit Englän-

dern reden, um sie zu Opfern für das Heiligthum der Menschheit zu begeistern.

10. Arabischer Tadel.

Der schwerste Tadel, welchen ein Araber über eine andre Nation aussprechen kann, ist: „Die Männer verstehen nicht zu geben, die Weiber nicht zu versagen.“

11. Künstlerlob.

Der Kirchenvater Lactantius, wenn er von der Verehrung der Götterbilder spricht (Divin. Instit. II. c. 2.), sagt: „Könnten diese Götterbilder empfinden und sich bewegen, sie würden den Menschen anbeten, der sie so schön geformt hat.“ — Ein hohes, poetisches Lob für den Künstler. Lactantius freilich, nahm diesen Gedanken in ganz anderm Sinne.

12. Großes Fürstenwerk.

Die russische Kaiserin, Katharina II., auf ihrer Reise nach der Krimm, legte den Grundstein zur Stadt Ekatherinoslav, und Kaiser Joseph II. fügte den zweiten hinzu.

Als er nach Hause kam, erzählte er: „Ich habe heut, an einem einzigen Tage, ein hochwichtiges, sonst langwieriges Werk mit der Kaiserin von Rußland abgethan. Sie legte den ersten Stein zu einer Stadt, und ich — — den letzten.“

13. Er geht in's Wasser.

Die schwimmende Bootstadt in Canton besteht aus 40,000 Barken, auf denen etwa 300,000 Leute wohnen. Zu diesen gehören auch sämmtliche Freudenmädchen, bei 40,000, die da wohnen müssen. Die Redensart: „Er geht in's Wasser!“ könnte also sehr füglich aus China stammen.

14. Amerika und Europa.

A.

Wie aus des weiten Meeres finstern Wogen
Des jungen Tages erste Flamme bricht:

So glänzt aus einer Zeit, mit Nacht umzogen,
Dem fernen Brudervolk Europa's Licht.

E.

Gewiß! — doch wenn sich unsre Brüder
Des vollen Tages freu'n, so — legen wir uns nieder.

15. Schauerliche Antwort.

Ein bekehrter Caraibe ward, nachdem er getauft war und das Abendmahl genossen hatte, von seinem priesterlichen Lehrer und Beichtvater dem Bischof vorgestellt, nicht ohne Stolz des Geistlichen auf die Religionskenntnisse, welche der junge Christ erworben hatte. Der Bischof prüfte diesen.

„Wie viel Götter gibt es also?“ fragte er.

Der Caraibe antwortete: „Mir ist gesagt worden, nur Einen gebe es. Aber es ist aus mit ihm. Gestern hab' ich ihn gegessen.“

16. Literarisches Continentalverbot.

Ist es nicht mit dem Preßzwang, mit Censur und Bücherverbot, wie ehemals mit dem napoleonischen Continentalverbot? — Die Kaufleute fanden immer Handelswege; und immer fand sich eine oder die andere Macht, die ihnen Licenzen gab. Das Sprüchwort von der Süßigkeit verbotener Früchte sollte die Staatsklugheit um so weniger verachten, da es bekannte Thatsache ist, daß verbotene Schriften, aus Neugier, mehr gelesen werden, und tiefer wirken, weil sie aufmerksamer gelesen werden, als die erlaubten. Censirte Zeitungen und Bücher werden, wie die ehemaligen Kaffeesurrogate, als Nothbehelf, aber mit Widerwillen, genommen. Es ist unendlich leichter, die Völker zu Leibeigenen, als zu Geisteigenen des Staats zu machen.

17. Lebenswerth.

Die Badecur, sagt ich: hat wenigstens eine gewiß wohlthätige Folge, wenn man sich entschließt, die bei derselben

angenommene Diät beizubehalten. — „Auf Lebenszeit?“ fragte der Fürst. — Ja wohl! — „Mein Gott, was bleibt einem dann noch vom Leben übrig?“

18. Von deutscher Urgeschichte.

Die Unterhaltungen mit dem deutschen Sprachforscher, Hrn. Radlof, im Emser Bade (1820), waren für mich sehr unterhaltend. Der liebe Mann hatte zwar seine kleinen Wunderlichkeiten und für sein Lieblingsstudium ein wahres Fieber, das kein „intermittirendes“ war; aber er hat mich damit angesteckt.

Wörter sind nun einmal die irdische Hülle der Gedanken, und Sprache ist das Kleid, in welchem menschliche Geister einander erscheinen. Hr. Radlof gefällt mir zwar nicht, als Schneider in der Geisterwelt; der Zuschnitt, welchen er den Kleidern gibt, ist mir zu eckigt und alterthümlich; — aber was er von den Geister-Trachten der früheren Europäer gesammelt hat, ist eine sehenswerthe Sprach-Garderobe. Nichts ist angenehmer und leichter, als die Finsterniß der Urwelt durch das Licht der Etymologie zu erhellen.

Ein alter Kirchenvater, es fällt mir izt nicht ein, welcher? hat bemerkt, daß 2500 Jahre vor Christi Geburt, der Planet Venus Gestalt, Farbe und Laufbahn verändert, und damit die ungeheuern Kataklysmen, oder, im biblischen Styl zu reden, die Sündfluten auf Erden, hervorgebracht habe. Es ist mir unbekannt, woher er dies erfahren hat? Aber einem Heiligen muß man auf's Wort glauben. Genug, man kann sich daraus so gut, als aus andern astronomischen Hypothesen den Untergang der alten Atlantis, die Palmenüberbleibsel bei Bonn und am baltischen Meere, die ehemaligen Olivenhaine an der Weichsel u. s. w., erklären, wenn man will.

Aber auch, wenn man will, die ersten Völkerwanderungen aus Asien, und zwar den Zug jener 19 Stämme nach Europa, 2000 Jahre vor Christi Geburt, von denen indische Geschichtschreiber oder Poeten Meldung thun. Ihre Stammnamen

sollen noch in neueren Völkernamen erkennbar seyn. Die Unbekanntschaft der europäischen Urvölker mit der indischen Kasteneinrichtung, ist kein Einwurf gegen die Verwandtschaft derselben mit Indien. Sondern, ich halt' es mit Hrn. Radlof, es ist gerade ein Beweis dafür, weil jene Geschichtschreiber bemerken, daß die Auswanderung eben deswegen statt gehabt, weil sich die 19 Stämme die Neuerung des Kastenwesens nicht haben gefallen lassen wollen. Sie waren also emigrirende Liberale. Ich scherze gar nicht. Denn in diesem Augenblick befindet sich Europa wieder in einer ähnlichen Crisis, und die Auswanderer nach Amerika gleichen jenen 19 Stämmen. Die Amerikaner würden dermaleinst, nach Jahrtausenden, sehr Unrecht thun, wenn sie die Nichtvorhandenheit des Adels bei sich, als einen Beweis gegen die Abkunft der Väter aus Europa geltend machen wollten.

Daß der deutsche Stamm schon Genosse einer höhern Cultur war, als er sich später rühmen konnte zu seyn, ist für einen guten Sprachforscher ziemlich offenbar. Das Wort Stahl ist in allen deutschen Mundarten üblich. Die Römer nannten ihn, wie die Griechen, Chalybs. Im Altägyptischen heißt er Stahli; und Clemens von Alexandrien, (im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung), er, dem die Schätze der alexandrinischen Bibliothek zu Gebot standen, erzählt, die Kunst Eisen zu härten, sey im Noricum erfunden. Somit ist es möglich, daß die ägyptischen Pharaonen beim Bau der Pyramiden schon steyermärkisches Eisen gebraucht haben. Was kann folgerechter seyn?

Aus der Buchstabenschrift der ältesten Völker läßt sich nicht viel beweisen; doch sieht die Runenschrift eben der persepolitanischen Keilschrift nicht ganz unähnlich. Runen waren die Schriftzüge der alten Hetrusken, Scandinavier und Keltiberer. Cäsar erzählt zwar, die Helvetier hätten mit griechischen Buchstaben geschrieben; es waren aber Runen, die mit den griechischen Schriftzeichen Aehnlichkeit besitzen.

Der indische Stamm der Kelten, Celten, oder Galen, oder Gallier erstreckte sich von Scythien bis Iberien. Der Sprachgebrauch aller Jahrhunderte bis Cäsar beweiset es. Dieser Cäsar brachte zuerst die Benennung Germanen in seinen Commentarien auf, ohne Zweifel aus politischen Absichten. Die Römer glaubten, nachdem Gallien erobert war, sie hätten nun das ganze vielgefürchtete Volk der Kelten unterjocht, welches einst Italien verheert, Rom selber eingeäschert hätte. Cäsar wollte seinen Römern den Trost nicht rauben, und sprach ihnen von einem ganz neuen Volke, von Germanen. Er erhielt durch seine Bülletins-Macherei eine siebenzehntägige Ovation, Verlängerung seines Commando's und Verstärkung seiner Partei gegen Pompejus. Ihn unterstützte Cicero, der Lieb- und Lobredner in seiner Rede de provinciis consularibus. Vor Cäsar braucht kein Schriftsteller das Wort Germanien; und wenn spätere, wie Plinius und Justin es von frühern Zeiten brauchen, so bedienen sie sich der Bezeichnungen aus ihrer eigenen Zeit. Cäsar ließ auch sogar, wie uns Sueton verrathen hat, ältere Schriftsteller „emendiren", das heißt, verfälschen. So lange er lebte, durfte nicht an der Angabe des mächtigen Mannes gezweifelt werden. Nachdem seine Dynastie aber untergegangen war, kam die Wahrheit an's Licht; daher die Bemerkung von Tacitus: „Ceterum Germaniae vocabulum *recens et nuper additum*. Uebrigens kannte und äusserte schon Aristoteles die richtigen Zustände. Auf dem Congreß der Völker zu Babylon, den Alexander veranstaltete, fanden sich auch Gesandte aus dem Keltenlande ein. Neuere Schriftsteller schöpften nur aus lateinischen Quellen und beteten dem Cäsar nach. Schöpflin, um dem König Ludwig XV. angenehm zu seyn, behauptete in seiner alsatia illustrata, die Kelten seyen nur in Gallien ansäßig gewesen; und in seinen Vindiciciis geht er im Kelten-Stolz so weit, daß er sich sogar Verfälschungen von Stellen alter Autoren zu Schulden kommen ließ, die also, ihm zu gefallen, noch nach ihrem Tode falsches Zeugniß ab-

legen mußten. Ich bin human genug, das nicht zu billigen; so wenig, als wenn der kindlichgute Radlof im frommen Eifer Adelungs ältere Geschichte der Deutschen ein Pasquill hieß.

Unsere keltischen Vorfahren in Deutschland müssen auch nicht so ganz uncivilisirt gewesen seyn, wie man sich wohl mitunter einbildet. Man beruft sich vergebens auf Tacitus, daß sie noch keine Städte gehabt hätten. Er sagt ja nur, sie hätten keine Urbes gehabt. Urbs heißt immer nur, was bei uns Residenz, Regierungssitz, und ist mithin nur politisch von oppidum verschieden, was auch eine größere Stadt seyn konnte. Nun freilich Regierungssitze hatten die Deutschen auch noch in spätern Zeiten nicht, sondern Hoflager und Tagfahrten. — Uebrigens, wenn Tacitus Germanien beschreibet, hat er seinen Standpunkt am Niederrhein, wo er Beamter gewesen seyn muß. Das erklärt Vieles.

Gewiß hatten die Kelten auch in Germanien Städte; nur hießen sie nicht so. Im Altdeutschen bedeutet Burg eine Stadt; daher in alten Uebersetzungen die Burg Jerusalem, die Burg Babylon, die Burg Rom. Die „Bürgte" wo man geborgen ist vor feindlicher Gefahr. Sagt nicht Cäsar schon, lange vor Tacitus, daß die Helvetier ihre zwölf Städte (oppida) verbrannt hätten, als sie nach Gallien auszogen? — Das Wort „Stadt" kam wohl erst mit den bleibenden Regierungssitzen in Brauch und würde dann so viel wie Urbs bei den Römern bedeuten. Denn Stadt kömmt her von Stätte, festem Aufenthalt; im Isländischen Stadr, im Altgothischen Stath, im Altdeutschen Steti u. s. w.

Die Griechen und Römer verstanden kein Deutsch, sonst hätten sie unsern lieben Urvätern nicht so närrische Sachen nachgeredet, z. B., daß sie dem Meere, wenn es überschwemmend vordränge, mit Waffen entgegenrückten und es zurückjagten. (Siehe Posidonius). Vermuthlich hat ihnen ein ehrlicher Norddeutscher erzählt, man halte die Ueberschwemmungen mit Wehren oder Wuhren (Wehrdämmen) ab. Die Griechen machten den Sprachschnitzer und übersetzten „Weh-

ren" durch Opla oder Waffen. So erzählt auch der Buchstaben-Meister Solinus, die Deutschen im hercynischen Walde trügen im Dunkeln oder Nachts Vögel mit leuchtenden Federn auf Stangen, bei deren Schein sie Alles sehen konnten. Nun ja, Schleissen heißen in Baiern und sonst noch, die Bärte der Federn; aber auch (z. B. in Franken) gespaltene Kienholzstücke, die auch heutigen Tags zum Leuchten, von unsern Landleuten, angezündet werden.

Also bleibt's dabei, die Kelten waren ein indischer Stamm, und die Deutschen waren Kelten. Strabo sagte ausdrücklich, Keltika sey das Land von den Scythen bis zu den Iberern. Aber wie er nachher zu der besondern Länderbeschreibung kam, gerieth der gute Mann wirklich in eine Art Verlegenheit oder Unwillen, indem er erfuhr, die Scheidung Galliens vom Keltenlande sei nur eine politische, ganz willkührliche. Er meynt, etwas ironisch, man habe wohl daran gethan, die Völker am rechten Rheinufer Germane (lat. Brüder) zu nennen, denn sie seyen allerdings in Körperbau, Sprache, Sitten und Lebensart den Bewohnern Galliens so ähnlich, wie Brüder. Hätten sich Cäsar oder Strabo bei meinem lieben Radlof Raths erholen können, so würden sie den Namen nicht für einen lateinischen gehalten haben, sondern für einen deutschen und ihn Wehrmannen, Wehr- oder Kriegsmänner (franz. guerre) ausgesprochen haben.

19. Das Staatsschiff.

Den Staat mit einem Schiffe zu vergleichen ist eine gemeine, bildliche Redensart. Ein katholischer Kanzelredner in Italien benützte dieselbe aber gar weislich, die Oberherrlichkeit der geistlichen Macht über die weltliche in's Licht zu stellen. „Ja," sagte er, „meine Christen, der Staat ist allerdings ein Schiff; der Fürst ist der Hauptmann desselben; das Ministerium der Steuermann; die Passagiers sind der Adel; die Ruderknechte sind das Heer; das Volk ist der Ballast; — die Kirche aber ist das über Alle zum Himmel em-

vorsteigende Masten- und Segelwerk, und das Kreuz strahlt droben den Wolken nahe. Was ist das Schiff ohne Segel und Masten? Ein Spiel der Stürme ist's, dem Untergang geweiht.“

Wohl schwerlich nahm der Redner die Durchführung dieses Bildes aus der Bibel, vielleicht eher aus dem Verse des Tasso:

E nell vescillo *imperiale* e grande
La triomfante *croce* al ciclo ti pande.

20. Politisches Wetterläuten.

Mit den Wolken am politischen Horizont halten es unsere Staatsmänner, wie die dummen Bauern mit denen am physischen. Sie glauben sie mit Wetterläuten zu bannen. Aber es ist bei jenen damit so wenig gethan, wie bei diesen; und vielleicht haben beide Wolkenarten mit einander gemein, daß sie sich bälder unter Kanonendonner zerstreuen, und auf Metallspitzen entladen.

21. Versprechen ist nicht Geben.

„Je vous *promets* 100,000 L. de rente,“ sagte Herr Duvrard zu dem Grafen von Rochechouard, dem er seine Tochter gab. „C'est trop!“ meynte dieser mit schmeichelndem Tone, indem er sich halb verneigte: Ne me *donnez* pas tant; je suis content de 50,000. — Aber Herr Duvrard behauptete: „Non, non, je vous les *promets!*“ und der Graf, der immer das promettre in sein donnez übersetzte, wiederholte: Vous me *donnez* trop. So warfen sie sich einander ihr bedeutungsvolles je promets und vous donnez so lange complimentirend zu, bis die anwesenden Zeugen in ein Gelächter ausbrachen. — Eine solche Scene, die sich im Leben oft spielt, wäre kein übler Zug für die Comödie.

22. Erziehung.

Europäer lesen mit Erstaunen und Unwillen von jenen Wilden, welche den Köpfen der Kinder, gleich nach deren

Geburt irgend eine Form anpressen, die ihnen schön däuchtet. Und die Europäer? Sie werden weder unwillig, noch erstaunt, wenn sie es mit ihren eigenen Kindern eben so, oder noch ärger machen.

Einen Kinderschädel, so lang er noch weich ist, in eine beliebige Form pressen, — oder dem Denkvermögen, so lang es noch schwach ist, beliebige Vorstellungen, gefällige Irrthümer, fromme Märchen aufzwingen, die nachher zu Ueberzeugungen verknörpeln sollen, — das unterscheidet sich doch nur, doch eben nicht zu Gunsten der Europäer, durch den mehr oder minder edeln Stoff, der so gemißhandelt wird. Es hat mir wahrlich weit größere Mühe gekostet, die mir zeitig beigebrachten Unrichtigkeiten wieder zu verlernen, als das Richtige zu lernen. Und vielen Tausenden ging's vermuthlich nicht besser, als mir. Manche sind zum Verlernen zu bequem; spinnen aus dem empfangenen Vorrath falscher Begriffe ganz consequent neue Irrthümer hervor, und werden in ihrem ganzen Leben nicht über ihr Leben klar. Andere spinnen an ihre Unwahrheiten Wahrheiten an, so gut sie können, und sind ewig in sich entzweite Menschen.

Den moralischen Menschen verdirbt die Welt; den intellectuellen verschraubt die Schule. Und wenn auch zuweilen der erstern ihr Werk mißlingt, doch selten mißlingts der andern. Wir haben dann wohl gute und schlechte Menschen; aber jene, wie diese, bleiben doch immer verschrobene.

---

23. Gefühl und Verstand.

Enthusiasmus ist der Jesuitismus des Gefühls, und nicht viel besser, als der Jesuitismus des Verstandes. Beide betrügen zuletzt sich und Andere; für beide heiligt der Zweck die Mittel, ob nun der Zweck gut, oder böse sey, darauf kömmt hier eigentlich nichts an.

In der Chemie lacht man über die Kunst, aus Blei oder Urin Gold zu machen. Warum lacht man nicht, wenn der Enthusiast, wie der vielkluge Politiker, gedenkt, aus Schlech=

tem Gutes zu machen? Die moralische, wie die politische Alchemie, sind zwar heutiges Tages nicht immer eine so brodlose, doch aber eben so sinn- und verdienstlose Kunst, als jene alte Goldmacherei.

---

24. Revolution und Restauration.

Revolutionen, ich verstehe aber darunter keine Hofrevolutionen, sondern gewaltthätige Abänderungen der Staatseinrichtungen, haben in keinem Fall einen Werth an und für sich, oder doch nur ein negatives Verdienst. Dies besteht in dem ihnen mit Recht zum Vorwurf gemachten größern Hang zum Zerstören, als zum Aufbauen. Die Restaurationen sind offenbar eben darum der regelmäßige Ausgang der Revolutionen, weil diejenigen, die sich der letztern bemächtigen, nicht mit jenem negativen Verdienst zufrieden, sich ein positives durch Schöpfung neuer Einrichtungen erwerben wollen.

Die Restauration der alten Fehler und Mißbräuche ist nur die Vorgängerin einer zweiten Revolution, weil sich die alten Vorurtheile und Gewohnheiten, auf denen jene einst beruhten, eben so wenig wieder herstellen lassen, als sich die vom Volk einmal gemachte Erfahrung von seiner Stärke vernichten läßt.

Die Vergänglichkeit der meisten Wirkungen einer Revolution rührt daher, daß sie, wenigstens großen Theils, vielmehr Frucht der Leidenschaften, als der Ueberzeugungen ihrer eignen Urheber oder Gönner sind. Die Geschichte zeigt, wie viele Wortführer bei Staatsumwälzungen in ihrem Herzen Sklaven der nämlichen Vorurtheile waren und blieben, gegen die sie zu Felde zogen. So in England und so in Frankreich. Man denke nur an Cromwell und seinen dem altköniglichen Hofstaat nachgeäfften Prunk, an seine Ritterschläge, an seine Einzüge in die City u. s. w. Oder an Bonaparte und sein aufgenistetes Kaiserthum, und auch früher schon unter dem Direktorium die Hinneigung zu den Moden und Lastern der alten Aristokratie.

Die Proclamation der Republik in England, wie in Frankreich, war ein überspannter Einfall, den Verzweiflung und Haß des Volks gegen das erlittene Unrecht gebar. Die Leute wußten nicht, was die Republik war; wußten nicht, daß in einem großen Reiche doch immer nur Wenige die öffentlichen Angelegenheiten besorgen können, und nur in einem kleinen Gemeinwesen möglich ist, Jedem Antheil dabei zu geben; wußten nicht, daß es nicht der Thron, sondern die ungebundene Gewalt auf demselben sey, welche, von einem Unwürdigen gemißbraucht, das National-Elend geschaffen hatte. So führte die Natur der Dinge, die Ausgedehnheit des Reichs, der dunkle Instinkt des Volks, in England wie in Frankreich die Restauration herbei.

Bei allen wesentlichen Verbesserungen des Staatsgebildes, durch welche sich eine Restauration allein haltbar macht, kann es nicht fehlen, daß Selbstsucht, Eitelkeit und Geistesbeschränktheit, oder alte eingewurzelte, nur auf einige Zeit zum Schweigen gebrachte Gewohnheit, auch gewisse Schnörkeleien nebenbei wieder zurückführen, die, wenn sie auch selbst kein Unglück sind, doch an das Unglück der Zeiten erinnern, welche der Revolution vorangegangen sind. Daher Fortdauer des Argwohns, des Gährens, der Unzufriedenheit auch geraume Zeit nach Wiederherstellung einer festen Ordnung.

Nur Revolutionen der Meinungen sind die allein bleibenden. Bei ihnen findet keine Restauration statt. Abgestorbene Vorurtheile und Gewohnheiten lassen sich nicht wiederherstellen; aber die blos gewaltsam zertretenen haben noch Leben, und leben von selbst wieder auf. Mit wie unterthäniger Freude nahmen nicht die meisten Mitglieder des langen Parlaments, selbst Sprecher desselben, wie Whitelocke u. a. m., die Sitze in Cromwells Other house, oder die alten französischen Jakobiner, wie Fouché u. a. m. Neys Großkreuze und Großwürden an! — Ein Glück für die Amerikaner, daß nicht alteuropäische große Männer, sondern große Männer von neuer Art, Franklin, Washington 2c.

an ihrer Spitze standen, der alteuropäische Sauerteig des Cincinnatusordens hätte übel gewirkt.

Jene Gattung von Republikanern, die aus dem eben aufgewühlten Misthaufen alter Mißbräuche hervorkriecht, besteht nur aus Larven, die bald genug, wie ihre Vorgänger, als Schmetterlinge, im Sonnenschein der Macht umherflattern. Ihre natürliche Richtung war immer dieselbe; und nur ein äusserer Zufall gab ihnen für den Augenblick irgend eine andere. Sie waren, was die Inschriften der Kaffeehäuser von Paris in der Schreckenszeit: **Ici on se honore du titre de citoyen et on se tutoie. Fermez la porte, s'il vous plait.**

Die Zeit da es in den Köpfen einer Nation, durch öffentlichen Unterricht, Handel und Gewerbfleiß, lichter wird, ist weit revolutionärer, als diejenige, in welcher die sich mit Legitimität brüstenden Mißbräuche fallen. Ihr Fall ist nur Folge von jenem Lichtwerden.

Jede Restauration, die ihren Triumph durch Reactionen unterstützt, baut ihren Tanzsaal auf dem Eise eines zugefrornen See's. Eine Veränderung des Wetters, das Eis bricht, der Tanzsaal ist verschlungen und die Wellen der Revolution schlagen wieder über ihn zusammen.

Lassen sich Revolutionen mit Krankheiten vergleichen, so ist, den neuesten Erfahrungen zufolge, gewiß, daß die Staatsheilkunde noch in ihrer Wiege liegt. In der Politik hat es bisher nur immer Symptomen-Aerzte gegeben, Leute, die in den Zeichen des Uebels, das Uebel und die Krämpfe des Staats zu heilen meynen, wenn sie die zuckenden Glieder zusammenschnüren. Die Folgen entsprechen dann auch der Behandlung. Statt der eigentlichen Krankheit werden nur ihre einzelnen Paroxismen unterdrückt, die dann immer schneller und bösartiger wiederkehren. Und wer mag es dem Kranken verdenken, wenn er zuletzt den Arzt selbst für seine Krankheit hält?

Wie Masaniello's Aufstand in Neapel beginnen alle Revolutionen in monarchischen Staaten mit dem Rufe: Vive

le roi! meure le mauvais gouvernement! Ein Beweis, daß jedes Volk sich ganz instinktmäßig der großen Wahrheit bewußt ist, nicht Regierungs-Formen, sondern Grundsätze der Regierung machen des Volkes Heil oder Unheil. Und wie kam es, daß sich noch immer jenes Feldgeschrei der bewegten Menge oft plötzlich in ein ganz entgegengesetztes zu ändern pflegte; daß man in Frankreich bald nachher: Vive la nation! und endlich sogar: Vive la republique! — oder in Spanien: Es lebe die Verfassung! rief? — Wie anders, als weil gerade die, denen an strenger Unterscheidung von Regierungsformen und Regierungsgrundsätzen gelegen seyn sollte, Alles thun, dem Volke den verderblichen Irrthum unterzuschieben, als sey nur in der Form, Heil oder Fluch des bürgerlichen Lebens zu erblicken. Und freilich, das ist ursprünglich die schwerste Schuld von den Dienern der höchsten Gewalt, die dem Throne nahe stehen, daß sie alle ihre Mißbräuche so innig an den Thron zu knüpfen wissen, daß sie endlich für wirkliche Bestandtheile desselben angesehen werden, nicht nur vom großen Haufen, sondern vom Inhaber des Thrones selber.

---

25. Gefahr politischer Abstractionen.

Was ist der Staat? Ein abstrakter Begriff, der den meisten Menschen, Fürsten wie Völkern, unklar ist und häufig zu lächerlichen Mißdeutungen Anlaß gibt. Der Staat ist der Stand des Volkes, als einer moralischen Person, zu andern Völkern. Darum nennen sich ganz sprachrichtig die freien Schweizerrepubliken noch heut gut altdeutsch nicht der Staat Zürich, der Staat Bern u. s. w., sondern der Stand Bern, der Stand Zürich. — Der Staat verhält sich zum Volke, wie die Kirche zur Religion, wie die Form zum Inhalt. Es gibt so wenig einen Staat ohne Volk, als eine Kirche ohne Religion; wohl aber können Völker bestehen, ohne eignen Staat, wie nomadische Wilde, wie Zigeuner und das Volk der Juden, und Religionen ohne Kirchenthum.

Was Ludwig XIV. in seiner königlichen Unverständigkeit sagte, und mancher andere Fürst, wenn auch nicht gesagt, doch im Stillen gedacht hat: „L'état, c'est moi!“ ist ein Beweis, daß der Staat, wie für viele Große, so auch für ihre Unterthanen, als eine unbekannte Größe vorhanden ist.

Wenn solche politische Abstraktionen zum höchsten Gipfel der Absurdität getrieben sind, können sie zuweilen auf eine gefährliche Weise umschlagen. So sagte zuletzt auch Anfangs der Revolution zu Paris der tièrs état von sich: l'état c'est moi! Wie würde sich Ludwig XIV. gewundert haben, hätte ihm das Volk dies gesagt.

Naiv genug drückte dies der Vogt einer baden'schen Dorfschaft, Ebersteinburg, ein Deputirter zur Kammer von 1825, und der folglich von jedem Oppositions-, geschweige Revolutions-Gedanken himmelweit entfernt war, in einem belehrenden Gespräch in der Dorfschenke, seinen versammelten Mitbürgern folgendermaßen aus: „Jetzt heißt's, die Monarchie soll die Standesherren entschädigen und zahlen. Ich frage also: Wer ist die Monarchie? — Wir, wir sind die Monarchie; denn wir, wir müssen zahlen. — „Seine Meinung war nicht so ganz ohne Sinn. Wenn die Monarchie wirklich das ist, was da zahlt: so sind die Zahlenden wirklich die Monarchie.“

Die Regierungskunst wird durch politische Abstraktionen zu einer Art Staats-Algebra, so, daß man glauben sollte, in der Politik mit den angegebenen Größen umspringen zu können, wie in der Mathematik mit ihren Zeichen. Würde mancher Fürst oder Premierminister zuweilen selbst nachschauen, wie Harun-Al-Raschid, in „Tausend und einer Nacht,“ es sollte mich wundern, wenn er nicht Vieles ganz anders fände, als in den Rubriken und Zahlen der eingelaufenen General- und Special-Tabellen, worinnen Bedürfnisse und Kräfte des Landes mit einem leichten Blick zu übersehen sind. Aber wohl mehr, als ein Geschäftsmann, fährt an seinem Schreibtisch mit eben so geringer Mühe über alle Schwierigkeiten

hinweg, wie der Pater Joseph auf der Landkarte über den Rhein. Und man könnte dem Staatsmann mit Fug und Recht bei seinen Tabellen zu rufen, was Bernhard von Weimar dem Gehülfen des französischen Kriegsministers: „Herr Pater Ihr Finger aber ist keine Brücke!“

26. Die Gewalt.

Was irgend immer auf Gewalt beruht, stützt sich auf die schwächste und unzuverlässigste aller Grundlagen. Vielen verständigen Männern scheint dies unglaublich, wie ein Widerspruch, und doch belehrt uns die Geschichte von der Wahrheit.

Denn jede Gewalt ist in sich selber unbeständig, weil sie, was sie ist, nur durch die Umstände ist, und mit ihnen wird und vergeht. Auch die größte kann nicht dem Schicksal gebieten, sondern gehorcht ihm. Wie ging es der unüberwindlichen Armada Philipps II., oder der großen Armee mit dem größten Feldherrn an ihrer Spitze im russischen Winter? Oder was ward aus der batavischen, ligurischen, cisalpinischen, helvetischen und aus anderen Republiken, die auf dem gebrechlichen Grund und Boden der Gewalt beruhten, der sie über Nacht hervorgetrieben hatte. Sie verschwanden mit dem Boden.

Es liegt in der Natur der Gewalt und Gewaltsamkeit sich selbst aufzureiben, und nicht eher zu ruhen, bis sie es gethan. So reibt sich der Ungestümm aller Revolutionen auf, wird er nicht von Reactionen neu geweckt. Mit ihm vergehen auch alle revolutionäre Schöpfungen von selbst.

Sogar da, wo die Gewalt am passendsten scheint, wo sie bis zu einem gewissen Grade schlechterdings unentbehrlich ist, im Kriege, bewährt sich der Satz. Die Weltstürmer flogen, wie Fremdlinge über die Bühne der Welt, zu der sie nicht zu gehören schienen, und waren sie vorüber, setzte man das Stück fort, wo sie es störend unterbrochen hatten. Alle zersplitterten ihre Kraft an ihrem eigenen Werke, oder

an dem geduldigern, besonnenern Heldenmuth, der sich auch schlagen läßt, aber nie besiegen. So unterlag Hannibal dem Zauderer Fabius; Karl XII. seinem eignen Schüler, der nach mancher sauern Lehrstunde endlich in den Feldern von Pultawa die Prüfung bestand. Englands Ungestümm und die rohe Kampfgier seiner von deutschen Landesvätern gekauften Kriegsknechte erlahmten an der Ruhe des Helden Washington, den jedes Unglück traf und keines entmuthigte. Ludwigs XIV. Kriegsglück wich dem kaltblütigen Oranier, der jedes Schlachtfeld räumen mußte, um nach einigen Wochen sich wieder auf jedem einzufinden. Alexander wie Napoleon, unterlagen, sammt allen ihren Werken, dem Loose ihrer, wie jeder Gewalt, und lebten kaum so lange als sie athmeten.

---

27. Landesvormundschaft.

Regenten, weil man sie Landesväter nennt, sind auch gern Erzieher ihrer Landeskinder, um ihnen Glück und Wohlstand zu verschaffen. Sie meynen es gut; stellen es aber oft linkisch an. Die einfachste und natürlichste Regentenmaxime ist offenbar auch die beste: Lasset die Unterthanen so viel lernen, als möglich, damit sie sich selber helfen können; dann gebet ihnen Hand und Fuß frei, daß sie sich durch eigne Kraft helfen, und räumet nur die Hindernisse aus dem Wege, die sie selber nicht hinwegräumen können! So stieg England aus der ehemaligen Bedeutungslosigkeit über Europa, so Nordamerika aus der Einöde blühend und glänzend empor.

Es ist wahre Verkehrtheit, das durch die Knechtschaft erzwingen zu wollen, was man doch überall nur, als Frucht größerer Freiheit erscheinen sieht; daß man Völker immerwährend bevormundet, ihnen den Gebrauch des eignen Verstandes erschwert, und doch von solchen ewigen Kindern und Unmündigen männliche Werke erwartet.

Das System der Staatsvormundschaft unterscheidet sich vom System des absoluten Centralisirens zu Gun=

sten der Staatsgewalt, oder des Landesvaters, wie ein dummer Streich von einem schlechten, — durch die bessere Absicht. Im System der Bevormundung ist Herrschaft und Knechtschaft ein Beförderungsmittel des allgemeinen Glücks, oder wird doch dafür angesehen; im Sinne des Centralisirens wird die Herrscherei in Allem und Jedem nur für das Interesse ihres Besitzers behauptet. In jenem ist sie ein falsches Mittel, in diesem ein schlechter Zweck. In dem verschiednen Charakter der Anhänger des einen, oder andern Systemes liegt dieser Unterschied sehr klar zu Tage. Friedrich II., Joseph II. und die Bernstorfe bevormundeten die Völker, und glaubten es dieser Willen thun zu müssen. Richelieu, Ludwig XIV. und die ganze knechtische Heerde ihrer Nachahmer, centralisirten alle Kräfte, alle Genüsse der Gesellschaft in sich, nicht um ihren Pflichten, sondern um ihren dürstigen Begierden genug zu thun.

Das Fabrik- und Handlungswesen, welches zu seinem Aufkommen am meisten der Freiheit bedarf, bot gewöhnlich den meisten Anlaß, daß sich die Regierungen zwingend einmischten. Sie hielten es nicht nur für nützlich, sondern im ganzen Ernst für Pflicht, durch Befehlen und Verbieten Kunstfleiß und Verkehr zu leiten. So verschwisterte sich zuletzt mit dieser Voraussetzung der jesuitische Grundsatz von der Heiligung des Mittels durch den Zweck.

Der Herr v. Justi war zu seiner Zeit ein gutdenkender, einsichtsvoller Mann, der ein gewichtiges Ansehen genoß. Und welche Vorschläge machte er, um bei Anlegung von Wollenmanufakturen dem Mangel feiner Spinnerei abzuhelfen? — Er meynte: die Regierung solle jede ledige Weibsperson, die sich selbst ernährt, jährlich 2—3 Thaler Abgabe zahlen lassen, und sie von derselben nur unter der Bedingung befreien, wenn sie beweisen kann, jährlich eine gewisse Anzahl Pfund Wolle für die Manufakturen gesponnen zu haben. Diese Auflage könne auch auf die erwachsenen Töchter der Handwerker,

Taglöhner und anderer gemeiner Leute ausgedehnt werden*). — Zur folgerichtigen Vollendung dieser landesvormundschaftlichen Maßregel fehlt nur noch, daß die Auflage, wenn sie weder gesponnen, noch gezahlt, in eine angemessene Anzahl Stockschläge verwandelt werden könnte. Dann wäre der Staat, der ohnehin für gemeine Leute selten ein Paradies zu seyn pflegt, für das weibliche Geschlecht zu einem großen Spinnhaus geworden. — Hr. v. Justi war, wie gesagt, durch Kenntnisse, wie durch Absichten, in seinem Fache ein ehrenwerther Mann seiner Zeit.

Bei Eßlingen gab es vor mehreren Jahren Weinberge in sehr ungünstiger Lage, die nur ein geringes Quantum des schlechtesten Weines lieferten. Die Besitzer wünschten daher die Reben auszurotten und mit größerem Vortheil Getraide anzubauen. Die Regierung untersagte ihnen aber die bessere Benutzung ihres Eigenthums, weil der Weinzehnte in dieser Gegend, der fürstlichen Kammer, der Getraidezehnte aber andern Berechtigten gehörte. Jahrelang dauerten die Bitten und Abweisungen derselben, bis die Eigenthümer voller Verzweiflung in einer Nacht, in ihre eigenen Besitzungen einbrachen und ihre Reben niederhieben. Die Nachforschungen nach den Thätern blieben glücklicherweise ohne Erfolg, und mit dem Gegenstand nahm auch die merkwürdige Verhandlung ein Ende. Aber um es dahin zu bringen, und ihr Eigenthum besser benutzen zu können, hatten die Besitzer — das Zuchthaus wagen müssen.

Oeffnet den Unterthanen nur Schulen, und gebt ihnen zu ihren Kenntnissen freie Hände: so werden sie sich am besten zu helfen wissen. Das größte Unglück aber ist, wenn die Unterthanen mehr verstehen, als ihre Landesvormünder, und diese sich dennoch, wie gewöhnlich, einbilden, alle Weisheit inne zu haben, weil Gott ihnen das Amt gab. Dann wollen sich diese Staatsmänner von Unmöglichkeiten zu Unmöglichkeiten emporkämpfen, und gebieten aus Unwissenheit Albernheiten.

*) v. Justi Abh. von den Manufakturen und Fabriken. 3. Aufl. 1789. II. 17.

In einem kaiserlichen Befehl vom J. 1654 wurde der Indigo, neben andern, eben so unschuldigen Färbestoffen, eine Teufelsfarbe genannt; schon Ende des XVI. Jahrhunderts war der Gebrauch desselben im deutschen Reiche verboten. bei Strafe an Gut und Ehre. In dem, den halberstädtischen Bergwerken ertheilten Freibriefe, wird der Indigo zu den Mineralien gezählt, auf welchen den Gewerken zu bauen gnädigst erlaubt wird. Sachsen, um seine Waidproduction zu sichern, verbot ihn bei Leibesstrafe, und noch bis gegen das Ende des letzten Jahrhunderts mußten die Färber in Nürnberg alljährlich schwören, keinen Indigo zu gebrauchen, den sie doch nicht entbehren konnten. So ward er in der That eine Teufelsfarbe, weil seinetwillen eine ganze Zunft alle Jahre meineidig werden mußte. So wurde der Hopfen-Gebrauch, der erst im Anfang des XVI. Jahrhunderts bei den Engländern aufkam, lange Zeit für eine Verfälschung des Biers gehalten und verboten.

Komischer noch ist das Loos des Tabaks unter der Sorgfalt der Landesvormünder gewesen. Befehle, Edikte, Auflagen, Bannbullen u. s. w. eiferten gegen den Gebrauch desselben. Es war umsonst. Jakob I. schrieb in England bekanntlich ein Buch gegen ihn im J. 1619. In Constantinopel stieß man, im Anfang des XVII. Jahrhunderts, auf gut türkisch, dem Tabaksraucher eine Pfeife durch die Nase und führte ihn so durch die Gassen herum. In Rußland ward das Rauchen im Jahre 1634 bei Strafe des Aufreissens der Nase verboten. Papst Urban that 1642 die in Bann, die in der Kirche eine Prise nahmen. Bern setzte im Jahr 1661 das Verbot des Tabaksrauchens in die Rubrik des Ehebrechens. Endlich schnupfte selbst der Papst, rauchte selbst der König und Bürgermeister. Innocenz XII. that zuletzt nur die in Bann, welche in der St. Peterskirche rauchen würden; aber Benedict XIII., der selber stark schnupfte hob auch diesen Bann auf; und 1753 betrug die Einnahme von Portugal, Spanien, Dänemark, Oesterreich, Neapel und

Frankreich vom Tabaksmonopol und andern Tabaks-Gefällen schon weit über 18 Millionen Thaler.

Das Colonisationswesen in manchen europäischen Staaten, wobei Fremde durch Vortheile und Wohlthaten ins Land gezogen wurden, war eine in der besten Absicht betriebene Künstelei, die Volksmenge zu vergrößern. Selbst Friedrich II. widmete diesem Gegenstande große Opfer und einen großen Theil seiner Regierungssorgen.

Demungeachtet sah sich ein sehr verdienter und in höhern Stellen mit dem Coloniewesen lange beschäftigt gewesener preussischer Staatsmann, Herr v. Lamotte genöthigt, in einem darüber abgelegten cameralistischen Glaubensbekenntniß, einzugestehen: es gebe zwei Arten von Colonisten. Die einen, durch Gewaltstreiche unverständiger Regierungen aus ihrem Vaterlande vertrieben, bedürften zum Einwandern in ein fremdes Land keiner andern Aussicht, als der auf Gewissensfreiheit und Sicherheit des Eigenthums. Diese Bewandtniß habe es mit der unter dem großen Kurfürsten gegründeten französischen Colonie, und mit den Pfälzern, Böhmen und Salzburgern, unter seinen Nachfolgern gehabt; und solche Colonien wären durch Zuwachs an Menschen, durch Belebung des Gewerbes, und Veredlung und Verfeinerung der Sitten, der Segen des Landes. — Die andere Klasse der Colonisten, die, gleich der, unter Friedrich II. in die preußischen Staaten durch vorgespielte Vortheile gelockt und geworben sind, bestehen größtentheils nur aus ärmeren, unwissenden, lüderlichen, trägen oder unruhigen Menschen, dem Staate mehr schädlich, als nützlich; ganz geeignet, die bessern Gesinnungen und Sitten der alten Einwohner zu verschlimmern.

Die Landesbevormundung greift eben so gebieterisch in die Geschlechtsverhältnisse ein; will bald Beförderung des Kinderzeugens, bald Verhütung desselben, je nachdem man die zahlreichere Menschenheerde verbrauchen zu können, oder fürchten zu müssen meynt. Dort gibt ein unzüchtiger Hof der Sittenlosigkeit freies Spiel; es kömmt darauf an, viel Men-

schen im Lande zu haben, und der Marschall von Sachsen tröstet sich, beim Anblick eines leichenvollen Schlachtfeldes mit dem Gedanken, daß die Freuden einer Nacht zu Paris den ganzen Verlust ersetzen. — Hier, wie ehemals in Baiern, will man die Menge der Armen vermindern, indem man ihnen das Heirathen erschwert oder untersagt, und vermehrt dadurch mit der Menge unehelicher Kinder die Verarmung des Volks, besonders wenn die Heirathsbewilligungen noch zur Finanzspekulation erhoben werden, wie unter dem Kurfürsten Karl Theodor von Baiern, wo sie im Jahr 1788 noch über 30,000 fl. eintrugen. Andere bauen Kasernen, militärische Klöster, deren Bewohner, ohne das Gelübde der Keuschheit zur Ehelosigkeit verpflichtet werden, sich aber durch Ehebruch und Verführung der Unschuld entschädigen können. Andere Landesvormünder nehmen nicht nur die Dienste ihrer höhern Staatsbeamten, sondern auch deren Lebensverhältnisse in Anspruch und unter ihre Obhut. Diese bedürfen der Erlaubniß zu ihrer Vermählung eben sowohl, als zu einer Entfernung von ihrem Posten. Sie sind die obern Staatsklaven; warum sollten sie den Tieferstehenden größere Freiheit gönnen? Das sind die Wirkungen der Staatskünstelei und Volksbevogtung.

Eigentlich sollte das Vormundschaftswesen nur der Kirche zustehn, welche Könige und Nationen, ihre religiösen Ideen betreffend, beständig, wie Unmündige behandelt hat. Es war ganz in der Ordnung, ganz den kindlichen Begriffen mittelalterischer Barbarei Roms angemessen, als in dem französischen Sacrilège-Gesetz vom J. 1825 sogar Strafen gegen den Déicide, den Gottesmörder, verhängt wurden. Die Priesterschaft mußte die Polizeimaßregeln in einem Lande verschärfen helfen, als ja der liebe Gott selbst seines Lebens nicht mehr sicher war.

Aber ohne Scherz! Weder geistliche noch weltliche Schulmeister können mehr leisten, als Kindern Unterricht ertheilen; wollen sie mehr, wollen sie Kinder erziehn, so dressiren sie sie nur. Das Leben im Hause und auf der Gasse macht

die Erziehung; und von den Alten soll dabei nur mit Warnung und Strafe Unheil und Böses abgehalten werden.

Eben so wenig kann man Nationen erziehn, allenfalls dressiren, wie Lycurgus die Spartaner. Das Schicksal macht die Erziehung der Völker, und durch Unterricht werden sie dafür empfänglicher. Der Gesetzgeber soll durch Warnung und Strafe die Hindernisse der Nationalbildung und Kraftentfaltung andeuten und entfernen.

Ich habe nichts dagegen, daß Eltern ihre Kleinen auf zwei Füßen stehn und gehn, und auch sprechen lehren. Das ist in der Natur der Dinge; was naturgemäs, das ist auch vernunftgemäs. Aber unnatürlich wär' es, wenn sie ihre Unmündigen, wie manche Staatsmänner die Unterthanen schon tanzen lehren wollten ehe sie gehn konnten; oder die Erwachsnern zwingen wollten, auf allen Vieren zu kriechen, wie man oft Völker zum Kriechen nöthigt.

Die Natur gab den unmündigen Kindern Eltern, und unmündigen Nationen unbeschränkte Gebieter. Beide sind jenen unentbehrlich. Der Kaiser von Rußland, Beherrscher eines größtentheils uncivilisirten Reiches, von dessen Bevölkerung mehr, als zwei Drittel aus seinen Leibeignen (Appanage-Bauern) besteht, der von diesem Besitzthum der Herrscher-Familie mehr, als ein Viertel der gesammten Staatseinkünfte unmittelbar und einen andern vielleicht eben so großen Theil mittelbar bezieht, der ferner zu seinem und der Seinigen Hofstaate kaum ein Viertel dieses Privateinkommens verbraucht und folglich mehr, als alle ihm nichtleibeignen Bewohner des Reichs zusammen, aus seinem Privatvermögen zu den Staatsausgaben hergibt, ist der einzige Fürst unsers Welttheils der in der That und durch die Natur der Dinge zur unbedingten Selbstherrschaft berufen ist.

Durch Belohnungen und Bestrafungen das Böse zu bekämpfen, das Gute durch Beseitigung seiner Hemmungen zu befördern, ist der edelste Zweck und höchste, den es gibt. Aber der schönste und größte Theil von der Lösung dieser

Aufgabe ist eben so gewiß das Werk der Vorsehung in ihrer ewigen, alle Wesen vergöttlichenden Weltordnung; ist nichts weniger, als des Menschen Sache, und noch weniger das der Gesetze seiner Afterweisheit und leidenschaftsvollen Selbstsucht.

Strafen und Belohnungen, nicht, wenn sie, als willkührliche Bedingungen der Macht, an das Böse und Gute geknüpft sind, sondern, als nothwendige Folgen der Natur der Dinge dastehn, befördern jenen Zweck. Der Fleiß belohnt, die Trägheit bestraft sich selbst, wenn den Dingen ihr natürlicher Lauf gelassen ist. Die ministerielle Kabinetsweisheit will mehr vermögen, mehr gelten; will die Vorsehung spielen und ihr mit Verordnungen nachhelfen. Der gesetzgebende Blödsinn vergißt allzuoft, daß man im Volke zwar die Vermeidung der Verbrechen, aber nicht die Liebe und Uebung der Tugenden erzwingen kann. Er verkehrt nur die Beweggründe der Ueberzeugung, die einzigen probehaltigen, in Motive des Eigennutzes; er macht die Menschen, um sie zu beglücken, niederträchtig.

Aber das Treublieben und Festhalten an die natürliche Ordnung der Dinge setzt eine Klarheit der Ansichten und eine Höhe des Standpunktes voraus, zu der nur große und ungewöhnliche Geister gelangen, oder — der einfache, in den Schulen unverrenkt gebliebene, gesunde Menschenverstand. Am wenigsten gelangten die Barbaren der Vorzeit dazu, welche schon die Bahn der Natur verlassen, aber noch nicht die Erstarkung der Vernunft gewonnen hatten. Und es sind ihre Zeiten, aus welchen sich die meisten Institutionen und Gesetze auf uns vererbt haben. Bei gesteigerten Kenntnissen und Bedürfnissen bewegen wir uns nicht in den diesen entsprechenden Ordnungen, sondern in denen eines uns fremden Zeitalters. Was damals noch Naturwirkung war, ist heut nur noch Werk der Kunst.

So gibt es denn endlich zweierlei Gutes und Böses. Es gibt eine zweifache Weltordnung mit ihren Belohnungen und Strafen, eine göttliche und menschliche, eine in der Na-

tur durch die Vernunft offenbar; und eine in der Gesellschaft, durch Herrschsucht und materielle Interessen. Dem Eigennutz heißt gut, was ihm dient; auch das Laster mag ihm dienen und für gut gelten. Was in der göttlichen Ordnung der Dinge gleichgültig oder gar verdienstvoll ist, wird in der menschlichen oft mit Strafen verfolgt; was in jener sündig und schändlich ist, wird in dieser durch Belohnungen oft zum Verdienst erhoben. Der natürliche Gewerbfleiß, wenn ihn unsere merkantilisch-politische Afterweisheit ihrem Interesse für schädlich hält, wird zum Verbrechen; der Verrath, wenn ihn der Argwohn heiligt und belohnt, zur Tugend. Man billigt gesetzlich frommen Betrug, und verbietet ewige Wahrheiten auszusprechen. In der göttlichen Ordnung ist die Vernunft das Höchste des Sterblichen, durch sie scheidet er sich vom Thier; in der Kirche und im Staat steht sie häufig, als das Gefährlichste da.

Was muß dies Doppelleben für eine Wirkung in gesittungsvollern Völkern hervorbringen? Hier Mißbehagen; dort schon Unruhen; hier krampfhafte Zuckungen der Gesellschaft; dort Ausbruch von Verzweiflung. Das ist der heillose Widerspruch zwischen manchem Volk und seinem Staat, daß die Kinder, welche schon stehn und gehn gelernt haben, für das Interesse ihrer Landesvormünder, noch auf allen Vieren kriechen sollen.

---

28. Civilisation.

Worin besteht sie? Man hat das Wort gut deutsch mit Gesittung übersetzt. Allerdings, der sittlichste Mensch ist der höchste Mensch; das sittlichste Volk, das vorzüglichste auf Erden. Die Civilisation führt zur Beherrschung der Natur durch Macht ihrer eigenen Kräfte, und zur Beherrschung des Menschen, durch Macht seiner eigenen Vernunft. Stehen schon Nationen auf den Gipfeln der Civilisation? — Ich zweifle, daß das Geschlecht der Sterblichen je diese Gipfel erreicht

und zwar darum, weil, wie im Natur-, so im Geistesreich, die Unendlichkeit vorwaltet und überall Unendlichkeit!

Wie langsam entwindet sich der Mensch dem ursprünglichen, sich bewußtlosen, dumpfen Thierthum! Seine Vermenschlichung beginnt und wächst mit dem Maas der Kräfte, durch welche er zur Herrschaft über die Natur und sich selber gelangt.

Das erste Werkzeug, welches er kennen und benutzen lernt, sind einige Theile der sogenannten todten Natur; Felshöhlen, geniesbare Früchte, seine ersten Waffen zu Jagd und Krieg.

Dann dehnt er seine Gewalt über Thiere aus. Die Zähmung der Hausthiere ist ein großer Schritt aufwärts.

Dann folgt er selbst. Die ursprüngliche Gesellschaft, wie sie Aristoteles bezeichnet, besteht aus Mann und Weib und dem Stiere, an dessen Stelle späterhin der gezähmte Mensch, der Sklave tritt. So folgt das Zeitalter der

Haussklaverei. Da sind Raub und Krieg die vornehmste Erwerbungsart; daraus erwächst der Despotismus. Es entstehen die großen Weltreiche der Alterthums und der Glanz des antiken Civismus. Das vielgerühmte Glück im letztern scheint mir sehr problematisch. Er führte naturnothwendig zu einer sehr beschränkten Anzahl reicher oder gebildeter Bürger und zur um so größerer Erniedrigung der übrigen. Wie gleichmäßig man auch dann und wann Grund und Boden vertheilen mogte, er mußte unvermeidlich wieder in die Hände einiger Wenigen zurückfallen. So in Rom. Die Erwerblosigkeit in der Volksmasse machte ebenfalls den größten Theil des Bürgerpöbels zu einem bereitwilligen Werkzeug des Ehrgeizes irgend eines Ueberreichen und Uebermächtigen, und bereitete so den Uebergang der Haussklaverei zur öffentlichen, und zum Despotismus vor.

Mildere Leibeigenschaft (glebae adscriptio). Da entfaltet sich das Ansehn der großen Grundherrn; damit das Feudalwesen. Jagd und Krieg wird das Gewerb der Herren;

Ackerbau das Gewerb der Leibeignen und Hörigen. Die Befriedigung eines noch persönlichern Luxus, den die Natur des großen Grundbesitzes an sich selbst nicht gestattete, bewirkte allmählige Emancipation der Leibeignen. Sie wurden

Taglöhner, Bauern, Handwerker; bald auch Fabrikanten, Künstler, Kaufleute. Verstand und Menschenhand vermannigfaltigten die Erwerbszweige. Alles Gut ward vermittelst das Geldverkehrs beweglich; alle Kenntniß, Gemeingut. Die gesellschaftlichen Formen gestalten sich anders, freier. Der Mensch hört auf Maschine und Automat zu seyn; an die Stelle seiner noch thierartigen Dienstleistung tritt

das Maschinenwesen. Die Erwerbungsart durch dasselbe verbreitet den Genuß, welcher sonst nur einzelnen zu statten kam, über alle Familien der Nation, und wird zur Quelle einer überschwenglichen Produktion des Reichthums. Damit aber dieser nicht durch seine immer ungleichere Vertheilung das Unglück der Mehrzahl werde, wird abermalige Umgestaltung der gesellschaftlichen Formen naturnothwendig. Ihre Auffindung ist die Aufgabe der Zeit. Das menschliche Geschlecht ist emancipirt, sobald die Maschinen den Sklavendienst thun, und man gelernt hat die Kräfte der Natur zu beherrschen.

Aechte Civilisation darf nicht einseitig, sie muß allseitig seyn. Ein blos gelehrtes, oder blos gutmüthiges, oder blos reiches Volk mag sich, eben durch sein blos einseitiges Fortschreiten, in eine schlimmere Lage versetzt haben, als die war, in der seine Kenntnisse, Gesinnungen und Reichthümer noch unter einander Ebenmaas und Gleichgewicht zu einander hielten, abgesehen davon, daß der einseitige Fortschritt zu keinem festen Standpunkt verhilft. So der auf Raub und Eroberung gegründete Reichthum des Alterthums, der jedesmal regelmäßig wieder einem ärmern Volke zur Beute wurde, nachdem er seine bisherigen Besitzer entnervt und entsittlicht hatte. Carthago mit seinem Welthandel verschwand durch die Gewalt des altrömischen Raubstaats; und dieser, in der Beute

dreier Welttheile schwelgend, verschwand unter den Schwertern und Keulen der halbnackten Wilden des Nordens.

Unsere Civilisation ist von gestern. Kaum verdanken wir ihren ersten Lehren ein erträglicheres Daseyn und schon meynten wir in unserer Dummheit die Lehrerin entbehren zu können.

Es fehlt nicht an Gegnern der Veredlung des menschlichen Geschlechts, weil es nie an selbstsüchtigen Menschen fehlen wird, welche die goldnen Früchte der Civilisation für sich allein genießen möchten, und sie daher dem Volke und den Fürsten verschreien. Seichte Schwätzer, ohne Selbsterfahrung, ohne Selbstdenken, kläffen das Geschrei gegen Belehrung und Aufklärung gemüthlich nach und eifern brüderlich mit gegen die Wirkungen der Publicität, und behaupten, weil es andre thun, Reichthum zerstöre die Sitteneinfalt und das Glück der Nationen. Ich wette aber, sie selbst möchten am Glück der armen katholischen Irländer keinen Antheil haben, und sich im Genuß der Sitteneinfalt bei Grönländern und Wallachen schlecht gefallen.

Ihr Geschrei hat auch wenig gefruchtet, den Gang der Civilisation aufzuhalten. Viele Staatsmänner Europens sind izt darum übereinstimmend, man müsse Volksunterricht befördern, des größern Gewerbfleißes wegen; und den Gewerbfleiß, des größern Reichthums wegen; und den Volksreichthum, der größern Abgaben und Staatseinkünfte wegen. In ihrer Maxime gleichen sie dem Bienenvater, der dem arbeitsamen Völkchen Gedeihen wünscht, um ihm immer wieder Wachs und Honig, die Früchte seines Fleißes zu nehmen, und ihm davon nur so viel in den Zellen zurück zu lassen, als nöthig ist, seine plündernde Verwaltung auch noch in Zukunft fortsetzen zu können.

Voltaire macht sich mit Recht über die Declamationen gegen Reichthum des Volks, und über die schulmeisterlichen Lobreden jener Zeiten des alten Roms lustig, da noch ein Heubündel auf der Stange, statt der Fahne getragen und das arme Land der Volsker und Sommiten zerstört wurde, ohne

daß man es plünderte. Die edeln, tugendhaften, uneigennützigen Römer bekümmerten sich da freilich wenig um die Reichthümer, weil sie keine fanden, weder Gold, noch Silber, noch Edelgesteine in den Hütten, noch Rebhühner und Fasanen in den sommitischen Wäldern. — Später aber, da sie reichere Nationen unterjocht und die Welt ausgeraubt hatten, macht man's ihnen zum Vorwurf, daß sie sich dem Genuß hingaben. Welche Albernheit! Sollten sie all' ihre Beute in die Flüsse und Meere versenken? Verdammet nicht den Genuß des Geraubten, sondern das Rauben, Stehlen und Länder-Ausplündern. Roms Reichthum ward darum Roms Verderben, weil er schlecht erworben, nicht durch Kunstfleiß und Wissenschaft errungen, und ungleich vertheilt war; daß neben dem Uebermuth des Ueberflusses die knechtische Demuth der Armuth entstehen mußte.

---

29. Vorzug der britischen Verfassung.

Ein König von England ist, als König, schon dadurch ein besserer Mensch, weil er auch ein freierer unter freien ist; und steht der Tugend darum näher, weil er den Menschen näher steht.

---

30. Stillstand.

Es geht mit den Besitzthümern eines Volkes, wie mit den Reichthümern der Individuen; beide können nur bewahrt werden, wenn man sie vermehrt. Stillstand der Thätigkeit im Erwerb vermindert beide. Aber nur so weit reicht das Gleichniß. Der einzelne Mensch kann mit einer an Gewißheit gränzenden Wahrscheinlichkeit das Ende seines Lebens voraussehen, und sein Vermögen, ohne Gefahr der Verarmung aufzehren. Ein Volk aber stirbt nicht; sein Stillstand bringt es nothwendig einmal zu dem Zeitpunkt, in welchem es vom Gipfel der Kultur zu geistiger und physischer Bettelarmuth verwildernd zurücksinkt.

---

31. Angeberei und Polizeispionen.

Auch Moses schon war der Angeberei feindlich, selbst wenn sie in der Hitze der Leidenschaft geschah.

„Du sollst nicht als Angeber unter deinem Volke umherschleichen," sagt er, (III. Mos. XIX. 16 — 18. nach Michaelis Uebersetzung), und nicht gegen Blut auftreten. Ich bin Jehova! — Du sollst deinen Bruder nicht heimlich hassen, du kannst ihn, wenn er etwas Böses thut, erinnern; so machst du dich seiner Sünde nicht theilhaftig. Du sollst nicht rachgierig und nachtragend seyn gegen den, der mit dir zu einem Volke gehört, sondern deinen Nebenmenschen lieben, als dich selbst."

Welche unschuldige Zeit, in der sich ein so großer Gesetzgeber noch keinen andern Beweggrund zur Angeberei denken konnte, als Rachgier und Haß; in der er noch keinen Begriff davon hatte, daß das Geschäft der Angeberei ein sehr einträglicher Erwerb, ein sehr ehrenhaftes Amt seyn könne! — Aber auch welche Zeit der Inkonsequenzen ist die unsrige, die selbst in der Politik ein positives göttliches Recht einschärft, während sie eine der deutlichsten Vorschriften dieses angenommenen Rechtes mit Füßen tritt.

---

32. Ideen reifen langsam.

Nicht unverzagt! Man muß eine an sich gute und wahre Idee nicht sogleich für verloren halten, weil die gegenwärtige Zeit sie nicht aufnehmen will; oder sie nicht sogleich in das Traumland der frommen Wünsche schicken, weil Vorurtheil und herkömmlicher Schlendrian ihr im Lande keinen Platz zum Gedeihen gönnen. Ein Gedanke wächst langsamer durch das Dickigt herrschender Meinungen empor, als die Eiche, und braucht mehr, als ein Jahrhundert, um das Unkraut unter sich zu vertilgen und seine Wohlthaten zu spenden. — Schon Bischof Virgilius von Salzburg sprach vor vielen Jahrhunderten vom Daseyn der Antipoden, wurde verlacht, und der Papst selbst gehörte zu seinen Geistesantipoden.

Schon Lord Hale und Loke gaben den Gedanken zur Errichtung von Industrieschulen an; aber länger, als ein Jahrhundert blieb es ein unfruchtbarer Gedanke, und hat auch izt eigentlich nur erst angefangen, in einigen Ländern begriffen zu werden.

---

33. Gesandtschaften.

Eine Menge der izt auf Kosten der Völker unterhaltenen Großbotschafter, bevollmächtigten Minister, Gesandten u. dgl. m. an andern Höfen, gehören offenbar nur zum diplomatischen Luxus. Vor hundert Jahren noch waren sie, wegen Mängel des Postwesens, wegen Schwierigkeit und Langsamkeit der Communikationen der Länder, eine kostspielige Nothwendigkeit; und sie gingen zu andern Höfen, wenn unterhandelt oder etwas zeitig ausspionirt werden sollte.

Was den letztern Auftrag betrifft, glaub ich werden viele jener diplomatischen Stellen, ehe ein Jahrhundert verstreicht, durch die periodische Presse, bei Vermehrung der Telegraphen, Dampfwagen, Dampfschiffe, Eisenbahnen, als völlig unnütz abgeschafft werden. Schon heutiges Tages ist es so weit gekommen, daß nicht wenige diplomatische Agenten ihre Depeschen aus Zeitungen und Stadtgesprächen zusammenstoppeln, und ihre politische Frau=Baserei mit gravitätischem Tone ihren allerhöchsten Behörden verkünden. — Schon Canning sagte, die besten Kundschafter in Frankreich, die man in England halten kann, sind die Pariser Zeitungen.

---

34. Frechheit der Presse.

„Du dringst auf Preßfreiheit? Recht gut. Nur frage ich dich, würdest du sie auch dann verstatten, wenn dein von dir gekränktes, hülfloses Weib, dein von dir tyrannisirtes Gesinde, dein hingehaltener Gläubiger, und vor allen Dingen der Mann anfangen wollte von dir drucken zu lassen, der durch seine höhere Einsicht dich, mit deinem ganzen Compi=

latorwesen, vielleicht durch einen Federstrich in Staub verwandeln könnte?"

So fragt Lichtenberg (verm. Schriften. V. S. 530.) und erwartet zur Antwort ein: „Nein!"

Ich hätte ihm entgegenfragen mögen: „Würdest du lieber gewissenlose Menschen, Diebe, Betrüger und Giftmischer zu Gesetzgebern machen, als ehrliche Leute? Würdest du lieber Schändlichkeiten und Verbrechen an einem Menschen oder an Völkern begangen, verheimlichen helfen, oder der verdienten Strafe ausliefern? Mögtest du lieber zu Gunsten der Brutalität, oder der Sittlichkeit Staatsanstalten treffen? — Ich wette, Lichtenberg würde: „Nein!" gerufen haben.

Was fruchtet denn alle Polizei, wenn sie die Werke der Finsterniß nicht erblicken kann? Was denn alle Religion, in der die Mehrheit der Menschen nur aus Furcht vor der Hölle nicht sündigt, und wenn sie diese Furcht verloren hat, sich im Dunkeln Alles erlaubt? Wären unsere Häuser alle durchsichtig von Glas erbaut, wir würden die Hälfte weniger Schandthaten unter uns finden. Die Preßfreiheit macht das Mauerwerk durchsichtig. Die nächtliche Straßenbeleuchtung stellt in den Gassen großer Städte die Sicherheit derselben am besten her.

Es ließe sich vielleicht unschwer beweisen, daß die Ausschweifungen und Nachtheile der Preßfreiheit nichts, als die strafenden Folgen des ihr vorangegangenen Preßzwanges und der durch ihn erzeugten Verbildung und Unwissenheit sind. Entstände urplötzlich Preßfreiheit in der Türkei, das menschliche Gehirn würde die ungeheuersten Narrheiten und die schamlosesten Pöbeleien zur Welt bringen. Hatte doch sogar in Amerika die gänzliche Befreiung der Presse im Umfang unangenehme Wirkungen, wenn auch erträgliche und vorübergehende, hervorgebracht. Und wir Alle wissen wohl, welche Schändlichkeiten in Frankreich die vom Zwange des Ministerial-Despotismus und der bischöflichen Aufsicht befreite Presse gebar.

Auch in der Geisterwelt wuchert das Unkraut am meisten auf vernachlässigtem und verwildertem Boden.

Wie aber läßt sich ein Volk zu seiner Vollendung ausbilden, ohne Freiheit? und wie läßt sich dem bildungslosen die Freiheit geben, ohne daß es dieselbe mißbraucht? Das ist die Schwierigkeit, die uns hülflos im Zirkel herumtreibt; das die Aufgabe, die nie ganz und gewiß immer schwerer zu lösen ist, je länger die Lösung verschoben wird.

„Man könnte die Preßfreiheit vielleicht stufenweis, nach und nach gestatten;“ — allein das Schlimme ist, daß sich die Wahrheiten, die bekannt gemacht werden dürfen, nicht nach Graden, wie Wärme und Kälte, abmessen lassen. Die Wahrheit ist entweder ganz da oder gar nicht.

„Vieles ließe sich dazu wohl durch Verallgemeinerung und Veredlung des öffentlichen Unterrichts und mehr noch durch eine Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten vorbereiten, die im Stande wäre, furchtlos der redlichen Prüfung, wie der Verläumdung entgegen zu schauen.“ — Aber verwechseln wir nicht hier wieder Wirkung mit Ursach? Setzen wir da nicht, als Vorbereitung zur Preßfreiheit voraus, was nach allen Erfahrungen in der Regel erst ihre köstlichste Frucht ist? Was die Mangelhaftigkeit jeder Censur, was die Unmöglichkeit demonstrirt, einen übermenschlich-unbefangenen, allwissenden Censor zu finden, das verbietet uns auch jede Hoffnung, auf solchem Wege Preßfreiheit ohne Mißbrauch zu gewinnen.

Einen Augenblick gab es freilich auch für die Presse, in der sich ihr Segen, ohne ihren Fluch finden ließ; — einen Augenblick gibt es bei jedem neuaufgefundenen Entwickelungsweg des menschlichen Geistes, in welchem die Abwege am gewöhnlichsten und leichtesten vermieden werden, — es ist der erste Augenblick. Hätte man bei Erfindung der Presse, die ihrer Vollkommenheit nur langsam entgegenging, und sich nur allmählig von Land zu Land fortpflanzte, sie ungestört sich selbst überlassen, so würde sie das Licht eben so allmählig verbreitet haben. In ihrer Schwäche lag das natürliche Mittel gegen jeden Mißbrauch. Erst die unterdrückte Kraft wird eine bösartige.

Der Augenblick ist verloren, und, wie jeder verlorne, für immer. Um den Genius in seiner Wiege schlang der eifersüchtige Eigennutz, dem in ihm sein Ueberwinder ahnete, Ketten; ja er würde ihn lieber noch getödtet haben, wenn, was vom Geist stammet, nicht unsterblich wäre, wie der Geist selber.

Nun ist der Genius nicht mehr, wie einst, ein schüchternes Götterkind, das seine Kräfte anwenden lernt, indem es sie übt; — ein gefesselter Riese ist er, in dessen Brust jeder erstickte Seufzer zum Gelübde des Hasses wird; der nur den Augenblick der Befreiung und der Rache erwartet, um zündend und leuchtend die Strahlen der Wahrheit unter seine feindlichen Wächter zu schleudern. Nehmen wir neben der Wohlthat auch das Uebel mit Ergebung an, denn es ist ein unvermeidliches; nehmen wir es bald an, denn jeder Aufschub vergrößert es. Was sind England und Nordamerika im Licht der Preßfreiheit geworden; was Italien, was das Volk der pyrenäischen Halbinsel ohne dies Licht!

Aber fast scheint es, als sey es ein ewiges Geschick, daß noch immer die Wahrheit, wie einst Minerva aus des Gottes Stirne, gerüstet in's Leben treten solle; und noch immer wissen die Sterblichen nicht, ist es die Weisheit, ist es die Gewalt, die ihnen im Waffenklange erscheint?

---

35. Ein Wort von Mirabeau.

Les nations, sagte Mirabeau: **prospèrent et s'avancent, malgré leurs gouvernements.** Die Völker gedeihen und schreiten fort, trotz ihren Regierungen, und — hätte er zusetzen sollen, — die Regierungen, sich selber zum Trotz, gleichfalls! Man vergleiche nur die Verordnungen und Schöpfungen oder Ansichten älterer Regierungen in Frankreich und England, oder Oestreich und Preußen mit den heutigen; aber auch die reichern Zustände dieser Staaten im Verhältniß mit ihren ehemaligen! Welche Unterschiede!

Es ist lächerliche Eitelkeit, wenn spätere Regierungen, sich einbilden, oder gern sagen lassen, ihrer höhern Weisheit, welche die der frühern verdunkele, hätten allein die Nationen den jetzigen Fortschritt zu danken. Noch lächerlicher aber ist's, wenn die nämlichen Leute, welche solche Schmeicheleien nicht ungern hören, am ängstlichsten und eifrigsten dabei den Fortschritten und Neuerungen entgegenstreben. Es sind schlechte Reiter, die für gute gelten möchten, obgleich das Pferd unter ihnen zu schnell läuft, wie wohl sie es zurückhalten, immer und immer in Seelenangst, es gehe mit ihnen durch.

Gewisse Wahrheiten, gewisse Wünsche und Bedürfnisse im Volk, genießen vieler Orten höchstens die Gnade, die zu gewissen Zeiten sonst in Rom den Ketzern zu Theil wurde. Starb ein Papst, so öffnete man alle Gefängnisse und ließ die Verbrecher ziehen. Nur die Ketzer, nachdem sie kaum über die Schwellen der Kerker getreten waren fing man wieder ein, um sie in dieselben zurückzuführen. — So die Wahrheiten und Vernunftrechte. In der Stunde der Todesnoth gestatten ihnen die Mächtigen der Erde, in die Welt zu treten, aber kaum ist jene vorbei, so schicken sie alle ihre Sbirren aus, um die gefährlichen wieder einzufangen.

---

36. Japan.

Einige Völker Asiens standen längst schon in Gewerbe und Kunst weit über uns, als wir in unserm abendländischen Europa noch ziemlich arme, unbeholfene Barbaren waren. Daß wir uns nun so schnell über sie hinausschwangen ist nicht die Wirkung höherer Geisteskräfte, die uns eigen wären, oder einer besondern Himmelsgunst, die uns zum auserwählten Volk Gottes machte, sondern offenbar einer Portion gesellschaftlicher Freiheit, die theils Nachlaß unserer nordischen Stammväter, theils Bedürfniß durch Boden und Clima ist. Der am wenigsten beachtete Theil dieser Freiheit war lange Zeit die des Gedankens; und eben durch sie überflügelten wir auf den Fittigen der Wissenschaft, alle Kunst und Macht

Asiens. Bei uns ist kein Stillstand mehr zu erzwingen; aber jene civilisirtern Völker des Morgenlandes, bei all' ihrem materiellen Wohlstand, laufen Gefahr, selbst die Früchte ihrer schon erstiegenen Cultur-Höhe wieder einzubüßen. Sie stehen am Ende ihrer Welt, wo sie nicht weiter können, wo Alles mit Finsterniß verrammelt ist, weil ihnen der Aufschwung des Gedankens fehlt; weil sie die von ihnen erreichte Stufe der Civilisation als die höchste und letzte ansehen.

Und doch wird der freie Aufschwung des Gedankens selbst in manchem europäischen Staate gefürchtet und gehaßt. Man will die Nationen bis zum Genuß des materiellen Wohlstandes gelangen lassen, aber nicht weiter, und begreift nicht, daß dieser das Werk des Gedankens ist, und nur durch ihn gesteigert werden kann. Es bedarf nur eines Blicks auf dasjenige Volk, welches gemach schon wieder in Barbarei und Armuth zurückkehrt, nachdem es schon sehr hoch stand, um sich zu überzeugen, daß anhaltende Vervollkommnerung den Nationen zu ihrem Wohlseyn nothwendig sey.

Nicht von China ist hier die Rede, dem Ideale Ludwigs XV., wo die Prügelhierarchie, nun schon seit Jahrhunderten, im ruhigen Besitz aller Hintertheile des Volks, vom ersten Mandorin bis zum Bettler hinab, ihr patriarchalisches Vormundschaftsrecht ausübt; wo unter dem mildesten Himmel und auf einem gesegneten Boden, Pest und Hunger, Aufruhr und friedliche Eroberungen mit einander abwechseln, während in ereignißlosen Zeiten, neben glückseliger Stille, auch Verwesung des Grabes auf dem „himmlischen Reiche" ruht. Eine solche Art von Gesittung möchte doch unsern Liebhabern der Stabilität, ungeachtet des Thee's und Porzellans, der Feuerwerke und Kiosken, gar zu niedrig vorkommen. Allein einen Schritt weiter finden wir ein Volk, welches wahrscheinlich die größte Masse materiellen Wohlstandes gewonnen hat, die, ohne freigelassenen Gang des Gedankens, unter dem Scepter despotisch-einfältiger Regierungs- und Priesterschafts-Grundsätze zu erreichen seyn mag. Das ist in Japan.

Thunberg, der Japan erst vor 50 Jahren sah, vergleicht es mit den bestangebauten Provinzen der Niederlande. Ueberall die geschickteste Benutzung des Bodens, wie weder in Deutschland noch Frankreich damals; nirgends Bettelei, oder äusserst selten; vortreffliche Polizeianstalten, aber nirgends geheime, sie sind nur für öffentliche Bequemlichkeit und Sicherheit berechnet. Von wie vielen Staaten unsers Welttheils können wir soviel rühmen? — Die Kinderzucht ist dort die sanfteste von der Welt, ohne Schimpfen, ohne hartes Schlagen und doch die erfolgreichste. Das Volk ist gastfrei, großmüthig, rechtlich, mäßig, reinlich. Die Japaner verachten die Holländer wegen ihrer Rohheit, mit der sie die Sklaven behandeln. Man verabscheut das Sklavenwesen in Japan. Die öffentliche Gerechtigkeit soll musterhaft seyn. Eine gewisse Gleichheit, vom Kaiser bis zum ärmsten Mann hinab, wird schon durch die Allen gleiche Lebensart und Kleidung befördert. Gegen Beamten-Despoterei ist durch den Wechsel der Oberbeamten und durch die von ihnen am Schluß der Verwaltung abzulegende Rechenschaft gesorgt. Die Abgaben sind mäßig; es bestehen keine für den Handel im Innern; sehr geringe für den ausländischen. Es herrscht volle Gewerbsfreiheit. Die Regierungsform ist eine unbeschränkte Monarchie, aber durch Klugheit gemäßigt. Man weiß nichts von der Glanzsucht und Prunkerei des Hofes. Der Kaiser ist seinem Hofe fast unsichtbar; wenige Leute wissen sogar nur seinen Namen. — Selbst in ihrem Aberglauben sind sie gescheidter, als die Europäer im Besitz der erhabendsten Religion. Es gibt der Secten unzählige in Japan; solche, die an Unsterblichkeit glauben, andere die sie läugnen; solche die viele, andere die keine Götter anbeten. Ihr geistliches Oberhaupt ist der Schutzherr aller dieser Glaubenspartheien, recht im Sinne eines höhern, über alle mit gleicher Huld waltenden Wesens. Die Japaner haben nur eine einzige Religion aus ihrem Lande verbannt; nur gegen eine einzige gewüthet, weil sie die einzige unduldsame war, — die Religion der Jesuiten.

Alles, was der aufmerksame schwedische Naturforscher in Japan beobachtet hat, beweißt, daß dies Volk allerdings noch izt in der Cultur höher steht, besonders was das bürgerliche Wohlseyn und den sogenannten materiellen Wohlstand betrifft, als irgend ein anderes Volk in Europa. Es ist daher auch gar nicht des Erstaunens werth, daß sie uns Andern, wie tief unter ihnen stehende Barbaren ansehen, die ihnen nur Unfrieden, Rohheiten und Laster in's Land bringen können; daß sie, ihres Friedens Willen, mit uns nichts zu schaffen haben wollen, uns von ihren Häfen und Küsten geradezu abweisen, wie den russischen Kapitän Krusenstern.

Aber wie jetzt die Japaner sind, sind sie auch schon früher gewesen. Sie haben, wenn auch mit größerm Recht, als unsere stabilitätssüchtigen Männer, den festen Glauben, weiter könne und solle man nicht schreiten. Das „man solle nicht" gehört eigentlich uns Europäern an; das „man könne nicht", den Japanern. Die hohe Meinung von der Vollkommenheit ihres den Göttern entstammenden Geschlechts macht sie, scheint es, zu allen künftigen Fortschritten unfähig. In ihrer Vorwelt mangelt die Geschichte Judäas, Indiens, Persiens, Aegyptens, Griechenlands und Roms. Sie stehen an der Gränze ihres Wissens und Könnens, und sehen vor sich die Finsterniß des Unmöglichen. Sie ruhen; sie erschlaffen; sie gehen in geistige Versumpfungen ein; halten sich noch eine Zeit lang vermittelst der Schwimmblasen der Gewohnheit oben auf, bis das Verderben sie unausbleiblich übermannt.

So lange die Europäer, mit welchen sie bekannt wurden, so tief unter ihnen standen, war ihre stolze Einbildung von sich selbst, vielleicht ihr Glück. Aber im Angesicht einer sich zu höhern Stufen des Volksglücks aufschwingenden Menschheit, werden sie schon durch ihr bloßes beharren auf der eingenommenen Stelle, tiefer sinken.

37. Meinungen tödten lassen.

Ich kenne Regierungen, die heut nicht klüger sind, als Antiochius Epiphanes von Syrien, oder Diocletian, von denen jener die mosaische, dieser die christliche Religion mit gerichtlichem Zwang, mit Kerkern, mit Absetzung der Bekenner von ihren Aemtern, mit Todesstrafen und Waffengewalt vernichten wollten. Jede Verfolgung der Meinungen verbreitet die neu aufkommenden stärker, und bläst die halberloschene Glut der veralteten wieder zu auflodernden Flammen an. Nirgends sind brutale, oder wenn man lieber will, materielle Gewaltmittel übler angewandt, als gegen Gedanken und Ueberzeugungen, theologische oder politische, der Menschen.

Nach den **Lettres on the state of christianity in Cast-Indies** vom Abbé Dubois, der 32 Jahre in Ostindien gelebt hat, ist es eine ausgemachte Thatsache, daß, seit die Regierung, in der menschenfreundlichsten Absicht, durch alle Mittel versuchte, die grausame Uebung abzuschaffen, nach welcher sich die Wittwen der Hindu's mit ihren verstorbenen Männern verbrannten, diese gräßlichen Ereignisse viel häufiger geworden sind. „Ich habe Verzeichnisse der Schlachtopfer dieses Aberglaubens gesehen,“ sagt Abbé Dubois: „und mich überzeugt, daß in den Bezirken von Calcutta und Benares ihre Anzahl izt weit größer ist, als sie es vor 12 Jahren gewesen, da sich noch Niemand den Gebräuchen der Hindu's widersetzt hatte. Wie man aber ohne Schonung die tief eingewurzelten Vorurtheile angriff, sah man die Wuth des Fanatismus sich verdoppeln; und als man anfing die thörichten Uebungen, welche Religion und Länge der Zeit geheiligt hatten, in Schriften lächerlich zu machen, da flammte der Eifer der Hindu's heftiger auf und nahm den Charakter einer unbezwingbaren Hartnäckigkeit an.“

---

38. Die Jury.

Das Recht ist ewig gut; aber das Gesetz ist ewig mangelhaft. Das menschliche Gesetz macht nur für einzelne,

gegebene Fälle, das Rechte; macht das Unendliche zum Endlichen, das Ewige zu dem für eine Zeit gültigen.

Den unvermeidlichen Mängeln der Gesetzgebung abzuhelfen, hat England die Jury. Die geistvollsten Rechtsgelehrten aller Nationen anerkennen ihren hohen Werth. Die Jury ist eine negative Gesetzgebung.

Die beste positive Gesetzgebung ist schon dadurch mangelhaft und verderbenvoll, daß sie in starrer Unbeweglichkeit in einer Welt von Menschen und Verhältnissen hingestellt wird, die keinen Augenblick die nämlichen sind. Jeder Fall und jeder Augenblick ist ein anderer; jedes Gesetz aber ist nur für einen Fall und einen Augenblick berechnet; — eine Wahrheit, aus der es klar wird, daß der Nutzen jedes Gesetzes, seiner Natur gemäs, nur für einen so beschränkten Kreis, als Zeit und Fall ist, für die es gegeben wurde, stattfinden kann, während seine Nachtheile gerade so unzählig sind, als die Menge anderer Fälle und Zeitverhältnisse ist.

Von der Ungerechtigkeit solcher Gesetze, die ihr Zeitalter schon überlebten, und dennoch den folgenden Geschlechtern aufgedrungen werden, ist hier nicht einmal Rede. Jedermann ist davon überzeugt. Liegt es denn aber nicht am Tage, daß dieses Uebel veralteter Gesetze nur ein einzelnes, und in seiner Größe und Grellheit anschaulicheres Beispiel des allgemeinen Nachtheils abgibt, der in der Beschaffenheit jedes Gesetzes schon an sich enthalten ist? Die Anwendung eines Gesetzes von gestern, kann heute, in einem seiner Absicht fremden Falle, die schreiendste Ungerechtigkeit seyn. Wir brauchen keineswegs bis in die Zeiten Justinian's hinaufzusteigen, um uns von den Gefahren eines Bandes zu überzeugen, daß die Gerechtigkeit leiten und gängeln soll, und ihr in jedem Augenblick zur Schlinge wird.

Wo die zahlreichsten, die speciellsten Gesetze in einem Staate bestehen, leben die ehrlichen Leute, streng genommen, schon in einem Zustande wirklicher Gesetzlosigkeit, weil, sie mögen Kläger oder Beklagte seyn, die Gesetze nicht auf ihre

Fälle passen, folglich für sie nicht gelten. So wenige, so einfache, so umfassende, gleichsam in allgemeine Grundsätze übergehende Gesetze als möglich, verrathen offenbar schon ein Streben nach dem kleinsten Uebel. Und der Vorzug, den man in vielen Fällen, den Schiedsgerichten vor bestehenden Tribunalen gibt und geben muß, beurkundet das Bedürfniß der Geschwornengerichte zur Gerechtigkeitspflege.

In einem Lande, wo die Jury besteht, wie in England, darf keine Modificirung des Gesetzes durch Auslegung stattfinden. Denn durch die Jury ist schon ein Mittel gegen das größere Uebel des Gesetzes an die Hand gegeben, und man bedarf der modificirenden Willkühr zu diesem Zwecke nicht. Ueberall, wo jenes bessere Mittel nicht vorhanden ist, mag vielleicht dies schlechtere unentbehrlich seyn.

Es ist mit dem Recht, wie mit der Gesundheit des Menschen. Es ist eine unendliche Mannigfaltigkeit von Verletzungsarten beider nicht nur möglich, sondern wirklich. Was würden wir von einem Staate denken, der für alle Krankheitsfälle bestimmte Arzneien, und ihre Quantität und Qualität für alle Kranken, ohne Unterschied ihres Alters, ihrer Constitution, ihrer Lebensart u. s. w. gesetzlich gebieten würde. Der Arzt ist die wahre Jury am Krankenbett; die Jury der Arzt in der Justizpflege.

Nach dem Zeitpunkt, da die Gottesurtheile in der abendländischen Christenheit abgeschafft wurden, trat überall nur in England nicht, die Folter an die Stelle jener ungeschlachten Beweismittel im Untersuchungsprozesse. Allerdings, die Ordalien waren nicht bessere, nicht schlechtere Mittel, als die Folterbänke, aber sie beruhten doch wenigstens auf dem Grunde einer abergläubigen Religiösität; man stellte die Sache Gott anheim. Und noch mehr: die gerichtlichen Prüfungen der Schuld und Unschuld waren öffentlich vor allem Volk. Mit der Folter, diesem Werkzeuge der Dummheit, wie der Bosheit, verband sich zugleich aber ein neues Uebel; Einführung neuer Gerichtsverfassung, fremder Rechte, und —

Heimlichkeiten der Justizpflege, die der geheimen Polizei ältere Schwester ist.

Wüßten wir auch sonst nichts von der nur im Element der Oeffentlichkeit gedeihenden Gerichtsverfassung, der Jury, als daß sie vor dem Sultanismus der Kabinetsjustiz, vor dem Gerichtsdespotismus leidenschaftlicher oder feiler Tribunale schirmt; — wüßten wir auch sonst nichts von der geheimen Justiz, als daß sie lange Jahrhunderte hindurch, in einem ganzen Welttheile, die gräßlichsten aller Gefahren über dem Haupte auch der Unschuldigsten schweben ließ: so würde dies allein schon hinreichen, um uns jene verehren zu lassen, und diese dem Abscheu zu weihen, den sie erwirkt hat.

39. Birmanen und deutsche Professoren.

Der Stifter des Reiches der Birmanen, Alompra (der im J. 1760 starb), beschränkte sich, nach dem Berichte englischer Reisenden, z. B. des Majors Symes, nicht blos darauf, die Gerichtshöfe bei seinem barbarischen Volke besser zu organisiren, und die Gewalt der Richter zu beschränken, sondern um die Pflege der Gerechtigkeit vollkommen zu sichern, führte ihn sein natürlicher Verstand auf das natürlichste Mittel, welches am Ende jedes andere Gute schafft und jeder Verschlechterung am kräftigsten vorbeugt. Alle Prozesse an den Gerichtshöfen der Birmanen wurden vor den Augen des Volks verhandelt.

Das that vor 80 oder 90 Jahren schon ein birmanischer Bauer, denn das war Alompra, ehe er, als Befreier seines Vaterlandes, den Thron bestieg; er that es, ohne von britischen oder französischen Justizverfassungen zu wissen; er that es, ein denkender Barbar, unter Barbaren der Halbinsel jenseits des Ganges. Und heute noch gibt es deutsche Professoren, die vor eitel Gelahrtheit sich nicht von den Vortheilen der öffentlichen Justiz überzeugen können, und in ihren Compendien und Auditorien die Vorzüge der geheimen Rechtspflege in Schutz nehmen.

40. Unverdaute Ideen.

„Die Zeiten sind nicht reif! Und Ideen, die die Menschen nicht verdauen können, schaden ihnen!“ Das hör' ich oft.

Ich bin nun einmal ein starker Teleolog und frage gern bei allem nach dem „Warum?“ und „Wozu?“ — Warum gestattet die göttliche Weltordnung auch Ideen, die nicht von Jedermann verdaut werden? Sie gibt doch sonst nichts ganz Ueberflüssiges und schlechthin Unnützes.

Es ist vielleicht mit den unverdauten Gedanken in den Köpfen der Menschen, wie mit dem unverdauten Saamen der Pflanzen im Magen vieler Vögel, die im Plane der Vorsehung eins der wirksamsten Mittel zur Verbreitung der Vegetation sind. Manche Köpfe, wie manche Thiermagen, scheinen bestimmt, nicht Wahrheiten oder Sämereien zu verdauen, sondern sie eben unverdaut weiter zu geben. Vielleicht ist keine einzige große Wahrheit vorhanden, die einmal fruchtbar würde, welche nicht lange vorher schon in den Köpfen der Menschen unverdaubar herumgeworfen wurde, ohne daß man wußte, wozu sie irgend in der Welt tauge. Man trägt sich noch heut mit mancher dieser Art herum und gibt sie weiter; hängt ein „Wenn oder Aber, oder Vielleicht“ daran, bis ohnbemerkt das harte Saatkorn erweicht, enthülset und zuletzt, wenn auch sehr spät, aufkeimt. Wie viele Millionen Saamenkörner schlafen still unter der Erde, bis Licht und Wärme kommen! — Schlagt den finstern Wald ab, und es steigt sogleich eine ganz andere Welt frischer Pflanzen aus dem Boden.

---

41. Die Gesellschaft im Staatszwinger.

Man wird bei allen Nationen, die ein Kastenwesen hatten, die in scharf geschiednen Ständen von einander gesondert waren, die inner festen Schranken eingeschachtet lebten, bemerken, daß der Gang ihrer Civilisation träger war; daß sie hinter den übrigen Allen zurück blieben. Ich könnte hier nur an die Aegypter und Hindu's erinnern; aber auch, statt an Afrikaner

und Asiaten, an europäische Nationen. Wie anders war der Gang der Engländer, der Franzosen, der Nordamerikaner; — wie anders der Gang unter den Völkerschaften Deutschlands, im gleichen Verhältniß wie Ritter-, Pfaffen-, Nähr- und Wehr- und Lehrstand, Zunftwesen, Leibeigenschaft nach und nach die scharfen Gränzlinien gegen einander verloren!

Es muß freie Bewegung, freie Mischung, Wechsel und Veränderung im Leben, im Umgang, in der Umgebung, im ganzen Staat seyn, wenn ein Volk gedeihen soll. Der Mensch versauert, wenn er immer und ewig das Gleiche sieht, hat, thut, und dem kein Ende weiß. Er wird Gewohnheitsthier. Wie der einzelne Mensch, so ein Volk, in seine unabänderlichen Klassen-, Stände-, Rang- und Geschäfts-Abtheilungen in seinem Innern von einander abgesperrt. Der Mensch, wie ein Volk, in immer neuen Umgebungen, neuen Aussichten, neuen Berührungen, wird auch täglich ein neuer, ein geistig erregterer, ein tauglicherer Mensch.

Unter den nach Botany-Bai Verwiesenen wiederholt sich in unsern Tagen eine Erscheinung, die wir vor 100 Jahren an dergleichen Personen in Amerika zu bemerken Gelegenheit hatten. Weiber, die in Europa Lüderlichkeits- oder Alters-wegen lange unfruchtbar waren, werden nach einer kurzen Zeit dort wieder fruchtbar. Eben so bekannt ist eine ähnliche Regeneration besserer Gesinnungen bei solchen Personen, die in ihren europäischen Verhältnissen schon lange unwerth waren, und, in neuen Berührungen, gleichsam aus sich selbst und über sich selbst hervorgingen.

---

42. Augenfehler.

Einer von den politischen Badauds in Paris, der izt noch eine nicht unbedeutende Stelle einnimmt, warnte mich und, ich will glauben, recht wohlmeynend, vor Umgang mit dem geistvollen Oelsner. Diesem weder an Talenten noch Einsichten gewachsen, hielt er ihn ganz treuherzig für einen Spion. — „O, in dessen Gesellschaft muß man sich die Ta-

schen zuhalten!" sagte er mir. — Er fürchtete den edeln und scharfsinnigen Deutschen, wie sich Kinder fürchten, wenn sie Jemanden versteckt glauben, und ihn daher nicht sehen; oder wie Erwachsene vor Allem, was sie nicht begreifen und übersehen können, bedenklich und furchtsam werden. Geistige Kurzsichtigkeit macht argwöhnisch, wie körperliche; macht den Fehler des Auges zum gefährlichen Fehler des Gegenstandes. Daher ohne Zweifel auch die Bangigkeit der unwissenden Menge vor Neuerungen, selbst vor den wohlthätigsten; die Scheue der an Dämmerung gewohnten Augen vor dem Licht; die Furcht der Gläubigen vor der gefahrbringenden Vernunft; der Verdacht, welchen der einmal durch Gewohnheit Dressirte gegen die Einfälle seines eignen gesunden Verstandes hegt.

---

43. Malthus und seine Jünger.

Solche Dachstuben-Weisheit nennen sie politische Oekonomie; und damit wollen sie die kranke Welt kuriren! Sie sperren den Gewerbfleiß, legen weite Landstrecken in die todte Hand der Majorate, Fideicommisse und Klöster, füttern den Ueberfluß mit Ueberfluß, und speisen die Armuth mit moralischen Lehren ab. Dann schreien sie über die traurigen Wirkungen der Uebervölkerung. Und welche Heilmittel empfehlen sie? Sie predigen: man müsse der Ehelustigkeit wehren. Malthus meynt, das verzehrende Feuer der Sinnlichkeit mit guten Lehren besprechen und bannen zu können. Und seine gläubigen Jünger seh' ich auf den Bänken der Gesetzgeber, wo sie zierliche Reden halten, um sich applaudiren zu lassen.

Und wem empfehlen sie diese Enthaltsamkeit, zu deren Höhe der Fanatismus selbst sich zu oft nur um den Preis des Wahnsinns hinaufzukämpfen vermochte? — Dem gemeinen Mann, der Menge des dürftigen Volkes, die oft ein Drittheil der Landesbewohner ausmacht; jener Menge, der zwischen dem unentbehrlichsten Lebensbedarf, und der erschöpfenden Anstrengung um Erwerb von Mitteln, ihn zu befriedigen, selten ein Augenblick zum Nachdenken übrig bleibt.

Diese Menge soll raisonniren wie Malthus, und leben wie der heilige Pachanius. Sie soll es, gebieten die Herren: sie soll sich von den wahren Grundsätzen der politischen Oekonomie durchdrungen fühlen; sie soll in vernünftiger Berücksichtigung des Zweckes einer gutgeordneten Landeshaushaltung und im ehrerbietigen Schweigen vor dem kategorischen Imperativ der Pflicht, den eiteln Schrei der Begier überhören; den Freuden des ehelichen Lebens und der Vater= und Mutterschaft entsagen, zu welchen die Natur sie ruft; dem einzigen Genusse entsagen, von welchem sie keine directen oder indirecten Steuern zahlen muß, während dem privilegirten, begünstigten Mitgliede der Gesellschaft, trotz allem Aufwande von Erziehung und Unterricht, sein sybaritischer Luxus nicht übel behagt, und seine Ausschweifungen selbst, als liebenswürdige Schwächen erscheinen.

Es mahnt mich das an den Lärmen, welchen die Bischöflichen in England gegen den armen Lancaster erhoben, weil er den Fleiß seiner Schulknaben durch Ehrgefühl wecken, ihnen kleine Ehrenzeichen austheilte. Sie sollten nicht durch so unedle Mittel geleitet, sondern aus reinen Motiven fleißiger werden. Die kleinen Jungen sollten es, während die großen von einem Ende Europa's bis zum andern, die Buntscheckigkeit des Kaleidoskops mit ihren decorirten Röcken zu Schanden machen.

Göthe sagt eine tiefe Wahrheit: „Es gibt eine Art des Menschenhasses, die keine Krankheit der Galle, noch der Einbildung, sondern eine Schwermuth der Vernunft ist." Ich fühl' es, sie überfällt mich oft. Wie kann man auch den Quergeist der Verthierung unsers Geschlechts lieben? Wie sich auch nur daran gewöhnen?

---

44. Der leidende Gehorsam.

Nichts hat die niedern Stände so klug gemacht, als die Mühe, welche sich die höhern gegeben haben, ihnen zu empfehlen, unwissend und dumm zu bleiben. Denn wie unwissend

sie auch immer seyn mogten, mußten sie sich doch neugierig fragen: „warum sollen wir's bleiben, warum wollen sie's nicht seyn?"

Eine ehrliche und vernünftige Antwort ließ sich darauf nicht wohl geben. Man erklärte also von oben herab in Rescripten und Edicten einfach gebietend: „So ist's unser gnädiger Wille," was bei den Römern sic volo, sic jubeo, und bei den Franzosen tel est notre bon plaisir geheißen wurde. Oder man ließ die untern Unterrichtsanstalten verstümmeln, oder versäumen; oder erschwerte die Benutzung derselben für die unbemitteltere Jugend. Nur in einer einzigen landesfürstlichen Verordnung, die den Unterricht der Geschichte und Statistik für Garnisonschulen der Soldaten verbietet, fand ich die Absicht davon trocken ausgesprochen. Man wollte, der gemeine Mann sollte gemeiner Geist bleiben. Die Ordnung des Staats verlange dies. Hiemit war also das freimüthige Geständniß abgelegt; die Ordnungen Gottes in der Natur widersprechen denen unsers Staats. Es kömmt nicht auf Tugend oder Neigung, oder auf vom Himmel ertheilte Talente des Menschen an, der Menschheit oder dem Vaterlande werthvoll zu werden, sondern unsere Gesetze, wenn sie dies gestatten wollen. Als Erwägungsgrund war auch angeführt: wie der Zeitgeist an sich schon das unmäßige Streben der niedern Stände in die Befugnisse der höhern einzurücken, befördere; und wissenschaftliche Anregung dem gemeinen Krieger Beruf und Lage verleiden müsse. Denn das Höchste, was einen solchen erwarte, sey die Stelle eines Feldwebels, wozu Lesen, Schreiben und Rechnen genüge. — Man ging sogar, auch in Rücksicht des Unterrichts für die Jugend der höhern Stände, so weit, daß man auch diesen beschränkte und anbefahl, was die künftigen Civil- und Militärbeamten künftig wissen, und was sie nicht wissen, erfahren und nicht erfahren, behaupten und nicht behaupten sollten.

Gerade diese widernatürliche Staatskünstelei mußte dem gesunden Menschenverstand der Unterthanen lächerlich werden, ihnen die höhern Stände verhaßt machen, und das volle Gegentheil von dem wirken, was man bezweckt hatte. Waren die Schulen zu schlecht, hielt man Privatlehrer. Konnte man diese nicht halten, las man Bücher, wenigstens Zeitschriften, allerwenigstens Zeitungen. Wurden diese unter dem Messer der sogenannten Censur in ihren Thatsachen, verstümmelt: so verloren sie das öffentliche Vertrauen, und der Verlust desselben ward auch der des Zutrauens auf die Regierungen. Schon die natürliche Function des Denkens, zu allem Gegebenen sich den Gegensatz des Nichtgegebenen, zum Negativen das Positive vorzubilden, führte die Leute dahin, zu dem, was sie wissen sollten, sich beizufügen, was sie eigentlich wissen wollten. In den Unterthanen ward mehr Licht, als die obern Staatsbehörden wußten, oder hatten. Die Wirkungen davon sind unausbleiblich. Sie werden nichts weniger befördern, als den Untergang der Staaten, oder der Monarchien; aber den Untergang jener widernatürlichen Institutionen, welche der Natur der Dinge, welche der göttlichen Weltordnung zu trotzen wagen.

Man predigte ehemals, und hin und wieder noch izt, den leidenden Gehorsam, statt zum sich seiner selbst bewußten aktiven Gehorsam anzuregen, wie sich ein solcher z. B. herrlich im Aufstand der deutschen Völkerschaften gegen Napoleon im Jahr 1814 offenbarte. Weil man das Natürliche und Gute nicht wollte, hat sich der leidende Gehorsam izt schon in einen passiven Widerstand verwandelt.

Man hat sehr Unrecht, die heutigen Institutionen mehrerer europäischen Staaten alt, und darum an sich schon ehrwürdig, zu erklären. Sie sind von den ursprünglichen wesentlich abgewichen, die ihr Entstehen naturgemäs in den Bedürfnissen ihres Zeitalters, in den Verhältnissen ihrer Civilisation sahen. Gerade deswegen fand man damals mehr aktiven Gehorsam. In Italien, Deutschland, England,

Frankreich, Spanien, Holland u. s. w. hatte das Volk ein Stimmorgan. Man unterdrückte es allmählich.

Ihrem Herzog Wilhelm schrieb im J. 1485 die Stadt Braunschweig: „Wir haben in Gnaden und alter Gewohnheit, von Herrn zu Herrn, bis auf diese Zeit gehabt, daß wo wir nicht mit rathen, also sollen wir auch nicht mit thaten. Der Grundsatz galt überall. Das englische **No vote, no tax!** ist nur eine Modification desselben.

Im Wandel der Welt, wo nichts bleibend ist, als die Veränderlichkeit, den Werth der Dinge nach ihrem Alterthum zu messen, ist schon an sich Thorheit. Positive Gesetze, hervorgegangen aus Zeitbedürfnissen, sind keine Naturgesetze, weil diese das Gepräge des Ewigen, jene nur das ihrer Zeit tragen. Die unwandelbare Heiligkeit und Wohlthätigkeit von jenen wird, und ward immer, mehr aus Eigennutz, als Ueberzeugung vertheidigt. Darum war man genöthigt, in Ermangelung besserer Gründe, die Zuflucht zum Alterthum zu nehmen, ohne daran zu denken, daß das Alte unter neuen Verhältnissen und Umgebungen, und ausser Vereinbarkeit mit diesen, weder ein Neues sey, noch ein Altes in seiner alten Wirksamkeit, sondern Verwesetes zum Düngen für den Boden der Gegenwart.

Constantin der Große war es, der den leidenden Gehorsam der Christen staatsklug in einen aktiven verwandelte. Als Symmachus (im J. 384) sich mit einer beredten Bittschrift zu Gunsten des alten heidnischen Götterglaubens an Kaiser Valentinian II. wandte, legte auch Er ein großes Gewicht auf den Gedanken, daß doch nun einmal die alte Religion die alte sey und Rom sich bei ihr wohl befunden habe. Aber die damaligen Neuerer, — izt heißen sie Kirchenväter, erwiederten mit Recht: dürfe solcher Grund gelten, so müsse man zur Sitte der Vorfahren, selbst zu ihrer Eichelkost, umkehren.

Für mich bleibt es eine der erfreulichsten und merkwürdigsten Erscheinungen vom Fortschritt des öffentlichen Geistes

in Europa, daß durch die Reden der französischen Advokaten in dem berüchtigten „Tendenzprozeß" zu Paris ein Federstreit veranlaßt werden konnte, zwischen Hrn. Dupin und Leo XII.; zwischen einem Privatmann, dem keine Macht zu Gebot steht, als die des Wortes, und dem unfehlbaren Glaubensvater der katholischen Christenheit, der noch vor Kurzem — oder wie lange ist's her? — den größten Fürsten nur absprechende Entscheidungen, höchstens Flüche, entgegensetzte, und zwar mit Erfolg entgegensetzte. Hr. Dupin nahm von der Machtvollkommenheit auf dem Stuhl Petri wenig Notiz; ihm war es um eine ganz andere Heiligkeit, als die päpstliche, um die des Rechts zu thun. — Die Aufsätze der römischen Zeitung, in Sachen des Papstes contra Dupin, gehören zu den köstlichsten Actenstücken der Zeit- und Sitten-Geschichte.

---

45. Handel, Gewinn und Profit.

Der Handel ist kein Spiel; obwohl vielmals heut zu Tage auch Spiel für Handel angesehen wird. Es muß, was Einer im Handel gewinnt, keineswegs von einem Andern verloren werden. Im Gegentheil besteht Zweck und Segen des Handels darin, daß er beide Theile, die ihn treiben, bereichert. Jeder gewinnt, was er braucht, gegen das Hingeben dessen, was er leichter entbehren kann, oder ihm überflüssig ist.

Kaufleute treiben Handel, nicht des Gewinnes wegen, den er Allen bringt, sondern des Vortheils Willen, den er ihnen selbst abwirft; gleichwie Advokaten die Gesetze auslegen, nicht um der Gerechtigkeit Willen, sondern ebenfalls zu ihrem eigenen Vortheile. Für diese Art von Gewinn mag die Benennung Profit vorbehalten bleiben; es ist der Gewinn auf andrer Kosten.

Dieser Gewinn aber ist nichts weniger, als nothwendig mit dem Handel verknüpft. Er ist nur der Zweck des Kaufmanns, nicht des Handels; nicht die Ausbeute des Völkerverkehrs, sondern die Schlacke, in der das edle, auszubeutende

Metall vererzt ist, und unter unsern gegenwärtigen, unvollkommenen Verhältnissen erlangt wird.

Eben auf diese Verwechselung des Gewinns mit dem Profit beruht wohl zum Theil auch, und oft ganz die Lehre von Handelsbilanzen und Prohibitivsystemen.

Der Handel ist nur unter Völkern eine Lotterie ohne Nieten; bei den Handelsleuten bringt er für sie auch der Nieten genug. — Er hat aber wohl eine höhere Bestimmung, als die einen bloßen Erwerbzweig für Einzelne abzugeben.

46. Mehlthau.

Viele Finanzmänner machen von den heilsamsten Grundsätzen der Nationalökonomie eine so seltsame Anwendung, und wahrscheinlich aus denselben Gründen, wie die jesuitischen Casuisten von den reinsten Grundsätzen der Sittenlehre. Wahr ist's, daß die beschleunigte Circulation des Geldes und der Erzeugnisse den Wohlstand mehrt. Statt zu dem Ende, durch Beseitigung der Hemmungen, die dem Kreislauf der Producte und ihres Werthes entgegenstehen, jenes Gesetz zu erfüllen, Monopole, Innungen, Zölle, Mauthen u. s. w. abzuthun: glaubt man durch den Luxus der Höfe, Klöster, Majorate und müßige, stehende Heere das Gleiche zu erreichen. Die Geldvergeudungen von oben werden durch vermehrte Abgaben wieder von unten aufwärts gepumpt. Das ist Circulation! Statt durch den Thau der Freiheiten das ausgesogene Land zu befruchten, lassen sie reichlich den Mehlthau der Steuern über die dürftigen Gewächse fallen.

47. Verfehlter Zweck.

Die höchste Blüte des römischen Rechts fällt in die Zeiten des tiefsten Verfalls aller bürgerlichen Freiheit, ins zweite und dritte Jahrhundert. Der größte Jurist, Papinian, war des größten Tyrannen, Caracalla's, Präfectus Prätorio. So versanken, bei fortdauernder Herrschaft des nämlichen Rechts, die Werkzeuge des Despotismus, selbst die

Decurionen der Municipien, zu jener namenlosen Herabwürdigung, die selbst unter die Knechtschaft erniedrigte. Man verurtheilte zuletzt sogar Verbrecher, sich zu Decurionen machen zu lassen, ernannte dazu Juden und Ketzer; uneheliche Kinder wurden legitim, wenn sie freiwillig diesen Stand erwählten.

Umsonst versichern uns die begeisterten Lobredner jenes Rechts, wie Savigny und Andere, nicht dieses Recht an sich, seine willkührliche, tyrannische Anwendung nur sey an dem Unglück schuld gewesen. Die Gehaltlosigkeit einer Gesetzgebung wird nicht blos in dem Unglück, welches durch das Gesetz, sondern auch in dem dargethan, das ungeachtet seiner verursacht werden kann.

Auffallend steht dem entgegen das Wohlseyn des englischen Volks, bei der mangelhaftesten Gesetzgebung und selbst Rechtspflege und namentlich bei dem abscheulichsten peinlichen Rechte, das sich denken läßt.

Der Unterschied ist in beiden Fällen nur der, daß die Römer, auch ohne ihr Gesetz unmöglich haben unglücklicher seyn können; hingegen die Engländer noch glücklicher seyn würden, ohne ihr Gesetz.

Die Gesetze der germanischen Völkerschaften waren Erzeugnisse ihrer Zeit, ihrer Sitte, ihrer Denkart; nur individuell ihnen selber angemessen. Das römische Recht hingegen eben seines allgemeinen, nirgends mehr einer besondern Volksthümlichkeit entsprechenden Gepräges wegen, gelangte zu immer mehr verbreiteten Gültigkeit. Es fand überall Eingang, eben weil es nirgends einheimisch war; konnte überall vorkommen, und überall fremd bleiben, und auf Alles angewandt werden, gerade weil es auf nichts besonders passe.

Wäre das positive Gesetz, was es immer, um ein gutes zu seyn, doch nothwendig seyn sollte, eine treue Stimme der Regierungs- und Unterthanen-Bedürfnisse jeder Zeit, so müßte sein Daseyn eben sowohl durch den allgemeinen Willen zu erhalten, als zu geben seyn. Aber nicht aus der Natur

des Volkes, sondern aus der Kunst des Gesetzkünstlers hervorgetreten, herrscht es nicht durch eigne, überzeugende Gewalt, sondern durch Anwendung des Zwanges.

Das positive Privatrecht soll, — wie thöricht freilich auch ein solches Beginnen, wie thöricht auch die Absicht seyn mag, ein ewig Wandelbares künstlich verknörpeln und verknöchern zu wollen, es soll doch nur alle wirklich vorkommende Fälle des gesellschaftlichen Lebens regeln und bestimmen. — Die Strafgesetzgebung hingegen schafft nicht allein das Gesetz sondern auch seinen Gegenstand, nicht allein die Strafe, sondern auch — das Verbrechen. So lange das Intresse der staatsthümlichen Gesellschaft noch ein anderes ist, als das Intresse einer menschlichen Gesellschaft, muß nothwendig die peinliche Gesetzgebung der Staaten eine andre seyn, als die des Gewissens, und in diesem Sinn ganz folgerichtig ist nicht das eine Strafe, was auf ein Verbrechen folgen soll, sondern umgekehrt, das ist ein Verbrechen, worauf eine Strafe gesetzt wird.

---

48. Ehegesetze.

Die Barbarei des Mittelalters machte die Strenge in den Ehegesetzen, die Erschwerung der Ehescheidungen, nöthig. Die Kirche heiligte in ihrer Art das Werk und brachte es auf unsre Zeiten. „Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht scheiden!“ sagte sie. Man verstand darunter eben nicht, daß Gott unmittelbar alle Ehen gestiftet habe, die z. B. auch aus Convenienz, wegen Rang, Familienstand, Vermögensrücksichten u. s. w. geschlossen wurden: sondern die Verbindung durch den Priesterspruch am Altar. Hier stand der Priester im Namen Gottes selbst.

Ehen sind und bleiben Verträge, wie Verträge andrer Art. Nur die Kirche machte den Ehevertrag unauflöslich, und ließ keine Scheidung zu, ausgenommen für Geld und politische Intressen der Großen. Alles, was sich zu Gunsten

für die größere Schwierigkeit der Scheidungen sagen läßt, beruht zuletzt auf die noch statthabende Rechtsungleichheit unter beiden Geschlechtern. Das Weib ist ewig unmündig, dienstbar, leidend, subordinirt durch die von Männern gegebnen Gesetze erklärt. Wären irgendwo in einem Lande die Weiber das stärkere Geschlecht, die Männer das schwächere: so würden diese ohne Zweifel über die Ungerechtigkeit der Amazonen klagen.

Das Christenthum führte den Menschen zu höheren Bildungsstufen; somit auch zur Monogomie. Aber es konnte dem Weibe nicht das Gleichgewicht der bürgerlichen Rechte in den verschiednen Staaten verschaffen. Dies Gleichgewicht war nur Werk der Civilisation selbst. In Familien und Gesellschaften von edlerer Gesittung steht das Weib schon dem Manne in Würde und Werth gleich. In Staaten von größerer Cultur genießt es schon bedeutendern Antheil an den bürgerlichen Befugnissen, an Verfügungsrechten über seine Person, sein Eigenthum, seine Kinder u. s. w.

Die Polygamie ist nichts anders, als der entscheidenste, legalisirte Misbrauch der Uebermacht des männlichen Geschlechts, wie er sich unter Halbwilden oder Barbaren der großen, nichtchristlichen Staaten offenbart, während er sich unter Wilden kleinerer Horden in der brutalsten Mishandlung des Weibes zu erkennen giebt.

Wäre die Frau überall und in Allem so unabhängig, wie der Mann: so würde er von der Scheidung nicht größern Vortheil ziehen können, als sie. Bis dahin, freilich müssen Ehegesetze für den schwächern Theil des menschlichen Geschlechts schützend Sorge tragen.

Aber welche Sorge tragen sie oft! Und wie feindselig stellen sie sich oft gegen die Ordnungen der Natur! Ich erinnere nur an Fälle, in welchen einzelne Familien nach Rücksichten fortgepflanzt werden müssen, die nicht die der Natur sind. Ich erinnere an die Verderblichkeit des Begriffes von „Mesalliancen oder Misheurathen;" an den Gegensatz, welchen

hier der englische Adel zu dem des Continents darstellt. Ich erinnere daran, daß die auffallendsten Ausartungen in solchen regirenden Häusern zum Vorschein zukommen pflegen, in welchen das salische Gesetz gilt, oder was eine strengere „Etikette“ das weibliche Geschlecht einzwängt.

Ehegesetze gleichen in dieser Hinsicht den Handelsgesetzen. Wäre es möglich, daß die Handelsgesetze irgend eines Staates nie vereitelt, immer aufs pünktlichste erfüllt würden: das Verderben des Landes müßte früh, oder spät die unvermeidlichste Folge von der Wirksamkeit solcher Gesetzgebung seyn. In gleicher Art, — würden die Gesetze, welche das gegenseitige Verhältniß der Geschlechter bestimmen, nie umgangen, es läßt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit bestimmen, daß eine wüste Ausartung des menschlichen Geschlechts, physisch und geistig, erfolgen würde. Die Contrebande der Liebe, die ausgebreitetste, die es giebt, corrigirt den unnatürlichen Zwang unsrer Geschlechtsverhältnisse; wie Handels-Schmuggelei die zahlreichen Misgriffe unsrer Prohibitivsysteme.

---

49. Was der Staat ist.

Einer meiner Lieblingsphilosophen unter den Briten nennt den Staat ein nothwendiges Uebel. Nothwendig ist allerdings jedes Mittel, weil ohne dem kein Zweck erreichbar ist, und ein Uebel ist jedes Mittel, weil es durch seine Unvollkommenheit nie das vollkommene Wohl der bürgerlichen Gesellschaft herstellt.

Wunderliches Schulgeschwätz besonders der Deutschen ists, die den Staat, als ein Ding an sich behandeln und construiren wollen. Es kömmt mir vor, als wollte man eine Haushaltung an sich, à priori, nach dem Ideale, ohne Rücksicht auf die Personen und deren Alter, Geschlecht, Stand, Bildung, Bedürfniß u. s. w. darstellen und construiren.

Was in aller Welt bleibt ein Mittel an und für sich, oder ein zweckloses Mittel? Ein Unding an sich.

50. Das Schmollen mit der Wahrheit.

Es giebt der Menschen genug, die sich nicht darüber ärgern, oder sich Vorwürfe machen, daß sie durch äussere Umstände, oder durch Selbstüberschätzung ihrer Einsicht, verblendet waren, um die Dinge so zu sehn, wie sie nun einmal wirklich sind: sondern, die es der Wirklichkeit zum Vorwurf machen, daß sie das Gegentheil von dem ist, was sie seyn sollte. Sie schmollen mit der Wahrheit und mit den ewigen Naturgesetzen, wie das Kind mit dem Stock oder Stein, über den es fiel, weil ihm Stock und Stein nicht aus dem Wege gegangen waren.

Wenn Privatpersonen mit der Wahrheit schmollen, kann man lachen; wenn Regierungen, dann weinen ihre Völker. Ein Beispiel dieser Sinnesart, und zwar von der lustigern Gattung ist folgendes. Franklin, als amerikanischer Minister in Paris und Georgs III. mächtigster Gegenmann, war am englischen Hofe sehr gehaßt. Ein gewisser Wilson in London suchte im Jahr 1777 gegen Franklin zu beweisen, daß nicht hohe, sondern niedre, nicht spitze, sondern stumpfe Blitzableiter die bessern seyen. Unter den Sachverständigen war nur Eine Stimme über die Trüglichkeit seiner Experimente und die Unrichtigkeit seiner Behauptungen. Aber auf dem Pallaste der Königin von England wurden die spitzen Ableiter mit den stumpfen vertauscht; als ob der königliche Beifall die Irrlehre zur Wahrheit umstämpeln könnte.

---

51. Ein Selbstheilungstraum.

Hr. W** war vor mehr, als 20 Jahren, einmal im Juliushospital zu Würzburg gewesen, wo ihm besonders eine junge Wahnsinnige aufgefallen war, die blaß, stumm und still an ihrem Spinnrade saß, und an Allem, was um sie her vorging, keinen Theil zu nehmen schien. — Vor einigen Wochen war unter uns vom Juliushospitale die Rede; und in der folgenden Nacht versetzte ihn der Traum dahin.

Er sieht da wieder die junge Wahnsinnige, die er vor 20 Jahren erblickt hatte, mit dem blassen, regungslosen Gesicht an ihrem Spinnrade. Plötzlich wendet sie sich, schaut zu ihm auf und sagt: „Sie haben kranke Augen!“ Leider! antwortete er, denn wirklich war dem so, und schon lange hatte er deshalb den Arzt gebraucht. „Nehmen Sie ein Stückchen Vanille, „zwar nur so groß,“ sagte sie, und deutete die Größe an ihrem Finger: „lösen Sie es in einem Glase Wassers auf und waschen Sie damit Ihre Augen.“ Er erwachte, erinnerte sich des Traumes, versuchte, was ihm in demselben gerathen war und seine Augen wurden von Stund an mit jedem Tage besser. — Hr. W** hatte keine Ursach ein Märchen zu erdichten; war eben auch nicht der Mann dazu. Wären vielleicht nicht die Augen, auch ohne Vanille von selbst heil geworden, so daß der Traum nur sehr zufällig damit in Verbindung trat? Oder wohnt der Seele wirklich ein Instinkt bei, dessen Forderungen sie uns träumend vorspiegeln kann? — Wir gehn wahrlich wie schlaftrunkne Kinder durchs Leben, die nicht wissen, ob sie noch fortträumen, oder nur geträumt haben. Das Spiel der Umstände macht unsre Fehlgriffe so oft zur Sache unsrer Klugheit, daß wir selbst an diese glauben. Unsre Fehler, unsere Lasterquellen aus Verirrungen der Urtheilskraft; sogar unsre Tugenden sind oft, wir wissen nicht, was?

---

52. Treue an der Wahrheit.

Der Wahrheit treu bleiben, heißt nicht, stehen bleiben, wo wir sie finden, sondern ihr mit festem Schritte folgen, wohin sie führt.

---

53. Persöhnlicher Muth.

Parry, der Nordpolfahrer, hatte sich unter andern Begleitern zur dritten Reise auch einen jungen Seeofficier ge-

wählt, der bereits mehrere gefahrvolle Expeditionen nach verschiednen Weltgegenden, auch die erste und zweite Entdeckungsreise mitgemacht, und sich selbst um die Auszeichnung mit Eifer beworben hatte, die dritte Unternehmung begleiten zu dürfen. Wenige Tage vor der Abreise übermannte ihn wieder ein solcher Grad von Kleinmuth, daß er, unfähig den bevorstehenden Mühseligkeiten und Gefahren entgegen zu treten, und eben so unfähig, sich ihnen mit Ehren zu entziehn, — seinem Leben mit einem Pistolenschuß ein Ende machte. — Aehnliches that ein russischer Oberst, ein Mann von anerkannter Tapferkeit, der sich wenige Tage vor der Schlacht von Leipzig, aus Furcht vor derselben, zu Dessau das Leben nahm.

Wie kann etwas so Zufälliges und Unsichres, als der blosse, persönliche Muth an und für sich, ein Verdienst ausmachen! Und doch rechnet man ihn für etwas, und findet in der Feigheit des Mannes seine Schande. Was wir soldatischen Muth nennen, ist allen Thieren gegen einander gemein, und Eigenschaft des schlechtesten Kerls, der seine Kraft fühlt. Aber der moralische Muth, der Geistesmuth, ist desto größere Seltenheit. Aller Selbstmord aus Mangel am moralischen Muth ist sittliche Feigheit, in der sich auch Bankerotierer erhenken und entehrte Mädchen ersäufen.

---

54. Der Congreß zu Rhinocorura.

Der griechische Kirchenvater Ephiphanius, derselbe, welcher das Lesen der Schriften seines weitberühmtern Mitkirchenvaters Origenes verbot, giebt (in seinem Panario haeresium. 83.) den ersten Congreß an, der über Ländertheilung in der Welt abgehalten worden ist. Die drei Söhne Noah's nämlich sollen auf einem Congreß zu Rhinocorura zusammengetreten seyn, und die Provinzen der Erde unter sich vertheilt; Noah aber diese älteste Staatsverhandlung in seinem Testament bestätigt haben.

Man darf darüber die Nase nicht rümpfen. Denn der fromme Philastrius, Zeitgenosse des erwähnten Kirchenvaters wußte um die Sache so genau, als hätt' er das Testament Noah's selber eingesehn. Deswegen rechnete einer (in seinem Werke de haeresibus) den Unglauben in Ansehung jener Theilung und ihrer Legitimität, zu den Ketzereien. Sie ist bei ihm die 118te.

55. Ehrenposten.

Man überlege es, wie man wolle, es bleibt unläugbar, die Menschheit liegt noch tief, — tief in der urheitlichen Thierzeit. Wer sind die Wohlthäter unsers Geschlechts? die, welche an der Spitze gedungener Kriegsknechte, mit Feuer und Schwerdt Länder verheeren, Tausende morden, ohne selber zu wissen, warum, als etwa, weil es ihnen jemand befohlen hat? oder diejenigen, welche Völker zerstückeln mit einem Federstrich, und sie verkaufen, vertauschen, verschenken wie Heerden Vieh'? — Gewiß nicht. Und doch sind eben diese im Leben schon, unter Fluch und Thränen von Millionen, gepriesen, belohnt, vergöttert. — Oder sind diejenigen die Feinde unsers Geschlechts, welche durch Weisheit unsern Geist erhöhn, durch Erfindungen und Entdeckungen das Wohlseyn von Millionen befördern? — Gewiß nicht. Und doch werden sie im Leben verhöhnt, verstossen, gesteinigt, gekreuzigt.

An der Spitze der Verwüster stehn die Verehrtesten; an der Spitze der fortschreitenden Menschheit die Verachtesten, und es ist, als ob diesen die Menge nur folgte, um sie zu verfolgen. Bei jenen ist der Ehrenposten vorn an; bei diesen nehmen die wüthendsten Verfolger ihn ein.

56. Was schiert das uns?

In einem Wirthshause am Rhein erzählten zwei Männer, daß sie zu Gersbach vor Kurzem einen wegen mehrerer

Mordthaten bekannten, aus mehreren Gefängnissen entsprungenen Wilddieb, mit der Büchse auf dem Rücken, frei durch die Gassen gehn gesehen hätten. Viele Leute wären da umhergestanden, die ihn wohl kannten; aber natürlich rührte sich keine Hand, ihn festzuhalten.

„Natürlich"? rief ich mit Erstaunen": „Warum natürlich? Wenn keiner den Muth dazu hatte, warum meldete man die Anwesenheit des Menschen nicht sogleich den Behörden"?

Die Erzähler sahn mich, den fremden Reisenden, erst schweigend an; dann sagte einer: „Er hat etwas mit der Regierung abzumachen; was schiert das uns."

Eine solche Passivität der Regierten, die sich von den Regierenden, als etwas Getrenntes ansehn, ist vielleicht nur Erwiederung auf den Gemeinspruch der Regierenden: „Wo kein Kläger ist, da ist kein Richter."

---

57. Preß-Frechheit.

Wisset ihr, worin sie besteht? — In einseitiger Preßfreiheit. Eine andre Preßfrechheit giebt es nicht. — Amtlich; durch besoldete oder censirte Schriftsteller und Zeitungsschreiber, einem ganzen Volke die Wahrheit vorenthalten, und sie gegen officielle Unwahrheiten auswechseln lassen, — ungehindert Schriften und Tractätlein zur Nahrung des Aberglaubens oder wüster Schwärmerei drucken und colportiren lassen, — ehrliche Beamte, die das Unglück hatten in allerhöchste Ungnade zu fallen, noch dazu in öffentlichen Blättern verlästern und beschimpfen lassen, — dies und dergleichen, ists nicht auch Frechheit, verübt durch die Presse; und eine um so grössere, wenn jede öffentliche Widerlegung unerlaubt erklärt und verhindert wird?

In jedem Lande, wo einseitige Preßfreiheit gilt, und nur Schmeichelei oder Lob der öffentlichen Gewalten, zu denen auch die kirchliche gehört, und Bewunderung ihrer Verfügungen gestattet wird, empfängt selbst die im dunkeln schleichende

Verläumdung jener Obern und ihrer Thaten die Gestalt der — unterdrückten Wahrheit.

Die Verläumdungen und Ränke, welche der Königin Marie Antoinette den gewiß unverdienten Haß des Volks und endlich ein so schmähliches Ende zuzogen, konnten nur unter dem Preßzwang gedeihen, der vor 1789 in Frankreich angeordnet war. Der Hof hatte sich durch ihn selbst wehrlos gegen die Macht des Volksirrthums gemacht; und die unglückliche Antoinette folgte nur zu blindlings in der Mitte einer etwas civilisirtern Nation, als die Bewohner des russischen Reichs sind, dem ihr von der Kaiserin Catharina II. gegebnen stolzen Rath: „Les rois doivent suivre leur marche sans s'inquieter des cris du peuple, comme la lune suit son cour, sans être arretêe par les aboiemens des chiens.“

Wir sind noch nicht weit genug, um einzusehn, daß die Wahrheit jedem nützt; nur erst so weit, um zu begreifen, daß sie der Schlechtigkeit oder eigennützigen Intressen schadet. Darum einseitige Preßfreiheit.

---

58. Legitimität.

„Die Legitimität der Vernunft und ihrer ewigen Wahrheit,“ sagt de Bonald: „kann allein, als Basis jeder andern Legitimität angesehn werden. „Dann aber sind die Rechte der zur Gesellschaft eines Staatsganzen verbundnen Menschen nicht auf ihre Geschichte, sondern auf die Bedürfnisse ihrer Natur begründet. Wo aber will man davon hören?

---

59. Comenius.

Dieser wackre Bischof, der Basedows des XVII. Jahrhunderts, den Herder und St. Pierre vergleicht, war seiner Zeit einer von denen in den Vorderreichen der Menschheit, der ihr ermunternd sein „Vorwärts! Vorwärts!“ zurief. In seiner Panergesie „fordert er zur Reform aller unsrer allge-

meinen und besondern Verhältnisse, in Wissenschaft, Religion und Staatseinrichtungen, auf." In den drei Worten, **Omnia omnibus omnimodo emendanda esse**, meynte er, liege das ganze Geheimniß des Gelingens einer Reform unsrer gesellschaftlichen Zustände. Das Mislingen guter Bemühungen sey blos daher gekommen, daß man nicht Alles, nicht für Alle, nicht auf alle Weise, habe verbessern wollen; sondern man habe geschont, zurückbehalten, geschmeichelt, und damit das Böse oft nur ärger gemacht. Die Grundlage alles Uebels der Gesellschaft wäre: „Jeder rathe für sich, sorge für sich, niemand für Alle."

Guter Comenius! im XIX. Jahrhundert hättest du zu unsern Radical-Reformers gehört, und ihr Schicksal mit ihnen getheilt. Die Tugend, wie die selbstsüchtige Leidenschaft, geben beide ihren Rausch, in dem beide die Wirklichkeit nicht erkennen und richtig werthen: er heißt Enthusiasmus bei jener, Fanatismus bei dieser, und zeigt jener, Engel des Lichts, wo dieser vor Teufeln zittert. Aber welcher gute und weise Mensch hat im Leben nicht wenigstens einmal die süße Trunkenheit empfunden, in die der Glaube und die Hoffnung und die Liebe des Vollkommnen versetzen!

---

60. Priesterehe.

Nichts hat mich lange so überrascht, als der Einwurf, den ein gewisser Chorherr Geiger in der Schweiz, also ein katholischer Priester, gegen die Zulässigkeit der Ehe katholischer Priester macht. Er führt in einer Druckschrift an, und zwar, aus Erfahrung: „Es würden sich die Geistlichen, wenn man ihnen izt eine Frau gestattete, mit einer allein nicht begnügen, sondern mehr, als eine haben wollen; also sey es besser, ihnen gar keine zu geben."

---

61. Verfassungen.

Man spottet über schriftliche Verfassungen, die man den Völkern giebt, weil dem sonst nicht so war. „Schöne

Phrasen sinds auf Pergament und Papier"! — Aber warum fasset Ihr die Gesetze schriftlich ab, und wollet das Grundgesetz nicht also? Ihr entrücket durch Abfassung in Schrift dieses eben so wohl, als jene, der willkührlichen Auslegung und Vollziehung.

Die Verfassung, wie das einzelne Gesetz, werden, als geschriebenes Wort, dann erst durch ihre Schriftlichkeit gefährlich, wenn diese zur Verhärtung und unveränderlichen Beharrlichkeit des unvollkommnen Menschenwerkes beiträgt. Verfassungen dürfen nicht ewig die gleichen bleiben, so wenig, als Gesetze; sie müssen sich mit den Bedürfnissen der Völker ändern. Jede Constitution, die nicht selbst den legalen Weg zu ihrer Verbesserung zeigt und öffnet, wird vom Bedürfniß einer spätern Zeit nothwendig auf illegaler Bahn gesprengt werden.

Verfassungen theilen übrigens das Schicksal aller Regeln. In Regierungen, wie in Künsten, leiten sie nur den Genius; — dem Schwächling werden sie Fesseln. Das edle Roß fühlt den Zügel kaum; das ungezogne beißt sich blutig auf der Stange. Den Guten wird das Gesetz nicht gegeben; und dem Schlechten bleibt auch das Mildeste eine Bürde. Die Selbstbeherrschung bewegt sich mit Freiheit in der vorgeschriebnen Bahn; wie wollt Ihr diese Bahn dem anpreisen, der sich seiner Freiheit nur in der Zügellosigkeit seines Willens bewußt werden kann?

---

62. Prämien.

Nur in wenigen Ländern, und nur in wenigen Fällen, sind gesetzliche Prämien für edle, oder nützliche Thaten aufgestellt; in den meisten aber finden wir Ermunterungen zur Immoralität, Preise zur Belohnung der Schlechtigkeit. Gutmüthige Menschen werden dies nicht leicht glauben; aber sie müssen die Gesetze ihres Landes in dieser Hinsicht mustern, und es wird nicht an Beispielen fehlen, ihren Glauben zu erschüttern. Was sind die großen Loose der vom Staat ein-

gerichteten oder privilegirten Lotterien anders, als verheißene Belohnungen derer, die fleißig spielen; Ermunterungen der Unterthanen zur Verschwendung und Unhäuslichkeit? — Was sind die ausgesetzten Belohnungen für geheime Angebereien anders, als Ermunterungen zur Verrätherei? Je grösser der auf Waaren gelegte Aus= oder Einfuhrzoll ist, um so grösser ist der Gewinn, oder die Prämie für Den, der die meiste Contrebande macht und den Staat betrügt.

Ist es das Kennzeichen einer humanen Regierung, wenn sie zum Behuf ihrer Zwecke, zur Erreichung ihrer Vortheile, sich lieber auf die Verderbtheiten, als auf die Tugenden ihrer Unterthanen lehnt? — Oder wenn sie Spielhäuser, wenn sie Bordelle stiftet, um die Unschuld vor Gefahren der Verführung zu sichern?

63. Der Handel und seine Wahrheiten.

Es gab eine Zeit, in der das Unglück der Nationen darin bestand, daß sie das Bessere nicht kannten. Unser Unglück ist andrer Art; es besteht darin, daß man das Bessere nicht überall will. Nirgends ist das so anschaulich, als in der politischen Oekonomie, insbesondre rücksichtlich des Handels, seit einigen Jahrhunderten in Erfahrungen und Entdeckungen erwiesen.

Daß der Gewinn des Handels nicht in Uebervortheilung der Nachbarn; daß der Reichthum nicht in der größten Menge irgend eines Waarenartikels, z. B. des Metalls, gleichviel ob des geprägten oder ungeprägten bestehe; daß noch nie ein Volk durch Handel, sey es auch der scheinbar nachtheiligste, unglücklich und arm geworden sey; daß Freiheit und Sicherheit Alles ist, was von Seiten der Regierung zur Begünstigung des Waarenverkehrs erfordert wird, — Alles das sind einfache Wahrheiten, die schon seit 70 Jahren zur Evidenz erhoben sind. — Und dennoch, haben diese Wahrheiten denn wohl, nimmt man England aus, das auch in dieser Hinsicht

mehr einer neuen Welt, als der unsrigen, angehört, auch nur einen Theil ihres unendlichen Nutzens verwirklicht?

Daß es nicht geschah, mag hin und wieder daran liegen, daß sie, ungeachtet ihrer Verbreitung, in den höhern am Spiel- und Speisetische zu ernsthaft beschäftigten Ständen der Gesellschaft nicht bekannt wurden. Vorurtheile lernt man von der Amme; die Wahrheit nur durch sich selbst. Zum Beobachten und Nachdenken gehört eine Zeit, die der nicht hat, der das Leben nur in Lustbarkeiten genießbar findet. So erklärt sichs, daß es noch hie und da sogar Staatsmänner geben kann, welche, das Geld für Reichthum haltend, den Handelsgewinn der Nation mit dem Profit des Krämers, der die Käufer anführt, für das Gleiche nehmen, und die Bockmelker-Arbeit verrichten, den Handel eines Volks zu balanciren, über den Kaufmann zu wachen, daß er sich ja nicht schaden thue u. s. f.

Indessen sind das Ausnahmen. Die meisten kennen die Wahrheit sehr wohl. Und wenn sie dennoch durch Sperren, Monopole, Mauthen, Zölle, Accisen u. dgl. m. dem Irrthum huldigen, so geschieht es gewöhnlich darum, weil dieser Irrthum, wenn auch gemeinschädlich, doch ihnen oder ihren Günstlingen vortheilhaft ist; und weil ihr Intresse von dem des Volks hinlänglich getrennt ist, um, soweit sie es zu berechnen im Stande sind, unabhängig von demselben, ja auf Kosten desselben zu bestehn.

---

64. Geistige Luxusgesetze.

Selbst Napoleon kam auf den Einfall, jedem der verschiedenen Stände ein bestimmtes Maas gewisser Kenntnisse, durch Einrichtung des öffentlichen Unterrichts, zutröpfeln zu lassen. Er fing eben so an, von den verschiednen Klassen der Nation, besonders den höhern, einen gewissen Grad von Aufwand zu fordern. Er hatte den Sauerteig vermuthlich noch aus der Schule von Brienne mitgebracht, oder aus eroberten Ländern, wo gewisse geistige und materielle Luxusgesetze,

Schul- und Kleiderordnungen bestehn, und schon sogar in den Volksgeist durch Gewohnheit fest eingerostet sind.

Ein wesentliches Hinderniß der Civilisation, ein eigenthümliches Merkmal der barbarischen, alten Kasten-Zeit ist die Voraussetzung, manche Dinge gehörten dem und jenem nicht zu, schickten sich für seinen Beruf und Stand nicht, auch wenn er sonst Mittel und Neigung dazu besässe. Da heißts bei manchen Ausgaben: „sie passen nicht für mich!" oder beim Unterricht der Söhne: „das ist zuviel für ihren Stand!"

Die geistigen Luxusgesetze kommen bei vielen Staatsmännern neuerer Zeit besonders wieder zu Ehren. Das Volk braucht nicht Alles zu wissen!" Also Bücher- und Zeitungsverbote, Censurbehörden, Licenzen für gewisse Schriften, aber erga Schedam. „Aufklärung ist schädlich!" Also Pietisterei, Wunder- und Gespenster-Geschichten, Klöster, Jesuiten. Man mögte den verschiednen Ständen ihre Portion Kenntniß zumessen, wie man die Anzahl der Pferde bestimmt, mit welchen sie fahren dürfen.

Wenn einmal die Ueberzeugung allgemeiner seyn wird, daß jede nützliche Kenntniß dem zu erlangen gebührt, der sie erwerben kann, wie jede Ausgabe dem, der sie machen kann: wird es, mit dem Verschwinden aller materiellen und geistigen Luxusgesetze, besser werden. Es soll mit dem Wissen so wenig Mangel getrieben werden, als mit dem Genusse.

---

65. Die Verbesserer.

Es ist mir aufgefallen, daß gewöhnlich berühmte Pädagogen übelgerathene, oder höchst mittelmäßiggerathne Kinder haben; daß Leute, die ihre eignen Finanzen am übelsten verwalteten, bankerote Kaufleute und ruinirte Landwirthe die besten Lehrer oder Schriftsteller über Finanzwesen und Landbau waren. — Ohne Zweifel kennen sie am genauesten die Quellen des Uebels, das sie elend gemacht, und darum eifern sie mit dem tiefsten Gefühl und ehrlichsten Sinn dagegen.

Mirabeau, der sittenloseste Mensch, tadelte, bei aller Nachsicht, die er mit sich selber hatte, die Laster der Gesellschaft am heftigsten. Basedow, wie mir einer meiner Bekannten erzählte, sagte einmal zu diesem ganz ehrlich: „Ich bin lange mit mir zu Rathe gegangen, ob ich die Welt reformiren, oder damit anfangen soll, mich selbst zu reformiren? Und ich habe gefunden, daß jenes nützlicher sey.“

66. Humanität.

Niemand kann mehr, und niemand soll weniger seyn, als ein — Mensch.

67. Das Unglück der Armen.

Die Liederlichkeit derer, die nichts oder wenig haben, ist nicht ihre Schuld, sondern ihr Unglück. Sie sind nicht reich genug, um mäßig zu leben, wie Schriftsteller oft nicht Zeit genug haben, um kurz zu seyn.

68. Irdische Majestät.

Die Ständeversammlung soll eröffnet werden; nun Militärmusik, Glockengeläute, Kanonendonner, weltlicher und geistlicher Lärmen, Friedens- und Kriegsgetöse. Das Volk soll, in diesem Lärmen, Größe irdischer Majestät erkennen, wie der niedre, unwissende Pöbel die Allmacht nur im Donnerwetter.

Aber nicht im Sturm und Wetter verkündigte sich Gott den Propheten, sondern im Wehen des Frühlings, der seegenspendend über die Erde hinzog.

69. Mahomedanische Frömmigkeit.

Gibbon erzählt von einem der Söhne Ali's folgende schöne Geschichte: Beim Aufwarten an der Tafel hatte ein Sklav unvorsichtig eine Schüssel heißer Suppe über seinen Herrn ausgegossen. Der nachläßige Unglückliche fiel ihm zu

Füßen, die Strafe abzubitten, und wiederholte einen Vers aus dem Koran:

„Seelig ist, der seinen Zorn beherrscht!“

Ich zürne nicht! erwiederte der Verbrühete.

„Und der Beleidigungen vergiebt!“

Ich vergebe sie dir.

„Und der Böses mit Gutem vergilt!“

Ich schenke dir die Freiheit und vierhundert Silberstücke.

Muß nicht jeder christliche Prälat die Erwiederungen des Ungläubigen bewundern? Und wenn ihm ein Beleidiger einen ähnlichen Bibelspruch vorhielte, würde dann jeder christliche Prälat bewundernswürdig seyn?

---

70. Historische Memoiren.

In Frankreich erscheinen viele Memoiren, von Genossen älterer und jüngerer Zeiten; in Deutschland selten. Hier fehlt dazu der Muth, der Geist und die Ermunterung; und die schulgerechten Historiker verschmähen in der Regel solche Beisteuern zur Geschichte. Ich liebe sie, und bin oft durch sie belehrt worden. Denn es giebt Ereignisse, die an sich unbedeutend sind, von den Meisten übersehn werden, aber erst durch ihre Folgen hohe Wichtigkeit gewinnen. Sie sind in dem Gemälde der Zeit die ersten Anlagen und Pinselstriche des Schicksals, wie in dem des Malers die ersten hingeworfnen Züge, nichts weniger, als etwas Vollendetes für sich, aber dieses vorbereitend und unentbehrlich.

---

71. Haidebrennen.

Möser erzählt in seiner osnabrückischen Geschichte, das unter den Landleuten in Westphalen übliche Anzünden des Haidekrauts sey mehrmals von der Regierung verboten worden. „Der augenscheinlichste Nutzen sträubte sich aber gegen das Gesetz. Der Bauer bezahlte die Strafe und — brannte. Und die jährliche Strafe hat sich in eine jährliche Abgabe verwandelt.“

Das Beispiel ist interessant, weil es in wenigen Worten die Geschichte von der Entwickelung des Regierungswesens zeichnet. Man regierte, zuerst weil man die Macht hatte; dann weil man sich für unentbehrlich hielt; zuletzt, weil es ein einträgliches Geschäft ward.

72. Principien-Streit.

Man streitet sich über das „monarchische Princip in seiner vollen Reinheit," ob es in ganzer Unbedingtheit wohlthätig, oder nachtheilig sey. Man sollte doch erst ausmitteln, ob die Anwendung solches Princips irgend möglich, oder jemals bei irgend einem Volke, seit es Völker gibt, verwirklicht gewesen sey? — Die Frage ist nicht, ob Monarchen beschränkt seyn sollen? So lange sie Menschen sind, hat die Natur ihren Geistesgaben und äussern Verhältnissen Schranken genug gesetzt. Sondern die Frage ist: Was sie beschränken soll, ob das Intresse ihrer Rathgeber, der Vortheil ihrer Lieblinge, die Leidenschaftlichkeit der Begünstigten, oder ob gesetzlich festgestellte Ordnungen?

73. Teufelsbündnisse und Carbonari.

Was man im XV. oder XVI. Jahrhundert nicht zu erklären wußte, schrieb man damals in der Regel dem Bündniß mit dem Teufel zu. Heutiges Tages macht man's noch eben so. Zwar glaubt man nicht mehr an Fausts Bund mit Mephistopheles, aber was dieser sonst auf seine Rechnung nehmen mußte, schreibt man izt auf Rechnung der Carbonari und demagogischen Propaganda, die im ganzen Welttheil unsichtbar besteht, und von Paris aus mit Tonnen Goldes unterhalten wird.

74. Bedeutung des Gedankens.

Der Same fällt auf rohen, unempfänglichen Boden und stirbt; so der Gedanke, so eine große Ahnung, so eine Erfindung im dafür unreifen Zeitalter. Man hört, man liest, man discutirt da Dinge, welche zu andern Zeiten eine halbe Welt

in Flammen setzen würden, so ruhig, gleichgültig und leicht, als wäre vom Wetter die Rede.

Ein merkwürdiges Beispiel der Unanstößigkeit auch der derbsten Wahrheiten in einer arglosen, vor Anwendung solcher Wahrheiten unbesorgten Zeit, giebt Schlözer, besonders in seinen Staatsanzeigen.

So macht er (XII. 47. No. 41.) bei Gelegenheit einiger Vorstellungen der österreichischen Stände gegen eine neue Kriegssteuer die Anmerkung: „Ein Volk, das sich blos von Einem, es sey ein Individuum, (Monarchie), oder ein Unum morale (Aristokratie) ohne seine Einwirkung taxiren läßt, (ein Ausdruck aus dem britischen Staatsrecht, auf latein tondere, oder, wie es kommt, deglubere pecus) ist schaafsdumm. Wills Gott, wird noch vor Ausgang des XVIII. Jahrhunderts dieser britische Satz, als Axiom in allen compendiis juris publici universalis gedruckt stehn.“

Eben so machte er überall, aber freilich ehe die französische Nationalversammlung in ihrem Verfassungsentwurf es gethan hatte, jene Menschenrechte geltend, die vollgültiger und älter, als alle positive, willkührliche Gesetzgebereien sind.

Die damaligen österreichischen „Studiendirectoren“ nannte er „Universitätspascha's“. Aber dreißig Jahr später war in Göttingen, wie auf andern deutschen Hochschulen, solcher Pascha, der die Professoren in seinem Vorzimmer versammelt sah.

Er nannte Luwig den Vierzehnten, wegen Einäscherung der Pfalz nur „Ludwig den großen Mordbrenner in Speier und Worms“ und bricht dabei (St. Anz. XIII. 51. No. 46.) in die Worte aus: O Despotenthrone! Völker und Herrscher, reißt sie nieder. Der sanfteste Menschenfreund, der darauf sitzt, kann, muß ein Tyrann werden. Si le roi avoit été temoin de ce spectacle, il auroit lui même éteint les flammes,“ sagt Voltaire. Aber die Louvois, die Melacs, die Boulons wissens schon zu machen, daß der menschenfreundliche Despot, — unumschränkte Beherrscher, — nicht Zeuge ihrer spectacles werden, den Brand, den sie mit dessen Al-

lerhöchster Erlaubniß angestiftet haben, nicht sehen mag, nicht löschen kann.“

Wenn Schlözer (ebendas. 52. No. 53.) die französische Revolution gegen einen Vertheidiger des deutschen Klosterunfugs in Schuz nimmt, — (es geschah nach dem October 1789, aber freilich vor dem August 1792), nennt er sie eine Begebenheit „so schön, daß zweifelsohne Gottes Engel im Himmel ein Te Deum laudamus darüber angestimmt haben.“

Dergleichen Aeusserungen gehören izt (1825) nur noch zu den literarischen Curiositäten. Was würde des redlichen und geistreichen Mannes Schicksal gewesen seyn, wenn er so in unsern Tagen gelehrt und geschrieben hätte?

75. Intoleranz.

Sie ist, wie der Krieg, eine Geißel der Menschheit; aber, wie dieser, als Vertheidigungsmittel, gerecht. Man soll intolerant gegen die Intoleranz seyn; und keine Secte, Kirchpartei, oder Religionsgesellschaft dulden, die ausser sich, keine andre dulden will. Denn eine solche hebt alle Gewissens- und Lehr- und Denkfreiheit auf. Sie macht Allen, die sie nicht beherrschen kann, den Krieg. Es ist nicht Mäßigung, sondern Dummheit oder Feigheit, sich ohne Gegenwehr und Vertheidigung seines natürlichen Rechtes den Krieg machen zu lassen.

Englands Freiheit.

A mighty pomp, tho made of little things.

Dryden.

Es gab eine Zeit, die England als den politischen Musterstaat betrachtete, in dessen Verfassungsformen das ganze Geheimniß seiner Freiheit und seines Glücks enthalten seyn sollte. Es kam eine andere, die in denselben Einrichtungen nur Mängel entdeckte, für die jene blind gewesen, und eine Freiheit überhaupt bezweifelte, die sich so schlecht erklären ließ. Der übertriebenen Bewunderung folgte eine eben so übertriebene Geringschätzung. Man hatte das Gute gesucht, wo es sich nicht findet, und man glaubte es in Abrede stellen zu dürfen, weil man es nicht mehr fand, wo man es irrigerweise gesucht hatte.

Seltsam genug war es ein Fremder, de Lolme, der die Engländer selbst auf die geheimeren Reize und Wohlthaten ihrer Verfassung zuerst aufmerksam machte. Sie hatten freilich auch vor dem Erscheinen seines bekannten Werkes, bei jeder Gelegenheit mit um so größerer Ehrerbietung von der Weisheit ihrer Vorfahren gesprochen, je weniger sie sich dabei etwas Bestimmtes zu denken pflegten, und sie umfaßten von jeher mit begeisterter Liebe das Ganze ihrer vaterländischen Gebräuche, Sitten und Rechte. Aber ein so planmäßiges Ausbilden aller

Einzelheiten dieser Verfassung, wie es in jener Schrift geschildert wurde, ein so zweckmäßiges Jneinandergreifen der verschiedenen Staatsgewalten, und ein so feinberechnetes Gleichgewicht derselben war ihnen bis dahin unbekannt geblieben, oder doch nicht sehr von ihnen beachtet worden, und schien auch späterhin ihnen viel weniger einzuleuchten, als den Politikern des übrigen Europa, unter welchen de Lolme's Buch das Erwachen eines neuen und kühnen Forschungsgeistes bezeichnete.

Die Bewunderung dieser Politiker für die Formen der britischen Verfassung wurde indessen bald genug abgekühlt, und ihre Aufmerksamkeit auf andere, und wie es schien höhere Erscheinungen derselben Art gelenkt. Schon die Erörterung so mancher Frage, zu der die amerikanischen Unruhen Veranlassung gaben, hätte auch den Befangensten entzaubern müssen. Die erfahrensten Staatsmänner, die talentvollsten Redner vereinigten sich damals im Parlamente selbst in bittern Klagen über Maßregeln, die von ihren Gegnern als verfassungsmäßig in Vorschlag gebracht und durchgesetzt wurden, oder zeigten bei andern Gelegenheiten durch ihre sich widersprechenden Meinungen die Ungewißheit des für so ausgemacht angesehenen öffentlichen Rechts. Und während um dieselbe Zeit mehrere wesentliche Zusätze zu diesem letzteren, wie die z. B. vermöge deren die größere Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt von dem Throne sichergestellt, bei Gelegenheit der Wilkesschen Prozesse der bisherige Gebrauch allgemeiner Verhaftsbefehle — general warrants — aufgehoben, oder unter Foxens Verwaltung den Geschworenen die ihnen von den Richtern streitig gemachte Befugniß, in Fällen von Preßvergehungen, über die Schuld wie über die Thatsache, zu entscheiden zuerkannt wurde, den Beweis lieferten, daß dieses Recht noch nicht einmal beendigt, geschweige denn als ein vollendetes zu betrachten sey, wurde es den transatlantischen Engländern, die nur die Erfahrungen und nicht auch die Trümmer der Vergangenheit geerbt hatten, und auf einem Boden, auf dem die Gleichheit, die an-

derswo mühsam und künstlich im Gesetze dargestellt werden sollte, schon in der Natur der Dinge gegeben war, vergleichungsweise leicht, sich, wie auf einen einzigen Guß, eine Verfassung zu bilden, deren Formen allerdings den Grundsätzen der Freiheit anpassender erschienen, als die normännischen Verkleidungen des Mutterlandes.

Der natürliche Abstand zwischen den Verheißungen der Lehre und dem Ergebnisse ihrer Anwendung, das Mißverhältniß zwischen der mathematischen Genauigkeit, mit der sich das Spiel der verschiedenen Kräfte in dem politischen Triebwerke berechnen läßt, und den Reibungen und andern Zufälligkeiten, die von den Stoffen, aus welchen die Maschine gebaut werden mußte, unzertrennlich sind, zeigte sich und nicht zu Gunsten der englischen Verfassung noch näher und auffallender, als die konstituirende Versammlung in Frankreich die Grundsätze der amerikanischen Freiheit nach Europa zu verpflanzen begann. Eine Anzahl der geistreichsten Männer, im politischen Besitze fast schrankenloser Gewalt, schien sich's zur Aufgabe gemacht zu haben, keine der Einrichtungen des längst beneideten Nachbarvolkes ohne Verbesserungen oder doch Aenderungen bei sich aufzunehmen, und auf ihrem Wege nach dem nämlichen Ziel durch Eile zu ersetzen, was sie an Zeit verloren hatte. Die Frucht ihres Wetteifers war eine Reihe der feinsten und glänzendsten Untersuchungen über die Bedingungen der bürgerlichen Freiheit, und ein Verfassungsgesetz, das — wenn jene wesentlich in ihren Formen zu suchen wäre, dem Gipfel der Vollkommenheit allerdings bei weitem näher würde gestanden haben, als das englische. Der Eindruck aber, den beides hervorbrachte, war um so tiefer und bleibender, je entschiedener eine gewaltsame Gegenwirkung, — die heillose Folge der eben so gewaltsamen Revolution — selbst in England die Bahn der Freiheit rückgängig, und die britische Regierung, in ihrer Stellung an der Spitze des verbündeten Europa, auch für die Ausartung derselben verantwortlich zu machen schien.

Freilich überdauerte, in ihrer alten Heimath, der gothi-

sche Bau ihrer herkömmlichen Schutzwehren das in einem neueren Geschmack aufgeführte Prunkgebäude der Nationalversammlung, und die für den Jubel einiger Volksfeste leichtgezimmerten antiken Freiheitstempel des Convents; als indessen nach einer zehnjährigen Gewaltherrschaft, in der die Freiheit bis auf ihre Täuschungen unterging, Ludwig XVIII, um einen gesetzlichen Thron auf eine gesetzliche Ordnung der Dinge zu gründen, die Verfassung, die er seinem Reiche gab, nach dem Muster der englischen bildete, war es dennoch nicht diese letztere, und waren es dennoch nicht Engländer, sondern Frankreich und französische Redner und Schriftsteller, die von Neuem Europa's Aufmerksamkeit und Bewunderung erregten.

Auf die französische Rednerbühne bleiben Ohr und Auge der Partheien in ganz Europa hingerichtet, ihr zur Rechten oder Linken wählt jede von ihnen, wie Ansichten oder Absichten sie dazu bestimmen, ihren Platz; und während man in England die Freiheit zu besitzen scheint, ohne recht zu wissen, oder doch zu sagen, was man an ihr hat, verbreiten sich aus der französischen Deputirtenkammer Ströme von Licht über das Ganze und alle Einzelheiten der repräsentativen Verfassung, und entwickeln die französischen Publicisten in ihren Untersuchungen über jede Form und jeden Grundsatz dieser letztern eine Fülle von Beredsamkeit, die ihnen in den Augen der Welt, und auch wohl in ihren eigenen, den unbestreitbarsten Vorrang verbürgt.

Aber diese größere Aufmerksamkeit auf die Formen und allgemeineren Sätze des öffentlichen Rechts, diese Vorliebe für die Erörterung von Dingen, die nicht den Zweck ausmachen, sondern nur zu demselben hinführen, beweist gerade, verglichen mit jenem gleichgültigeren oder doch geräuschloseren Genuß der Güter, auf die es damit abgesehen ist, daß man in dem einen Falle den Weg schon zurückgelegt hat, den man in dem andern erst kennen zu lernen sich bemüht; und was ein englischer Schriftsteller in Beziehung auf die selbstgefällige Aeußerung eines französischen, hinsichtlich dieses Unterschiedes

bemerkt, ist am Ende wohl auch ein eben so wahres als stolzes Wort *).

Der Anfang aller menschlichen Entwickelung besteht darin, daß irgend ein Werk oder eine Kunst sofort betrieben wird, unvollkommen freilich und nur im Verhältnisse zu den ersten, ärmlichen Bedürfnissen. Dann kommt ein Beobachter, der die Werkzeuge untersucht, ein Forscher, der sich nach den Ursachen erkundigt, ein Denker, der die Grundsätze erklärt. Aber der größte Fortschritt, so groß auch dieser seyn mag, bleibt noch zu thun. Der Gipfel der Vollkommenheit in jeder Kunst, (wenigstens erblickte die Welt noch keinen höheren), ist da erreicht, wo Werkzeuge, Ursachen und Grundsätze, nachdem sie die Prüfung des denkenden Geistes ausgehalten, auf die Anwendung zurückwirken, und auch dieser den Stempel des Gedankens aufdrücken; und wo alsdann das bloße Hersagen allgemeiner Sätze gerade so unbedenklich vernachläßigt wird, als kurz vorher die rohere Ausübung des bloßen gedankenlosen Handwerks. Eine steigende Entwickelung, deren Stufenfolge schon Bacon, indem er ihr die Bahn brach, so treffend bezeichnete. Den ersten Fortschritt bilden reine Erfahrungssätze, axiomata infima nennt er sie. Richtpunkte einer bloßen körperlichen Thätigkeit, sind sie die Bedingungen jeder werdenden Gesellschaft, und mehr oder weniger das Besitzthum auch jedes rohesten Volks. Ihnen zunächst in der Zeit, obgleich entgegengesetzt in ihrem Wesen, stehen die höchsten und allgemeinsten Vernunftbegriffe, Völkern gehörig, die schon bedeutend weiter kamen, die aber kein höheres Bedürfniß weiter treibt, oder eine höhere Gewalt nicht weiter läßt. Und wären sie auch bis zur Unverständlichkeit hochfliegend, so würden ähnliche Sätze immer das Erwachen edlerer Seelenkräfte beurkunden; aber mit aller übereinkömmlichen Gültigkeit in ihrem eigenen Kreise, bleiben sie ohne Wahrheit

*) S. *Quarterly review* Nro. 67. June 1826, Art. history prospectus of english industry.

und Folge für das Leben überhaupt. **Suprema et generalissima rationalia sunt et abstracta et nil habent solidi.** Erst jene Mittelsätze, in welchen Lehre und Bewunderung, wie Geistiges und Körperliches in der wahrscheinlichen Natur selbst, mit einander verschmolzen erscheinen, führen zu den höheren Stufen unserer Ausbildung, und sind in der lebendigen Wirksamkeit, mit der sie alle Beziehungen des menschlichen Daseyns umfassen, wahr und gültig zugleich; jene **axiomata media, vera et solida et viva, in quibus humanae res et fortunae sitae sunt.**

Um den französischen Publicisten der Vorliebe wegen, mit der sie sich dem Erörtern allgemeinerer Wahrheiten hingeben, einen Vorzug einzuräumen, fährt jener Engländer fort, müßte man vergessen, daß der Zeitpunkt einer ähnlichen Beschäftigung für uns verflossen ist. Indem wir irgend einen besondern Fall, zum Behufe einer eben zu ergreifenden Maßregel in Erwägung ziehen, kehren wir so wenig zu den allgemeineren Sätzen, die dabei in Frage stehen, zurück, als wir die Buchstaben des Abece's wiederholen, indem wir uns zu einer Parlamentsrede vorbereiten, oder uns über den Nutzen des Meisels auslassen, indem wir ein Meisterstück der Bildhauerkunst betrachten; aber jene Buchstaben und dieser Meisel mußten wohl kennen gelernt und benutzt werden, sonst würden wir keines Wortes mächtig seyn, und die Schönheiten der Bildsäule noch im Marmorbruche schlummern.

„Das Alles versteht sich bei uns von selbst," bemerkte Sir James Makintosh, als ihn Herr von Stael auf eine der stärksten und gedachtesten Flugschriften, die eben in Paris erschienen war, aufmerksam gemacht hatte; und etwas Aehnliches mochte Napoleon bei der Antwort im Sinne haben, die er einem der Lobredner seiner consularischen Verfassung auf die Bemerkung ertheilte, wie sehr man in Frankreich den Engländern an tiefer Einsicht in die Grundsätze des öffentlichen Rechtes überlegen sey. „Hättet ihr doch den zehnten Theil der Freiheit, die den Engländern gehört!" meinte der große Mann, der nicht Seelengröße genug besaß, um seine Schmeich-

ler entbehren zu können, und zu viel Verstand hatte, um sie zu achten.

Das bessere Extrem auf jener Entwickelungsbahn, auch des politischen Verstandes, ist allerdings nicht das Ziel derselben, sondern der bloße Uebergang, durch den der Mensch, der gern von einem Aeußersten zum andern hinüberspringt, sich erst zurecht findet. Und daß der Mann die einmal gelernten Regeln, die er, ohne weiter daran zu denken, noch so vielfach anwendet, doch nicht so schulgerecht aufzusagen weiß, als der Knabe, der sie eben erst lernt, kann etwa nur diesem letztern einen Beweis seiner Ueberlegenheit abgeben. Wir Deutsche indessen, deren suprema et generalissima noch nicht einmal zu unsrer Sprache, geschweige denn auf den Boden, den sie befruchten sollen, hinabstiegen, und deren Weisheit so selten aus der Natur der Dinge, und desto öfter aus Ariosts Flaschen im Monde schöpft, wir sollten fürs erste, und bis wir die Engländer zu Gesicht bekommen, den Gedanken aufgeben, sie mit unsern politischen Siebenmeilenstiefeln schon wieder aus dem Gesichte zu verlieren, und vorläufig uns begnügen, erst unsre Nachbarn auf dem Felde einzuholen, auf dem sie geschäftig ihre Werkzeuge mustern und zurecht legen und messen und rechnen, obgleich wir auch dann es nicht vergessen dürfen, daß dieses Feld nicht nur vermessen und eingetheilt, sondern auch angebaut zu werden verdient.

Und wie schmerzlich ein solches Vergessen sich bestraft, wie sehr ein rücksichtsloses Hinübertragen aller Ansprüche der Theorie auf die sprödern Stoffe der Wirklichkeit auch das Erreichbare zu vereiteln droht, und das Bessere alsdann, nicht nur des Guten, sondern auch sein eigener Feind ist, haben eben unsre Nachbarn uns bewiesen, und beweisen sie uns noch jetzt.

Die Franzosen verwarfen die ihnen in der königlichen Sitzung vom 23. Juni 1789 von Ludwig XVI. angebotene, freilich mangelhafte aber doch der Freiheit einen Stützpunkt gewährende Verfassung, um nach fünfundzwanzig, schlimmer

als versäumten, Jahren von Ludwig XVIII. eine ähnliche, und hinsichtlich der Wahlberechtigungen sogar minder freisinnige Verfassung annehmen zu müssen, und ihre politischen Lehrjahre mit einer verdreifachten Abgabenlast wieder anzufangen. Sie fanden seitdem keine Verwaltungen so unerträglich, als die gerade ihren Bedürfnissen und Verhältnissen am entschiedensten zusagten, die Verwaltungen der Herzoge von Richelieu und Decazes und des Herrn von Martignac, die redlich genug, um keinen Rückschritt zu beabsichtigen, doch zu vorsichtig oder schüchtern waren, um ohne Zögern fortzuschreiten. Und sie verdrängten sie, und jedesmal zu Gunsten erklärter Widersacher, blos weil sie nicht unbedenklich einer Vollkommenheit nachstrebten, deren wohl die Grundsätze, nicht aber die Menschen, oder diese doch nicht zu allen Zeiten fähig sind. Eine Verwirklichung ihrer innern Freiheit endlich, eine Entlassung aus ihrer bisherigen Ministervormundschaft, ein Schlußstein ihres politischen Gebäudes, wesentlicher als alle Giebelverzierungen und Prunksäle desselben, und wichtiger als die glänzendste diplomatische Taschenspielerei und alles Groß- und Glücklichwerden auf der Landkarte, wird in ihren Bereich gestellt, wird ihnen in dem Municipalgesetze vom Jahre 1828 angeboten; und sie verschmähen die Gabe und stoßen das Gesetz zurück, weil es nicht vollständiger, weil es nicht so vollständig ist, als es, einmal gegeben, unfehlbar durch sich selbst würde gegeben worden seyn.

Auch die Engländer erlebten, obgleich nicht so unvorbereitet, einen Zeitpunkt ähnlicher Begeisterung für die fleckenlose Reinheit ihrer dem Gedanken nachzubildenden Wirklichkeit. In ihren Schriftstellern und Rednern des siebzehnten Jahrhunderts finden sich eben so scharfsinnige Erörterungen, und Beispiele einer, wenn nicht glänzenderen, doch vielleicht männlicheren Beredsamkeit, als die gegenwärtig die französische Presse und Rednerbühne verherrlichen; und auch sie entgingen nur mit Mühe, und begünstigt durch Richard Cromwells ehrenwerthe Harmlosigkeit, durch Carls II. Leicht-

sinn und seines Bruders Ungeduld, der Gefahr, über dem Streben nach eingebildeten Gütern auch die zu verlieren, die ihnen bereits gehörten. Aber nachdem dieser Eifer seine besseren Früchte getragen, und Betrachtungen in Ueberzeugungen, und Ansichten in Gewohnheiten verwandelt hatte, kam eine besonnenere Zeit, die, ohne Vergangenes oder Künftiges mit idealischer Vollkommenheit auszuschmücken, das Vorhandene benutzen lernte. Kein Engländer, dem die Geschichte und Verfassung seines Vaterlandes näher bekannt wurden, dürfte die Freiheit, die sein Geburtsrecht ausmacht, noch für ein Erbgut halten, das unverkürzt und unerweitert, durch eine lange Reihe von Geschlechtern aus dem grauesten Alterthume zu ihm hinabgelangte; keiner noch an ein planmäßiges Schaffen und Ausbilden der Einrichtungen glauben, in welchen, oder mit welchen vielmehr, sie gegenwärtig besteht; keiner solche Formen überhaupt, von welcher Art sie seyn mögen, auch nur für die zuverläßigeren, geschweige denn einzigen Bürgschaften derselben ansehen. Alle wissen und fühlen mehr oder weniger, daß Ursprung und Gewährleistung dieser Freiheit in etwas gesucht werden müssen, das nicht sowohl mit den Richtern, als mit dem Willen eines Jeden zusammenhängt; daß dieselbe sich, von ihrem höheren Standpunkte aus, die einmal gegebenen Formen der Gesellschaft unterwarf und aneignete, und daß sie nur zum Theil mit Hülfe dieser letztern, und nicht selten ihnen zum Trotze sich bildete und erhält.

Die Freiheit der Engländer ist nicht eine Ueberlieferung sächsischer Weisheit. Was hätte nicht erst aus dieser in ihrem Vaterlande werden müssen, und was wäre denn da aus ihr geworden? Die Begeisterung, mit der man, besonders seit Montesquieu, alle Keime nicht allein, sondern auch schon alle Formen und Früchte der Freiheit in den germanischen Wäldern sucht, hat viel Aehnliches mit jener früheren einer hauptsächlich von Plutarch ausgegangenen Schule von Schriftstellern des spätern Römerreiches, die, um ihrem Grimme über die bestehende Ordnung der Dinge

auf eine so sichere als gelehrte Weise Luft zu machen, ihrer Verherrlichung der kleinen Freistaaten des alten Griechenlandes kein Ende wußten. Beide würden als unschuldige Gemüthserleichterungen keinen Tadel verdienen, hätten nicht beide sich zu Zeiten aus der Schule auch in die Welt verirrt, und so mancher Gesetzgeber, wie Herault-Sechelles, nach den Gesetzen von Kreta fragen lassen, wenn von denen seines Vaterlandes die Rede war.

Die Sachsen, wie alle germanischen Stämme zur Zeit der Völkerwanderung, besaßen auch in gesellschaftlicher Hinsicht jene Axiomata infima, die ersten und rohesten Erfahrungssätze, deren Anerkennung das Bedürfniß erzwingt, und unter denselben ohne Zweifel auch solche, die einer überlegteren Ausbildung werth und fähig erschienen. Aber ihre Verfassung hatte offenbar die Sicherstellung, nicht einer allgemeinern Freiheit, sondern der hausherrlichen Oberhoheitsrechte jedes einzelnen der verbündeten Grundeigenthümer und Markgenossen in den Grenzen seines Besitzthumes, und die seines Antheiles an den Nutzungen der gemeinschaftlichen Markung zum Zweck, und verstieß jeden Unbesitzlichen in eine völlige Hausknechtschaft oder in die zwar mildere, aber immer noch mehr oder weniger leibeigenschaftliche Dienstbarkeit der Gefolge. Das Staatsrecht der Sachsen war ein in seiner Art ganz gutes, aber weder für ausgedehntere Gesellschaften noch für edlere Zwecke berechnetes Dorfrecht; und wie wenig selbst die einer umfassenderen Anwendung nicht unwürdigen Formen und Grundzüge desselben ihrer Ueberzeugung angehörten, und eine wahrhaft öffentliche Bedeutung hatten, bewies die Leichtigkeit, mit der sie dieselben sich entwinden und gegen tauglichere Werkzeuge einer willkührlichen Herrschaft vertauschen ließen. Ihre Wahlämter wurden Erbgüter; die Gleichheit ihrer sämtlichen Markgenossen machte in dem Lehnwesen einer Stufenfolge von Dienstbarkeit, ihr eigenes und öffentliches, einem fremden und geheimen Rechte Platz.

Die angelsächsischen Häuptlinge, die nach Mösers Be-

merkung hauptsächlich an der Spitze ihrer eigenen Gefolge nach Britanien hinüberschifften, hatten als Dienstherren der Sieger und unbedingtere Gebieter der Ueberwundenen, schwerlich Veranlassung, in den eroberten Ländern andere, als ihre aus der Heimath mitgebrachten hausherrlichen Rechte gelten zu lassen. Ueber die Verfassung der von ihnen gegründeten Staaten haben Geschichtschreiber und Alterthumsforscher lange gestritten; aber ihr Streit über einen an sich schon dunkeln Gegenstand hat um so weniger einiges Licht über denselben verbreiten können, mit je heftigerm Parteigeiste er geführt wurde. Denn auf beiden Seiten ging man von der wunderlichen Voraussetzung aus, als ob die Knechtschaft eines roheren Zeitalters einen Grund für ihre Fortdauer in einem gesitteteren abgeben dürfe, oder die Freiheit, um ein Recht zu seyn, ein geschichtliches seyn müsse. Nur so viel beweisen die am wenigsten streitigen Thatsachen, die große Gewalt der Grundeigenthümer über ihre Knechte und Hörigen, die Abhängigkeit der wenigen Städtebewohner, der gänzliche Mangel an einer Mittelklasse der Bevölkerung, das geringe Ansehen der Gesetze und die unaufhörlichen Unruhen, durch die jene Staaten zerrüttet wurden: daß die angelsächsische Verfassung eine sehr oligarchische war, oder doch zuletzt in eine solche ausartete.

Die angelsächsische Freiheit, wenn es eine gab, dürfte jener in den Kriegen und Staatsschriften einer spätern Zeit, aber auch nur in ihnen zu solcher Wichtigkeit gelangten, sogenannten deutschen Freiheit geglichen haben, deren, nicht etwa Stellvertreter, sondern einzige und ausschließliche Inhaber, sämmtlich auf dem Versammlungsfelde oder in den Sitzungssälen des jedesmaligen Reichstages Platz hatten. Daß die bürgerlichen Rechte der Engländer, die etwas von einem ähnlichen Herrenrechte wesentlich Verschiedenes sind, nicht von ihm ausgingen, und überhaupt nicht eben angelsächsischen Ursprunges sind, wird schon durch die Richtung erwiesen, in der sie sich über die britische Insel verbreiteten. Die Angel-

sachsen hatten bekanntlich diese letztere bis zu den Füßen der schottischen Hochlande mit ihren kriegerischen Ansiedelungen besetzt; wogegen die Normänner ihre Eroberung nur bis zu den Grenzen des heutigen Englandes ausdehnten. In dem schottischen Unterlande folglich, wo die Nachkommen der Angelsachsen, obgleich ebenfalls unter einer zahlreichen Bevölkerung von Dänen, sich doch vergleichungsweise am selbstständigsten und unvermischtesten erhielten, und wo auch die heutige Landessprache sich am frühesten und allgemeinsten ausbildete, *) in Lothian, wenn irgendwo, hätten sich auch die Ueberlieferungen der britischen Freiheit, wäre diese angelsächsischen Ursprunges gewesen, am unverfäschtesten erhalten müssen. Aber gerade umgekehrt finden wir sie eben da am reinsten, wo Briten, Angelsachsen, Dänen und Normänner, und ihre Sitten und Gewohnheiten am buntesten zusammentrafen. Nirgends erschien bekanntlich das Lehnwesen so roh und gewaltthätig gegen Volk und Könige, als eben in Schottland; nirgends waren die Parlamente so ungestalt und unnütz, die Einrichtungen der Jury so mangelhaft, die der Rechtspflege überhaupt so willkührlich, als hier. Spuren dieser Gebrechen finden sich, wie Jeder weiß, noch gegenwärtig in der Verfassung der Schottischen Behörden und Geschwornengerichte; und unter besser unterrichteten Schottländern gibt es nur Eine Stimme darüber, daß, was in Großbritanien von rechtverstandenen und wahrhaft wohlthätigen Grundsätzen und Formen der Freiheit vorhanden ist, nicht aus Schottland nach England, sondern im Gegentheile aus Englang nach Schottland überging.

Wie dem auch seyn mag, so viel ist gewiß, daß in England selbst jede Spur einer etwanigen älteren Freiheit verschwunden seyn mußte, als unter den ersten normännischen Fürsten, wie Sir Henry Spelman **), einer der zuver-

*) Wie u. A. Walter Scott in der Einleitung zu seiner Ausgabe von Sir Tristrem, a metrical Romance of the 13. Century., London 1804, bewiesen hat.

**) *Gloss.* in verbo: *judicium Dei.*

läßigsten Alterthumsforscher seines Vaterlandes, bezeugt, jeder mit Zuziehung seiner Räthe erlassene Befehl des Königs volle Gesetzeskraft besaß. Und gibt es einen Zeitpunkt, von dem an nicht allein, sondern auch von dem aus die ersten Keime und Aeußerungen der britischen Freiheit sich zugleich ursächlich und geschichtlich nachweisen lassen, so ist es der der normännischen Eroberung, und mit ihr der Einführung einer Lehnsverfassung, die strenger und umfassender als irgend eine im übrigen Europa geltende, Alle und auch die Niedrigsten im Volke mehr oder weniger unmittelbar der königlichen Oberhoheit unterwarf; die — wie Ausdrücke und Formen der englischen Rechtspflege und Strafgesetzgebung noch jetzt beurkunden, — Lehnspflicht und Unterthänigkeit in ein einziges Verhältniß zusammenschmolz; und die, indem sie alle Stände der Gesellschaft, nicht wie anderswo in eine Unzahl feindlicher Parteien zersplitterte, sondern der einzigen Quelle der Willkühr, aus der ihnen allen Gefahr drohte, dem Throne gegenüber vereinigte, jeden Einzelnen den Schutz, dessen er bedurfte, nur in einer allgemeineren und gemeinschaftlichen Sicherheit finden ließ.

Aber auch unter den von jetzt an immer zahlreichern Beispielen der nämlichen Ansprüche und Einrichtungen, die späterhin als die Grundlagen der britischen Verfassung betrachtet wurden, dürfte man sich noch Jahrhunderte hindurch vergebens nach Spuren eines planmäßigen Ausbildens derselben, oder nur einer klaren und lebendigen Ueberzeugung von ihrem Werthe und ihrer Bedeutung umsehen. Ob es zweckmäßig, daß bei Kindern, lange bevor sich die übrigen Seelenkräfte in ihnen entwickelt haben, so vielerlei Dinge ihrem bloßen Gedächtnisse eingeprägt werden, mag dahin gestellt seyn; daß die Völker so erzogen werden, scheint ausgemacht. Alle haben sie die wichtigsten Wahrheiten anfangs nur auswendig, und erst lange nachher, sich ihrer erinnernd, verstehen gelernt. Immer ging das Wort dem Gedanken, die Formel dem Lösen der Aufgabe, zu dem sie dienen sollte, voraus, und eine Menge

scheinbarer Widersprüche in der Geschichte und in den Werken ihrer Darsteller lassen sich nur mit Hülfe dieser Bemerkung erklären und beseitigen.

Ein merwürdiges Beispiel ähnlicher Widersprüche liefert uns die Geschichte eben dieses Volkes, (dessen fortschreitende Entwickelung,) mitten unter dem erfolglosen und kaum die Neugier, geschweige denn das Mitgefühl in Anspruch nehmenden Treiben seiner Zeitgenossen, (wahrscheinlich einmal, wie früher die der Griechen und Römer, der Weltgeschichte einen großen Zeitraum hindurch zum Leitfaden dienen dürfte, — die Geschichte der Engländer. Es ist lächerlich, sagt Hume *), in der Verfassung von England von den Zeiten der Stuarts ein regelmäßiges Gesetz der Freiheit erkennen zu wollen. Sein großes historisches Werk ist eine bloße Ausführung dieses Gedankens; und Männer, wie Brodie **), haben es dem scharfsinnigen Geschichtschreiber verdacht und als Partheiligkeit ausgelegt, daß er die Gewaltstreiche der Willkühr, durch welche die Stuarts das englische Volk seiner Pflichten gegen sie entbanden, nicht als Neuerungen und eigenthümliche Vergehen dieser Fürsten, sondern als bloße Wiederholungen und Fortsetzungen einer in dem eigentlichen Sinne seit Jahrhunderten in England üblichen Regierungsart betrachtete. Aber die Besorgnisse von Zugeständnissen zu Gunsten der Knechtschaft, die man hinsichtlich einer ähnlichen Darstellung hegte, sind völlig ohne Grund, so lange nicht, nach Hallams glücklichem Ausdruck, eine Jury von Alterthumsforschern über die Ansprüche der Völker auf gerechte und freie Verfassungen zu Gericht sitzen darf. Hätte Hume jedes höhere Alter der Volksrechte, die von den Stuarts verletzt wurden, in Abrede stellen wollen, so würde er freilich die ihm gemachten Vor-

*) In seiner Selbstbiographie.

**) Brodie in seiner sehr lesenswerthen und Hume's Darstellung allerdings vielfach berichtigenden History of the britisch empire from the accession of Charles I. to the restoration. 4 Vol. Edinburgh 1822.

würfe verdient haben. Schon die, in der bekannten Carl I. 1627 überreichten petition of rigths, erwähnten Gesetze beweisen das frühere Vorhandenseyn jener Rechte. Wollte hingegen der Geschichtschreiber nur auf diese Wirkungslosigkeit derselben aufmerksam machen, so that er damit was seine Pflicht war, und mehr nicht. Er legte Zeugniß ab für eine beschämende, aber darum nicht weniger unleugbare Wahrheit. Der Sinn der Magna charta moderte allerdings im Gedächtnisse einiger Kenner, wie die Urkunde selbst in einer Schneiderbude; die Anerkennung öffentlicher Freiheiten von Seiten der Krone hatte immer nur irgend eine Noth des Augenblickes bannen sollen, und nie eine andere Bestimmung gehabt; und die Plantagenets und Tudors so gut, als die Stuarts, hatten zu keiner Zeit andere Schranken ihrer Willkühr gekannt, als die Gränzen ihrer Macht. Hume und seine Gegner hatten beiderseits Recht oder Unrecht, je nachdem sie die eine oder andere Thatsache des früheren Daseyns oder Geltens der in Frage stehenden Berechtigungen in Abrede stellten oder behaupteten, und brauchten sie nur zu verstehen, um einverstanden zu seyn. Nicht erlangt wurden jene Rechte erst unter den Stuarts, wohl aber behauptet und benutzt; und wie allmählig aus dies letztere, lehrt die Geschichte. Mehr als zwei Menschenalter vergingen, ehe der petition of rights die bill of rights folgen konnte, der Bitte um Gerechtigkeit das Gesetz der Gerechtigkeit.

Es bedarf nur eines Blickes auf die einzelnen Bestandtheile der englischen Verfassung, auf ihre Geschichte und ihre Beziehung unter einander und auf ihren gemeinschaftlichen Zweck, um die Zufälligkeit zu erkennen, die in beiderlei Hinsicht ihrer Entwickelung zum Grunde liegt.

Das bürgerliche Recht, obgleich man dasselbe als Privatrecht dem politischen oder öffentlichen unterzuordnen pflegt, ist in der That eine so wesentliche Grundlage und Bedingung der in dem letzteren etwa beabsichtigten Wohlthaten, und wenigstens in England so entschieden dafür anerkannt, daß es bei

jener Uebersicht billig den ersten Platz verdient. Das gemeine Recht der Angelsachsen, wie aller germanischen Völkerschaften, war ein Gewohnheitsrecht, das jedem Einzelnen in vorkommenden Fällen von seines Gleichen, von einer gewissen Anzahl seiner Standesgenossen oder Pairs, in den herkömmlichen größeren, in eigens dazu bestimmten Versammlungen des Volks gewiesen wurde. Die Ausbreitung des Lehnwesens änderte diesen Zustand nur in so fern, als über jeden in einem Lehnsverbande Stehenden nicht mehr seine freien Pairs, sondern Dienstgenossen das Urtheil sprachen, und das Volksrecht für ihn sich in ein Hofrecht verwandelte. Größere und wesentlichere Veränderungen ergaben sich aus mannichfacher gestalteten Verhältnissen der Gesellschaft überhaupt; und um so gewisser, je weniger auch die Grundsätze und Formen der älteren Rechtspflege etwas Anderes gewesen waren, als bloße Folgen der eben obwaltenden Umstände. Am meisten aber trugen zu solchen Veränderungen die Angehörigen der Kirche bei; theils indem sie das gemeine Recht, das, obgleich ein Herkommen, dem gesunden Verstande des Volkes anvertraut, sich doch immer den jedesmaligen Bedürfnissen desselben gefügt hatte, durch ihre wissenschaftliche Behandlung der Gegenwart entfremdeten und in eine Geheimlehre verkehrten, die eben so selten zu brauchen als zu verstehen war; theils und hauptsächlich, indem sie dasselbe, nach dem Wiederaufleben des römischen Rechts, durch diese gelehrtere, und eben so wohl ihrem Vortheile als ihrer Neigung besser zusagende Gesetzgebung, so weit es in ihren Kräften stand, geradezu verdrängten.

Nach England, wo bis dahin die sächsischen Mönche sich als Richter und Sachwalter mit dem gemeinen Rechte beschäftigt, und es in ihren Klöstern gelehrt hatten, kamen die ersten Civilisten mit den fremden Geistlichen, welchen, in Folge der Eroberung, die Pfründen des Landes zu Theil wurden. Theobald, Erzbischof von Canterbury, brachte ihrer mehrere dahin, u. a. Roger Vacarius, den ersten Lehrer des römischen Rechts in Oxford. Die Laien hier, wie auch in an-

dern Gegenden, widersetzten sich anfangs dem neuen Gesetze. König Stephan, der sich in seinem unrechtmäßigen Besitz des Thrones durch versöhnende Maßregeln zu befestigen suchen mußte, verbot es. Die Barone in der Versammlung zu Merton, wo der Clerus die im römischen Rechte gegründete, aber mit der herrschenden Denkungsart unverträgliche Lehre von der Legitimation unehelicher Kinder durch spätere Heirath ihrer Eltern zur Sprache brachten, erklärten, in den Landesrechten nichts ändern zu wollen: und ein anderes, hundert Jahre später gehaltenes Parlament, wiederholte diese Erklärung, mit dem Zusatze: das Königreich England solle nie nach fremdem Rechte regiert werden. Hier indessen, so gut als anderswo, dürfte dieses letztere endlich doch wohl gesiegt haben, hätte nicht eine Uebereilung der Geistlichkeit, die sich zu früh für unentbehrlich ansah, und eine gleichzeitige Maßregel, die den Laienrichtern einen Vereinigungspunkt gewährte, dem gemeinen Rechte zum Vortheil gereicht. Jene zog sich in übler Laune von dem ihr streitig gemachten Kampfplatze zurück. Bischöfliche Befehle verboten unter Heinrich III. den Geistlichen, sich vor weltlichen Behörden mit Sachwaltergeschäften zu befassen, und Innocenz IV. untersagte ihnen sogar das Lesen der Landesgesetze, als bloßer Laienwerke. Und eben indem sie ihren Gegnern aus Trotz den Rücken zukehrten, gewannen diese eine festere Stellung, als Heinrich III. jene schon in der Magna charta vorkommende Anordnung in Ausführung brachte, vermöge deren die weltlichen Richter nicht länger, wie bis dahin geschehen, dem königlichen Hoflager folgen, sondern um ihr Amt zu verwalten, an irgend einem bestimmten Orte bleiben sollten. Man wählte dazu Westminster; und Lehrer und Schüler des gemeinen Rechts, ausgeschlossen aus den geistlichen Unterrichtsanstalten zu Oxford und Cambridge, errichteten die noch gegenwärtig bestehenden, sogenannten Inns of court and of chaniery; Rechtsschulen, dem klösterlichen Muster jener älteren Stiftungen nachgebildet, in welchen jüngere Leute und angehende Sachwalter Unterricht und Unterkommen fanden,

und gewisse den akademischen Graden entsprechende, gelehrte Würden ihren Rang bezeichneten. Beide Parteien behaupteten ihren Platz. Wo immer der Einfluß der Geistlichkeit vorherrschte, im ganzen Umfange ihrer eigenen Gerichtsbarkeit — und man weiß, wie sehr sie diesen auszudehnen verstand — in den Universitäten, und sogar in den Kriegs- und Admiralitäsgerichten galten fortan römisches und kanonisches Recht. In den verschiedenen Behörden der königlichen Richter zu Westminster erhielt sich das gemeine Recht.

So bestanden also schon zwei einander fremde und zum Theil in Formen und Vorschriften widersprechende Gesetzgebungen in England, für die es nur zuweilen in dem ihnen beiden vorgehenden statuarischen Rechte der Parlamentsakten einen Vereinigungspunkt gab; und nicht lange, so fand sich in dem gemeinen Rechte selbst, und in den immer fühlbarer werdenden Mängeln desselben, Veranlassung zum Ausbilden einer dritten Art von Gesetz und Rechtspflege, die, obgleich zum Theil aus den beiden andern Rechten zusammengetragen, sich doch in vieler Hinsicht von ihnen wesentlich unterschied.

Das gemeine Recht, auf Herkommen und Sitte gegründet, war, so lange die Erklärung und Anwendung desselben ungelehrten Richtern überlassen blieben, in gewisser Art auch eine fortschreitende und sich selbst ergänzende Gesetzgebung, die jede andere gesetzgebende Gewalt, als diese richterliche, für das bürgerliche Leben so gut als überflüßig machte. Jedes Urtheil, das den Sinn der eben herrschenden Gewohnheiten und Meinungen über irgend einen vorkommenden Fall aussprach, enthielt, wie sehr es auch manchem früheren ähnlich seyn mochte, doch immer mehr oder weniger ein neues, für diesen Fall berechnetes Gesetz; und so, aber auch nur so war ein solches Recht, wie die Engländer das ihrige zu nennen pflegen, eine fortdauernde und nie vollendete Offenbarung der Vernunft selbst. Aber es wurde zu etwas ganz Anderm, sobald man — und daß es geschah, beweist, wie wenig man den eigentlichen Werth desselben erkannt hatte — sobald man

Gewohnheiten und Ansichten, ihrem veränderlichen Wesen zuwider, das Herkommen nicht als bloßes Erzeugniß, sondern als Abbild der Vergangenheit zu behandeln, und die erstarrten Formen dieser letztern, der Gegenwart und Zukunft als Gesetze aufzuzwingen begann. Alle barbarischen Völkerschaften, indem sie bald nach ihrer Ansiedelung in den Provinzen des westlichen Kaiserthumes ihre alten Gewohnheitsrechte sammelten und niederschrieben, thaten diesen Schritt, der für einen Fortschritt zu gelten pflegt, und auch wohl einer seyn mochte, in so fern er sie — freilich auf etwas lange hin — das Schlimmere kennen lehrte.

In England sammelte zuerst Alfred die Gewohnheiten des Landes in dem sogenannten Domebook, das noch zu Eduards IV. Zeit vorhanden war, aber jetzt verloren ist. Eduard der Bekenner ließ ein zweites, größeres Gesetzbuch zusammentragen, den ältesten Bestandtheil des gegenwärtigen gemeinen Rechts; und wahrscheinlich würde hier, wie anderswo, eine fortgesetzte Verwandlung dieses letztern in geschriebenes Recht, dem späteren Siege der römischen Gesetze, die — wenn einmal ein solches gelten sollte — bei der Vergleichung mit jenen roheren Anfängen freilich nur gewinnen konnten, vorgearbeitet haben, wäre nicht in Folge der normännischen Eroberung das Zusammentragen einheimischer Gesetzbücher, die nicht wohl Gegenstände der besonderen Vorsorge einer fremden und kriegerischen Regierung abgeben konnten, in Vergessenheit gerathen. Die Wirkung des einmal geschehenen Anstoßes hörte darum nicht auf; die einmal begonnene Umwandlung jener, ursprünglich nur durch die herrschende Sitte beurkundeten Gewohnheitsrechte in positive, in unabänderlich festgestellte und niedergeschriebene Gesetze ging ihren Gang, und wurde nur in Ermangelung eines höheren Gesetzgebers, der sich darum bekümmert hätte, dem vorzüglicheren Ansehen einiger Rechtslehrer und den Richtern überlassen, die sich durch diese Lage der Dinge mit einer gesetzgebenden Macht, nicht allein, wie früher, über den ihnen jedesmal vorliegenden Fall und die Ein-

zelnen, die er anging, sondern auch über alle künftigen Fälle derselben oder ähnlicher Art, und alle künftigen Geschlechter bekleidet sahen. Jeder ihrer Aussprüche erlangte von jetzt an eine selbstständige und bleibende Gültigkeit, vermöge deren er, je nach der näheren oder entfernteren Aehnlichkeit eines späteren Falles, entweder das Gesetz oder doch das Vorbild abgab, nach welchem sie eine neue Regel aufstellten: Eine Reihe von solchen Vorerkenntnissen oder Präjudikaten, wie sie in den urkundlichen Verhandlungen den records der verschiedenen Richterstühle vorhanden sind, und von Eduard II. bis Heinrich VIII. alljährlich durch die Protonotarien der Behörden, späterhin eine Zeitlang durch zwei, auf Lord Bacon's Ansuchen unter Jacob I. dazu angestellte Berichterstatter, und seitdem von Zeit zu Zeit durch einzelne Rechtsgelehrte, in sogenannten Berichten — reports — bekannt gemacht wurden, bildete fernerhin die Quelle des gemeinen Rechts, die unversiegbar fortströmend endlich im Laufe der Jahrhunderte zu einem Meere anwuchs, das schon lange der umfassendste Geist nicht mehr zu übersehen, und auch der eisernste Fleiß nicht länger zu ergründen vermag.

Bei einem solchen Vorrathe von Gesetzen, der sich alljährlich von selbst ergänzte, und während ihnen Parlamentsakten und Aussprüche einiger besonders angesehenen Rechtslehrer noch zur weitern Aushülfe zu Gebot standen, hätten, sollte man glauben, den Behörden des gemeinen Rechts unmöglich Fälle vorkommen können, zu deren Entscheidung so zahllose Mittel und Wege dennoch unzureichend erschienen wären; aber — nicht allein hinsichtlich des Inhalts ihrer Urtheile, auch in Ansehung der Formen ihres Verfahrens, waren sie an die Vergangenheit gewiesen, deren äußere Gestaltung sich leichter und unveränderlicher auf die Folgezeit vererbte, als ihre Weisheit, und um so fester und drückender auf ihr lasten mußte, je inniger, wie schon bemerkt wurde, das Lehnwesen eben in England alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens durchdrungen und sich angeeignet hatte. Die

Formen und Ausdrücke, in welchen irgend eine richterliche Ausfertigung zuerst geschehen, oder die Hülfe des Richters von Klägern und Bittstellern, einmal angerufen war, mußte sich gleich bleiben. In einer Zeit entstanden, in der außer Grund und Boden fast keine Art von Vermögen, und außer dem Landbau kein einziges Gewerbe von Wichtigkeit vorkam, wurde der ohnehin schon enge Kreis derselben durch das vorherrschende Lehnwesen, das alle Verfügungen in Betreff des Grundeigenthumes zugleich seltener und schwieriger machte, und unerläßlicher an gewisse Frömlichkeiten knüpfte, noch mehr beschränkt. Es ist begreiflich, wie ein solches Formenrecht nur zu bald mit den Verhältnissen, unter welchen es entstanden war, veraltete, und einem Volke unbrauchbar werden mußte, das diesen letztern entwuchs. Vergebens kam ein erfinderischer Witz der Männer vom Fache den Laien dienstfertig entgegen, und ersann Umstände und Voraussetzungen, unter welchen die widerspenstige Formel wenigstens mittelbar Geschäften und Zwecken entsprechen konnte, die das vierzehnte Jahrhundert noch nicht gekannt hatte. Richter, Sachwalter und Parteien ersannen Rollen und Namen, die irgend eine der Vorzeit unbekannt gebliebene Verhandlung zugleich verschleiern und erleichtern sollten, und spielten bei mehr als einer Gelegenheit, und besonders bei den wichtigsten Veräußerungen und Uebertragungen des Grundeigenthumes eine gelehrte Komödie, die sich nur durch ihre größere Bedeutung und Langweiligkeit von jeder andern unterschied; juristische Faktionen, die in jede Landessprache übersetzt nichts weiter als Unwahrheiten sind, mußten die Krücke einer Gesetzgebung abgeben, die auf dem festen Boden der wirklichen Welt schon lange nicht mehr zu fußen vermochte. Und dennoch gab es eine Menge von Bedürfnissen und Verhältnissen, für die in den Behörden des gemeinen Rechts schlechterdings keine Hülfe zu finden war, weil keine Formel.

So entstand, gerade wie im alten Rom, aus demselben Grunde und zu dem nämlichen Zwecke, das prätorische Recht,

in England neben dem unzulänglichen Formenwesen des strengen Rechts, und aus dem ursprünglich nur beaufsichtigenden vermittelnden Ansehen des Lord Kanzlers eine regelmäßige neue Gesetzgebung der Billigkeit, deren Ausleger, der Kanzler und seine Gehülfen in den sogenannten courts of equity ihren Sitz haben, und ihre Gerichtsbarkeit über den ganzen weiten Umfang aller derjenigen Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens ausdehnten, die erst nach der einmal begonnenen Versteinerung des gemeinen Rechts zu ihrem Daseyn oder ihrer gegenwärtigen Wichtigkeit gelangt waren. Alle Zahlungsunfähigkeiten, die eine richterliche Auseinandersetzung erforderte, die Vorsorge für Unmündige und Geistesabwesende und die Verwaltung ihres Vermögens, und endlich die ganze große Mehrzahl von Ansprüchen und Verträgen aller Art, die nicht in den herkömmlichen Formen des gemeinen Rechts, oder gar nicht beurkundet wurden, sondern auf Treu und Glauben beruhen, fallen in den Geschäftskreis dieser dritten Art von Behörden, deren Gerichtsbrauch einer dritten Reihe von eigenthümlichen Rechtsgrundsätzen und Regeln des Verfahrens zum Grunde liegt.

Ob die Jury, die so vielfach gepriesene Grundsäule der englischen Freiheit, mittlerweise mit einer dieses Ruhmes würdigen Aufmerksamkeit und als treues Abbild der alten germanischen Volksgerichte erhalten und befestigt wurde, möchte schon auf den ersten Anblick einer so planlosen Gestaltung der bürgerlichen Rechte mehr als zweifelhaft erscheinen. Daß dieselbe, eine Zeit lang nach der Eroberung, durch den häufigeren Gebrauch des gerichtlichen Zweikampfs in ihrer Anwendung sehr beschränkt wurde, ist gewiß. Die Ausdrücke sodann im neunundzwanzigsten Kapitel der Magna charta, die man vorzugsweise als Bestätigung der Geschworenengerichte ansieht, und zufolge deren kein Freier an Leib oder Gut gefährdet werden soll, es sei denn per legale judicium parium suorum vel per legem terrae, durch den Ausspruch seiner Pairs oder Landesrechte, haben eine auffallende Aehnlichkeit

mit jenen andern Worten, durch welche Kaiser Konrad II. etwa zweihundert Jahre früher den italienischen Untervasallen den bleibenden Besitz ihrer Beneficien zusicherte *), ohne daß darum in diesem letztern Falle an eigentliche Geschwornengerichte gedacht worden wäre. Und bedenkt man, daß jenen ganzen Zeitraum hindurch das Streben der Lehnleute nach Unabhängigkeit von ihren Oberen die große Angelegenheit, oder wie es in unsern Tagen heißen würde, den Geist der Zeit ausmachte, und daß Lehnleute es waren, die ihrem Lehnsherrn, dem Könige Johann die Magna charta abdrangen, so ist es nicht unmöglich, so ist es vielleicht wahrscheinlich, daß auch in dieser, bei den erwähnten Ausdrücken, eher an die Unwiderruflichkeit der verliehenen Beneficien, als an sonst etwas gedacht wurde. Die Jury aber würde in diesem wahrscheinlicheren Falle nicht, als unmittelbare Ueberlieferung der alten Volksgerichte, sondern zunächst als bloße Fortsetzung des den Formen derselben nachgebildeten Verfahrens der aus den Pairs oder Dienstgenossen des Angeklagten zusammengesetzten Lehnhöfe zu betrachten seyn; eines Verfahrens, das im übrigen Europa unter den in Edelleute verwandelten Dienstleuten, und zuletzt nur unter den Vornehmsten derselben, sich einige Zeit als Vorrecht erhielt und dann allmählig in Vergessenheit gerieth, während es in England als gemeines und für Alle geltendes Recht auf einer breitern Grundlage zu einem dauerhaftern Daseyn gelangen konnte, weil hier das Band der Lehnshörigkeit auch den Geringsten unmittelbarer an den Thron knüpfte, und die königlichen Gerichtshöfe, mit einigen unbedeutenden Ausnahmen, wie die in Wales und auf der Insel Man, von jeher in allen weltlichen Dingen die einzigen des Landes waren, und ihren Gerichtszwang, ohne Dazwischenkunft adelicher oder städtischer Behörde, über die ganze Bevölkerung desselben ausdehnten.

*) Nemo beneficium suum perdat nisi secundum consuetudinen antecessorum nostrorum et *per judicium parium suorum* L. L. Longob. L. III. Tit. II. l. 4.

Welche Herleitung übrigens auch die richtigere seyn mag, der von den Engländern ihren Vorfahren nachgerühmte Eifer für die Erhaltung der ältern Volksgerichte war in jedem Falle ein sehr blinder oder unglücklicher, wie das Zusammenschwinden derselben zu der geringern Bedeutung und dem beschränktern Wirkungskreise einer heutigen Jury es beweist. Jene Volksrichter, die als Schöffen oder unter irgend einer andern Benennung über ihre Standesgenossen zu Gericht saßen, waren Richter im ganzen und vollen Sinne des Wortes. Sie erkannten über beides, über das Recht und über die That, über die Folgen der letztern so gut als über ihre Wahrheit; und die Vorsteher des Gau's und anfänglich auch die königlichen Richter, die den Ehrensitz unter ihnen einnahmen, waren vielmehr Ausrichter des jedesmaligen Urtheils, als Urheber desselben in der Mitte einer Anzahl untergeordneter Gehülfe. Zu solchen aber wurden die eigentlichen Richter durch die Natur der Dinge selbst, und ohne daß es dazu einer ausdrücklichen Veränderung bedurft hätte, nachdem das bisherige Gewohnheitsrecht, dessen Kenntniß jeder Einsichtsvollere aus dem Leben selber schöpfen konnte, zu einer Wissenschaft geworden war, die besonders erlernt werden mußte, und deren Anwendung eine gewisse Kunst erforderte. Die Beisitzer des Richters, die bis dahin ihm (wie die gesetzgebende einer ausübenden Macht) zur Seite standen, verhielten sich fernerhin zu ihm, wie bloße Beamte zu einer herrschenden. Vollkommen überflüßig, wo nur von Rechtsfragen die Rede war, hatten sie von jetzt an höchstens über irgend einen Thatbestand zu erkennen; und auch in diesem beschränkteren Kreise war ihre Stimme nur dann eine entscheidende, wenn die That und ihre rechtlichen Folgen, wie bei Verbrechen und Vergehungen oder bei der Ausmittelung eines Schadenstandes, so offen und unzertrennlich zusammenhingen, daß ein Zeugniß über Geschehen oder Nichtgeschehen nothwendig auch ein Urtheil über Schuldig oder Nichtschuldig enthielt.

So wurde die Jury in England, was sie ist; ein ehr-

würdiges und noch immer nützliches Ueberbleisel, aber doch nur eine Verstümmelung der einfachsten und wohlthätigsten Rechtspflege, die es gab. Selbst in Ansehung streitiger Thatsachen ist ihre Erkenntniß, nur in den Behörden des gemeinen Rechtes, ein unerläßliches. Ob, wenn dergleichen vor andern Richterstühlen vorkommen, die Ausmittelung der Wahrheit an eine Jury überwiesen, oder unmittelbar durch Zeugenverhöre oder eidliche Erklärungen (Affidavits) geschehen soll, hängt von dem Gutdünken der Richter ab, die übrigens alle und überall den Grundsatz festhalten, zufolge dessen nur die Ausmittelung des Thatbestandes der Jury, hingegen die rechtliche Beurtheilung desselben ihnen und ihnen allein gebühren soll, und deren Fehler es nicht war, daß nicht auch noch das Bruchstück verstümmelt wurde, und das Geschwornengericht zu einer bloßen Förmlichkeit gewisser Beweisführungen herabsank. Erst in neueren Zeiten hat die Befugniß der Jury, in Fällen von Schmähschriften über den Inhalt so gut, als über die Thatsache des geschehenen Druckes derselben, zu erkennen, durch Parlamentsakten außer Zweifel gesetzt werden müssen. Und noch immer, wenn zwar die Strafbarkeit einer Handlung am Tage liegt, aber das gesetzlich bestimmte Maß der Strafe den Gefühlen und Bedürfnissen der Zeit nicht länger entspricht, bleibt den Geschwornen, aus dem Kampfe zwischen ihrer innern und äußern Pflicht, zwischen ihrer Ueberzeugung und ihrer Aufgabe, kein Ausweg, als der: lieber dem Augenscheine als ihrem Gewissen Trotz zu bieten, ihr Schuldig zu verweigern, und ein Verbrechen straflos hingehen zu lassen, um es nicht auf eine unnatürliche und empörende Weise bestrafen zu sehen. Auch wissen englische Rechtsgelehrte selbst, so lange sie nur nicht selbst auf dem Richterstuhle sitzen, ähnliche Beschränkungen der Jury wohl zu würdigen, und Blakstone z. B. mißbilligte die Vervielfältigung der an die Stelle der ältern Grafschafts- und Hundertgerichte zur Beitreibung geringerer Schulforderungen eingesetzten Unterbehörden hauptsächlich auch darum, weil das regellosere Verfahren derselben dem Volke

das der Geschwornengerichte, deren Wirksamkeit ohnehin nur zu sehr beschränkt sey, noch mehr entfremden müsse.

Dreierlei Gesetze und dreierlei Formen ihrer Anwendung hatten sich entwickelt, und in ihren verschiedenen Grenzen festgesetzt; und im Gedränge derselben erhielt sich nicht ohne Mühe ein Ueberbleibsel der alten Volksgerechtigkeit. Ueber sie alle aber, und mächtiger als sie alle, herrschte noch Jahrhunderte lang der Wille des Fürsten. Der Thron, der in England die Quelle der Gerechtigkeit zu heißen pflegt, war zugleich, und in einem weniger figürlichen Sinne, die der schrankenlosesten Willkühr. Ein Mißbrauch, oder vielmehr ein herkömmlicher Gebrauch der Uebermacht, dem übrigens nicht etwa ein besonderer Hang in den Besitzern derselben, vorzugsweise jener bereits erwähnte strengere Lehnsverband zum Grunde lag, der umfassender, als anderswo, die ganze Bevölkerung des Landes umschlang. Des Dienstherrn Wille ist das Naturrecht seiner Leute, und zu den Leuten des Königs gehörte jeder Freie im Königreich. Noch gegenwärtig gibt es kein vollständiges Grundeigenthum, keinen Allodialbesitz in England. Die alten Hoheitsrechte des königlichen Lehnsherrn über Grund und Boden sind nie erloschen, und einem allgemeinen Rechtsgrundsatze gemäß ist der König noch immer Obereigenthümer oder *Lord paramount* alles Landes. Erst unter Carl II. *) wurden die drückenderen Fesseln des alten Lehnwesens gelöst, und die knechtischeren Dienstpflichten, die auf dem größern Theile alles Grundbesitzes gelastet hatten, abgeschafft; und Blakstone nennt dieses Gesetz hinsichtlich des Eigenthums, eine größere Erwerbung, als die Magna charta selbst. **)

Die regellose Benutzung einer in ihrem Ursprunge so schrankenlosen Macht war gewissermaßen in der Ordnung; und

*) Durch das Stat. 12 Car. II. cap. 24.

**) A greater acquisition to the civil propecty of the kingdom than even *magna charta* itself. *Blakstone* Comment. II. 3.

Gesetze, die auch für den Thron verbindlich seyn sollten, konnte man füglich, wenn das Alter der Rechte ihren Rang bestimmen darf, als Eingriffe in die Legitimität der Willkühr ansehen. Heinrich III. war der erste König nach der Eroberung, der die seinen Vorgängern oder ihm selbst abgenöthigten Gesetze in der Regel zu achten gezwungen war; er ist auch der erste, in dessen Urkunden die Klausel **non obstante** vorkommt, mit Hülfe deren er und seine Nachfolger das Gesetz zugleich anerkannten und beseitigten. Königliche Schutzbriefe, **lettres of protection**, und Befehle aller Art hemmten oder lenkten den Lauf der Gerechtigkeit, und die wiederholten Anordnungen, die wider diesen Mißbrauch ergingen, beweisen, wie ausgebreitet er war, und wie oft und wie vergebens man ihm Widerstand leistete. Unter Eduard I. erging eine solche Verordnung, aber es ist zweifelhaft, ob er selbst, und ausgemacht hingegen, daß fast keiner seiner Nachfolger sie befolgte. Die Menge jener Schutzbriefe veranlaßte unter Eduard II. laute Klagen der Gemeinen, und im zweiten Regierungsjahre Eduards III wurden sie durch das Statut von Northampton für widergesetzlich erklärt. Dessen ungeachtet erhielten sie sich, und es gibt Beispiele derselben bis in die Zeiten der Königin Elisabeth *).

Aber was die Kabinetsjustiz, die anderswo doch nur, als ein gewaltsames und vorübergehendes Einschreiten der Uebermacht vorkam, in England eigenthümlich bezeichnete, war die Art, mit der diese Rechtspflege der Willkühr, Jahrhunderte lang, durch eigends dazu vorhandene Behörden, die Sternkammer und die Konstabler von England, regelmäßig und ununterbrochen besorgt wurde.

Der Stallmeister oder Marschall, **constabularius**, mochte schon in den frühern Sitzen der deutschen Völkerschaften zu den begünstigten Dienern des mächtigen weit vermögenderen Grundeigenthümers gehört haben, der ein zahlreiches Gefolge zu ernähren im Stande war. Er gelangte nothwendig zu

---

*) S. *Hume* **history of England, ch. XII. XIV.**

noch größerem Ansehen, als dieser in den Provinzen des römischen Reiches noch ausgedehntere Besitzungen erworben hatte, und seinen Leuten, die bisher unmittelbar in seinem Brote gestanden, ihren Lohn in Grund und Boden austheilen, d. h. sie mit Gütern belehnen konnte. Wie aus dem reichen Gutsbesitzer ein Landesherr wurde, verwandelte sich sein Hausgesinde in einen Hofstaat, der nur in den alten, aber zu Ehrentiteln gewordenen Benennungen ein Andenken an sein ursprüngliches Verhältniß aufbewahrte; und die Dienste, die seine Bestimmung ausmachten, geringeren Dienern, Kutschern und Großknechten übertrug, die nicht zum zweiten Male große Herren wurden, weil es kein zweites römisches Reich zu erobern gab, und ihr Gehalt ihnen nicht ebenfalls und ein- für allemal in den Früchten eines Besitzthumes angewiesen wurde, dessen Werth sich mit der Zeit so bedeutend vervielfachte, und das sich auch gegen den Willen des Lehnsherrn so leicht behaupten und vererben ließ.

Auch der Hausdienst des Konstable veredelte sich allmählig zu einem Hofamte, ja zu einer Staatswürde, vermöge deren er die Hauszucht, die seine Vorgänger auf dem Hofe ihres Gebieters handhaben mochten, am Hofe desselben übte, und über alle Leute, und das hieß in England so viel, als über alle Unterthanen des Königs im ganzen Lande, ausdehnte. Diese Hauszucht aber war an den kriegerischen Hoflagern erobernder Häuptlinge ein Kriegsrecht geworden, und ein bleibendes, da was die Gewalt erworben hatte, noch Jahrhunderte lang die Gewalt auch schützen mußte. Der Konstable von England, nicht bloß in Kriegszeiten, sondern zu allen Zeiten im Besitze einer ähnlichen Gerichtsbarkeit, besaß in ihr eine diktatorische Machtfülle, die, unvereinbar mit allen vernünftigen und friedlichen Zwecken der Gesellschaft, sie beide auf immer würde vereitelt haben, wäre die Krone nur immer stark genug gewesen, alle ihre Vortheile zu benutzen, und hätte nicht der Umstand, daß jene Würde meistens erblich oder doch auf Lebenszeit verliehen wurde, den Inhabern der-

selben zu einem weniger brauchbaren und selbst gefährlichen Werkzeuge der Willkühr gemacht. Auch war es Heinrich VIII., der willkührlichste aller Könige von England, der das Amt des Konstable so planlos, als die Parlamente es bis dahin hatten bestehen lassen, aufhob. Dessen ungeachtet erhielt sich der Gebrauch des Kriegsrechtes auch in Friedenszeiten, bis zu dem großen Rechnungsabschluß zwischen Volk und König, unter Carl I.

Die Sternkammer, der späterhin zu ähnlichen Zwecken in kirchlichen Angelegenheiten, der hohe Gerichtshof, the court of high commission, zur Seite stand, war eine zweite Behörde, die ihren Erkenntnissen den Willen nicht des Gesetzes, sondern des Königs, wie er in sogenannten Proklamationen des letztern enthalten war, zum Grunde legte. Im Herkommen gegründet, erlangte sie unter Heinrich VII. für einige Fälle ein gesetzliches Daseyn; und unter Heinrich VIII. erklärte das Parlament, nachdem es den königlichen Proklamationen eine völlig gleiche Gesetzeskraft mit seinen eignen Akten beigelegt, daß fernerhin jedesmal neun Räthe des Königs einen förmlichen Gerichtshof bilden sollten, der über den Ungehorsam gegen dieselben zu erkennen habe. Eine Bestimmung, die, hätte man die Prärogative der Krone nicht eben so gedankenlos benutzt, als man die Rechte des Volkes Preis gab, alle Rechtspflege in die Hände königlicher Kommissarien überwiesen und dem Urtheile durch Geschworne und den Parlamenten selbst für immer ein Ende gemacht haben würde.

Erst im Jahre 1641 wurde die Sternkammer, die bis dahin so wenig Anstößiges gehabt hatte, daß selbst Lord Bacon ihrer mit großem Lobe gedenken konnte, abgeschafft; und erst mit ihr erlosch mittelbar auch jene herkömmliche, aber in jeder freien Verfassung schlechterdings unverständliche und ihr widersprechende Befugniß des Königs, durch seine Proklamationen zu regieren. Denn da die übrigen Richterstühle nur nach gemeinem und statutarischem Rechte sprachen, so mochte fortan der König wohl noch Proklamationen erlassen,

aber in Ermangelung einer Behörde, die für deren Aufrecht=haltung gesorgt hätte, blieb es Jedem anheim gestellt, ihnen Folge zu leisten oder nicht.

In wie fern der Thron die Quelle der Gerechtigkeit war, haben wir gesehen; aber auch das Schild der Gerechtigkeit, und sogar der bürgerlichen Freiheit hat er abgeben sollen; und von dem Antheile der Krone an der Gesetzgebung an, bis zu dem Wallfische, der an den Küsten von England ausgeworfen wird, und von dem der Kopf dem Könige und das Ende seiner Gemahlin gehört, gibt es keinen Theil der königlichen Präro=gative, der nicht in den Augen jener unbedingten Verehrer der britischen Verfassung einen ergänzenden Bestandtheil derselben ausmachte, und einen eben so wohlthätigen, als tiefen Sinn enthielte.

Die Hoheitsrechte der Regierungen, die unter den Eroberern des römischen Reiches und in Staaten, die aus den Trümmern dieses Reiches zusammengesetzt wurden, sich bildeten, sind sehr verschiedenen Ursprungs. Das ältere Königthum, das, wie in unserer Sprache schon durch die Herleitung des Namens bewiesen wird, gleich dem Ansehen schottischer Lairds über ihre Clans, oder arabischer Scheiks über die ihnen unterworfenen Hirtenstämme, aus dem natürlichen Vorzuge und Einflusse des Familienhauptes vorging; und wenn die Familien zu Völkerschaften anwuchsen, und so lang diese durch ihre Lebensart als Hirten oder kriegerische Horden in einem engern Verbande zusammenhielten, sich auch in diesem aus=gedehntern Kreise, und mit um so ausgedehnteren Rechten erhalten konnte, — dieses älteste und natürliche Königthum war unter den deutschen Völkern zu einer bloßen Ehrenaus=zeichnung zusammengeschwunden, seitdem dieselben durch ver=änderte Umgebungen, die ihren Wanderungen Schranken setzten, und eine andere Natur des Bodens dazu genöthigt, in den Gauen des alten Germaniens von ihrer umherschweifenden und gemeinschaftlichen Lebensweise zu festen Wohnsitzen und getrenntem Grundeigenthume übergingen. Der Ackerbau, der—

sei es auch nur zum Theil — die Früchte der bisherigen Hirten- und Räuberzüge ersetzen mußte, sprengte die alten Stammgenossenschaften, zerstückelte die große Kette der bisherigen Volksfamilie in die einzelnen Glieder, aus welchen sie bestand, und die von jetzt an selbstständige Kreise bildeten. Er übertrug jenes hausväterliche Königthum von dem Zelte des jedesmaligen Häuptlings auf den Herd jedes Mitgliedes der neuen Markgenossenschaft. Gewohnheit und Erinnerungen, Eindrücke der Gegenwart und Ueberlieferungen der Vorzeit knüpften und befestigten auch fernerhin die Bande gegenseitiger Anhänglichkeit zwischen den freien Hausvätern und den Abkömmlingen desjenigen, um dessen Familie sich, wie um einen Kern, der Stamm gebildet hatte; aber so wenig war bei den Auszeichnungen und freiwilligen Gaben, die den letztern zu Theil wurden, von eigentlichen Regierungsrechten die Rede, daß bekanntlich unter den germanischen Völkern nicht einmal die Feldherrnwürde, der glänzendste und wichtigste Vorzug, den es in solchen Zeiten geben konnte, mit der königlichen eng verbunden blieb, sondern von dem freien Wahlrechte des Volkes abhängig, dem Würdigsten und nicht dem Vornehmsten zu Theil wurde. *)

Als endlich die Einbrüche dieser Stämme in das römische Reich bleibende Ansiedelungen derselben in den ihnen unterworfenen Gegenden zur Folge hatten, erzeugten veränderte Umstände, ohne besondere Absicht oder Mitwirkung der Betheiligten, eine neue Form und neue Beziehungen der höchsten Gewalt. Jene Züge, wie aus den meisten und unbefangensten Forschungen sich ergibt, waren keineswegs so zahlreich, als wir sie uns unter den Namen Völkerwanderungen zu denken pflegen; und wohl öfters nicht einmal Sache der Völker, sondern einzelner Häuptlinge, die mit ihrem Gefolge auszogen, dem eine Anzahl freier Abentheurer sich anschloß. Mochten indessen auch, wie bei den Franken, Mitglieder des alten Für-

*) Reges ex nobilitate, duces ex virtute, sumunt. *Tacitus* de moribus Germ. c. 7.

stengeschlechtes, oder in andern Fällen gewählte Heerführer an der Spitze der Unternehmung stehen: einen großen, und nicht selten den größern Theil des Heeres muß man sich aus Dienstleuten der Anführer zusammengesetzt vorstellen, da nicht anzunehmen ist, daß alle Freie, d. h. alle Grundeigenthümer im Volke den sichern Besitz in der Heimath sollten verlassen haben, um einem ungewissen Glücke in der Fremde nachzuziehen; eine Voraussetzung, der schon die Thatsache, daß neben fast allen neuen Völkern in den Provinzen des römischen Reiches, noch Jahrhunderte lang andere desselben Namens im alten Germanien oder Scandinavien vorkommen, widerspricht. War's alsdann die gemeinschaftliche Beute, die hauptsächlich aus dem den bisherigen Privateigenthümern, oder dem römischen Fiskus abgenommenen Grunde und Boden bestand, unter den verschiedenen Theilnehmern an dem Eroberungszuge, und zwar nach Maßgabe ihres jedesmaligen Antheiles an demselben, und also der Mannschaft, die sie dazu gestellt hatten, vertheilt: so fielen jenen Anführern die ausgedehntesten Länderstrecken zu, die sie im ganzen unbeschränkten, und man könnte sagen landesherrlichen Sinne des alten germanischen Grundeigenthumes besaßen, und deren Besitz ihnen, wenn auch nicht unmittelbar ein Herrscherrecht über den minderbegüterten, aber auf seiner Hufe eben so unabhängigen freien Mann, doch nothwendig einen überwiegenden und endlich ausschließlichen Einfluß auch auf das öffentliche Leben ihres Volkes gewähren mußte.

Die Ehrenstelle des alten Königthums blieb, was sie gewesen, eine Stelle im eigentlichsten Sinne des Wortes vielmehr, als ein Amt oder eine Macht. Aber neben dieser hausväterlichen Würde, die nur eine persönliche Auszeichnung und mit keinerlei Zwangsrechten auf Dienste oder Leistungen verbunden war, bildete sich eine auf Grundeigenthum beruhende und mit desto strengeren und ausgedehnteren Ansprüchen jener Art versehene hausherrliche Gewalt. Beide bewegten sich in ihren eigenthümlichen Wirkungskreisen. In Maifeldern und

ähnlichen Versammlungen saß der König unter den freien Männern, berieth sich und richtete mit ihnen, und empfing ihre freiwilligen Gaben. Unter seinen Leuten, die er auf seinem Grunde und Boden ernährte, oder mit einzelnen Stücken desselben nach Gutdünken und auf so lange, als es ihm gefiel, begnadigte, herrschte der königliche Hausherr und forderte Dienste und Abgaben. Beide Verhältnisse bestanden eine Zeit lang neben einander und von einander getrennt, ogleich sie in der nämlichen Person zusammentrafen, und so geschieht es, daß die Vertheidiger ganz entgegengesetzter Meinungen über die gesellschaftlichen Formen und Grundsätze dieses früheren Mittelalters, ein Dubos so gut als ein Boulainvilliers, sich mit gleichem Rechte auf Thatsachen berufen. Eben, daß immer nur Eines von beidem, Volksfreiheit oder Dienstbarkeit der Leute in's Auge gefaßt, oder beides als ein einziges Ganzes betrachtet wurde, hat über die Geschichte dieses Zeitraumes eine Ungewißheit verbreitet, die auch das Verstehen der aus demselben hervorgegangenen Folgezeit unmöglich macht.

Sehr lange übrigens konnten zwei so ungleichartige Verhältnisse nicht wohl neben einander bestehen, und gleichsam Hand in Hand auf der Bahn ihrer Entwickelung fortschreiten. Die politische Freiheit, die überall dem Vermögen folgt, und die man, sei es, um sie zu unterdrücken, oder um ihr ein selbstständiges Daseyn zu sichern, so oft und immer so vergebens an demselben zu trennen suchte, war in jenen Zeiten unzertrennlich an die einzige Habe von einiger Bedeutung, die es gab, an das Grundeigenthum geknüpft. Eine so überwiegende Freiheit, wie die auf dem riesenhaften Landbesitze der Fürsten beruhende, gestaltete sich bald zu einer ausschließlichen, und zur Herrschaft über jede andere.

Anfänglich verleiteten die einträglichen Besitzungen, die der König verschwenderisch seinen Leuten anwies, einzelne Freie, die Ehre ihres Heerschildes, die unzertrennlich mit dem freien Erbe zusammenhing, gegen den reichen Gewinn im Gefolge eines Dienstherrn aufzugeben. Späterhin, als nur noch alte

Erinnerungen die alten Rechte schützen sollten, und es nicht länger zu thun vermochten, als die noch übrigen Freien, die Trümmer einer vergangenen Zeit, unter den immer mächtiger und zahlreicher gewordenen Dienstleuten hülflos und vereinzelt dastanden, mußten sie alle dem Strome folgen, und vor dem Drange der Zeiten oder ihrer Nachbarn, einen Herrn suchen, um einen Schutz zu finden, und sanken sie alle, je nachdem der Umfang ihrer Habe und ihre Persönlichkeit sie vorzugsweise zu kriegerischen oder häuslichen Diensten, zu Diensten im Felde oder auf dem Felde befähigten, in adeliche oder bäuerliche Dienstbarkeit hinab. Die Freiheit, die nur als Vorrecht bestanden hatte, erhielt sich in dem vergeltenden Wechsel eines nie ausbleibenden und immer unwiderstehlichen Umschwunges der Dinge, nicht einmal als Recht. Der Druck, der auf dem Angehörigen des Hauses gelastet hatte, verbreitete sich unter den germanischen Völkern, wie früher das thierischere Verhältniß der Haussklaverei in der ihren Imperatoren unterworfenen alten Welt, auch über das öffentliche Leben. Hausherrliche Rechte wurden, in ihrer die Bevölkerungen ganzer Länder umfassenden Ausdehnung, zu Regierungsrechten. Das alte Königthum, das eine persönliche Würde gewesen war, und an der Spitze eines Vereines freier Männer gestanden hatte, verwandelte sich in ein dingliches Recht, das wie jedes andere getheilt und vererbt werden konnte, und hatte es mit Land und Leuten zu thun. Der Gesellschaftsvertrag, nachdem die Gutsherrlichkeit eines Einzigen die Freiheit jedes andern Grundeigenthumes und mit ihr auch die jeder andern Persönlichkeit verschlungen, war fernerhin ein bloßer Dienstvertrag zwischen dem Herrn und seinem Hörigen. Thatsachen, die durch ein kümmerliches Fortbestehen älterer Formen und Benennungen, die weiter gar nichts oder etwas ganz Anderes bedeuteten, kaum verschleiert werden, und die nur ein eben so verwirrendes als unstatthaftes Vornehmthum in der Geschichte, das Menschen und Dinge und die Wahrheit selbst nur nach Maßgabe einer gewissen Hoffähigkeit vor dem Throne

derselben erscheinen läßt, und jenen bäurischen Zeiten alle politischen Ansichten und Ueberlegungen der unsrigen unterschiebt, bezweifeln kann.

Unsere gesellschaftlichen Einrichtungen so gut, als unsere Stammbäume, verlieren sich, wie jener ehrliche Chronikenschreiber schon von dem zweiten Gliede der Vorfahren Hugo Capets versicherte, im Dunkeln; das heißt aber, nicht wie spätere Hofgenealogen und Hofhistoriographen zu versichern pflegen, in den Wolken, sondern überall, in der Niedrigkeit des mütterlichen Bodens, aus dem sie hervorgingen. Leibeigenschaft war es, die alle gesellschaftlichen Verbindungen des Mittelalters knüpfte und allen Verhältnissen desselben, von der trotzigen Unterwürfigkeit des mächtigen Kronvasallen bis zu der ungeheuchelteren des armen Fröhners hinab, ihr eigenthümliches Gepräge aufdrückte.

Jener Inbegriff gutsherrlicher Kronrechte indessen, der in allen seinen Bestandtheilen und Ausartungen auf den Boden hinweiset, aus dem er hervorging, und ohne wesentliche Veränderung des alten Grundeigenthumes, durch bloße Ausdehnung desseben, sich zu einem neuen Königthum gestaltete, enthielt von Anfang an die Keime seiner baldigen Zerstörung in sich selbst. Eine unmittelbare Verwaltung weiter Länderstrecken, die, ohne den Besitz derselben aufzugeben, sie zu benutzen gewußt hätte, lag außer dem Begriffe, und in Ermangelung eines lebhafteren Geldumlaufes und hinreichender Verbindungen zwischen entfernten Gegenden auch außer dem Bereiche dieser Zeit. Ein größeres Grundstück wurde benutzt, wie ein größeres Stück Gold oder Silber, als es noch keine Münzen gab, indem man es zum Behufe jedes vorkommenden Zweckes oder Bedürfnisses zerstückelte. Nur mit dem Unterschiede, daß die einmal ausgegebene kleineren Grundstücke nicht wie die kleineren Metallstücke in einen Umlauf kamen, der sie bei anderer Gelegenheit auch zu dem Ausgeber zurückgeführt hätte. Die Zahlung eines unbeweglichen Preises war zugleich eine Veräußerung derjenigen Habe,

auf der alle bewegliche zuletzt beruht; und das Königthum, im unmittelbaren Besitze fast alles Vermögens, von dem alle Macht in der Gesellschaft ausging, fand ein mehr als hinreichendes Gegengewicht, indem es von seinem Kapitale zu leben genöthigt war. Freilich wurden gegen diese bleibenderen Ausgaben im Grund und Boden gewisse fortwährende Leistungen bedungen, und die Dauer der Verleihungen richtete sich anfänglich nach dem Gutdünken des Verleihers. Aber wären die Besitzungen der Krone auch niemals, wie es doch nur zu oft geschah, in die Hände einfältiger Verschwender gefallen, die sie ohne Ersatz dafür den Plünderungen ihrer Hofschranzen, die ohnehin ihre Leute und ihnen zu jedem Dienste verpflichtet waren, Preis gaben: so standen die bedungenen Leistungen im besten Falle doch nur in einigem Verhältnisse zu den jedesmaligen Bedürfnissen der Zeit und zu dem eben geltenden Werthe der hingegebenen Güter, und mußten, wie diese bei jedem Fortschritte der Gesellschaft nothwendig in ihrem Werthe stiegen, eben so gewiß, und schon weil sie mittlerweile die nämlichen blieben, in dem ihrigen zusammenschwinden; der vorbehaltene Widerruf der Verleihungen hingegen war ein Pacht, dessen Bedeutung, wie die jedes andern, durch die Mittel es auszuüben, bedingt erschien.

Beides aber, ein immer schreienderes Mitverhältniß zwischen dem Werthe der verliehenen Grundstücke und den auf ihnen haftenden Leistungen, und der Zeitpunkt, in dem es aller Vorbehalte ungeachtet immer unmöglicher wurde, jene wieder einzuziehen, stand im genauesten Zusammenhange, und mußte um so früher und unvermeidlicher eintreten, je bedeutender an innerem Gehalte wie an äußerem Umfange die Austheilungen aus dem königlichen Gute waren, so lange aller Bewaltung desselben der Begriff nicht eines öffentlichen, sondern eines Privatvermögens zum Grunde lag. Dienstpflichten hafteten auf den verliehenen Grundstücken, und einige Beschränkungen in Ansehung der Uebertragung und Veräußerung derselben, die zur Sicherstellung der festgesetzten Leistungen erforderlich schienen,

eigentliche Schmälerungen der Benutzungsrechte des jedesmaligen Besitzers gab es nicht. Da jene bei allen germanischen Völkerschaften unter so verschiedenen und vielfach mißverstandenen Benennungen, von Leuten, Freigelassenen u. s. w. vorkommende Mittelklasse zwischen Freien und völligen Knechten, aus deren Verhältniß fast alle Formen und Grundsätze unserer neueren europäischen Gesellschaft hervorgingen, ihrerseits ebenfalls Hörige und Knechte besitzen durften; so gehörten auch dem persönlich Unfreien und Dienstbaren auf seinem Gute als Herrn und Gesetzgeber und Richter die sämmtlichen Vorzüge und Befugnisse, die nach germanischem Herkommen jedem Besitzlichen auf seinem Grunde und Boden zustanden, und die erst ein viel späteres Zeitalter als unveräußerliche Bestandtheile der Staatsgewalt betrachten lernte.

Die Einbußen, die das königliche Ansehen durch ähnliche Veräußerungen leiden mußte, waren endlich auch um so unersetzlicher, da auch Dinge, die unmittelbar und ausschließlich das öffentliche Leben angingen, und mit Grund und Boden nur in einer zufälligen oder gar keiner Verbindung standen, Aemter, Einkünfte und Verwaltungsrechte aller Art, der einmal herrschenden Denkweise des Zeitalters zufolge als Gegenstände des Privateigenthumes angesehen und als solche einzelnen Dienstleuten der Krone zugeeignet wurden, der sie aller anfänglichen Widerruflichkeit ungeachtet am Ende doch unwiderruflich verloren gingen; denn von dem Augenblicke an, wo die Gesammtheit der ausgetheilten Güter die sämmtlichen dem Herrscher gebliebenen Mittel der Macht überwog, fanden die Inhaber der erstern in dem gemeinschaftlichen Widerstande, den sie jedem Versuche der Krone, ihr Recht gegen irgend einen Einzelnen von ihnen geltend zu machen, entgegensetzten, die sicherste Bürgschaft einer ungestörten Fortdauer ihres Besitzstandes.

Weder die willkührlicheren Beneficien der Marwinger, noch die regelmäßigeren Kriegerpfründen, durch die Carl Martell einen zweiten und bleibenden Grund zu dem nachherigen Lehnwesen legte, und die Carl der Große, aber weil es nicht zu

Gunsten der Freiheit, sondern seiner Herrschaft geschah, vergebens mit den Formen des alten Volkslebens zu verschmelzen und zu einer öffentlichen Angelegenheit zu erheben suchte, waren etwas mehr als eine unverständige Hauswirthschaft. Beide Herrscherfamilien, die Marwinger und die Carlingen verarmten auf dem Throne, und mußten, als ihnen nichts als die Krone übrig blieb, auch diese dem Mächtigsten aus ihrer reich gewordenen Dienerschaft abtreten. Die deutschen Könige und Kaiser, die anfangs aus Gewohnheit und dann in gewisser Art einem Gewohnheitsrechte gemäß, ihre persönlichen Besitzungen bei jeder Thronbesteigung an Andere verliehen, waren niemals eine eigentliche Landeshoheit mit ihrer Reichswürde zu vereinigen, oder diese in ihren Familien erblich zu machen im Stande; und das ganze germanische Europa, wären diese Verirrungen einer hausherrlichen Regierungskunst zu einer bleibenden und staatsrechtlichen Gültigkeit gelangt, würde nie ein geschmeinschaftlicheres Völkerleben, und schwerlich eine bessere Einheit als die eines deutschen Bundes, oder eine andere Freiheit kennen gelernt haben, als die adelige einer politischen Republik.

Aber gerade da ein ähnliches Schicksal den Völkern im Gefolge des Lehnwesens unvermeidlich bevorzustehen schien, bildete sich eine neue Grundlage der höchsten Gewalt und des von demselben ausgehenden öffentlichen Lebens in der dem eben wieder in Aufnahme gekommenen römischen Rechte abgeborgten Lehre von den Regalien.

In Italien, wo sie unter den Rechtslehrern zu Bologna entstanden war, versuchten die deutschen Kaiser zu spät, sie gegen die aufblühenden Städte geltend zu machen, und büßten sie darüber die letzten Kräfte ein, die ihnen zur Bändigung ihrer mächtigeren Vasallen hätten dienen können. In Frankreich hingegen, das auch diesmal, wie bei den früheren Fortschritten des Lehnwesens der europäischen Gesellschaft eine neue Bahn zu brechen bestimmt erschien, hatten die Könige des dritten Stammes, Hugot Capet und seine Nachfolger, und

wohl nur weil sie, von den wenigsten der großen Dienstmänner der Krone anerkannt, anfänglich fast ganz auf ihre eigenen Kräfte beschränkt waren, ihre Familiengüter als unentbehrliche Mittel der Selbstvertheidigung an sich behalten. So war in derselben ein Kern von wirklicher Macht vorhanden, der den Ansprüchen des Thrones zum Stützpunkt diente, und mit Hülfe dessen auch diese allmählig verwirklicht wurden. Rechtsgelehrte, welchen der Adel, für den es von jetzt an in den königlichen Behörden zu viel zu denken und zu schreiben gab, seine Plätze in derselben willig einräumte, gewannen, was eine rohere Dienerschaft ihrem Herrn gewaltsam entrissen oder vorenthalten, demselben langsam und friedlich, aber desto sicherer zurück, und benutzten und befestigten, besonders seit Ludwig des Heiligen, die neue Ansicht, zufolge deren man mit Ausnahme eines und auch nicht immer unbelasteten Nießbrauches und eines mehr oder weniger beschränkten Veräußerungsrechtes, die wichtigsten Rechte, die bis dahin den unbezweifelten Umfang jedes Grundeigenthumes ausmachten, als unveräußerliche Bestandtheile der jedesmaligen höchsten Gewalt betrachtete. Eine Lehre, der für den Augenblick schon ihre Tauglichkeit, durch Wiederherstellung einiger Ordnung dem dringendsten Bedürfnisse der Völker abzuhelfen, zur Empfehlung gereichen mußte; die aber so wenig als das frühere Herkommen ein anderes Wohl in der Gesellschaft als das ihrer Beherrscher zum nächsten Zweck hatte, und die, wenn jenes zu Gunsten einer bevorrechteten Minderzahl großer Landeigenthümer die Verhältnisse der Leibeigenschaft in das öffentliche Leben einführte, ihrerseits zum Vortheile der Regierungen eine Art Staatseigenschaft vorbereitete, deren beaufsichtigende Allgegenwart bis in das Innerste des Privatlebens drang, und neben der die Freiheit nicht einmal als Ausnahme oder als Thatsache eine Zuflucht fand.

Diese zweite Umgestaltung der königlichen Macht blieb den Engländern unbekannt; nicht allein, weil das römische Recht bei ihnen überhaupt nie zu einem so beherrschenden Ein-

flusse gelangte, wie in dem übrigen Europa, sondern auch, und hauptsächlich, weil hier die alten hausherrlichen Rechte der Krone festere Wurzel schlugen und sich länger erhielten, und folglich das Bedürfniß einer neuen Begründung derselben weder so früh noch so lebhaft empfunden wurde, als anderswo. Der normännische Zug nach England, die letzte Scene der Völkerwanderung, geschah in einem Zeitpunkte und von einem Lande aus, in welchen die ursprünglichen Satzungen des Lehnwesens noch in frischem Andenken und in voller Wirksamkeit waren. In der Normandie hatten sie unter thätigen Fürsten und einem neuen Volke noch nicht sehr ausarten können; Wilhelm der Eroberer fand in seinem Eroberungsrechte die beste Gelegenheit, sie mit verstärktem Drucke den Ueberwundenen in England aufzubürden, und selbst die vielen gewaltsamen Thronveränderungen der Folgezeit gaben jedem neuen Eroberer der Krone und den Besitzungen seiner Gegner das Recht und eine gute Veranlassung, die etwa erschlafften Bande der königlichen Lehnsholheit immer wieder von Neuem anzulegen und fester anzuziehen. Nirgends daher zeigen sich diese letzteren Jahrhunderte hindurch so vollständig und unversehrt, und nirgends — ein Umstand, auf den wir so oft zurückkommen, weil er in so vielfacher Beziehung den Schlüssel zu den eigenthümlichsten Erscheinungen der Verfassungsgeschichte dieses Landes abgiebt — nirgends knüpften sie eine solche Mehrzahl der Bevölkerung so unmittelbar an den Thron, wie hier. Während die Kriegsmacht anderer Fürsten durch das Gefolge großer Kronvasallen gebildet wurde, die sich immer schwerer und nur auf wenige Wochen im Jahre dem königlichen Banner zuzuziehen bewegen ließen, folgte dem Aufgebote der Könige von England auf ganze lange Feldzüge und auch außerhalb ihrer Insel jene Menge kleiner Grundeigenthümer, die in den Kriegen mit Frankreich dem englischen Heere eine so entschiedene Ueberlegenheit über die zugleich zahlreichern und vornehmeren Geschwader der französischen Ritterschaft sicherte.

Die richterliche Gewalt blieb, wie wir gesehen, bis zu einer vergleichungsweise neueren Zeit ein unmittelbares Besitzthum der königlichen Willkühr; auch die regelmäßigere Ausübung derselben zerfiel nicht, wie anderswo, in eine Unzahl getrennter und von einander unabhängiger Gerichtsbarkeiten, sondern erstreckte sich von dem königlichen Hoflager aus über alle Theile des Landes und seiner Bevölkerung, und die hoheitlichen Rechte des Oberlehnsherrn, in andern Staaten zuletzt nur noch veraltete Grundlagen einiger Theile des öffentlichen Rechtes und hinsichtlich einzelner Arten des Grundbesitzes von Wichtigkeit, blieben hier der leitende Gedanke auch des bürgerlichen Rechtes und der gesammten Strafgesetzgebung, und bewähren heute noch in allen Formen und in dem ganzen Gepräge derselben ihre lebendige Wirksamkeit. Forst- und Jagdbedrückungen, und Ansprüche auf Natural-Lieferungen aller Art, ein Zwangsrecht, die Habe der Unterthanen zum Gebrauche des königlichen Hoflagers und versteht sich, zu selbstbestimmten Preisen anzukaufen, und ein ähnliches auf gewöhnliche Dienstleistungen, sogar von Künstlern, Malern, Goldarbeitern u. a. lehnsherrliche Vormundschaften, die bekanntlich mit einer Besitznahme der Einkünfte des Unmündigen verbunden waren, und kurz, alle herkömmlichen und mißbräuchlichen Rechte des mächtigen Gutsherrn bildeten die Prärogative des Königs, der sich im ganzen Umfange des Reiches überall zu Hause und unter seinen Leuten befand. Leibeigenschaftsverhältnisse, die das eigentliche Wesen der Lehnsverfassung ausmachten, waren im vierzehnten Jahrhunderte, wie Froissard *) bemerkt, in England ausgebreiteter als in irgend einer andern dem Geschichtsschreiber bekannten Gegend; nur mit dem Unterschiede, daß sie, weniger zersplittert und in Privateigenthum verwandelt, hier großentheils als Unterthänigkeitsverhältnisse vorkamen. Auch die Könige von England waren, wie die von Frankreich mit gutem Grunde von sich zu bezeu-

*) L. II. c. 74

gen pflegten, Edelleute, und nur nicht allein diese, die ersten, sondern in gewisser Art die einzigen ihres Landes; und so ist es begreiflich, wie z. B. die Schotten sich besonders auch darum der Verheirathung ihrer jungen Königin mit Eduard VI. widersetzen konnten, weil sie die Besorgniß hegten, ihre Freiheiten und Rechte möchten in den größern Prärogativen der Krone von England untergehen, und wie Carl V. noch 1549 in einem Gespräch mit den englischen Ministern diese Kron-Rechte für ausgedehnter erklären durfte, als die der Könige von Frankreich. *)

Als im übrigen Europa Richter und Amtleute die zerstreuten Bruchstücke der früheren Macht ihrer Gebieter mühsam und vorsichtig zusammen suchten, um sie auf der Grundlage eines fremden Rechts zu einem neuen Ganzen zu vereinigen, hatte die königliche Gewalt in England, wo sie schon im tiefsten Frieden selten einigem Widerstande begegnete, aber in unruhigen Zeiten alle Schranken des ohnehin schwachen Gesetzes zu durchbrechen pflegte, nach dem Ende der Bürgerkriege zwischen den Häusern York und Lancaster eben ihren Gipfel erreicht. Heinrich VII. regierte unumschränkter, als alle seine Vorgänger, oder doch alle, die seit Ausfertigung des grossen Freiheitsbriefes auf dem englischen Throne saßen, und seine Willkühr blieb das bezeichnende Gepräge der Sinnesart seiner Nachkommen und des folgenden Jahrhunderts ihrer Herrschaft. Heinrich VIII. schwelgte in der Machtfülle, die sein Vater, gleich dem Gelde, noch mehr gesammelt, als benutzt hatte, und die unter Eduards kurzer Regierung wenigstens nicht in Abnahme oder Vergessenheit gerieth. In der Bestallung des Protektors Sommerset war demselben ausdrücklich eine Gewalt verliehen, die durch nichts, auch durch das Gesetz nicht beschränkt werden sollte; als aber in der Anklagesache wider denselben jeder noch so geringfügige Umstand, der zu einer Beschuldigung dienen, oder nur den Vorwand zu einer solchen hergeben konnte, sorgfältig aufgesucht wurde,

*) S. *Burnet*, *V. II. p.* 132. 133.

blieb diese merkwürdige Thatsache völlig unbenützt; offenbar, weil ein ähnlicher Umfang des königlichen Ansehens der eben herrschenden Vorstellung von demselben vollkommen entsprach.*) Maria's blutige Gewaltstreiche ließen sich ihrem Fanatismus zuschreiben. Aber die Grundsätze der eigenmächtigsten Selbstherrschaft, die Elisabeth während einer langen und glänzenden Regierung befolgte und ohne Widerspruch befolgen durfte, sind nur durch die Uebereinstimmung zu erklären, die in dieser Hinsicht zwischen den Neigungen der Königin und den Ansichten und Gewohnheiten ihrer Unterthanen statt hatte. „Ihr", so lehrte man damals im Parlamente selbst,**) „ihr gehörte eine bindende und eine lösende Gewalt, vermöge deren sie beschränken oder freigeben dürfe, was durch das Gesetz oder auf andere Weise erlaubt oder verboten sei; die Rechte der Krone seien weder zu erörtern, noch zu beschreiten oder nur zu untersuchen, und einer Beschränkung nicht einmal fähig; unumschränkte Fürsten, wie die von England, wären eine Art Gottheit; vergebens würde man es unternehmen, der Königin durch Gesetze die Hand zu binden, da sie mit Hülfe ihrer Lösegewalt, dispensing power, sich nach Belieben wieder frei machen könne, und wollte man endlich durch eine dem Gesetze ausdrücklich hinzugefügte Clausel dieses Vorrecht ausschließen, so werde sie sich zuerst einer solchen Clausel und dann auch des Gesetzes entledigen.

Und so war das Jahrhundert der Stuarts gekommen, die mit größeren theils durch auswärtige Verbindungen, theils durch ihre größere Verschwendung herbeigeführten Bedürfnissen, und mit geringeren Mitteln, als ihre nächsten Vorgänger, die Tudors, in den von ihnen eingezogenen geistlichen Gütern oder in ihrer größeren Sparsamkeit gefunden hatten, sich zu häufigeren und drückenderen Ausübungen jener Prärogative der Willkühr veranlaßt sahen, während sie gerade einem Geschlechte gegenüber standen, das, im Gefühle seiner

*) S. *Hume* ch. 53.

**) Es geschah in der Sitzung v. J. 1601. S. *Hume*. ch. 44.

religiösen Mündigkeit, eben am wenigsten ein wehrloses Opfer politischer Gewaltherrschaft abzugeben sich eignete. Aber auch jetzt war zu Zeiten eher von einem gänzlichen Abschaffen des Königthumes als jemals von einer planmäßigen und die öffentliche Wohlfahrt bezweckenden Einrichtung desselben die Rede. Vorrechte der Krone, die mit gewissen Einkünften verbunden waren, betrachtete man nach wie vor als Privateigenthum der Könige, und kaufte sie ihnen gelegenheitlich ab, wie man Frohnen und andere Ueberbleibsel des Lehnwesens von einem Bauern-Gute ablöst. So stand das Parlement schon mit Jakob I. in Unterhandlungen über die Abschaffung der königlichen Vormundschaften und gewisser Natural-Lieferungen, wardships and purvoyance, gegen ein jährliches Einkommen von 200,000 Pfund, über dessen Art und Weise man nur nicht einig werden konnte, und Carls II. unaufhörliche Geldnoth sicherte seinen Unterthanen einen immer offenen Markt verfassungsmäßiger Freiheiten. Das Einzige hingegen von allgemeinerer politischer Bedeutung, und was die Prärogativen der Krone mit der Freiheit überhaupt in einigen Einklang brachte, bestand und besteht noch gegenwärtig in dem von jetzt an immer lauter und nachdrücklicher ausgesprochenen Willen Aller und jedes Einzelnen, das Gesetz höher zu achten, als jede Gewalt, die königliche nicht ausgenommen; ein Grundsatz, der übrigens wohl die Willkühr vernichtet, das bestehende Gesetz aber doch nur gültiger und nicht besser macht, und der denn auch in England die königliche Prärogative, die er nicht umgestaltete, sondern nur regelte, in mehr als einer Beziehung nur erträglicher, nicht aber wohlthätiger machte, als zuvor.

„Ich muß gestehen," bemerkt einer der gründlichsten Kenner und unbefangensten Beurtheiler der Verfassung seines Vaterlandes, Hallam, indem er jener angeblich nur zum Besten des Volks dem Throne verliehenen Prärogativen Erwähnung thut, „ich muß gestehen, daß keine der in einer ähnlichen Bezeichnung derselben enthaltenen Voraussetzungen meinen Ueberzeugungen entspricht. Mir ist so wenig klar, daß

diese Vorrechte je zu Gunsten des Volkes verliehen wurden, als daß sie nothwendig immer zu seinem Besten ausschlagen. Ein königliches Vorrecht bedeutet in seinem ursprünglichen und ächten Sinne einen Vortheil, den die Krone in Fällen, wo ihr Interesse mit einem entgegengesetzten des Volkes zusammen traf, mit Hülfe ihrer größeren Macht über dieses letztere zu erlangen wußte. Solche Vorrechte aber waren das natürliche Ergebniß jener normännischen Gesellschaft, die eher einem Kampfe wilder Thiere, indem der Stärkere den bessern Theil an sich reißt, als einer geregelten, von Grundsätzen ausgehenden und Gemeinnützigkeit bezweckenden Ordnung der Dinge ähnlich sah; und wie sehr auch die Ausübung der meisten dieser Vorrechte durch eine freisinnigere in dem Gange unserer Regierung vorherrschend gewordene Richtung gemäßigt erscheint, so wird doch jeder Beobachter des gewöhnlichen Verfahrens unserer Behörden, und noch mehr jeder Kenner unserer Gesetze über den Umfang nicht allein, sondern oft auch über die Härte und Ungerechtigkeit einer Menge derjenigen von ihnen erstaunen müssen, die noch immer in Uebung sind."

Mit der gerühmten Wohlthätigkeit solcher Vorrechte dürfte sich's überhaupt verhalten, wie mit der eben so gepriesenen gewisser Abgaben. Welches in beiden Fällen die wohlthätigeren sind, möchte schwerlich zu ermitteln seyn; aber die am wenigsten schädlichen sind ohne Zweifel die kleinsten. Ob ferner jene Prärogative jemals einem förmlichen, das Beste des Volkes bezweckenden Plane ihren Ursprung verdankten, muß ebenfalls dahin gestellt bleiben; daß sie in England wenigstens nicht so zu Stande kamen, scheint ausgemacht. Hatte hier überhaupt Jemand hinsichtlich derselben einen Plan, so war es Wilhelm, der Eroberer, der den Plan hatte, von seiner Eroberung so viel als möglich für sich zu behalten. Daß aber diese überwiegende und fester zusammengehaltene Einheit der königlichen Macht auch die ihr gegenüber stehende Bevölkerung desto fester zu einem einzigen Ganzen vereinigte; daß daher in England sich nie, wie anderswo unter den Trümmern

eines hinfälligeren Lehnwesens, aus jener alten Mittelklasse der Halbfreien eine neue von Halbregierenden bilden, und als Scheidewand, oder — wie man zu rühmen pflegt — als Damm zwischen Thron und Volk stellen konnte, und daß in Folge dieses Unterschiedes Gewalten, die man anderswo den kleinen Machthabern zum Vortheil der Krone als Regierungs-Rechte wieder abnahm, hier dem Throne gegenüber als Gesellschaftsrechte behauptet wurden; daß eben die in einem umfassenderen Lehnsverbande enthaltene strengere Verpflichtung zu Kriegsdiensten das englische Volk länger als jedes andere vor dem Unsegen stehender Armeen bewahrte, und daß endlich der in unsern Tagen und unter Völkern, die einige Jahrhunderte länger in ihren priesterlichen Erziehungsanstalten geblieben waren, mit besserem Glücke wiederholte Versuch der Stuarts, auf ein behauptetes göttliches Recht der Könige eine Art christlichen Sultanismus zu gründen, gerade mit der höchsten religiösen Begeisterung des Volks zusammentreffen, und an ihr scheitern mußte; das Alles sind Umstände und Erfolge, die in keinem Plane oder doch in dem keines Menschen lagen, sondern jenem höheren Plane angehörten, in dessen größerem Gewebe alle menschlichen Entwürfe, die unser Geschlecht leiten und den Jahrhunderten ihre Richtung geben sollen, als einzelne Fäden ihren untergeordneten Platz finden.

Dieselbe Zufälligkeit sodann, die den Entwickelungsgang der bürgerlichen Gesetze und der königlichen Gewalt bezeichnet, liegt eben so deutlich in dem Ursprunge und in den Folgen derjenigen Grundsätze und Einrichtungen zu Tage, die unmittelbarer mit der politischen Freiheit des Engländers zusammenhängen, in der Geschichte des grossen Freiheitsbriefes, der sie zuerst verbürgt haben soll, und der des Parlamentes und seiner fortschreitenden Bedeutsamkeit.

Der Freiheitsbrief, den die Barone im Jahre 1215 dem Könige Johann abzwangen, und den man vorzugsweise den großen genannt hat, war keineswegs der erste seiner Art. Heinrich I. schon, um Anhänger zu werben, und sich im

Besitz des seinem älteren Bruder Robert gebührenden Thrones zu befestigen, hatte den Engländern eine ähnliche Urkunde ertheilt. Stephan, der sich ebenfalls gegen ein besseres Recht zu vertheidigen hatte, erneuerte dieselbe, und sie wurde bestätigt von Heinrich II. Aber die Bewilligungen aller dieser Fürsten waren wirkungslos und ihre eigenen und die Regierungen ihrer Nachfolger so willkührlich geblieben als zuvor.) Die Magna charta, die zu der zahlreichen Klasse der mehr genannten und bewunderten als gelesenen Werke gehören dürfte, hatte anfangs ein gleiches Schicksal, und mußte es wohl haben, da sie im Wesentlichen sich durch nichts von jenen früheren Urkunden unterschied, und wie alle politischen Gesetzgebungs-Versuche eines noch unerfahrenen Volkes nur in so allgemeinen Ausdrücken als möglich die dringendsten Bedürfnisse und Zwecke aussprach, während eine verständigere Zeit, in der sich diese von selbst verstehen, mit desto größerer Sorgfalt an die Sicherstellung der Mittel denkt, auf die es zur Abhülfe oder Erfüllung derselben ankommt. Die Magna charta setzte weder neue Behörden oder Obrigkeiten ein, noch beseitigte sie eine der bestehenden. Sie veranlaßte keine zweckmäßigere Vertheilung der gesellschaftlichen Macht, und änderte nichts in den bisher geltend gewesenen Grundsätzen des öffentlichen Rechtes. Sie begegnete nur, und auch nur so gut es durch bloße Worte geschehen kann, einigen Mißbräuchen und Gewaltthätigkeiten, die, unerträglich mit jeder guten Ordnung, wenn sie ein gewisses Maß übersteigen, zuletzt aller Ordnung ein Ende machen. *) Auch konnte gleich im nächsten Jahre nach ihrer Ausfertigung Heinrich III., indem er sie bestätigte, eine so wichtige Bestimmung derselben wie die, zufolge deren keine Steuer ohne Einwilligung des Parlaments erhoben werden sollte, geradezu weglassen. Niemand scheint großen Anstoß daran genommen zu haben, und erst achtzig Jahre später, unter Eduard I., mußte sie der Urkunde wieder einverleibt werden. Der nämliche Heinrich empfahl zwar im Jahre 1222 den She-

*) S. *Hume* Vol. I. App. II.

riffs die Beobachtung der Magna charta, jedoch nur hinsichtlich derjenigen, die den eben ausgeschriebenen fünfzehnten Pfennig bezahlen würden; und endlich beweisen schon die mehr als dreißig feierlichen Bestätigungen derselben, die zu verschiedenen Zeiten auf ausdrückliches Ansuchen des Parlaments von mehreren Königen bewerkstelligt wurden, wie hinfällig die Freiheit war, die so oft gestützt werden mußte, und wie sehr sie noch immer von dem Gutdünken der Herrscher abhängig erschien.

Es giebt wahrscheinlich kein Land und kein Ländchen in Europa, das nicht seine Magna charta hätte; keines, das nicht in Zeiten, die sich noch nicht mit Anleihen und Anweisungen zu helfen wußten, Regierer gehabt hätte, die in irgend einer grossen Geldnoth, oder andern Verlegenheit so viel Eide schwuren und Freiheiten verkauften, als man ihnen zu glauben, oder zu bezahlen geneigt war. Aber diese kostbaren Urkunden, wie oft sie auch nach Art gewisser Staatspapiere aufgefrischt oder arosirt werden mußten, bereicherten, wie diese, doch nur diejenigen, von welchen sie erlangt wurden, und kamen immer wieder in Vergessenheit, und ward einmal in einem selteneren Falle einer von ihnen ein besseres Schicksal zu Theil, so muß etwas anderes, als ihr Inhalt, dazu geführt haben, denn dieser, ein klägliches Verzeichniß von Beschwerden und Vertröstungen, war fast an allen der nämliche.

Daß der englische Freiheitsbrief sich in besserem Andenken erhielt, mag zum Theil auch jener größern Ausführlichkeit zuzuschreiben seyn, vermöge deren es fernerhin schwerlich einen Fall von Bedrückung geben konnte, der nicht an ihn erinnert, und in dem nicht er die jedesmaligen Beschwerden des Volkes unterstützt und gerechtfertigt hätte; seine wesentlicheren Folgen indessen wurden hauptsächlich durch einige fast gleichzeitige Veränderungen in der Zusammensetzung und Wirksamkeit des Parlamentes, die nur eigentlich mit ihm zusammenhingen, bedingt.

Die sogenannten Parlamente oder großen Räthe der ersten normännischen Könige von England waren große Lehnhöfe, wie sie, und zum Theil unter denselben Benennun-

gen, auch in andern Gegenden vorkommen, und in welchen der Lehnsherr mit seinen unmittelbaren Dienstmannen, den Baronen, über diejenigen unter ihnen, die eines Vergehens angeklagt waren, zu Gerichte saß, oder sich über die wichtigeren Angelegenheiten des Landes berieth. Die Rechte und Gewalten der verschiedenen Mitglieder solcher Versammlungen richteten sich nach den herkömmlichen Satzungen des jedesmaligen Lehnsverbandes, und vor Allem nach der größeren oder geringeren Macht des Herrn oder seiner Leute, und das Eigenthümliche der in England gehaltenen bestand hauptsächlich in dem unbeschränkteren Ansehen der Könige. In dem großen Rath, den Heinrich II. im Jahr 1164 zum Behufe der Anklage wider Thomas Becket zusammen rief, saßen nicht nur englische, sondern auch normännische Barone, und nicht allein unmittelbare Vasallen des Königs, sondern auch einige Lehnleute dieser letzteren. Ueber keinen von beiden Umständen, die überall anderswo Unregelmäßigkeiten gewesen seyn würden, beschwerte sich Becket, der doch bekanntlich weder ein sorgloser, noch ein sehr nachgiebiger Gegner seines Fürsten war. Sie folgten ganz ordnungsmäßig aus jener schon öfter bemerkten strengeren und umfassenderen Lehnsherrlichkeit der Könige von England, die sich über jeden Theil ihres Reiches und der Bevölkerung desselben erstreckte, und noch heut zu Tage ist nicht der bloße Titel, und noch weniger der bloße Besitz einer Baronie, sondern die Einberufung von Seiten des Königs, die nur einem Herkommen zu Folge von dem ersten unzertrennlich erscheint, das wesentlichere Erforderniß zu einem Sitze im Oberhause des Parlaments.

Im Jahr 1214 vermittelte Lengton, Erzbischof von Canterbury, jenes Bündniß der Barone, das die Ausfertigung der Magna charta zur Folge hatte, und im folgenden Jahre wählten die Verbündeten, mit erzwungener Einwilligung des Königs, zwanzig sogenannte Bewahrer der öffentlichen Freiheiten, die ihrerseits von den Grundeigenthümern in jeder Grafschaft zwölf Abgeordnete wählen ließen, um über die

in einer jeden vorkommenden Mißbräuche Bericht zu erstatten. Ein Beweis, wie Hume dabei bemerkt, daß ein Haus der Gemeinen damals noch nicht vorhanden war, da außerdem eine so außerordentliche Wahl unnöthig, und ein bloßes Verzeichniß von Beschwerden auch durch die gewöhnlichen Stellvertreter der Grafschaften und Städte zu bewerkstelligen gewesen seyn würde.

Dreiundvierzig Jahre vergingen, bevor ein zweites ähnliches Ereigniß Gelegenheit zu einer Maßregel gab, die schon eine größere Annäherung zu den späteren Formen des Parlamentes enthielt. Vermöge des Uebereinkommens von Oxford, das am 11. Juni 1258 Simon von Montfort Heinrich III. abzwang, wurden vierundzwanzig Barone zur besseren Anordnung der öffentlichen Angelegenheiten ernannt, und diese befahlen, daß vier in jeder Grafschaft dazu Abgeordnete über die in ihrer Gegend herrschenden Mißbräuche Erkundigungen einziehen, und sich alsdann — während die im Jahr 1215 gewählten sich nur in ihren verschiedenen Grafschaften versammelt hatten, — bei der nächstfolgenden Sitzung des Parlamentes einfinden sollten, um diesem darüber Auskunft zu ertheilen.

Derselbe Simon von Montfort, Graf von Leicester, ein Sohn jenes ältern Montfort, der als Anführer des Kreuzzuges gegen die Albigenser die im südlichen Frankreich erwachende religiöse Freiheit in dem Blute von Hunderttausenden erstickt hatte, ward endlich im Jahre 1265 ganz eigentlicher Gründer des englischen Unterhauses, und insofern dieselbe von dem Daseyn dieses letztern abhängen möchte, auch der bürgerlichen Freiheit von England, indem er Abgeordnete, nicht allein der Grafschaften, sondern auch der Städte, deren Bewohner bis dahin einer solchen Auszeichnung durchaus unwürdig erschienen waren, zum Parlamente berief.

Schon diese Geschichte der Entstehung des Hauses der Gemeinen giebt hinlänglich zu erkennen, daß dabei an eine von Seiten der Lords oder des Königs beabsichtigte Theilung ihrer verschiedenen Gewalten durchaus nicht zu denken

war. Die Stellvertreter des Landes und der Städte bildeten in dem Sinne ihrer Einberufung eine stehende Beschwerdenkommission, bestimmt, nicht in, sondern vor dem Parlamente zu erscheinen, um ihren Obern Berichte zu erstatten, und die Beschlüsse und Aufträge derselben zu vernehmen. Auf diese untergeordnete, oder eine ihr entgegengesetzte höhere Bestimmung deuten auch die sehr verschiedenen Ausdrücke in den an die verschiedenen Mitglieder des Parlaments erlassenen Einberufungsschreiben des Königs. Die Lords wurden berufen, de arduis negotiis regni tractaturi et consilium impensuri: um über wichtige Angelegenheiten des Reiches zu verhandeln und ihren Rath zu ertheilen; die Gemeinen, ad faciendum et consentiendum zum Einwilligen und Ausrichten, d. h. Geben. Der wirkliche Einfluß der letzteren, wie de Lolme bemerkt, erstreckte sich nicht einmal so weit, als diese Bezeichnung desselben in dem königlichen Ausschreiben. In den meisten ältern Parlamentsverhandlungen, wie die Vorrede zu Ruffheads Statutensammlung vielfach beurkundet, werden sie gar nicht genannt, oder wo es geschieht, doch nur als Bittsteller, in welchen Fällen die Bewilligung des Oberhauses nicht selten ihrem Ansuchen widerspricht.

Diese demüthigere Stellung des Unterhauses beurkundet sich auch in jeder andern Beziehung durch die vornehmere und zu Zeiten wegwerfende Behandlung, die sich dasselbe noch während voller drei Jahrhunderte von Seiten der Lords und der Krone gefallen ließ. Eine regelmäßige und selbstständige Theilnahme desselben an Regierungsangelegenheiten und Staatssachen im engeren Sinne wurde in diesem ganzen Zeitraume weder gestattet noch verlangt. Eduard II. Günstlinge und Minister, die beiden Spencer verurtheilte im Jahre 1321 das Oberhaus allein, ohne dabei im geringsten Rücksicht auf die Gemeinen zu nehmen, die ihrerseits während der Minderjährigkeit Richards II., weit entfernt sich eine Einmischung in die mittlerweile anzuordnende Verwaltung des Landes oder in die Erziehung des jungen Königs zu erlauben, in aller Beschei-

denheit nur die Lords mit der Bitte angingen, sich derselben anzunehmen.

Noch unter Elisabeth, als einmal die Mitglieder des Unterhauses eben ihren Sprecher gewählt hatten, erklärte Lord Bacon, die Königin verbiete ihnen, sich um Staatssachen zu bekümmern; mit welchem Ausdrucke übrigens wohl nur die der Königin lästigen Fragen über ihre Verheirathung und Thronfolge gemeint waren, denn andere und gewöhnlichere Staatssachen, wie Krieg und Frieden, oder auswärtige Unterhandlungen und Bündnisse lagen ohnehin ganz außer dem Bereiche eines Parlamentes dieser Zeit.

Sprechfreiheit überhaupt, obgleich, wie man glauben sollte, die unumgänglichste Bedingung des bloßen Daseyns einer berathenden Versammlung, war den damaligen Abgeordneten des englischen Volkes nur selten, oder doch nur in sehr engen und immer willkührlich abgesteckten Gränzen vergönnt. Fälle, in welchen dieselben für Aeußerungen im Parlamente, die dem Könige mißfällig waren, zur Rechenschaft gezogen und mit Einkerkerung oder auf andere Weise bestraft wurden, sind nicht ungewöhnlich. Der erste Sprecher des Hauses, Peter de la Mare, gewählt während der Minderjährigkeit Richards II., hatte unter Eduard III. ein ähnliches Schicksal gehabt; und als im Jahre 1592 ein anderer Sprecher der Gemeinen, Sir Edward Coke, im Namen derselben der Königin Elisabeth die drei üblichen Bitten, um Sicherheit vor Verhaftungen, Zutritt zu ihrer Person und Sprechfreiheit vortrug, antwortete sie ihm durch ihren Siegelbewahrer Pickering: Sprechfreiheit sei ihnen gestattet, doch müßten sie bedenken, welche; nicht eine Freiheit für Jeden, zu sagen, was ihm beliebe oder einfalle; ihre Sprechfreiheit sei die Freiheit, Ja zu sagen oder Nein. — Selbst untergeordnete Behörden durften ohne Gefahr, wenn gleich auf die gröblichste Weise, an Mitgliedern des Parlamentes, deren öffentliche Thätigkeit ihnen mißfallen hatte, ihren Unwillen auslassen, wie u. a. da durch den merkwürdigen Fall eines gewissen Stroda be-

wiesen wird, der ist einem der unter Heinrich VIII. gehaltenen Parlamente ein Gesetz über den Zinn in Vorschlag gebracht hatte. Die Bergwerksgerichte in Cornwallis zogen ihn darüber zur Verantwortung und verurtheilten ihn in schwere Geldbußen, und als er diese zu bezahlen sich weigerte, warf man ihn mit Ketten beladen in's Gefängniß, und behandelte ihn mit einer Härte, die sein Leben in Gefahr brachte.

Alles, was ein so schändliches Verfahren zur Folge hatte, war ein Gesetz, das für die Zukunft Mitglieder des Parlamentes, wegen ihres Benehmens in demselben, in Anspruch zu nehmen verbot, und das übrigens wohl nur so unbedeutenden Verfolgern Schranken zu setzen geeignet und wahrscheinlich auch bestimmt seyn mochte, da die Prärogative der Krone oder das höhere Ansehen ihrer unmittelbaren Werkzeuge, des Geheimenrathes und der Sternkammer, damals am wenigsten auf solche Weise zu bezweifeln, oder gar zu bedrohen war.*) — Das erste Beispiel von Befreiungen verhafteter Mitglieder des Hauses der Gemeinen durch unmittelbare Befehle des Sprechers derselben ist vom Jahre 1542. Früher hatte man sich in ähnlichen Fällen an den Kanzler gewandt. Erst unter Jakob I. im Jahre 1607 war das Selbstgefühl der Gemeinen so weit erwacht, daß eines ihrer einflußreicheren Glieder, Sir Edwin Sandys, mit Erfolg auf eine regelmäßige Führung des Protokolles antragen konnte; und Sir John Saville, ein Mann von großem Gewichte im Unterhause und ein entschiedener Gegner des Hofes, der im Jahre 1621 ein Hofamt und eine Stelle im Geheimenrathe erhielt und bald darauf zum Pair ernannt wurde, dürfte der erste gewesen seyn, der sich durch solche Eigenschaften der Gunst empfahl, und eine Bahn des Glückes brach, die nach Hume's Bemerkung, wie viel auch sonst an ihr zu tadeln seyn möchte, doch in den Augen des Beobachters zu den ersten und unfehlbarsten Zeichen einer gesicherteren öffentlichen Freiheit gehört.

---

*) *Hume* ch. 33.

Auch die bei der jedesmaligen Bildung des Unterhauses beobachteten Formen und Grundsätze blieben der größeren oder geringeren Bedeutung desselben angemessen. Anfangs und so lange noch die Sendung zum Parlamente den Abgeordneten bezahlt werden mußte, und als eine bloße Staatsfrohnde mehr betrachtet wurde, blieben, scheint es, die Bedingungen des Wahlrechtes und der Wählbarkeit, wo nicht ganz, doch großentheils dem Ermessen der Regierung und ihrer Beamten oder den Gewohnheiten jedes Ortes anheimgestellt. Wenigstens vergingen über anderthalb Jahrhunderte seit der ersten Einberufung der Gemeinen, ehe im achten und zehnten Regierungsjahre Heinrichs VI. das Wahlrecht in den Grafschaften auf die Besitzer eines jährlichen reinen Landeinkommens von vierzig Schillingen beschränkt wurde. Eine Summe, die in jenen Zeiten mehr als das Zehnfache ihres gegenwärtigen Nennwerthes ausmachte, und bei der es folglich keinesweges auf den gegenwärtigen Umfang der Wahlfreiheit abgesehen war. Späterhin, als ein freierer Gehorsam des Parlamentes denn doch bequemer erschien, und einigen Einfluß auf die Wahlverhandlungen wünschenswerth machte, geschah die Leitung derselben von Seiten der Regierung so offen und unbefangen, wie es nur immer ein ruhiges Bewußtseyn der Uebermacht mit sich bringt. Unter Eduard VI. im Jahre 1152 erließ Northumberland Rundschreiben an die Sheriffs, die den Grundeigenthümern einschärfen mußten, bei der bevorstehenden Parlamentswahl den Empfehlungen des Königs, oder seines Geheimenrathes, oder endlich auch jedes einzelnen Mitgliedes dieses letztern Folge zu leisten. Keine Wahlabschiede, congés d'élire, wie sie bei manchen Pfründenbesetzungen üblich waren, die aber, und obgleich während einer Minderjährigkeit und folglich in einer Zeit, in der das königliche Ansehen sich am wenigsten zu solchen Machtstreichen zu eignen pflegt, ihrem Zwecke doch vollkommen entsprachen, und selbst so wenig Aufsehen erregten, daß sie von beinahe keinem einzigen der gleichzeitigen Geschichtschreiber bemerkt werden. Nur

der fleißige Strype in seinen kirchlichen Denkwürdigkeiten *) hat ihrer gedacht.

Etwas Aehnliches geschah bei der Zusammenberufung des ersten unter Elisabeth gehaltenen Parlamentes, wo von Seiten des Hofes fünf Candidaten für jeden Wahlort und drei für jede Grafschaft ernannt wurden, und die Sheriffs dafür sorgen mußten, daß die Wahl nur einen der Empfohlenen treffen durfte. Erst vom Jahre 1604 an befestigte sodann ein fortdauernder und gleichförmiger Gebrauch den Grundsatz, zufolge dessen, wenn ein Sitz im Unterhause erledigt wurde, das Ausschreiben zu einer neuen Wahl, das früher auch der Kanzler zu erlassen pflegte, unmittelbar und im Namen des Hauses von dem Sprecher desselben besorgt werden muß; einen Grundsatz, der allerdings als unentbehrliche Schutzwehr gegen heimliche und übereilte Wahlen im Sinne des Hofes, die Unabhängigkeit des Parlamentes wesentlich bedingt. Noch 1673 versuchte Shaftesbury bei einer Gelegenheit die veralteten Rechte des Kanzlers wieder in Anwendung zu bringen, aber das Unterhaus vernichtete die geschehene Wahl, und erließ durch seinen Sprecher das Ausschreiben zu einer neuen. Sogar die Einmischungen einzelner Pairs in das Wahlgeschäft wurden erst unter Carl I. und im langen Parlamente für Eingriffe in die Freiheiten der Gemeinen erklärt; und setzten auch ähnliche Beschlüsse und Vorsichtsmaßregeln einem heimlicheren und vielleicht um so verderblicheren Einflusse der Krone sowohl als der größern Grundeigenthümer keine Schranken, so ließen sie doch andererseits auch keinen Zweifel über die Unzuläßigkeit desselben, und sicherten dadurch einem bessergesinnten oder durch glücklichere Umstände begünstigten Zeitalter die Befugniß und Veranlassung zu einem desto wirksameren Behaupten seines Rechtes.

Daß übrigens die Unabhängigkeit oder wenigstens die Lehre von der Unabhängigkeit des Parlaments nur so langsam und zufällig erkannt wurde, darf um so weniger unsere

*) Ecclessiastical Memorials. Vol. II. p. 394. S. *Hume* ch. XXXV.

Verwunderung erregen, da eine andere Lehre, die auf das genaueste mit der ganzen Würde des Parlamentes zusammenhängt, geradezu nur wider den Willen desselben zu Stande kam; die nämlich, zufolge deren die Mitglieder des Unterhauses als Stellvertreter, nicht etwa der bloßen Grafschaft oder Gemeinde, in der sie gewählt wurden, sondern des englischen Volkes überhaupt anzusehen, und somit sich nicht mit ihren Wählern berathen, oder von diesen Verhaltungsvorschriften anzunehmen, sondern sich in ihrem Berufe durch die umfassenderen Beziehungen eines allgemeineren Wohles leiten zu lassen verpflichtet sind. Nicht etwa der gesetzgebenden Weisheit ihrer Vorfahren haben die Mitglieder des britischen Parlamentes jene höhere Stellung zu verdanken, auf der ihnen die Gesinnungen und Eigenschaften wirklicher Volksvertreter wenigstens nicht unerreichbar sind, und die ihnen die demüthigende Unbedeutsamkeit bloßer Ständeversammlungen erspart, sie verdanken sie einem zuverläßigeren Gesetzgeber, dem gebieterischen Einflusse des Bedürfnisses und der Zeit. Jene Weisheit war einer ganz andern Meinung, als sie im ersten Regierungsjahre Heinrichs V. verordnete: daß kein Ritter oder Bürger, der nicht an dem Tage der jedesmaligen Ausfertigung eines Wahlausschreibens, an dem Orte, den er vertreten wolle, seinen Wohnsitz habe, zum Abgeordneten desselben solle ernannt werden dürfen. Denn dieses heillose Gesetz, wie Hallam es nennt, würde Diejenigen, die in diesem Augenblicke als Vertreter des britischen Reiches und zu Zeiten als Sprecher der europäischen Zivilisation dastehen, unwiderruflich in den beschränkteren Wirkungskreis bloßer Sachwalter ihrer verschiedenen Vollmachtsgeber gebannt haben. Glücklicherweise indessen war es ein eben so schlecht befolgtes als verstandenes, und merkwürdig auch als das einzige in einer Art, daß in einem Lande, in dem auch der längste Nichtgebrauch die Gültigkeit eines Gesetzes im geringsten nicht zu schmälern vermag, sogar von den Gerichtshöfen in vorkommenden Fällen für unanwendbar erklärt wurde. Der Grund-

satz der Gesetzlichkeit mußte vor dem noch erhabneren des öffentlichen Wohles zurückstehen, und lange, bevor das Statut Heinrichs V. im vierzehnten Regierungsjahre Georg III. förmlich widerufen war, hatten Bedürfniß und Meinung die Anwendung desselben untersagt.

Der ganze wichtige Vortheil endlich einer Zusammensetzung des Parlamentes, nicht aus Bevollmächtigten gewisser durch Rechte und Lebensverhältnisse unterschiedener Abtheilungen im Volke, sondern aus einigen persönlich und erblich berufenen Mitgliedern und sodann aus Abgeordneten der ganzen übrigen Bevölkerung überhaupt, ein Vortheil, der die letztere vor dem Unglücke, immer nur Standesinteressen anerkennen oder bekämpfen zu müssen, sicher stellte, war hinsichtlich der Grundbesitzer, die sich anderswo als Adel und Ritterschaften abschlossen, ein Ergebniß jenes ursprünglichen Uebels einer strengeren Oberlehnsherrlichkeit, die das Aufkommen bevorrechteter Körperschaften unmöglich machte und nur persönliche Auszeichnungen zuließ, hinsichtlich des geistlichen Standes aber die Frucht eines bloßen Zufalles; wenn anders der Hochmuth so genannt werden darf, der als nothwendige Folge ihrer Verhältnisse die Gesinnungen jeder Priestergilde bezeichnen muß.

Hallam's Erörterungen *) dürften außer Zweifel gesetzt haben, daß anfangs auch die Geistlichkeit als solche zum Parlamente, und namentlich auch die niedrige Geistlichkeit zu den Sitzungen des Unterhauses berufen wurde, und daß der Clerus überhaupt, besonders nach Eduards I. Absicht, einen wirksamen und wesentlichen Bestandtheil des Parlamentes auszumachen bestimmt erschien. Der Widerwille aber, den dieser ohnehin gegen eine ähnliche Gemeinschaft mit bloßen Laien hegte, wurde durch den, der zwischen den Anhängern des gemeinen Rechtes und den geistlichen Richterstühlen mit ihren Satzungen des kanonischen und Civilrechtes herrschte, und durch die Eifersucht, mit der jeder Theil jedem Antheile oder Einflusse

*) Hallam VIII. 3.

des andern hinsichtlich seiner besonderen Gesetzgebung zu widerstehen suchte, noch erhöht. Geldbewilligungen, die schon an sich nicht eben geeignet waren, diesen Widerwillen, mit dem der Clerus den königlichen Ladungen Folge leistete, zu entkräften, blieben die einzige wahrhaft gemeinschaftliche Angelegenheit; und die blinde Selbstsucht, mit welcher derselbe auf Exemtionen und Immunitäten und auf die selbstständige Würde seiner Angehörigen bestand, ließ ihn die Gelegenheit zu einer verfassungsmäßigen Theilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten des Landes unwiderruflich verscherzen. Anderswo begnügte sich die Geistlichkeit mit dem Vorzuge, in jeder gesetzgebenden oder berathenden Versammlung den ersten Stand auszumachen; in England ging ihr Stolz zum Glücke des Volkes weiter, und strebte nach einer gänzlichen Absonderung von den übrigen Gemeinen im Unterhause des Parlaments, und so gestaltete sich allmählich aus dem, was einen Zweig der allgemeinen Reichsversammlung auszumachen bestimmt war, eine von ihr getrennte Kirchenversammlung, eine Synode oder sogenannte Convocation, die zu gleicher Zeit gehalten zu werden pflegte, aber mit jener auch nichts gemein hatte, als den Zeitpunkt ihrer Sitzungen.

Schon diese Thatsache einer nicht eigentlich von Seiten der Krone oder des Parlamentes beabsichtigten, sondern durch die niedere Geistlichkeit selbst herbeigeführten Absonderung derselben von den Gemeinen im Unterhause läßt vermuthen, daß auch im Oberhause die Prälaten, zunächst als Stellvertreter ihres Standes und vermöge ihrer geistlichen Würden, Sitz und Stimme hatten; doch mußten sie, wie nach und nach die völlige Trennung des Clerus von den weltlichen Abgeordneten des Volkes, und eine besondere, nur ihn repräsentirende Versammlung, die Convocation zu Stande kam, sollte nicht eine doppelte Vertretung der Geistlichkeit angenommen werden, jene Bedeutung nothwendig einbüßen, oder vielmehr ihrer im Oberhause des Parlamentes verlustig gehen, während sie ihnen desto ausgemachter in dem der Convocation

verblieb. Auch findet sich, daß, wie diese abgesonderte Stellvertretung der Geistlichkeit allmählig zu größerer Festigkeit gelangte, der Besitz einer der Baronien, mit welchen schon Wilhelm der Eroberer theils durch wirkliche Verleihungen, theils und hauptsächlich, indem er die ihnen als freies Kirchengut, frank almoigns oder free-alms — bereits gehörigen Grundstücke in Lehngüter verwandelte, die meisten derselben ausgestattet, immer entschiedener als Bedingung ihres Anspruches auf einen Sitz im Oberhause betrachtet wurde. In älteren Zeiten war dieß keinesweges der Fall. Von hundert und zweiundzwanzig Aebten und einundvierzig Prioren aber, die bis zu Eduard III. im Parlamente erschienen, wurden nur fünfundzwanzig Aebte und zwei Prioren unausgesetzt berufen. Die Namen von vierzig dieser Geistlichen kommen nur ein einzigesmal vor; sechsunddreißig andere werden nur fünfmal genannt; und ihre Einberufung, meint Hallam, die wahrscheinlich aus Versehen, oder weil eine besondere Veranlassung dazu vorhanden war, statt gefunden hatte, wurde nicht wiederholt, weil sie keine Baronien besaßen; ein Grund, der unmöglich anzunehmen seyn würde, wenn diese Prälaten als solche, und als Stellvertreter ihres Standes im Parlamente erschienen wären, dessen Voraussetzung aber durch gleichförmigen und fortdauernden Gebrauch aller folgenden Zeiten gerechtfertiget erscheint. Selbst ein gewisser weltlicher Stolz der höheren Würdenträger der Kirche, dem — so schlecht er sich eigentlich mit ihrem geistlichen vertragen mochte, doch immer noch neben demselben ein Plätzchen übrig blieb — erleichterte und begünstigte jene folgenreiche Unterscheidung zwischen dem Lord und dem Prälaten in der nämlichen Person. Non sedemus hic Episcopi sed Barones, erklärten schon unter Heinrich II. die Bischöfe im Parlamente von Northampton: nicht als Bischöfe, sondern als Baronen sitzen wie hier. Der Satz, den sie aussprachen, gelangte späterhin zu einer Gültigkeit, die weder einen Zweifel noch eine Ausnahme zuließ; im siebenten Regierungsjahre Heinrichs VIII. entschieden sämmtliche Richter von England:

der König sei auch nur mit den weltlichen Lords und den Gemeinen, und ohne Bischöfe, die nicht vermöge ihrer geistlichen Würden dahin gehörten, sein Parlament zu halten ermächtigt; Carl I. sogar, wie sehr ihm die Erhebung der Kirche am Herzen lag, zählte in seiner Erklärung vom 16. Juni 1642 außer sich selbst doch nur zwei Bestandtheile des Parlamentes, von welchen geistliche und weltliche Lords zusammen den einen, und die Gemeinen im Unterhause den andern ausmachten; und das Beispiel des Bischofs von Man, der, obgleich ein Bischof, doch keine Baronie besitzt und folglich kein Lord ist und nicht zum Oberhause berufen wird, beurkundet fortdauernd das reinweltliche Verhältniß der geistlichen Mitglieder des englischen Parlaments.

Erst im Jahre 1647, und als die Fortschritte der Reformation den Clerus in Schrecken setzten, suchte derselbe einzulenken, und bewarben sich die Geistlichen im Unterhause der Convocation um die bis dahin verschmähte Gemeinschaft mit den Laien in dem des Parlaments. Ihre Bitte: daß ihnen dem Inhalte des königlichen Ausschreibens und dem alten Herkommen des Königreiches gemäß unter den Gemeinen des eben versammelten Parlamentes, als Mitgliedern des Gemeinwesens und des Königs gehorsamen Unterthanen ihre Sitze eingeräumt, und sie den Gemeinen beigesellt würden, kam zu spät; und ihre Berufung auf ein altes Herkommen des Reiches, zufolge dessen sie mit den Gemeinen im Unterhause Sitz und Stimme haben sollten, hatten sie selbst durch ihre hochmüthige Entfernung zur Unwahrheit gestempelt. Der behauptete Gebrauch wird durch keine einzige der vorhandenen amtlichen Nachrichten unterstützt, und durch eine Menge derselben widerlegt.

Auch die staatsbürgerlichen Rechte, die anfangs noch dem einzelnen Geistlichen geblieben waren, gingen endlich über die Hartnäckigkeit verloren, mit der die gesammte Geistlichkeit auf ihre kirchlichen Vorrechte bestand. Wie es im Oberhause Prälaten gab, die nicht als solche, sondern als Lords ihren Platz einnahmen, so gab es in früheren Zeiten auch im Unter-

hause Pfarrer und andere Angehörige der Kirche, die nicht als Abgeordnete ihres Standes, sondern als erwählte Stellvertreter mancher Städte oder Grafschaften Sitz und Stimme hatten. Schon das bekannte unter Richard II. vorkommende Beispiel Sir Richard Hereys *), mehrerer anderer Fälle zu geschweigen, liefert den Beweis ihres deßfallsigen Rechtes, das, Hallam zufolge, erst seit den Zeiten der Reformation durch Nichtübung in Abnahme und zuletzt in Vergessenheit gerieth; und dessen geschichtliches Daseyn in neueren Zeiten durch einen zur Untersuchung dieses Gegenstandes niedergesetzten Ausschuß des Unterhauses, dem Zeugnisse der Thatsachen und besserer Geschichtforscher gegenüber, mit Unrecht und umsonst bezweifelt wurde. Desto wichtiger und entscheidender hingegen war der Bericht desselben für das künftige Schicksal dieser Berechtigung. Eine Parlamentsakte vom Jahre 1804 enthält nächst verschiedenen Bestimmungen hinsichtlich des pflichtmäßigen Aufenthaltes der Seelsorger in den ihnen anvertrauten Gemeinden, eine förmliche Ausschließung der Geistlichen überhaupt aus dem Unterhause des Parlaments, und selbst von mehreren andern bürgerlichen Beschäftigungen und Erwerbszweigen, wie Pachtungen, Handelsunternehmungen u. dgl., die ihnen alle einmal unter ihrer Würde zu liegen schienen, und jetzt außer ihrem Bereiche gelegen sind.

Derselbe unbeabsichtigte und unbemerkte Gang der Dinge, der in der Entstehung und Zusammensetzung des Parlamentes, und in dem Wechsel der gegenseitigen Beziehungen seiner verschiedenen Bestandtheile zu Tage liegt, zeigt sich ferner noch in der Geschichte des allmählich erweiterten Umfanges und der fortschreitenden Bedeutung seiner Wirksamkeit.

Eine gesetzgebende Gewalt im eigentlichen Sinne des Wortes gehörte ursprünglich nicht einmal den Baronen, als noch diese allein unter dem Vorsitze des Königs das Parlament ausmachten. Sie bildeten als richtende und berathende Mit-

*) Er war ein Geistlicher, und der Titel Sir eine gewöhnliche Ehrenbenennung der Landpfarrer jener Zeit.

glieder den großen Lehnshof ihres Herrn, aber die Gesetze des Landes gingen in der Regel nicht von ihnen aus, wie oft sie auch, wenn die Uebermacht auf ihrer Seite war, den Königen Gesetze gaben. Eben so wenig lag jene Gewalt in den Befugnissen des Parlamentes, nach seiner spätern durch die Einberufung des Unterhauses geschehenen Erweiterung und Umgestaltung. Der ganze Antheil desselben an der Gesetzgebung beschränkte sich zunächst auf eine demüthige und ungewisse Anregung zu derselben in Beschwerden und Vorstellungen, die der König, als eigentlicher Gesetzgeber, je nach seinem Gefallen, den Statuten zum Grunde legte, oder unberücksichtigt ließ, und mußte sich wohl darauf beschränken, so lange die königlichen, sogenannten Proklamationen, die anfangs die einzige Gesetzgebung ausgemacht hatten, auch neben der des Parlamentes, wie es noch Jahrhunderte hindurch der Fall war, ihr selbstständiges Ansehen behaupteten. Die Proklamationen des Königs haben, nach Sir Edward Coke, *) nur insofern sie sich auf bestehende Gesetze gründen und diesen gemäß sind, Gesetzeskraft; und das ist allerdings hinsichtlich ihrer die gegenwärtige Lehre des englischen Rechtes. Aber Sir Edward Coke, ein Zeitgenosse Elisabeths und der ersten Stuarts, lebte in den Zeiten des Ueberganges von königlicher Willkühr zu gesetzlicher Freiheit, und als man jede leichte Vertröstung und jede bald vergessene Zusage früherer Fürsten in ihrem strengsten Sinne wieder geltend zu machen, und selbst neue Rechte, als wären sie nur erneuerte, in Anspruch zu nehmen pflegte.

Die ursprüngliche Selbstständigkeit jener unmittelbar und nur vom Throne ausgehenden Gesetzgebung ist keinem Zweifel unterworfen. Nicht früher als unter Eduard III., der die Kräfte, die er in unaufhörlichen Kriegen wider Frankreich verschwendete, zuweilen bei seiner innern Verwaltung entbehren mußte, finden sich die ersten Spuren einer Unterscheidung zwi=

*) III. Instit. 162.

schen Proklamationen und Parlamentsakten, in welchen letzteren man bis dahin, und nicht mit Unrecht, nur unbedeutende Abweichungen von den älteren Formen jener königlichen Willkühr erblicken mochte, die sich, wie schon bemerkt wurde, auch unter dem wechselnden Einflusse des gemeinen und des statutarischen Rechtes, bis zu dem Zeitpunkte, in welchem die ihr besonders zugeordneten Gerichtshöfe eingingen, in ihrer vollen und wirksamen Thätigkeit erhielt.

Ja die gesetzgebende Gewalt des Parlamentes überhaupt, in dem Sinne, in welchem sie gegenwärtig besteht, verdankt ihre ganze Wirksamkeit und Sicherheit, und in ihnen ihr ganzes Daseyn einer bloßen, erst im fünfzehnten Jahrhunderte üblich gewordenen Form. Die Thätigkeit auch des englischen Unterhauses äußerte sich noch eine geraume Zeit nach seiner Entstehung, gleich der des dritten Standes in den französischen Generalstaaten, so lang es diesen, ihre Unbedeutsamkeit zu fristen, vergönnt war, in Klagen und Bitten (doléances), die alsdann, zusammengestellt mit den Beschlüssen der Lords und den Antworten des Königs, den Stoff hergaben, aus welchem die Richter nach der Auflösung jedes Parlamentes förmliche Statuten zu entwerfen pflegten. Ein Verfahren, das, abgesehen von der damit verbundenen Leichtigkeit, durch unvollständige oder bedingte königliche Bewilligungen den Wünschen des Parlamentes nicht selten eine dem Sinne derselben ganz entgegengesetzte Wirkung beizulegen, selbst unmittelbare Verfälschungen der wirklich beabsichtigten und zu Stande gekommenen Verordnungen möglich machte; wie denn, besonders auch Richards II. Regierungszeit, mehrere Beispiele ähnlichen Betruges, und namentlich einige dem Parlamente zugeschriebenen Gesetze, zu welchen doch nur die zugleich versammelte Geistlichkeit ihre Stimme gegeben hatte, vorhanden sind. Eines der merkwürdigsten unter den letztern ist jenes erste in seiner Art vom Jahre 1381, vermöge dessen der weltliche Arm zur Aufrechthaltung kirchlicher Rechtgläubigkeit in Anspruch genommen, und das ohne Einwilligung der Gemeinen erlassen

wurde. Diese beschwerten sich darüber in der nächsten Parlamentssitzung, und man widerrief es; aber auch den Widerruf wußte man zu unterschlagen, und das untergeschobene Gesetz steht heute noch im Statutenbuche.

Vergebens bemühten sich die Gemeinen, den Uebelständen einer solchen ihnen vielmehr aufgebürdeten als eingeräumten Gesetzgebung zu begegnen; erbaten sie in einem Falle sich die Erlaubniß zur Einsicht in eine gewisse Verordnung, bevor sie eingetragen wurde; bewirkten sie ein anderesmal, daß mehrere Lords und Einige aus ihrer eigenen Mitte bei der Beglaubigung des Protokolles zugegen seyn durften, oder wandten sie sich mit ihren Vorstellungen und Gesuchen an den Thron. Das Uebel war unheilbar, so lange die bestehenden Verhandlungsformen demselben immer wieder Raum gaben, und hörte nicht eher auf, als bis an Stelle der ältern Bittschriften, unter dem Namen von Bills, vollständige Gesetzentwürfe eingeführt wurden, die, indem sie schon im Voraus alle Theile und Formen, und selbst die königliche Genehmigung des beabsichtigten Statutes umfaßten, nach und nach dem Grundsatze, zufolge dessen der König sie unverändert anzunehmen oder zu verwerfen gehalten ist, sein Daseyn und ein lebendiges Daseyn verliehen. Eine wesentliche Veränderung, die nur allmählig, und erst unter Heinrich VI. völlig zu Stande kam.

Aber dieser zweckmäßigere Geschäftsgang, der, indem er jedem Bestandtheile des Parlamentes einen gleichen Antheil an der Gesetzgebung einräumte, die Willkühr wenigstens aus dem Umkreise dieser Versammlung auszuschließen geeignet schien, war für's Erste und bis zu den Zeiten der Stuarts ein bloßer Gewinn der Krone, die von jetzt an die Befehle der Eigenmacht, als Beschlüsse der gesetzgebenden Weisheit erlassen, und das Gehässige jeder tyrannischen Maßregel, das früher sie selbst und ihre Günstlinge übernehmen mußten, fernerhin einem immer dienstfertigen Parlamente aufbürden konnte. Die drückendsten Gesetze gingen im Jahrhunderte der Tudors vom Parlamente aus, und besonders in den letzten Regierungsjahren Heinrichs VIII. sank dasselbe

zu einem Fanatismus der Unterwürfigkeit hinab, von dem außer dem Senate der Cäsaren in der Geschichte kein Beispiel vorhanden ist. In weniger als sieben Jahren von 1536 bis 1543 überlieferte es Freiheit, Eigenthum und Gewissen jedes Engländers, und zuletzt sich selbst und alle seine Rechte, ohne Vorbehalt und Ausnahme der Laune dieses Fürsten, und verkehrte, was anderswo als öffentliches Unglück ertragen wird, in ein öffentliches Recht. Es ermächtigte ihn in Ausdrücken, deren gränzenlose Weitschichtigkeit im sich ereignenden Falle selbst förmliche Zerstückelungen des Königreiches umfaßt haben würde, zu Verleihungen von Ländereien und Würden und Freiheiten und Vorzügen aller Art. Es ertheilte ihm und seinen Nachfolgern die Befugniß, jede Parlamentsakte, die vor ihrem einundzwanzigsten Jahre ergangen war, beliebigenfalls durch ihre offenen Briefe, letters patent, zu widerrufen. Es genehmigte und bestätigte im Voraus als allgemein verbindliche Glaubensartikel die Sätze, die ein von Seiten des Königs niedergesetzter Ausschuß von Geistlichen, mit seiner Bewilligung, dafür erklären werde. Es stellte königliche Proklamationen und Parlamentsakten an verbindlichem Ansehen einander gleich, und verwandelte, indem es jeder zur Aufrechthaltung jener königlichen Gesetze ernannten Kommission von neuen Mitgliedern des geheimen Rathes die Rechte und Eigenschaften eines regelmäßigen Gerichtshofes zuerkannte, die vorübergehenden Gewaltstreiche der Kabinetsjustiz in eine stehende Rechtspflege. Es vernichtete mit einem Worte jede seit Jahrhunderten mühsam entstandene Spur einer Verfassung und sich selbst, und hätte, wär' es nicht ein so bequemes Werkzeug der Herrschaft gewesen, ganz füglich die letzte Versammlung dieser Art seyn mögen, die in England zusammentrat.

Auch jene beaufsichtigende und richterliche Gewalt über die höheren Vollstrecker des Gesetzes, die mit ihren sinnlicheren Eindrücken und näher liegenden Beziehungen von den Abgeordneten eines noch rohen Volkes früher ausgeübt und eifer=

süchtiger behauptet zu werden pflegt, als das Recht der Gesetzgebung selbst, war in diesem ganzen Zeitraume weder geregelt noch anerkannt, und wo sie geltend gemacht wurde, vielmehr ein Vorwand der Rache, als ein Grundsatz der Gerechtigkeit. Eduards II. und Richards II. Minister wurden nicht gerichtet, sondern verfolgt, die ersteren sogar ohne alle Theilnahme der Gemeinen, die ihrerseits unter Eduard III. eben so wohl gegen die Geliebte, als gegen die Räthe des Königs ihren Zorn ausließen; und so sehr waren in den beiden ersten dieser Fälle die angeblichen Richter selbst von der Unregelmäßigkeit ihres Verfahrens überzeugt, daß die Lords von Eduard II. sich eine förmliche Erlassung ihrer Schuld — an indemnity — zusichern ließen, und daß unter Richard II. das Parlament ausdrücklich den Beschluß faßte, sein Verfahren solle den Richtern nicht zur Richtschnur dienen dürfen. Unter Eduard III. zeigen sich Spuren eines Bestrebens, die Verantwortlichkeit der höhern Staatsbeamten an gewisse bestimmte Formen zu knüpfen, und selbst ihr eine größere Ausdehnung zu geben, als an die späterhin je zu denken war.

Gegen Zusage einer Subsidie verlangte das Parlament im Jahre 1341, der König solle an jedem dritten Tage einer Parlamentssitzung alle höheren Staatsämter, mit Ausnahme der Richterstellen in den beiden königlichen Gerichtshöfen, selbst übernehmen, damit alsdann die bisherigen Inhaber zur Rechenschaft gezogen würden. Eduard bewilligte das Gesetz, aber mit einem geheimen Vorbehalte, und widerrief es, sobald er das Geld empfangen hatte, indem er ganz unbefangen erklärte, er habe sich nur verstellt. Unter Richard II. entschieden sogar die sämmtlichen Richter von England, daß keiner von ihnen oder den Ministern des Königs ohne Genehmigung desselben angeklagt werden dürfe; und obgleich diese Behauptung eine der Ursachen ausmachte, die dem unglücklichen Fürsten Thron und Leben kosteten, so wurde sie doch schon von seinem unmittelbaren Nachfolger Heinrich IV. wiederholt. Buckingham's Anklage im Jahre 1626 war das erste Beispiel eines

regelmäßigen Verfahrens, wie es in der Folge bei ähnlichen Gelegenheiten stattzufinden pflegte, und von jetzt an gelangte das Parlament allmählich zu jenem Einflusse, der, wohlthätiger als die Macht, zuweilen einen Minister zu stürzen, den König nur solche Diener zu wählen nöthigt, die ihm das Vertrauen des Parlamentes empfiehlt.

Das Parlament war in der That, bis zu den großen Veränderungen, die das siebenzehnte Jahrhundert in dem ganzen gesellschaftlichen Zustande des Landes herbeiführte, vielmehr die geldgebende, als die gesetzgebende Gewalt im Staate; und wie besonders unter Eduard IV. geizte es auch zu andern Zeiten mit der kleinsten und nothwendigsten Geldhülfe, während es verschwenderisch mit seinem politischen Ansehen alle, und seien es die rachsüchtigsten und willkührlichsten Gesetzesvorschläge der Regierung, bereitwillig guthieß. Noch unter Elisabeth erwartete das Volk von seinen Stellvertretern keine höhere Tugend, als die der Sparsamkeit, und setzten sie selbst sich keine höhere Aufgabe als die, so hartnäckig als möglich den Geldforderungen des Hofes zu widerstehen, der seinerseits in ihrer Versammlung ein bloßes, unentbehrliches Mittel der Besteuerung erblickte. Auch rechnete die Königin sich's zum Verdienste an, so selten als möglich Parlamente zu berufen. Sie forderte wenig, um wenig zugestehen zu dürfen, und half sich durch eine haushälterische Verwaltung, oder, wo diese nicht zureichte, durch den Mißbrauch ihrer Prärogative. Der damalige Zustand Englands, wie eigenthümlich und verschieden in andern Beziehungen, glich, nach Hume's Bemerkung, darin dem gegenwärtigen der Türkei, daß auch in jenem der Herrscher bei übrigens unbeschränkter Macht nur keine Steuer auflegen durfte; und in beiden Fällen war diese Beschränkung der höchsten Gewalt, in ihrer Vereinzelung, ein Unglück des Volkes mehr. In der Türkei nöthigt sie den Sultan, die Provinzen den Erpressungen seiner Statthalter preiszugeben, um späterhin durch Plünderungen dieser letztern sich selbst zu bereichern, und in

England nahm Elisabeth ihre Zuflucht zum Verkaufe oder zur Benutzung von Monopolen und ausschließlichen Handelsberechtigungen aller Art; eine beinahe so heillose Erfindung, wie jene türkische, und mit Hülfe deren, hätte die Königin eine Reihe von Jahren in ihrer Weise fortfahren dürfen, England, der Sitz der Künste und des Handels, von beiden jetzt eben so entblößt seyn würde, als die Küste der Barbarei. *)

Wenige Thatsachen dürften in der Geschichte ausgemachter seyn, als die, daß England seine besten, man könnte sagen, alle seine Freiheiten, insofern dergleichen auf dem Zugeständnisse der Machthaber beruhen, nicht etwa der Weisheit oder Großmuth, sondern einzig und allein der größeren, besonders durch ihre unaufhörlichen Kriege in Frankreich herbeigeführten Hülfsbedürftigkeit seiner Fürsten schuldig ist, daß es, nach Hallam's treffendem Ausdrucke, dieselben bei weitem öfter mit seinem Gelde, als mit seinem Blute erkauft, und daß es eben jener fortdauernden Hülfsbedürftigkeit der Krone auch die Fortdauer seiner verfassungsmäßigen Rechte zu verdanken hat. Keine Wahrheit indessen wurde so spät erkannt, wie diese. Die Vortheile eines ähnlichen Verhältnisses mußten dem Parlamente in gewisser Art aufgedrungen werden. Die finanzielle Unabhängigkeit der Krone blieb Jahrhunderte lang das Utopien und das Ziel aller seiner Wünsche und Bemühungen, und es hat nicht an ihm gelegen, daß die Engländer die Erstgeburt ihrer Freiheit nicht für das Linsengericht einiger ersparten Subsidien hingaben. Im sechsten Regierungsjahre Heinrichs IV. widerrief nicht allein das Parlament mehrere frühere königliche Verleihungen, sondern verbot auch jede nicht von ihm bewilligte Veräußerung eines Eigenthumes der Krone, alles, um die den Gemeinen aufzulegenden Abgaben zu vermindern, und in der ausdrücklichen Absicht, es dahin zu bringen, „daß der König fernerhin von dem Seinigen leben könne." Derselbe Wunsch des Volkes und seiner Abgeordneten, die Krone

*) S. *Hume* Vol. V. Append. III.

in ihren Einkünften unabhängig zu machen, und besonders ihr eigene Mittel zur Errichtung eines stehenden Heeres anzuweisen, erleichterte Heinrich VIII. die Aufhebung der Klöster und das Einziehen ihrer reichen Besitzungen, und eine merkwürdige Stelle in Sir Edward Coke's Werken*) zeigt uns, wie noch fünfzig Jahre später selbst einsichtsvolle und freisinnigere Staatsmänner mit Bedauern auf diese versäumte Gelegenheit zurücksahen. Sogar das gesammte Einkommen der höheren Unterrichts-Anstalten wurde im Jahr 1345 zum Behufe eines so guten Werkes der Krone preisgegeben, und die englischen Universitäten verdanken ihr Daseyn dem seltenen Umstande der Großmuth eines Heinrich VIII., dessen Habsucht für dießmal denn doch gewissenhafter war, als die Freigebigkeit seines Parlamentes. Glücklicherweise besaßen nicht alle Fürsten Elisabeth's klugen und wirthschaftlichen Sinn. Die Gedankenlosigkeit, mit der Heinrich VIII. seine Beute fast eben so schnell wieder vergeudete, als er sie zusammgerafft, bewahrte die schwachen Anfänge der englischen Freiheit in der drohendsten Gefahr, die sie jemals zu bestehen hatten, vor dem Untergange; und in dem langen Kampfe zwischen den verschwenderischen Neigungen der Könige und den haushälterischen Absichten des Parlamentes, trugen zum Glücke der Menschheit jene den Sieg davon.

Auch dieses vielleicht am schlechtesten benutzte, obgleich bedeutendste aller verfassungsmäßigen Rechte, an dem im Laufe der Zeit jedes andere einen Stützpunkt gefunden hat, das Recht: nicht mehr zu geben, als man geben will, gelangte übrigens nur langsam zu seiner vollen und anerkannten Gültigkeit, und wurde noch langsamer, und in einer der wichtigsten Beziehungen durch bloßen Zufall an diejenigen Formen und Grundsätze geknüpft, auf deren Beachtung der größere Theil seines Werthes beruht. Er war in seinem Ursprunge ein unmittelbarer Folgesatz jenes Lehns-Verhältnisses, das, wie die germanische Gesellschaft überhaupt, vielmehr persön-

*). IV. Instit. c. 1.

licher als dinglicher Natur, sich zunächst und vorzugsweise auf die Verpflichtung des Eigenthümers, nicht aber die Belastung des Eigenthumes bezog. Das letztere, wie beschränkt und abhängig es außerdem seyn mochte, konnte, da es dem jedesmaligen Besitzer schon als Bedingung der demselben obliegenden persönlichen Leistungen, und das Mittel, das ihm diese möglich machen sollte, verliehen war, nicht füglich, oder doch nicht ohne des Betheiligten Einwilligung, dem ursprünglichen Dienstvertrage zuwider von neuem und also zwiefach belastet werden.

Etwas Aehnliches galt von der Habe und den Personen der den unmittelbaren Vasallen der Krone dienstbaren kleineren Grundbesitzer, die, waren sie auch zu wehrlos, um selbst gefragt werden zu müssen, der Oberlehnsherr doch nicht ohne Erlaubniß ihrer näheren Obern besteuern durfte; und so waren alle nicht aus dem jedesmaligen Lehnsverbande selbst hervorgehenden Leistungen und Abgaben, wie auch schon ihre ältesten Benennungen in den meisten europäischen Sprachen es beweisen, in der Regel nicht anbefohlene, sondern erbetene und bewilligte. Wo immer indessen der Oberherr noch Macht genug besaß, im Falle eines außerordentlichen Bedürfnisses, zu dessen Bestreitung seine eigenen und gewöhnlichen Einkünfte nicht hinreichten, den kürzeren Weg einzuschlagen, da ersparte er sich begreiflicherweise den unsichern Umweg einer Bitte durch seinen Befehl. Nirgends aber war die Macht der königlichen Oberlehnsherren von Anfang an so überwiegend gewesen, und behauptete sie sich länger in ihrem Uebergewichte, als in England; und nirgends kommen daher Beispiele von Erhebung unbewilligter Steuern, die anderswo erst in späteren Zeiten zur Regel wurden, gerade in den frühesten so häufig vor als eben hier. Wie zahlreich sie besonders unter Eduard III. waren, beweist schon die Menge der wider sie gerichteten Vorstellungen und Verwahrungen des Parlaments, die, wenn auch keinen andern, doch wenigstens den Vortheil hatten, das mißbräuchliche Verfahren nicht in ein unwidersprochenes und ver-

fassungsmäßiges Recht ausarten zu lassen, und im vierundzwanzigsten Regierungsjahre dieses Königs wurde die Nothwendigkeit einer von Seiten der Lords und Gemeinen erfolgten Bewilligung jeder Steuer ausdrücklich anerkannt.*) Die Fürsten aus dem Hause Lankaster, die ihr zweifelhafter Anspruch auf den Thron die Wünsche und Rechte des Volkes in diesem empfindlichsten Punkte zu schonen bewog, enthielten sich zuerst und fortdauernd jeder eigenmächtigen Abgaben-Erhebung. Unter ihren Regierungen gelangte das ausschließliche Besteuerungsrecht des Parlamentes, das ein bloßes Gesetz wider die Angriffe einer sich unabhängiger fühlenden Macht wohl kaum würde geschützt haben, als herkömmliche Thatsache zu seiner späteren Gewißheit und Festigkeit, und ihr mangelhaftes Recht war dem Lande ersprießlicher als alle Sicherheit, die ein besseres den legitimen Inhabern des Thrones einflößte. Noch unter Heinrich VIII. indessen erkannten die Richter von England den König, vermöge seines bloßen Auftrages by commission jede ihm beliebige Summe einfordern zu lassen, für befugt.

Und wenn einerseits dieser wichtigste Bestandtheil der Verfassung offenbaren Gewaltstreichen unterliegen mußte, so wurde er andererseits auch auf heimlicheren und eben darum gefährlicheren Wegen, unter dem Vorwande von sogenannten freiwilligen Gaben, benevolences, die Eduard IV. zuerst einfordern ließ, oder durch Monopole, Verkäufe von Rechten und Vorrechten aller Art, unmäßige Geldstrafen und ähnliche Mißbräuche umgangen und außer Wirkung gesetzt. Wie Elisabeth sich besonders dieser letzteren, ihrer Vorsicht besser zusagenden, aber dem Wohlstande des Landes fast noch verderblicheren Erfindungen bediente, ist bereits erwähnt worden; ihr Vater, Heinrich VIII., wählte das kürzere und sich unmittelbarer belohnende Mittel der von ihm zuerst mit einer gewissen

*) Durch das *Stat. 24. Edw. I. de tallagio non concedendo*, das de Lolme der Magna charta, als eine der Säulen der englischen Freiheit zur Seite stellt.

Regelmäßigkeit veranstalteten, gezwungenen Anleihen, und brach in dieser Beziehung durch sein wiederholtes Beispiel der Willkühr eine breitere Bahn. Die erste unter diesem Namen vom Könige ausgeschriebene allgemeine Steuer ist vom Jahre 1523, und sie blieb nicht die einzige in ihrer Art. Eine Tilgung, nicht etwa der auf solche Weise übernommenen Schulden, sondern der Verbindlichkeit sie zu bezahlen, zu der das Parlament willfährig die Hand zu bieten pflegte, brachte alsdann das Geschäft in Ordnung. Ein ähnlicher Erlaß hinsichtlich aller seit seinem Regierungsantritte gemachten Schulden wurde dem Könige im Jahre 1529 gewährt; ein anderer im Jahre 1544 in Ansehung einer erst kurz vorher wieder angeliehenen Steuer, und mit einem Zusatze, vermöge desselben Alle, die etwa schon Zahlung erhalten hatten, das Empfangene zurückzugeben verpflichtet wurden. In demselben Jahre erließ der König Befehle zu neuen Anleihen. Dem Unwesen der Monopole begegnete eine Parlamentsakte vom Jahre 1624, die, wie es damals üblich wurde, wider den einzelnen Mißbrauch die allgemeine Regel herkömmlicher Freiheiten geltend machte, und, indem sie jedem Engländer das Recht, hinsichtlich seines Thuns und Lassens, insofern es nicht zum Nachtheil Anderer gereiche, nach Gutdünken zu verfahren zusprach, jede Beschränkung dieses Rechtes durch königliche oder obrigkeitliche Befehle, oder überhaupt andere Vorschriften, als die des Gesetzes, für widerrechtlich erklärte.

Die gezwungenen Anleihen dauerten indessen fort, bis der Umfang, in welchem Carl I. sie zu benutzen versuchte, über ihr eigentliches Verhältniß keinen Zweifel übrig ließ. Ein im Jahre 1629 gefaßter Beschluß des königlichen geheimen Rathes verfügte, da der Drang der öffentlichen Angelegenheiten den mit der Zusammenberufung eines Parlamentes verbundenen Aufschub nicht gestatte, als das schnelleste, billigste und wirksamste Mittel, dem obwaltenden Bedürfnisse abzuhelfen, die Einzahlung eines allgemeinen Darlehens, gegründet auf die Berechnungen der letzten Steuerverzeichnisse. Genau so hoch wurde der Beitrag eines Jeden angesetzt, als es im Falle

parlamentarischer Bewilligung einer vierfachen Subsidie geschehen seyn würde, wobei man jedoch sorgfältig in Erinnerung brachte, daß die Zahlung nicht als Steuer, sondern als Darlehn zu bewerkstelligen sey. Ein besseres Mittel hätte schwerlich erdacht werden können, um auch dem Arglosesten über die Unverträglichkeit ähnlicher Maßregeln mit den Rechten, ja mit dem ganzen Daseyn des Parlaments die Augen zu öffnen, und es erfüllte diesen zwar nicht beabsichtigten, aber natürlichen Zweck. Dem Volke wurden die Augen geöffnet, und die unter dem Namen der petition of rights bekannte Parlamentsakte vom Jahre 1620 setzte, vermöge der in ihr enthaltenen allgemeinen Rechtsbewahrung, unter mehreren andern Mißbräuchen auch dem gezwungenen Anleihen ein Ziel.

Jene Formen sodann der Steuerbewilligung, zufolge deren dieselbe nur von den Gemeinen ausgehen und von dem Könige oder den Lords nur angenommen oder verworfen, nicht aber geändert werden darf, und die jeder unmittelbaren Einmischung des Königs in die über diesen Gegenstand noch obschwebenden Verhandlungen mit eifersüchtiger Strenge zuvorkommen; Formen, die das englische Volk vor dem eiteln Glück anderer Völker, irgend eine Versammlung bevorrechteter Stände über ihre Habe, wie im Sinne des Lehnwesens den Rittergutsbesitzer über die seines Hörigen verfügen zu sehen, bewahrt haben, verdanken ihren Ursprung nicht sowohl einem förmlichen Anerkennen der in ihnen aufrecht erhaltenen Grundsätze, als dem zufälligen Umstande ihrer gelegentlichen Erwähnung in einer königlichen Botschaft, und ihre Fortdauer der bloßen Thatsache ihrer Behauptung. Eine Beschwerde der Gemeinen, welchen die Lords, nachdem sie sich mit dem Könige selbst über den Belauf einer demselben zuzugestehenden Geldhülfe vereinigt, ihren bereits gefaßten Beschluß durch eine bloße Anzeige mitgetheilt hatten, veranlaßte im neunten Regierungsjahre Heinrich IV. diesen Fürsten zu einer Erklärung, Inhalts deren die Befugniß der Lords und der Gemeinen, sich über die Lage des Königreiches und die nöthigen

Hülfen unter einander zu berathen, anerkannt wurde: so jedoch, daß weder die Lords für sich, noch die Gemeinen ihrerseits über irgend eine mit Zustimmung der ersteren zu veranstaltende Bewilligung ihrem Herrn, dem Könige, berichten sollten, bevor beide Theile übereinstimmten; und man sieht, wie gerade der wichtigere von jenen Grundsätzen, der das ausschließliche Bewilligungsrecht der Gemeinen betrifft, nur folgerungsweise, aus einem in anderer Beziehung dastehenden, bloßen Zwischensatze hervorgeht. Auch beruht dieses Recht in der That keinesweges auf einem Zugeständnisse der Pairs, oder auf einem bessern von Seiten der Krone, sondern wesentlich und fortdauernd auf dem beharrlichen Willen der Gemeinen. Als Carl I. seinen großen Rath der Pairs in York versammelt hatte, warf ein Mitglied desselben, erzählt Clarendon, unter Andern die Frage auf: ob nicht auch sie, die Lords allein, dem Könige Steuern zu bewilligen berechtigt seyen? Eine Frage, die freilich ohne Folgen blieb, die aber, wäre das ausschließliche Besteuerungsrecht der Gemeinen so ausgemacht erschienen, als es bei seiner Wichtigkeit allerdings zu seyn verdiente, schwerlich auch nur erhoben seyn würde. Noch im Jahre 1671 versuchten es die Pairs, einem ihnen vorgelegten Steuergesetze einige Zusätze hinzuzufügen; die Gemeinen vereitelten das Unternehmen durch eine förmliche Rechtsbewahrung, und erst von diesem Zeitpunkte an finden ihre in dieser Beziehung sonst nirgends bezweifelten Ansprüche selbst im Oberhause doch keinen offenen Widerspruch.

Am spätesten endlich kamen diejenigen Regeln des Geschäftsganges in Uebung, die dem Parlamente eine fortdauernde Aufsicht über die Verwaltung möglich machen, und weniger drohend als die Befugniß, Einkünfte zu verweigern, sich meistens als nützlicher bewähren, indem sie die vorgeschriebene Anwendung der bewilligten sicher stellen. Bald nach der Restauration vollendeten Carls II. Geldbedürfnisse die Abhängigkeit der Krone von den Steuerbewilligungen des Parlamentes. Die vormundschaftlichen und Lieferungs-

rechte, über die man mit Jakob I. nicht hatte Handels einig werden können, wurden ihm für jährliche hunderttausend Pfund Sterling abgekauft, und eine Parlamentsakte vom Jahre 1670 ermächtigte ihn zur Veräußerung seiner Erbzinseinkünfte — **the fee-farm rents** — der letzten Ueberbleibsel des alten selbstständigen Einkommens der Könige von England. Um die nämliche Zeit kam auch die bei den Geldbewilligungen des Parlamentes bisher übliche Form der Subsidien ausser Gebrauch. Die letzten derselben sind vom Jahre 1663. Unterdessen wurden der Regierung die ihr jedesmal nöthigen Summen, ohne den verschiedenen Zweigen der Verwaltung besonders angeeignet zu werden, immer noch im Ganzen angewiesen; ein Verfahren, das wohl den früheren, gelegentlichen Unterstützungen der Krone, nicht aber ihrer bleibenden Versorgung, wie sie von jetzt an erfordert wurde, angemessen erschien; das außerdem weder einer gewissenhaften Verwaltung wider ungegründeten Argwohn, noch dem Volke gegen die wirklichen Uebel einer treulosen Schutz gewährte, und das, wie die Regierungen der beiden letzten Stuarts es vielfach bewiesen, nur einer solchen bei ihrer leichtsinnigen oder hinterlistigen Anwendung des ihr anvertrauten Geldes zu Statten kam. Erst in Folge der Revolution von 1688 traten die Grundsätze jener parlamentarischen Oberaufsicht in's Leben, der die Hülfsquellen des Staates eben sowohl in ihrem Laufe und in ihrer endlichen Bestimmung, als in ihrem Ursprunge unterworfen sind. Eine bestimmte Summe wurde von jetzt an als Belauf der Zivilliste zur Aufrechthaltung der Würde des Königs und zum Unterhalte seines Hofstaates ausgeworfen. Das Uebrige des öffentlichen Einkommens, den verschiedenen Zweigen der Verwaltung besonders zugetheilt, durfte zu keinen andern als den vorgeschriebenen Zwecken verwandt werden. Ueber die Verwendung desselben war beiden Häusern des Parlaments in ihrer nächstfolgenden Sitzung Rechnung abzulegen. Endlich vollendete die im Parlamente von 1689 zum erstenmal in Anwendung gebrachte Regel einer nur von Jahr zu Jahr er-

folgenden Steuerbewilligung die Abhängigkeit der Empfänger und Nutznießer des öffentlichen Einkommens von den Abgeordneten Derjenigen, die es hergeben, und in ihr die Grundlage, auf der im Laufe des folgenden Jahrhunderts das Gebäude der englischen Geldmacht sich erhob.

Schon ein flüchtiger Hinblick, wie dieser auf den Entwickelungsgang der englischen Verfassung in ihren wesentlichsten und eigenthümlichsten Bestandtheilen, dürfte hinreichen, die Meinungen zu rechtfertigen, die eine umfassendere Betrachtung der Geschichte von England dem geistvollesten Erzähler derselben abnöthigte. *) Die Verfassung dieses Landes war allerdings Jahrhunderte lang, und noch bis zu einer vergleichungsweise neueren Zeit eine verwilderte Monarchie, ohne bleibende Regel und ohne feste Begränzung. Dem Könige, den Baronen, der Geistlichkeit und dem Volke dienten ganz verschiedene und jedem Theile ausschließlich eigene Grundsätze zur Richtschnur ihres Verfahrens, und jede dieser verschiedenen und mit einander unverträglichen Ansichten herrschte, oder unterlag einer andern, je nachdem die Umstände ihr eben günstig waren, oder nicht. Die ältere Geschichte von England ist ein Verzeichniß von Umwälzungen. Alles ist im Werden oder Untergehen. Immer vernichtet die siegende Partei das Werk der besiegten, und die zahlreichen Eidschwüre, durch die jede das Ihrige zu sichern sucht, verrathen das vorherrschende Bewußtseyn der Bestandlosigkeit alles Vorhandenen. In schwachen und gestaltlosen Umrissen erblicken wir die Grundzüge zu den edelsten Schöpfungen der Folgezeit, und fast in allen den Beweis, wie großen Antheil der Zufall, wie geringen die Einsicht ihrer Urheber an den gepriesensten Erfindungen auch der Staatskunst zu haben pflegt.

---

*) S. *Hume*, an mehreren Stellen, besonders Kap. XVI. XVII. und XXIII.

Religion, Dogma und Priesterthum.

1. Der Name Religion.

Campe sagt einmal irgendwo: „Ich bin überzeugt, daß der Mangel eines recht bedeutenden und zwar ächt deutschen Wortes, für das unschickliche, ausländische Wort Religion, zu den Haupthindernissen gehöre, welche die Volksaufklärung über diesen Begriff am meisten erschwert und aufgehalten haben, und noch lange aufhalten werden, so sonderbar dieß Manchem, der noch nie darüber nachgedacht hat, auch immer klingen mag. Denn da dieses fremde Wort eins von denen ist, die dem Ungelehrten keine bedeutende, sondern nur sinnliche Töne hören lassen, mit welchen er einen — und zwar wohlgemerkt! — nicht sinnlichen, sondern allgemeinen Vernunftgegriff verbinden soll, für welchen das für ihn sinnlose Wort gar keinen Bezug darbietet: so würde es seinen Führern in den Zeiten der geistlichen Volkstäuschung leicht, ihn das, was sie wollten, und so viel sie wollten, und so verwirrt sie wollten, zu diesem Worte hinzudenken zu lassen, und dem Begriffe von Religion so viel Fremdartiges, Unsinniges, Abergläubisches und Seelenverderbliches unterzuschieben, als sie für gut fanden.“

Das Wort kommt, nach Teller's Bemerkung, in der deutschen Bibel nur zweimal vor, und zwar in den nicht von Luther übersetzten Makkabäern. Der altdeutsche Ausdruck dafür wäre besser gewesen, wie wir ihn noch bei Notter und Rabanus Maurus finden: „Ee-Halti,“ Gesetzhal-

tung, Beobachtung sittlicher Gesetze. Denn „Ee“ hieß Gesetz, Recht, Bund; daher heute noch Ehe, und in der Schweiz Ehhaften stammen.

Die römischen Geistlichen brachten das römische Wort Religio, (Götterdienst, Heiligkeit, Gewissenhaftigkeit, Aberglauben) in die Sprachen der bekehrten Barbaren des Abendlandes mit aller schon früh damit verknüpften *Vieldeutigkeit*. Da man schon zu *Cicero's* Zeit, und er selber nicht wußte, woher das Wort eigentlich stamme, und was es eigentlich ausdrücke, muß man es den Priestern der Christen nicht verargen, daß sie mit dem Begriff machten, was ihnen gefiel.

Noch zu unserer Zeit sind die Theologen nicht ganz im Reinen, oder einig darüber. Verwechslung von Kirche, Priesterthum, Moral, Gottesdienst u. s. w. sind noch immer gemein.

---

2. Christus.

Der erhabene Genosse des unendlichen Gottesreichs, unser Geist, ist einer unendlichen Selbstverherrlichung geweiht. Mir sagt's mein Inneres. Mir sagt's das Leben des menschlichen Geschlechts, so jung es auch noch ist. Man vermuthet dasselbe in einem Alter von 6 — 8000 Jahren. Aber die ersten Sterblichen hatten dasselbe Gottesgesetz, die Vernunft, welches wir in uns tragen, und die letzten Bewohner des Erdballs haben werden. Nur wir sind im Gebrauch geübter, reicher an Erfahrungen. In welcher ungeheuren Höhe schwebt das Wissen und Wirken des menschlichen Geistes über Wissen und Wirken der ersten Menschenkinder, die an das Tageslicht der Geschichte hervor traten! Die amerikanischen Wilden bezeugten den ersten Spaniern, die zu ihnen kamen, göttliche Ehren, und, in der That, die Spanier standen schon Halbgöttern gleich, neben den Halbmenschen. Noch einmal sechstausend Jahre, was wird dann die Menschheit seyn? Werden die Weisesten unsers Zeitalters sich nicht zu denen des zwölften Jahrhunderts verhalten, wie Jabal, Jubal, Thubalkain und Enos

zu den Einsichtsvollsten unserer Tage? — Was aber ist die Geschichte von sechs und zwölf Jahrtausenden neben der Geschichte der Ewigkeit?

Es giebt für die Geister nur einen Tempel des höchsten Wesens, — das allgegenwärtige Weltall; und in ihm für uns nur einen Hohenpriester, (doch nicht im juden-christlichen Sinne, sondern) einen Gottesoffenbarer, Jesum Christum. Die Fülle der Gottheit war in ihm. Seine weltverklärende Lehre ist das Mark aller Völker-Religionen, der Inbegriff des höchsten Wissens von übersinnlichen Dingen, und des reinsten menschlichen Sollens auf Erden. Er rief die Menschheit aus ihrem Traumleben zum Bewußtseyn dessen, was sie und wo sie sey; er gab sie ihr sich selbst zurück; sie hatte vorher dem Thierthum mehr, als dem Gottesthum gehört. Seine Religion ist keine Staats-Religion, ist ohne Kirche, ohne Bethaus, ohne Altar, ohne Ceremoniel, (es sey denn das Symbol der Taufe und des Abendmahls.) Gott ist unser Vater; das Weltall unser Vaterhaus; die ganze Geisterwelt unser Geschwister; die Ewigkeit unser Leben; die Liebe unsere Lebensregel. — Das ist seine Lehre.

Diese vergeht nicht mehr. Gottes Wort bleibt ewiglich. Sie vergeht nicht mehr, so wenig, als die Vernunft vergeht. Sie würde nicht vergangen seyn, wäre sie auch nie schriftlich überliefert worden. Sie kann auch nicht verfälscht werden; das Gold ist Gold, selbst im vererzten Zustand. Sie ist in den Schlacken des Kirchenthums das reinste Gold geblieben. „Das Wort ward Fleisch," (im andern Sinne genommen, als es Johannes nahm;) das Göttliche menschenhaft; die Jesus-Lehre vom kindlichen Unverstand der Jahrhunderte und von Leidenschaften der Sterblichen, in Irdisches, Todtes eingekörpert.

Nicht Alle, die „Herr, Herr!" sagen, sind Jesusjünger, auch wenn sie Prälaten und Doktoren der Theologie wären. Millionen Christen stehen dem Heidenthum noch weit näher, als Sokrates, Plato, Cicero, Titus, Mark Aurel standen.

---

3. Verfälschung.

Wir haben über den ursprünglichen Laut der „heiligen Schriften" keine Sicherheit mehr. Sie wurden unter der Hand der ehemaligen Abschreiber fehlerhaft. Dafür zeugen die Abweichungen der ältesten Codices unter einander. Dionysius, Bischof von Korinth, unter Mark Aurel, der an mehrere Gemeinden Briefe schrieb, beklagte sich, in einem derselben an die Römer, daß seine auf Verlangen der Christen geschriebenen Briefe von Betrügern verfälscht worden wären, und wundert sich nun gar nicht mehr, „daß dieß den göttlichen Schriften ebenfalls widerführe."

So urtheilte dieser Theologe des zweiten Jahrhunderts. Aber nur die Schriften, nicht das lautere Gotteswort aus dem Jesusmunde in's Geisterreich hinein gerufen, konnte verfälscht werden. Nur die Einbildungskraft, nicht die Vernunft, läßt sich auf Abwege führen. Wir haben bei aller Verfälschung der heiligen Bücher der Christen nichts vom Sinn Christi, nur vom Geschichtlichen, von Nebendingen eingebüßt. Das Vorurtheil, ein sogenannter „geistlicher Betrug" zu löblichen Dingen sey erlaubt, wäre also nach jenes alten Bischofs Zeugniß schon im zweiten Jahrhundert vorhanden, und die Jesuiten lebten längst vor Ignatius Loyola.

Zu Jerusalem hatten Mönche dem Volk gesagt, die unter dem Schutt des Tempels gefundenen rothen Steine wären noch vom Blut des von den Juden gesteinigten Zacharias unauslöschlich gefärbt. Der heil. Hieronimus bemerkt dazu; Non condemnamus errorem, quide odio Iudaeorum, et fidei pietate descendit! — So ward demnach Irrthum und Betrug durch die fromme Absicht entsündigt, und das Mittel durch den Zweck geheiligt.

Man geht also zu weit, wenn man den Verfall des Christenthums erst von Constantin dem Großen an rechnet. Es war schon vor ihm verfallen, schon verkannt von den Priestern selber, sonst hätt' er es nicht zu einer Staatsreligion machen, nicht von einem Concil sagen können, was er im Jahr 313

an die zu Arelate versammelten Priester schrieb: „Das Urtheil der Priester ist anzusehen, als hätte der Herr, selbst gegenwärtig, das Urtheil gefällt. Denn sie können nicht anders denken und urtheilen, als wie sie durch den Unterricht Christi belehrt worden sind."

Die neue Staatsreligion des Römerreichs wußte sich, bei solchen kaiserlichen Grundsätzen, als Reinhimmlisches, bald vom Staat unabhängig zu machen. Von der Unabhängigkeit der Kirche ist es, zur Abhängigkeit des Staates von ihr, nur noch ein Schritt; und in keinem Lande versäumte die Priestergesellschaft diesen zu thun, sobald sie zu jener gelangt war.

Es ist bemerkenswerth, aber sehr begreiflich, daß man zu Begründung eines Kirchenthums, im Geist mosaischer Theokratie, schon in den frühesten Zeiten, die symbolische Methode von den Priestern überall der syllogistischen (weltlichen) vorgezogen sah. Die Symbolik war die eigentliche Logik der Geistlichkeit. Sie ist's noch jetzt für die Verdummer des Volks, für die Gönner der Priesterhoheit, die gegen alle Aufklärer Zeter schreien. Homer selbst ist diesen Leuten schon ein Neuerer, ein Aufklärer geworden. „Der Geist seiner Gesänge," so seufzt Creuzer in seiner Symbolik: „lenkte den Volksglauben um, und das Licht der homerischen Aufklärung verdunkelte die Priesterwürde der asiatischen Vorzeit.

Die Entstehung des Begriffs der Kirche und ihrer Einheit ward auf symbolischem Wege bewirkt, und besonders durch den Afrikaner Cyprian ausgebildet; ihre Nothwendigkeit aus vielen Schriftstellen, insbesondere aus dem Umstande dargethan, daß man bei der Kreuzigung Christi auch den Leibrock Christi ohne Naht, als ein einiges, ungetheiltes Ganzes fand. Die Liebeserklärungen in Salomons Hohenliede wurden ebenfalls im tiefgeistlichen Sinn dahin gedeutet, so wie das Gleichniß vom Hirten und der Heerde. Wer diese eine und untheilbare Kirche nicht zur Mutter habe, folgerte man ferner auf eben so geistvolle Weise, der könne auch Gott nicht zum Vater

haben. Damit war die breite Bahn der Verketzerungen geöffnet; die Gewissensfreiheit aufgehoben; die Laienwelt unmündig erklärt und unter Bevogtung ihrer Geistlichen gestellt.

Wunderlich genug, daß gerade Cyprian, der Heros der gallicanischen Kirche, der sich gegen die ersten Anmassungen des römischen Stuhls, nicht als Christ, sondern als Bischof erhob, wie sich etwa die Freiheitshelden des Alterthums, nicht als Menschen, sondern als Athener, oder Römer, erhoben hatten; ich sage, wunderlich genug, daß gerade dieser Cyprian der wahre Erzvater der christlichen Hierarchie, der kecke Anpreiser der Priestermachtvollkommenheit war. Im ersten seiner Briefe erklärt er mit dürren Worten: der christliche Clerus habe den Stamm Levi zum Muster genommen, und es werde für ihn, durch die ihm dargebotnen Ehrengeschenke (honore sportulantium fratrum) gleichsam, als durch einen Zehnten von den Früchten gesorgt. (Diese Symbolik wurde bald genug zum Argument gemacht.)

Aber der smyrnische Bischof Polycarpus im zweiten Jahrhundert hatte schon dazu vorgearbeitet. Im Brief an die Christen von Philippi mahnt er sie an, sie müßten den Priestern und Dienern der Kirche unterthänig seyn, „wie Gotte und Christo selbst."

Das geistliche Beamtenwesen, sobald es einmal, und unter solchen frommen Autoritäten bestand, artete bald aus, wie das weltliche, indem das Mittel zum Zweck, und das Bedürfniß der Gesellschaft das Erwerbsmitttel von Individuen wurde. Die Beamten wurden zu einem Stande. Die Kirche erlangte eine Selbstständigkeit auf Kosten der Gewissensfreiheit ihrer Glieder, wie der Staat sie, als ein ideales Ganzes, auf Kosten der bürgerlichen Freiheit, gewann, derentwillen er eigentlich, als Mittel, da seyn sollte. Die Theokratie erwuchs unter den Fittigen der Monarchie und überflügelte diese bald. Die Nebel entstiegen der Erde, aber schwebten als Wolken des Himmels über ihr. Und so gelang dem Priesterthume, wie Hume sagt, was Archimedes sich

wünschte; es fand die andere Welt, als festen Stützpunkt des Hebels, mit dem es die Erdenwelt nach Gefallen bewegte. Und Alles endete damit, daß Bellarmin (de romano pontifice L. IV. sagen konnte: Papa est supra jus, contra jus, extra jus, —— potest de injustitia facere justitiam. Ein Papst ist über das Recht, wider das Recht, ausser dem Recht — — er kann Ungerechtigkeit zur Gerechtigkeit machen.

Die Geschichte des mittelalterischen Gottesstaats von Europa ist die Geschichte des menschlichen Wahnsinns in seinen schauerlichsten Phasen. Ein Mensch bildete sich ein, und der Welttheil glaubte es, daß er Statthalter des höchsten Wesens auf dem Erdball sey, und spielte, kraft dieses Titels, mit Glück und Frieden großer Nationen, mit Eiden, Königskronen und Welttheilen, die er wider einander in Waffen trieb. Der Muth der Tugend ward in die Kerker verwiesen; die Wahrheiten der Wissenschaft mußten sich, als Irrthümer, verdammen lassen; die Religion selbst ward des Verbrechens Mantel und Schild. Das alte Rom bot nur den Thron seiner Cäsaren den Meistbietenden aus; dem neuen Rom waren, neben den Reichen der Welt, Himmel und Ewigkeit um Geld feil; es stieß Fürsten vom Thron ihrer Väter und hob Bettler in den Rang der Heiligen.

Etwas auffallend bleibt es dabei, daß in einem Zeitraum von 1000 Jahren nur zwei Päpste canonisirt worden sind: Gregor VII., der erste der die offene, blutige Fehde gegen die weltlichen Mächte begann, und Pius V., der in der bulla in coena domini (1567), den Inbegriff aller römischen Anmassungen concentrirte, die Ketzer und die sie schirmenden Regierungen wie diejenigen verdammt, welche den römischen Stuhl einem allgemeinen Concil unterordnen, oder die päpstlichen Bullen und Breve's, vor deren Vollstreckung in den Ländern, der Prüfung und Genehmigung der Landesherrn bedürftig glauben. — Was aber eine päpstliche Verdammung oder Excommunication zu sagen habe, erklärt der Jesuit Busenbaum mit dürren Worten: „Einen vom Papst excommu-

nicirten Fürsten zu tödten ist erlaubt, in welchem Lande irgend ein solcher Fürst gefunden wird. Denn die Welt gehört dem Papste; und wer solchen Auftrag ausrichtet, der thut ein gutes Werk."

---

4. Angelegenheit der Menschen und Amtsgeschäft.

Als sich die Juden am Pfingsttage über die begeisterte Christenversammlung, oder, wie jene diese nannten, über die „Galiläer" wunderten, (was doch nicht alle waren,) begriff Petrus die Verwunderung der Zuhörenden sehr wohl und begegnete ihr sogleich biblisch. Nicht etwa darin, daß die Christen auch fremde Sprachen reden konnten, setzte er den Grund jenes Erstaunens, denn schon gehörten zur Christengemeinde Personen aus verschiednen Ländern; — wohl aber darin, daß diese Personen allesammt von geistlichen Dingen, und nicht mehr in der heiligen Sprache, redeten. Darum führte er zur Rechtfertigung der Sache, und daß auch Laien, auch Unstudirte, predigten, die Stelle des Propheten Joel an: „Und es soll geschehen" u. s. w. Bis dahin war die Religion nur Amtssache der Priester und Schriftgelehrten gewesen; nun war sie Sache der Menschheit geworden.

Die Schriftgelehrten der nachfolgenden Jahrhunderte, dem Sinn des Apostels Petrus geradezu entgegen, machten wieder Amtssache daraus, und Erwerbszweig, während Paulus sich von seiner Hände-Arbeit ernährte, und, in Gesellschaft des Aquila zu Corinth, Zelte verfertigte. Die christlichen Exegeten legten daher die Verwunderung der Juden ganz anders aus, als es der Jesusjünger Petrus that, der doch zu den Leuten selbst redete. Es mußte ein Wunder im Pfingsttext entdeckt werden, daß nämlich Galiläer waren, die auch griechisch, arabisch und lateinisch genug verstanden, um in diesen profanen Sprachen von heiligen Dingen zu reden. Aber wahrlich deßwegen hatte der Apostel wohl nicht nöthig, sich auf die Prophezeihung Joel's zu berufen, daß eine Zeit kom-

men werde, wo Männer, Weiber, Knechte und Mägde von göttlichen Dingen verkündigen würden.

---

5. Frühe Entartung.

Kaum hatte Kaiser Constantin I. das erste abergläubige Beispiel gegeben, sich in einer Kirche begraben zu lassen, so erlaubten sich die Bischöfe die nämliche Ausnahme. „Denn die priesterliche Würde," sagt Sozomenus (Hist. eccl. III, 34) ist der kaiserlichen gleich, hat aber, an heiligen Oertern noch den Vorrang."

Kaum noch waren die Verfolgungen gegen das Christenthum beendet, predigten die christlichen Priester schon die Verfolgung der Heiden und machten sie ihre Ansprüche auf Bevogtung weltlicher Obrigkeiten geltend. Die Kirchenversammlung zu Arelate im J. 314 bestimmte unter andern: „Christen, welche zu Statthalterschaften befördert worden, sollten schriftliche Zeugnisse ihrer Gemeinschaft mit der Kirche nehmen; doch sollte der Ortsbischof auf sie scharf achten und das Recht haben, sie zu excommuniciren, wenn sie ein Verbrechen begingen.

Merkwürdig ist, daß die einzige Geheimnißlehre, die selbst mehreren Stellen der heil. Schrift zum Grunde liegt, jener Glaube einer bevorstehenden, wahrscheinlich nahen Wiederkunft des Messias zur Umschaffung der Erde in ein tausendjähriges Eden unter seiner Herrschaft, diese zuversichtliche Hoffnung, in welcher die viel verfolgten Bekenner ihren Trost und begeisternden Muth während der zwei ersten Jahrhunderte des Christenthums fanden, — merkwürdig ist, sag' ich, daß diese Lehre schon im dritten Jahrhundert, als sogenannter Chiliasmus, zu den Ketzereien gezählt ward. War sie nicht schriftliche und mündliche Tradition der ersten Bekenner? Warum unterdrückte man diese? Oder fürchtete sich schon damals die herrschend gewordene Priesterschaft vor der nahen Erscheinung des wahren Herrn?

Eben so auffallend ist, daß schon sehr früh alle Wunder, welche nicht von Heiligen, oder von Priestern durch ihr Gebet u. s. w. bewirkt waren, als Werke des Satans, als Hexereien, als Spiele des Zufalls der Verachtung, oder Verdammung übergeben wurden. Und doch trugen die Wunder der Priester und der Laien selber kein bestimmtes Unterscheidungszeichen in sich. Es läßt sich dieß damit allenfalls entschuldigen, daß es die damaligen gelehrten Gegner des Christenthums ihrerseits nicht besser machten, und den christlichen Wundern entweder größere entgegenstellten, oder sie durch magische Wissenschaft bewirkt erklärten. Uebrigens läßt sich geschichtlich erweisen, daß man in jenen Tagen bei weitem nicht so großen Werth auf Wunder, als Beweismittel, legte, wie in späteren; und daß die Wirksamkeit der Wunder erst dann am meisten angepriesen ward, da keine mehr geschahen.

---

6. Ueberlieferung.

Es ist nichts Außerordentliches, daß die Lehre der Katholischen Kirche zum Theil auf den ältesten Urkunden des Christenthums, zum Theil auf dem Glauben an Traditionen beruht. Man kann für Alles Gründe und für Alles Glauben haben. Als die mosaische Religion nicht mehr in ihrer alten Einfalt genügte, nahm man ebenfalls zu Traditionen die Zuflucht und die Talmudisten hängen noch heutiges Tags daran. Auch die Bekenner des Korans haben ihre überlieferten Lehret, von denen der Koran kein Wort weiß.

Die protestantischen Kirchparteien geben vor, sie anerkennen keine andere Quelle ihrer Glaubenslehre, als die heil. Schrift. Sie pochen etwas stolz darauf; aber wahrlich mit Unrecht, wie mir's scheint. Sie haben auf eine katholische Erziehung ihre protestantische Ueberzeugung gepfropft. Sie haben das Joch der Tradition nicht abgeworfen; sie haben es nur vom spätern Zierrath oder Unrath befreit und es in einer seiner älteren Gestaltungen auf den Nacken genommen. Sie

sind nicht bis auf die Apostel, nicht bis zu Christum zurückgegangen, sondern nur bis zum geistlichen Hofstaat Constantins des Großen, nur bis zu den Vätern des Conciliums von Nicäa, und weiter nicht. Luther, und der bei weitem hellsinnigere Zwingli, verläugnen ihre katholische Erziehung gar nicht.

Es wäre der Mühe werth, und irgend einer theologischen Facultät, oder einer Akademie würdig, ein Experiment neuer Art anzustellen. Ein talentvoller, scharfsinniger, in der griechischen Literatur, in der Geschichte und Geographie des alten Orients wohlbewanderter Mann, der aber weder von den Dogmen des Mosaismus, Mahomedanismus, Christianismus, u. s. w. befangen wäre oder wüßte, der nichts, als die geläuterten Begriffe jener Religion hätte, die Gott allen Sterblichen eingepflanzt hat, ein solcher Mann sollte mit den Schriften des neuen und alten Testamentes, die er noch nicht kennen müßte, und mit der Geschichte ihres Textes, mit den Varianten, Interpolationen und zweifelhaften Stellen desselben vertraut gemacht und dann beauftragt werden, eine Darstellung der christlichen Religion, wie sie Jesus Christus gab, ohne alle spätere Zuthaten, zu entwerfen.

Ich zweifle, daß wir, in seiner Darstellung, von den Dogmen des nicänischen Concils, des athanasianischen Glaubensbekenntnisses Vieles finden würden. Er allein wäre frei von Tradition; er wäre reiner Protestant. Man würde ihm vergebens bemerken: „Aber wir müßen doch glauben, daß diejenigen, welche mit Christo gleichzeitig, oder kurze Zeit nach ihm gelebt haben, seine Lehre besser verstanden, seine Worte und Meinungen richtiger auslegen konnten, als Männer die lange, oder beinah 2000 Jahre nach ihm kamen.“ — Er dürfte antworten; „Ist die Lehre Jesu Gottes Wort an das gesammte Menschengeschlecht: so ist's unmöglich, daß Gott so unverständlich sich offenbart habe, daß er menschlicher, oft geistig sehr beschränkte Exegeten hätte zu Hülfe nehmen müssen. Ueberall, wo Gott sich, außer den Evangelien, der Mensch-

heit offenbart, ist unwiderstehliche Wahrheit. In den Gesetzen der Natur, wie in den Gesetzen des Geistes, waltet durchaus keine Zweideutigkeit; eben so wenig in dem, was Christus zu seinen Jüngern und andern Zuhörern gesprochen, und wovon man nur das abzuziehen hat, was damaliger Sprachgebrauch, damalige herrschende Vorstellungsweise der Juden abziehen muß, an die er seine erhabnen Ideen anknüpfte.“

Die Religion, welche Christus selbst ausübte, die er persönlich verkündete ist aber so einfach, hell und überzeugend, daß sie sich im ersten Jahrhundert ohne Mühe, ohne Kunst, unter Gelehrten und Ungelehrten fortpflanzte, und naturnothwendig von Geist zu Geist, von Herz zu Herz übergehen mußte, ehe noch die Evangelien, oder die andern neutestamentlichen Schriften, als eigentliche Quellen aller Glaubenslehre anerkannt, oder nur von den meisten Christen gekannt, oder zum Theil nur geschrieben schon vorhanden waren. Christus selbst, der, wie wir wissen, wohl schreiben konnte, wollte nichts Schriftliches hinterlassen, vielleicht weil er wußte, was er lehre, stehe in jedes sterblichen Geist und Gemüth geschrieben, und weil er die exegetischen Kunststücke der Pharisäer und Schriftgelehrten allzugut kannte. —

Alles, was gegen die Zuverläßigkeit schriftlicher, zumal handschriftlicher Ueberlieferungen gesagt werden kann, steht noch weit stärker blos mündlichen historischen Ueberlieferungen entgegen. Und dennoch ward die neutestamentliche Ueberlieferung nach wenigen Jahrhunderten schon der Tradition späterer Zeiten untergeordnet. So bildete sich neben der reinen Christusreligion eine christliche; neben dem ewig Wahren, wovon Niemand zweifeln konnte, oder neben dem reingöttlichen Glauben, ein priesterlicher Glaube, ein System der Dogmatik, über welches sich Völker und Secten entzweiten.

Bei der Unsicherheit der auf uns gekommenen Handschriften, oder Abschriften der heiligen Bücher, die offenbar nicht einmal für unsre Gegenden, für unsre Zeitalter verfaßt waren; bei der Unsicherheit dessen, was wir durch Traditionen be-

kommen haben, ist nicht zu vergessen, mit welcher Willkühr die Auslegung beider, in ältern und jüngern Jahrhunderten, betrieben worden ist. Jeder erklärte sich die Geheimnisse nach eigner Art und Kunst; jeder zu seinem individuellen Zweck, jeder nach Vorstellungweise und Fähigkeit seiner Zuhörer, wie jener Priester in Galizien, der, um seine Heerde in den Himmel zu locken, predigte: „Alles, meine Freunde, Alles im Himmel ist von Eisen!“ — weil es in Galizien theuer bezahlt werden müßte: „Thüren, Stühle, Tische, Alles von Eisen. Da könnt ihr soviel davon stehlen, als ihr Lust habt!“ (Maltebrun Ann. T. 15.)

Wie unsre speculativen Philosophen, wenn sie in ihren transscendentalen Regionen den Inhalt derselben demonstriren wollen, mit Gleichnissen und Metaphern, statt mit Beweisen, hervorzutreten pflegen, thaten es auch die Gottesgelahrten aller Zeiten. Selbst von den Reformatoren geschah es häufig, so oft sie sich aus dem Gebiete der Religion in die Theologie verirrten und statt Tugenden zu lehren, Dogmen verkündeten. So z. B. suchte auch Luther seine Lehre von der wesenhaften Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl durch eine Vergleichung sonderbarer Art mit einem glühenden Eisen zu erläutern, in welchem Eisen und Feuer eben so innig verbunden wären, als der Leib und das Blut Christi mit Brod und Wein.

Unsre Protestanten, welche nichts von Tradition und Schriftauslegung durch Concilien, oder Päpste gelten lassen wollen, sind im Allgemeinen weit davon entfernt, ganz ohne Tradition, und ohne Autoritätenglauben zu seyn. Auch sie haben, gleich allen Andern, über das am meisten geschrieben, gestritten, gefabelt, was der menschliche Geist in seiner gegenwärtigen Beschränktheit durchaus nicht erkennen und wissen kann. Und wenn die heilige Schrift sagt: „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde,“ so ist es eben so wahr: „Die Theologen schaffen sich Gott nach ihrem Bilde.“

Die durch Ueberlieferung und Autoritätenglauben ent-

sprungene Dogmenwelt befindet sich vollkommen in derselben Lage, in welcher Bossuet jene heidnische der vorchristlichen Zeit erblickte. Wie diese Alles, was ihr darzustellen möglich war, für göttlich hielt, und nur nicht Ihn, den Keiner darzustellen vermag: so in der theologischen Dogmenwelt Alles, was sie von Gottes Eigenschaften darzustellen weiß, nur Ihn nicht, dessen Wesen unser Denkvermögen in's Unendliche übersteigt. Jedes Dogma ist, wie jedes von Heiden angebetete Bild, ein andrer Götze: Tout y est Dieu, wie Bossuet sagte: excepté Dieu même.

7. Fromme Eifersucht.

In der christlichen Kirche ward das, was man Religion nannte, frühzeitig ein bloßes Zeichen und Mittel weltlicher Oberherrschaft; Seelsorge ein Regierungsrecht; die Aufrichtung eines Kreuzes, Zeichen von Besitznahme eines Landes; Taufe der Völker, eine Urkunde ihrer Unterjochung, als wären sie vorher herrenlose Sache gewesen.

So sandte der Bischof von Liefland im XIII. Jahrhundert eine Schaar Priester nach Esthland, um durch die Taufe der heidnischen Einwohner das Land zu seinem Eigenthum zu machen. Der dänische Bischof hingegen, der leider nicht Priester genug vorräthig hatte, um seinem eilfertigen Bruder zuvorzukommen, ließ an den verschiednen Ortschaften Esthlands hölzerne Kreuze aufrichten und die Einwohner provisorisch mit Weihwasser besprengen; verbot ihnen auch eine andere Taufe, als die seinige anzunehmen. Einige, die dieß Verbot übertreten hatten, ließ er zur Warnung der Andern, aufhängen.

8. Der Wunder Werth.

Es kann nicht geläugnet werden, daß in einem allgläubigen Zeitalter Wunder, oder was eben so viel ist, der Glau-

de an Wunder, viel zur Aufrechthaltung, oder Ausbreitung des Christenthums geholfen haben. Ein Wunder unterstützte die Autorität des Lehrenden, wenn es gleich nicht die Wahrheit der Lehre beweisen konnte. In wundersüchtigen Jahrhunderten, wie noch heut unter unserm unwissenden Pöbel, glaubt man das am eifrigsten, was man am wenigsten begreift.

Aber eben so gewiß ist, daß die Christusreligion sich auch ohne jenes Mittel erhalten und verbreitet haben würde, denn auch viele falsche Messiasse, die in den Zeiten kurz nach Christum erschienen, auch Simon Elymas, auch Appollonius von Tyana u. a. m. haben Wunder gethan, eben so die Neuplatoniker, oder was auf eins hinaus kömmt, man schrieb ihnen dergleichen zu und glaubte sie. Demungeachtet konnten sie weder eine neue Religion stiften, noch sogar die bestehende damit erhalten. Haben nun die Wunder des Christenthums, wie der Erfolg es bewiesen hat, gesiegt: so muß folglich etwas, das nur dem Christenthum gehört, eben diesen Wundern die überwiegende Kraft verliehen haben; so haben schon in jenen Tagen nicht Wunder die Lehren, sondern Lehren die Wunder zu ihrer bleibenderen Glaubwürdigkeit verholfen. Das Wunderbarste in der Geschichte des Christenthums für mich, und das größte der Wunder, das einzige, welche als Beweis für die Wahrheit der göttlichen Jesuslehre dienen kann, ist: daß diese Lehre selbst nicht unter dem Wust des mittelalterischen Aberglaubens, Cultus, Priesterdespotismus und allem Unfug frommen Betrugs erstickt und vernichtet wurde. Sie bewahrte sich in den Zeiten der rohesten Unwissenheit, wie unter den aufgeklärtern Nationen. Die sittliche Wahrheit, die gesellschaftlichen Vortheile, die friedlichen Verheissungen des Christenthums entsprechen zu sehr der Sehnsucht und den Bedürfnissen einer von allen Lügen und Leidenschaften ihrer Machthaber zerrissenen Welt, als daß sie der Wunder zu ihrer Bekräftigung von nöthen hätten. Nur unbegreifliche Dinge, wie sie die später aufgestellten Dogmen enthalten, müßen durch neue Unbegreiflichkeiten annehmbar gemacht werden. Der

pythagorische Lehrsatz bedarf keiner Wunder zu seiner Annahme oder Empfehlung.

Das Wunderwesen ging in neuerer Zeit fast in's Läppische über, weil es ganz zwecklos hergegeben wurde. Oder was sollte vor einigen Jahren die Verkündung des neuen Heiligen zu Rom, und daß er eine Anzahl gebratener Lerchen frisch und gesund vom Spieß habe wegfliegen lassen, irgend bezeugen oder bewirken? Es liegt etwas Charakteristisches darin, daß man im XIX. Jahrhundert, von oben herabgesehen, den Pöbel für dummer hält, als er wirklich noch unten ist. Oder daß der Clerus altgeehrte Wunder, in denen wenigstens doch eine ächt christliche Tendenz, eine edle Gesinnung lag, wieder für null und nichtig erklärte. Ich erinnere nur an das menschenfreundliche und wirksame Gebet von Papst Gregor dem Großen, durch welches er den guten Kaiser Trajan aus den Flammen der Hölle befreite; dieß war doch ein ehrenwertheres, als jenes Lerchenwunder. Dennoch blieb es den Priestern ungelegen, daß ein christlicher Heiliger und zumal ein dreifach gekrönter auf dem heiligen Stuhl Alexanders VI. sich so viel Mühe für einen blinden Heiden gegeben. Darum breiteten sie bald genug aus, Gott selbst sey dem heiligen Gregor im Traum erschienen und habe ihm zwar die Erfüllung seines Gebetes angekündigt, aber auch zugleich eingeschärft, nicht mehr für ungetaufte Seelen zu beten. Und der Wunderthäter, hieß es: spürte von Stund an, zur Strafe für seine Unbedachtsamkeit, unaufhörliche Schmerzen in den Beinen und im Magen. Spätere Theologen, hingegen, wie Baronius, Bellarmin u. a. m. gaben sich damit nicht zufrieden. Sie reinigten ihre Kirche, das Wunder abläugnend, ganz und gar von demselben, da es allerdings mit ihrem Christensinn schlecht zusammenstimmte.

Ja, das Wunderwesen des christlichen Clerus schweifte sogar endlich, besonders im Lossprechen von Sünden, daß der Himmel dieselben nicht mehr strafen konnte, in's Unmoralische über. Wie viel Beispiele liefert dafür die Geschichte!

Die berüchtigten Taxae Cancellariae apostolicae et Taxae sacrae poenitentiariae apostolicae mit Bewilligung der Obern zu Rom 1514, zu Kölln 1515, zu Paris 1520 und 45 und 1625, und zweimal in Venedig 1533 und 1684 gedruckt, sind nicht mehr abzuläugnen. In ihnen heißt es unter andern (in der Herzogenbuscher Ausgabe von 1664, einem wörtlichen Abdruck der römischen, und zwar S. 95 und 96), Absolutio pro eo, qui Matrem, sororem aut aliam consanguineam vel affinem suam aut commatrem carnaliter cognovit, gr. V. (5 Groot.)

Et nota diligenter, wird im allgemeinen gewarnt: quod hujusmodi gratiae et dispensationes non conceduntur pauperibus, quia tales sunt adeo non possunt consolari.

---

9. Jus primae noctis.

Wie erfinderisch immerhin die Finanzkunst der Höfe in neuern Zeiten geworden ist, unter allerlei Vorwänden und Namen den Völkern das überflüßige Geld abzulocken, sie kömmt doch lange noch nicht der hierarchischen Finanzkunst gleich, als die Macht des Clerus noch im höchsten Flor stand. Die Kirche nahm alle Handlungen für ihre Casse in Anspruch, auch die, welche Sitte und natürliche Schamhaftigkeit verborgen hält. Selbst wo keine Sünde vorhanden war, machte man kirchliche Gesetze, und in Folge derselben verdammungs- oder bezahlungswürdige Sünden.

Weil im apokryphischen Lehrgedicht Tobias, VIII. 4. gesagt wird: „drei Nächte wollen wir beten, dann wollen wir uns zusammenhalten", entschied die Kirchenversammlung zu Carthago im J. 398, es sey unsittlich und pflichtwidrig, wenn Neuvermählte in den ersten drei Nächten beisammen wären. Daher gebieten die Capitularien VII: Biduo vel triduo orationibus vacet et castitatem custodiet. Indessen wurde doch für Geld davon dispensirt, und diese Gebühr, z. B. im Bisthum Amiens, hieß das Jus primae noctis.

Wohin die weltliche Finanzkunst nicht gelangen konnte, reichte die geistliche hin. Jene lernte erst von dieser, die Zehnten=Stellung ward das erste Beispiel einer ordentlichen, oder bleibenden, jährlichen Abgabe für den Clerus, der für den Beweis ihrer Pflichtmäßigkeit die Bücher Mosis zu Hülfe nahm. Gelehrig folgten die weltlichen Herren dem sinnreichen Vorgang der Geistlichen.

---

10. Quellen des Verderbens.

Der Anfang zum Verderben des Christenthums geschah, sobald man dem Sittengesetz, von der Kirche aus, eine dogmatische Sanction ertheilen zu müßen wähnte. Denn dadurch wurde das von Gott Gegebene, das Naturgesetz des Geistes, vielmehr einer positiven Anordnung im Staat gleich, welche auch Ausnahmen, oder doch straflose Uebertretungsfälle, einräumt. — Die Verehrung der Märtyrer und Heiligen, die zu dem Glauben verleitete, deren Gebet vermöge Größeres bei Gott, sie wären die besten Fürbitter im Himmel, führte zur Lohnandacht, die Andacht des Gemüths ward damit ausgerottet. Man bezahlte die Geistlichen zum Beten, weil man auch ihre Gebete für wirksamer hielt, als die der weltlichen Personen. Man kaufte Leute, um Wallfahrten zu verrichten, die man selber zu thun keine Lust hatte. Sittlichkeit, Andacht des Gemüths, Einigung des Geistes mit Gott, verschwanden, und nur der todte Cultus blieb, nur die Form, nur die Kirche;

Wenn auch keine Barbaren Asiens, oder des europäischen Nordens, in die römische Welt eingetreten wären, hätten nicht die Völker unter solchem Gang des Priesterthums verarmen, verwildern, in Unwissenheit versinken müßen? Es war ein schlimmes Zeichen von der Beschaffenheit der christlichen Kirche, daß sie schon früh gegen das Licht der Wissenschaften heilige Scheu äußerte. Das vierte Concilium von Carthago verbot den Bischöfen „weltliche Bücher" zu lesen. Alle physikalische

Kenntnisse besonders waren, als unverträglich mit den geoffenbarten der Dogmen, ein Gegenstand geistlicher Verachtung. Nirgends in jener langen Reihe von Kirchenversammlungen finden sich Beschlüsse zu Gunsten höherer Gelehrsamkeit, oder nur zur Ausschliessung der Unwissenden von den Weihen des Priesterthums, noch weniger aber zur Aufklärung des Volksverstandes. Und so kann ich mich gar nicht über die reissenden Fortschritte wundern, welche die Lehre Mahomed's, besonders in ihren ersten Zeiten, in Asien, Afrika und Europa auch unter den Christen machte. Was hatten diese gegen Mahomed's Lehre zu vertauschen? Wann waren Meineid, Unzucht, Raubgier, Grausamkeit, neben Unwissenheit und Aberglauben der Nationen, der Könige und Priester gemeiner, als im sogenannten „goldnen Zeitalter" der Kirche, das ist, von siebenten bis zwölften Jahrhundert? Ein bezeichnender Zug zur Sittengeschichte jener Christenheit ist es, daß man in ihnen den Papst selbst, um seines gegebenen Wortes versichert zu seyn, dessen Versprechungen mit einer Diente schreiben ließ, in die man Abendmahlwein gemischt hatte.

---

11. Das Jahr des Heils.

Man nennt das Jahr 1814 in allen europäischen Ländern nur noch spottweis das „Jahr des Heils." Man hat unrecht. Zwar sind die damaligen Stiftungen, wahrhaft großartige Reactionen des Obscurantismus gegen den vorschreitenden Gang des Weltalters, in sich selbst vereitelt und jetzt ziemlich vergessen: aber sie mußten erscheinen, um sonnenklar zu machen, wie weit die Nationen des XIX. Jahrhunderts schon vom Geist des XIV. Jahrhunderts entfernt seyen, in welches sie von einer blödsichtigen Politik und altersmatten Hierarchie zurückgeschoben werden sollten. Sie mußten erscheinen, um die Kraft zum Widerstand des Lebens gegen das Abgestorbene und Todte neu zu wecken. Diese Kraft ist vollkommen wach. Ich fürchte, wenn man den Druck gegen sie noch weiter treibt,

schnellt sie, früh oder spät, in ihrer widerspenstigen Elasticität das unbeholfene Todtenwerk, den Sarg, worin man sie einzwängen will, weiter, als je, von sich zurück, daß die Splitter über den ganzen Welttheil fliegen.

Ja, ich nenne das Jahr 1814 ein Jahr des Heils. In der göttlichen Weltordnung dauert nur das Gute, Wahre und Gerechte ewig. Kein Dolch, kein Schwert kann die Vernunft der Menschheit verwunden. Das Signal zu jener grossen Reaction gab die Stiftung der heiligen Allianz. Nur das freie Britannien verstand, was darunter verstanden werden sollte, und verweigerte die Hand zu solchem Bund. Dann folgte die Restauration. Sie sollte Europen's Wiederberuhigung bringen, und brachte alle die Unfugen zurück, durch welche Europen's Ruhe, durch welche das Glück vieler Reiche zerstört worden war. Todten Prunk, Abgabendruck, Privilegien, Länderzerreissungen, Begünstigungen des Aberglaubens, Beschränkungen der Preßfreiheit, der Lehrfreiheit, des Handelsverkehrs, Alles, wodurch Napoleon den Welttheil von sich gestossen hatte, aber nicht seine feldherrliche Glorie, nicht seine riesenhaften Concessionen.

Auch der heil. Vater zu Rom, Pius VII., dachte an Restauration des Kirchenglanzes, und der Kirchenmacht. Er stellte alle geistliche Orden von neuem her, selbst den der Jünger Loyola's, auf welchem doch der Fluch so vieler Völker lag. Er schloß mit den Königen wieder Concordate zur Zurückführung des alten Klosterlebens und der erloschenen Priesterautorität. Ueberall Verwandlungen, aber nicht zum Edleren; überall nun Frieden und Heiligkeit, aber nur zum Schein.

Die Ministerien der Aufklärung und Volksbelehrung waren einmal Mode gewesen in Europa. Es konnte als Zeichen der Zeit gelten, daß sie dann überall mit den Ministerien des Cultus vereinigt wurden, so nämlich, daß die Aufklärung sich unter dem Cultus, wie die Vernunft unter dem Glauben gefangen-nehmen lassen sollte.

Die Jesuiten erschienen so plötzlich, so zahlreich wieder,

als wären sie von jeher ohne Unfall vorhanden gewesen, in Frankreich, in Italien, in Rußland, in einigen Gegenden Deutschlands und einigen der Schweiz. Bei Amiens ist ihr Hauptsitz. Ihre Bauten dort, wie zu Freiburg in der Schweiz, sind so groß, so kostspielig angelegt, daß man nothwendig voraussetzen muß, sie haben ihren alten Reichthum nie ganz verloren. Die geringsten Nachrichten theilen sie sich durch Couriere mit, Schnelligkeit zu bezwecken. Scheinbar unter den Schutz der Thronen sich begebend, bilden sie in den Ländern einen eigenen, allgemeinen Staat für sich, wie die Juden ein eigenes, allgemeines Volk für sich unter den Völkern. Beide sind unverschmelzbar mit andern Staaten, andern Völkern. Und wer sind die Verehrer, Anhänger und Werkzeuge dieses wunderbaren Welt-Polypen? Nicht einmal Welt-Geistliche und Klösterlinge ihrer Art; nicht einmal die Fürsten oder andere Freunde ihres Vaterlandes, sondern die, welche sich von jeher zwischen Fürsten und Völker drängten, die Glieder der Aristokratie, welche kein Vaterland, außerhalb ihrer Privilegien haben, wie der Clerus keines außerhalb der alleinseligmachenden Kirche kennt. Mit ihrem Wiedererscheinen beginnt auch schon der alte heimliche Krieg gegen den Protestantismus, und das Proselytenmachen von neuem. Dieu est Souverainement intolérant! predigt Herr de Bonald laut; er spricht aber nur die alte Maxime der altrömisch-katholischen Clerisei aus. Tolerante Monarchen sind demnach keine „Ebenbilder Gottes" mehr.

Die sogenannten Missionen, den Pöbel für den verlassenen Cultus, oder vielmehr eine frömmelnde Schauspielerei zu fanatisiren, fanden wieder in Frankreich Eingang. Aber sie hatten sich schon unter Napoleon, namentlich gleich nach dem Abschluß des Concordats, in Versailles eingestellt, wenn auch noch ganz leise und schüchtern. Ein Pater Guillon stand hier an ihrer Spitze. Ihre Erbauungsweise war jedoch der allergemeinsten, pöbelhaftesten Art. Ihrem Treiben war damals bald ein Ende gemacht. Wo irgend die Priesterschaft

zu keck auftauchte, führte der Kaiser sie, oft auf derbe Art, zur evangelischen Demuth zurück. Davon zeugte z. B. der Mont Valerian, den man damals wieder zu einem Calvarienberge eingerichtet hatte. Napoleon ließ in einer einzigen Nacht Kapellen und Kreuze bis auf den Boden schleifen, und dann das große Gebäude anfangen, das man noch sieht, und das für Töchter der Ritter der Ehrenlegion bestimmt war. Die Missionen verkrochen sich. Heut, unter den Fittigen der Restauration, stehen sie privilegirt vor uns und zerrütten den Frieden zahlloser Familien, die Ruhe der Städte und Dörfer; alles im Namen der Legitimität und der ewigen Seligkeit.

Man eifert nicht nur gegen die neuen Ausgaben Rousseau's, Voltaire's u. s. w. Auch Massillon sogar, von dem eben eine neue Ausgabe veranstaltet wird, ist den Ultramontanern anstößig. Sie verlangen, daß wenigstens le petit carême weggelassen werde, weil Massillon darin besonders den Großen das Christenthum gepredigt hat. Das stimmt prächtig mit jener von Achilles de Jouffroy geäußerten Meinung zusammen, der schon in Molière, La Bruyere und Corneille Beförderer der Revolution witterte. Kann die Albernheit der Aristokratie und Hierarchie weiter getrieben werden, welche, wenn sie es könnte, alle Classiker der alten und neuen Jahrhunderte ausrotten, aber hohenlohe'sche Wunderthaten in Umlauf bringen möchte?

Wie in Deutschland Spanien, Italien, ist auch in Frankreich die Censur wieder eingeführt, wenn nicht überall gesetzlich, doch faktisch. Der Papst canonisirt wieder. Schauspielern verweigert man wieder selbst in Paris ein ehrenhaftes Begräbniß. Es giebt wieder Gesetze gegen Kirchenschänder. Alles Frucht des Jahres 1814. Und so beschränkt ist der Horizont der politischen Restauratoren, daß sie in vollem Ernste ihre Kartenhäuser für neue Weltgebäude halten.

---

12. Protestantismus in Frankreich und Deutschland.

Die Protestanten bilden im französischen Reiche die große Minderheit. In Deutschland halten sie der römischen Kirche das große Gegengewicht. Der freiere Geist der Evangelischen aber, sollte man meinen, müße sich aber auch in Frankreich Bahn brechen. Wie kommt's, daß er hier nichts vermag?

Ein Hauptgrund ist wohl auch der, daß die ganze klassische Literatur der Deutschen eine protestantische ist. Selbst der Katholik in Deutschland muß die protestantischen Schriftsteller lesen, wenn er auf einige Bildung Anspruch machen will. Daher ist das gebildetere katholische Deutschland protestantischer, als man glaubt, oder als es vielleicht selber meint. In Frankreich hingegen ist, mit Ausnahme Rosseau's allein, die ganze classische Literatur katholisch, — aus dem Jahrhundert Ludwigs XIV. Die französischen Protestanten haben nur ein einziges den Protestantismus kräftigendes Werk; die Bibel. Zu ihrer Verbreitung, der selbst die katholische Geistlichkeit „ehrenhalber" nicht widerstehen darf, ist daher Hauptsache der bildungsreicheren Bekenner des evangelischen Glaubens geworden. Die Bibelgesellschaften haben dabei in Frankreich eine noch ganz andere Bedeutsamkeit, als in Deutschland. Durch sie werden den Protestanten ihre angeseheneren, mächtigeren Glaubensgenossen bekannt, wie der Staatsminister Jaucourt, Stael-Holstein, Cuvier, Portalis, Benj. Constant u. s. f., welche an der Spitze der Gesellschaften stehen. Ferner bildet die Correspondenz der Filial- oder Distrikts-Administrationen der Gesellschaft ein Vereinigungs-Mittel, das sonst den zerstreuten Gemeinden abging.

Napoleon hatte Gelegenheit und Kraft, seiner Nation eine neue, moralische Spannung und Elasticität mitzutheilen. Der herrschende Indifferentismus in der Religion und die Servilität im Politischen sicherten ihm den zweifellosen Erfolg zu. Hätte er sich wenigstens nur für den Jansenismus entschieden, so würde er schon unendlich viel Gutes gewirkt haben, indem er doch einem moralischen Prinzip den Sieg gab. Selbst

ein großer politischer Schritt wäre es gewesen, indem er dadurch fast alle alten Parlaments-Familien mit Banden des religiösen Glaubens an sich gefesselt hätte, jene Familien, die einen wichtigen und zahlreichen Theil der alten Aristokratie ausmachen. Aber in jener höheren, feineren Region der politischen Atmosphäre, welche über den Schlachtfeldern und über gemeinen Cabinets-Rouerien schwebt, jene Region, aus welcher alle befruchtende Segnungen, Stürme und Verwandlungen des darunter liegenden Erdkreises stammen, war ihm fremd, war für ihn nicht athembar. Lieber wollte er die Religion, oder vielmehr die Kirche, wie sie nun eben war, zur Stufe seines Thrones machen.

In Frankreich ist die Coalition des Egoismus und der Bipathie, der Unwissenheit und des Priestergeistes zu mächtig, als daß sich jemals von da aus etwas Gutes erwarten ließe.

---

13. Das Christenthum neben andern Religionen.

Schon der dem Christenthum wesentlich eigene Sinn der Demuth und Menschenliebe, bezeichnet dasselbe als die höchste und heiligste aller Religionen, als die Religion der Humanität selbst. Mosaismus, Bramadienst, Heidenthum, Lamaismus, Alkoran und Priesterthum der christlichen Barbaren waren gerade so verderblich, als hochmüthig. Sie fesselten noch jedesmal die Menschheit an eine niedrige Stufe des gesellschaftlichen Zustandes, weil ihnen ihr stolzer Glaube die dumme Einbildung einflößte, schon die höchste erreicht zu haben. Jesus, in seiner heiligen Demuth hingegen, zu der er die Welt ermahnt, ruft werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. In gleichem Sinne rief seine Jüngerschaar: Es wäre euch noch vieles zu sagen, ihr aber könnet es noch nicht ertragen! Die Priester der Gegenreligionen hingegen rufen: „Glaubet uns, denn aus unserem Munde spricht die Gottheit zu euch; glaubet nicht eurer Vernunft!“ — Was ist denn aber eine Theologie ohne Vernunft?

George Cook in seiner History of the reformation in Scotland (zweite Auflage, Edinburg 1819. 1, 269) erzählt, den Katholiken wäre von den Priestern das Lesen des neuen Testamentes streng untersagt worden zur Zeit der Reformation. Daher sei unter ihnen der Glaube ziemlich allgemein verbreitet gewesen, nur das alte Testament stamme von Gott, das neue sei ein Werk Luthers. Da war also eine Theologie ohne Vernunft, und die Reformation war keine Kirchenverbesserung, sondern eigentliche Herstellung des Christenthums.

---

13. Einige Beiträge zu Vergleichungen.

König Franz I. meynte, ein guter Christ zu seyn. Das hinderte ihn aber nicht zu gleicher Zeit im Jahr 1543 mit den Türken sich zu verbinden; bei der Belagerung von Nippa seine Flotte mit der des Barbarossa zu verbinden, und in Frankreich gegen die evangelisch christlichen Unterthanen mit Feuer und Schwert zu wüthen.

Sleidan erzählt, auf dem Reichstage zu Speier hätten die protestantischen Fürsten dem Herzog Heinrich von Braunschweig unter anderem vorgeworfen, er habe selbst die päpstliche Religion verhöhnt, deren Vertheidiger er doch zu seyn sich Mühe gebe; er habe seine Geliebte, Eva v. Trott, für gestorben ausgegeben, ihr feierlich Leichenbegängniß und Seelenamt halten lassen, um sein Liebesverständniß mit ihr ungestörter fortsetzen zu können. Als späterhin Herzog Heinrich in Sleidan's Commentarien diese Erzählung las, soll er gelacht und gerufen haben: „De Schelm heft doch noch nech alles geschreven!" — Wahrlich, viel schlimmer, als der schwärmerische Religionseifer, ist der ruhige Geist der Religions-Tyrannei, welcher aus atheistisch-politischen Grundsätzen, aus wirklicher Religionslosigkeit entsteht, kalt und schlau seine Maßregeln wählt, und ohne die geringste Scheu vor Wahrheit ohne einige Regung des Gewissens, das Ziel seiner Lust, seines Ehrgeizes, seiner Selbstsucht verfolgt.

Ferdinand von Oesterreich hatte im Jahr 1554 die Feier des Abendmahls unter beiderlei Gestalt in seinen Staaten verboten. Die Stände machten Vorstellungen dagegen, beriefen sich auf die ältere, von Christo eingesetzte, Form. Ferdinand hingegen erklärte in seiner Antwort das für Neuerung: Neque novum est, quod mandavi, sed vetus institutum. „Was ich geboten habe, ist nichts Neues, sondern das Alte." Christus kam also dabei mit seinen Verordnungen nicht in Anschlag; die päpstlichen Satzungen waren älter; ungefähr, wie Privilegien älter, als die Menschenrechte sind.

14. Sclaverei.

Auch in christlichen Staaten besteht noch Sclaverei, weil diese nicht durch die Religion verboten ist, sagt man. Das Christenthum, weil es überhaupt kein äußerliches, kein positives Gesetz ist, sondern das Grundgesetz aus Gott, in der Geisterwelt selbst, enthält auch keine Verordnung über die Abschaffung der Sclaverei. Aber es ist wesentlich auf Freiheit gegründet; jeder Fortschritt ist verdienstlich, der aus dem Glauben, d. i. aus der Gesinnung hervorgeht. Das Christenthum ist kein von außen Hergebrachtes, kein Gesetzeszwang, sondern ein innerlich freies Leben in Gott, ein göttlicheres Seyn. Und so steht es höher, als das Gesetz der Essäer, obgleich dieses in Hinsicht des Sclaventhums entschieden auf das Edlere zu spielen scheint. Auch die äußere Freiheit soll, im Geist des Christenthums, nicht befohlen, sondern gewollt werden; nicht Gesetz, sondern Tugend seyn.

15. Erbsünde.

Zu den seltsamsten Entstellungen der Christuslehre gehört der späterfundene Glaubensartikel von der Erbsünde, welcher dem gesunden Menschenverstande geradezu widersprach, die ewige

Liebe Gottes wegläugnete, und das erhabenste Wesen, uns von Christo, als den Vater im Himmel dargestellt, schauderhafter darstellte, als je der zornige, mosaische Jehova gewesen war. In den ersten Jahrhunderten träumte Niemanden davon, daß, durch Adams Fall, Sünde und Verderben sich erblich auf die Bewohner aller Welttheile fortpflanze, und schon die Kinder an der Mutterbrust Eigenthum des Satans wären. Und doch hatte Christus selber gesagt: Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich; wenn ihr nicht werdet, wie die Kinder u. s. w.

Als man den unsinnigen Gedanken zuerst anregte, bekämpften ihn damals die einsichtsvollsten Kirchenlehrer. Noch Clemens von Alexandrien wollte nichts davon hören. „Was kann," sagte er, (Strom. K. III.) „Was kann denn ein neugebornes Kind schon sündigen? Wie kann, der noch nichts gethan hat, unter den Fluch Adams fallen?" — Eben so nachdrücklich sprach sich Origenes dagegen aus. — Pelagius im vierten Jahrhundert nannte die Lehre etwas Ungeheures. Wäre sie richtig, sagte er und seine zahlreichen Schüler, so würde die von Gott eingesetzte Ehe, und Kinder in die Welt zu setzen, die sogleich Gegenstände des göttlichen Zornes seyn müßten, das gräßlichste aller Verbrechen seyn. Der Schluß war ganz folgerichtig, und, mehr als 2000 Jahre später, setzten die Mitglieder einer bekannten Sekte in Rußland diesen Schluß in's Werk, die sich verstimmelten, um das Verbrechen bei sich unmöglich zu machen. — Aber Pelagius und der gesunde Menschenverstand wurden verketzert. Der leidenschaftliche Augustinus siegte. Seine abgeschmackte Behauptung ward anerkannt: Schon die Kinder wären durch ihre ererbte Sündlichkeit der Verdammung geweiht, wenn sie nicht in Christo widergeboren würden. — Wäre die Erbsünde so gewiß in der Natur, als in den Compendien der Theologen: so müßte der Mensch je jünger, desto schlechter seyn, und immer besser werden, je älter er wird. Die Erfahrung lehrt aber das Gegentheil.

Augustin und seine Nachbeter, wollten sie in ihrer Art eben so folgerecht seyn, wie Pelagius, mußten nothwendig von einem Unverstand in den andern fallen. So geschah es auch. Das Dogma von der Wiedergeburt hatte sich sogleich von selbst hervorgegeben. Weil man nun aber zu erklären hatte, wie es mit der göttlichen Huld und Weisheit bestehen könne, daß der größere Theil aller Bewohner des Erdkreises, die nichts von Christo wußten, deßwegen ewig verdammt würden? erfand man das schreckliche Mittel von der Gnadenwahl und Prädestination; Gott habe, seine freie, unbeschränkte Allmacht zu beurkunden, einige Menschen zur ewigen Seligkeit vorher bestimmt, andere zu Gefäßen des Zornes. Ein Einfall, wie dieser, gegen den sich alle Vernunft empörte, machte eine neue Moral, ein neues Dogma nöthig, und man demonstrirte die Nothwendigkeit von der Gefangennehmung der Vernunft unter dem Glauben. Das war das Köstlichste für die Priesterschaft. Jetzt konnten sie auch die Lehre Galiläi's von der Bewegung des Erdballs, und das Daseyn der Antipoden, als Ketzerei, wegläugnen, und man mußte es glauben, selbst wenn man bei den Antipoden gegessen und getrunken hatte.

Eben so folgerecht war nun auch die Einführung der Kindertaufe, um die Säuglinge zu entsündigen und der Gewalt des Satans zu entrücken. Bekanntlich tauften Johannes, Christus, die Apostel, die Lehrer der ersten Jahrhunderte nur Erwachsene, wann sie verstanden, in welche heilige Gemeinschaft sie eingeweiht werden sollten. Ja, Tertullian, der Kirchenvater, eiferte gegen den Mißbrauch, unwissende Kindlein zu taufen.

Das Dogma von der Erbsünde ist am Ende nur die Lehre von der politischen Stabilität im Gewande der Theologie. Die Menschen bleiben Sünder, die nur durch Wunder der Gnade zu retten sind; arme Unmündige, die nur durch Fürsorge der Priester, durch Hülfe der Kirche vom Verderben zu retten sind und der geistlichen Bevogtung daher nicht entbehren können.

Das Kind ist allerdings noch thierartig; die Jugend sinnlich; der Erwachsene verständig; der Gebildete vernünftig. Man ist gut, weil man ein Mensch ist. Woher sonst das Gefühl des Mitleids, der Liebe, des Rechts u. s. w. selbst bei Wilden? Man ist schlecht, weil man noch etwas anders in der Gesellschaft wird, als ein Mensch, z. B. Advocat, Kaufmann, Soldat, Edelmann, ein Armer, ein Reicher, ein Bewunderter, ein Beneideter u. s. f. Hätte aber das Gute im Mehrtheil der Menschen nicht das grosse Uebergewicht gegen das Böse, so würde kein Staat einen Tag lang Bestand haben können.

16. Geistliche Legitimität.

Noch im Jahr 1784 konnte in Oesterreich, oder vielmehr in Bayern, ein Werk gedruckt werden, mit der Frage auf dem Titel: „Sind die katholischen Geistlichen in Rücksicht auf ihre Personen den weltlichen Regenten auch unterthan?“ — Die Frage wurde in der Beantwortung ohne Umstände verneint. Sie wird von den Römlingen eben so auch noch heute verneint; sie betrachten ihre Unterwürfigkeit unter Staatsgesetze, als ein durch ungerechte Gewalt Erzwungenes. Das Recht der Geistlichen bleibt dennoch immer verwahrt. „Denn ihre Würde“ heißt es in jenem Buche, S. 20, „ist auf Erden die höchste, die sich nur denken läßt; sie ist über die ganze Natur unstreitig erhaben. — Unmöglich kann also die katholische Clerisey der weltlichen, also niedrigen Macht unterworfen seyn.“ Dann Seite 23. wird noch behauptet: „daß Diacon, Priester und Bischof nicht nur in seiner Person, sondern auch in seinen Handlungen, was auch immer für Handlungen, keinem Regenten unterthan sey.

Diese vom Himmel stammende Legitimität wird nun freilich von den Regenten Europen's wenig beachtet. Das ändert aber die Behauptungen des geistlichen Stolzes nicht. Im Jahr 1808 erschien zu Paris ein merkwürdiges Werk: Harmonie

des cultes catholique, protestant et mosaique avec les constitutions de l'empire français. Man nahm es, als halbofficiell, auf. Die Harmonie des katholischen, protestantischen und mosaischen Cultus mit der französischen Reichs-Verfassung machte sich darin auf gut napoleonisch. Der Hauptgrundsatz war der: Der Souverän ist das Oberhaupt aller von den Staatsgesetzen anerkannten Religionsparteien und Kirchen. Das ward zum Ueberfluß sogar aus der Bibel bewiesen; seyd Unterthan der Obrigkeit; alle Obrigkeit ist von Gott; „ainsi, obéisance absolue au Monarque; voilà l'Evangile sans commentaire!"

Das Aeußerste, was allenfalls die Priesterschaft sich in ihrer geistlichen Hoheit einzuräumen erlaubt, und zwar nur aus kluger Höflichkeit, ist, daß sie mit der weltlichen Hoheit und Obrigkeit gleichen Rang besitze, aber übrigens dieser nicht unterworfen sey. Eine Höflichkeit, bei welcher freilich die irdischen Regierungen wenig gewinnen. In andern Religionen, selbst in der mosaischen, und vor allen unter den Heiden, waren die Anmaßungen der Hierokratie weniger gefährlich. Sie beschränkten sich auf ein einziges Volk, oder auf ein Land, wie die Religion selbst. Da das Christenthum sich aber nicht auf eine Gegend beschränkt, sondern in seinem Wesen, in seiner ganzen Idee Universalität, Umfassung des ganzen menschlichen Geschlechts, liegt: so lag in der christlichen Hierokratie auch die Tendenz zur geistigen und geistlichen Universalgewalt. In der Staatsgesellschaft schied sich die Bevölkerung in adelich und unadelich. Vom Stand der Kirche aus gesehen, zerfällt die Menschheit in Priester und Laien. Der Priester ist unter unter Völkern der Edelmann, und in der geistlichen Aristokratie sind auch Könige und Fürsten bloße Laien mit bürgerlichem Rang.

---

17. Priester und Magie.

In den ältesten Zeiten war Zauberei und Priesterei mit einander verbunden. So theilte sich die priesterliche Kaste bei

den Chaldäern in Himmelskenner, Schlangenbeschwörer und Wahrsager. Moses mußte mit Wundern die Wunder der ägyptischen Zauberer besiegen. Selbst von Christus verlangte man noch, daß er die unwiderlegbarsten Wahrheiten mit der Unbegreiflichkeit gewisser Thatsachen, als göttlich, beurkunde.

Im christlichen Priesterthum nachher war es nur Geistlichen gegeben Wunder zu thun, oder etwas für wahres Wunder zu erklären. Wenn Laien Aehnliches thaten, hiessen sie Zauberer, Hexen und Hexenmeister. Der Priester verrichtete seine Wunder vermittelst himmlischen Beistandes; der Laie, hieß es, mit Beistand der Hölle. Man verdammte ihn zum Scheiterhaufen. Er war der Autorität der Hierarchie gefährlich.

Der Volksglaube an ein gutes und böses Weltprincip, den ältesten Zeiten entstammt, kam der Priesterschaft aller Nationen zu statten, das Monopol der Magie an sich zu ziehen.

---

18. Joseph II.

Wie schwer ist's doch den besten, den wohlwollendsten, den einsichtsvollsten Männern, sich ganz von jenen Geistesbanden wieder in späteren Jahren zu entstricken, womit man sie in der Kindheit, durch häusliche Erziehung, durch Kirche und Schule umwunden und gebunden hatte!

Kaiser Joseph II. galt und gilt noch immer als einer der menschenfreundlichsten, aufgeklärtesten Fürsten. Das wird der Nachwelt durch nichts so sicher beurkundet, als durch seine Bestrebungen für Volksbelehrung und Hemmung der priesterlichen Macht, und durch den Haß, welchen Pabst, Mönchthum und Weltgeistlichkeit noch heut gegen den vortrefflichen Monarchen hegen.

Aber dieser vortreffliche Monarch war bei dem Allen selbst noch tief im bloßen Kirchenchristenthum befangen. In seinen eigenen religiösen Ansichten war er noch nicht so weit, als Heinrich IV. Oder wie soll man sich's erklären, wenn er die ruhigsten, treuesten Unterthanen, gute Christen, die aber

nichts vom protestantischen und katholischen Dogmatismus wußten und wollten, für — Heiden hielt! wenn er sich Mühe gab, sie zu dem von ihm erlaubten Glaubensbekenntniß zu bewegen; wenn er die Unbelehrbaren mit Stockschlägen mißhandeln, aus ihren Heimathen entfernen, ihrer kleinen Habe berauben, sie nach Ungarn, Siebenbürgen und Gallizien verpflanzen, Eltern und Kinder von einander trennen, und die Männer zu Soldatendiensten an die türkische Gränze schleppen ließ? (Siehe Schlötzers Staatsanzeigen V. 17., Nro. 11.) Was that denn der gekrönte Dogmatismus Heinrich VIII. von England anders? Was thaten die Diocletiane und Philippe gegen die Christen ihrer Staaten anders? Und hatten sie schlechtere Gründe zu ihrer Grausamkeit und verfolgerischen Intoleranz, als er?

In dem Bericht eines jungen evangelischen Geistlichen, (in jenem Heft von Schlötzers Staatsanzeigen Nro. 2.) finden wir die Schilderung der Verfolgten in Böhmen. Diese Leute hatten sich nie durch einen besonderen Namen von den andern christlichen Religionspartien unterschieden. Erst der Bischof von Königsgrätz, der über ihr Christenthum die erste Untersuchung anstellte, gab ihnen den Namen Deisten, der ihnen dann blieb. Ihre Meinungen hatten sie von ihren Eltern, und diese wieder von den ihrigen ererbt. Sie wußten nichts von einer allfälligen Verbindung ihrer Vorfahrern mit Husitten, oder andern Kirchenparteien. Die religiösen Vorstellungen aber, aus denen sie gar kein Geheimniß machten, waren reines, einfaches Wort Christi, ohne allen dogmatischen Zusatz. Sie bekannten sich zu dem Glauben an einen einzigen Gott und beriefen sich auf die bekannten Stellen des Jesaias und Jeremias wider die Lehre von der unbegreiflichen Dreieinigkeit; konnten sich nicht vorstellen, daß Alles in der Bibel den Schriftstellern von Gott unmittelbar eingegeben worden sey, sondern folgten auch hier der Vorschrift: Prüfet Alles und behaltet das Gute. Die Lehre Jesu Christi, wie er sie gegeben, war ihnen theuer, konnten sich aber nicht be-

reden lassen, daß er Gott selber gewesen, oder zur Versöhnung mit unsern Sünden und Fehlern gestorben sey. Seine Auferstehung, Himmelfahrt, Wunder ließen sie dahin gestellt seyn. Sie wüßten es nicht, meinten sie, denn es lebe ja kein Mensch mehr, der es gesehen. Taufe und Abendmahl wären Ceremonien; der heil. Geist bedeute in der Schrift eine Kraft Gottes im Menschen. Nur der Fromme und Rechtschaffene habe Belohnungen in der Ewigkeit, der Gottlose Strafe zu erwarten. Hingegen herzliche Liebe Gottes und des Nächsten, treues Halten gegebenen Versprechens, Keuschheit, Sanftmuth, Geduld, fromme Ergebung in den Willen Gottes, Liebe auch der Feinde und Verfolger u. s. w. empfahlen sie einander auf das dringendste. Und so unbeschränkten Gehorsam in allen irdischen Verhältnissen gegen die Obrigkeit lehrten sie, daß sie sich verpflichtet hielten, auch nicht den geringsten Widerspruch zu äußern, falls der Kaiser die strengsten Zwangsmittel anwenden würde, sie zur katholischen Kirche zu bringen. Und der Kaiser wandte diese Mittel an! Sie aber wollten, nach Christi Lehre, Gott geben, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. — Kurz, hier bestand ein wahrhaft kirchenfreies Christenthum.

Man möchte beim Anblick solcher Verhältnisse und Ereignisse in der Welt wünschen, was Lessing einem unglücklichen Auswanderer wünschte, welchen er in einem Briefe (Nro. 72.) seinem Freunde Mendelssohn empfahl. „Er will von Ihnen," schrieb Lessing: „nichts, lieber Moses, als daß Sie ihm den kürzesten und sichersten Weg nach dem europäischen Lande vorschlagen, wo es weder Christen noch Juden giebt. Ich verliere ihn ungern; aber sobald er da angelangt ist, bin ich der erste, der ihm folgt."

---

19. Ehe.

Die Unauflöslichkeit der Ehen, wie der Cölibat, haben dem häuslichen Frieden und der öffentlichen Sittlichkeit fast

überall schlechten Gewinn gebracht. Aber man sah darüber hin. Ein Dogma galt immer höher, als Tugend und Sitte: Es konnte auch tugendhafte Heiden geben; dennoch waren sie nicht halb so viel werth, als ein gläubiger, wenn auch unmoralischer Christ. Sünde ließ sich immer gut durch Absolution verwischen, aber kein Unglaube.

In Frankreich, Spanien, besonders in Italien, war das Band der Ehe minder heilig, als da, wo bürgerliche und kirchliche Gesetze die Lösung desselben gestatteten. Bei der Unmöglichkeit, den Ehevertrag aufzuheben, betrachtete man ihn, als wenn er gar nicht im heiligen Sinn geschlossen wäre.

Die Reclamationen des römischen Hofes vereitelten die profane Sittenstrenge der Polizei, als zu Venedig der Rath der X Anstalten traf, der ehelichen Zuchtlosigkeit Gränzen zu setzen. Als man in Venedig einmal die feilen Dirnen austrieb, drang die Ausschweifung in das Innere der Familien und in die Klöster. Man sah sich genöthigt, die Ausgetriebenen zurückzurufen und sie sogar zu entschädigen. Das Zurückberufungs-Dekret bezeichnete sie unter dem Namen „**nostre benemerite meretrici.**“

---

20. Religion des Glaubens und Gewissens.

Es giebt zweierlei Religionsarten. Sie haben nur wenig mit einander Verbindung. Die Religion des Gewissens ist die von Christo gegebene, oder durch ihn vielmehr hell in unserem Bewußtseyn erweckte; das Sichdeutlichwerden der erhabensten, reinsten, vom Geisteswesen und Geistesleben untrennbaren, Ideen von Gott, Ewigkeit und ewigem Göttlichseynsollen der Menschheit, von Gottheits- und Menschheits-Verwandtschaft. Die Religion des Gewissens ist die der gesammten Geisterwelt auf Erden gewordene, als Keim sich in allen Geistern entfaltende; aus dem Weltall uns zurücktönende. Selbst die physische Welt hat ihr Gewissen; Verwundung oder Uebertretung ihrer Gesetze erzeugt selbst in vernunftlosen Thieren Schmerz;

Die Religion des Glaubens, oder Dogma's ist eine menschlich überlieferte. Sie bezieht sich weniger auf die Lehre, als auf den Lehrer; hat weniger mit seinem Geist, als mit seiner Person, weniger mit dem Sinn, als mit dem Wort derselben, weniger mit dem Wesen, als mit der Form zu schaffen. Sie macht das Historische zur Grundlage, oder Quelle des Wissens von göttlichen Dingen; sie hat nicht ihre Wurzel im Innern des menschlichen Gemüthes, sondern im Aeussern des Geschehenen; sie ist nichts in uns Erwecktes, sondern Gegebenes und Eingelegtes; nichts aus Ueberzeugung Gebornes, sondern auf Autorität hin Geglaubtes; sie ist Religion der kindlichen Menschheit, welche den Schlüssel zu ihren Räthseln, Gegenstände zu ihren Ahnungen sucht; sie ist Religion des Priesterthums.

Nur in dieser sind vielerlei Sekten möglich, wie wir dergleichen bei den Heiden, Israeliten, Muhamedanern und Christen finden; Sekten, welche durch verschiedenartige Ansichten, Kenntnisse, Schicksale und Zwecke von den Auslegern der überlieferten Geschichte des Religions-Ursprungs entstehen. Bei den Christen entzweite man sich schon im ersten und zweiten Jahrhundert über Person und Thaten und Urtheile Jesu. Denn die Ueberlieferungen von seinem Leben und Schicksal waren schon damals im Volke sehr auseinanderweichend. Wir besitzen nur noch vier Biographien oder Evangelien, die untereinander nichts weniger, als streng übereinstimmen und noch dazu späterhin durch die Abschreiber wissentlich oder zufällig Aenderungen, Weglassungen oder Zusätze erlitten.

Daß mündliche und schriftliche Ueberlieferungen geschehener Dinge so entgegensetzt auseinanderfahren können, daß man an der Geschichte selbst zweifeln sollte, ist dem nichts Ausserordentliches, der das Volk kennt. Napoleon machte unter seinen Zeitgenossen größeres Geräusch, als der Stifter des Christenthums; und doch hörte ich selbst, während er noch im Exil auf St. Helena lebte, in Frankreich sogar, die wundersamsten halbpoetischen Sagen über den ausserordentlichen Mann,

unter den Landleuten. In Deutschland erzählten mir Bauern Dinge vom Napoleon, die gar nicht ihm, sondern Friedrich dem Großen zugehörten, ungefähr, wie das Nibelungen Lied den Gothen Theodorich mit dem Hunnen Attila zugleich leben läßt. Wäre die Geschichte Christi auch nur erst 20 — 30 Jahre nach seinem Tode, aus dem Munde eines Volks mit orientalischer Einbildungskraft, mit den Ideen messianischer Majestät erfüllt, oder aus den wiedergesagten Sagen begeisterter Freunde, in Schrift verfaßt worden: so würde uns der Widerspruch ihrer Angaben, das Wunderreiche und Unverständliche oder Vieldeutige darin als etwas Unvermeidliches erscheinen.

Heut, nach beinah 2000 Jahren, ist's unmöglich, das historisch Wahre vom Zuschlag der Sage auszuscheiden. Die, welche als Supranaturalisten Alles wörtlich treu annehmen und glauben, opfern, aus Frömmigkeit, Welterfahrung, Kritik, Naturkunde und gesunden Menschenverstand auf. Diejenigen, welche das Wunderbare in den Biographien von Christo auf ganz natürliche Weise erklären wollen, verwerfen die Gebilde der liebenden, bewundernden Sage, um an ihre eignen gemüthlosen Erdichtungen zu glauben. Die, welche in den Lebensdarstellungen Jesu allegorische Einfassungen höherer, philosophischer oder religiöser Gedanken, Symbole des Uebersinnlichen finden, leihen dem gemeinen Mann in Palästina Philosopheme und Phantasien des neunzehnten Jahrhunderts.

Die Religion des Dogma ist aber dem Priesterthum aller Sekten und Kirchen Hauptsache; ohne sie wäre ihm beim Einfluß auf's Volk keine Herrschaft, keine Bereicherung möglich. Schwerlich würde unter zehntausend Geistlichen, Bepfründeten, Infulirten und Gekrönten unsrer Tage, ein Einziger sich melden, wenn er in Demuth und Todesgefahren, unter Entbehrungen und Verfolgungen, wie die Apostel, oder wie Jesus leben, lehren und in strenger Heiligkeit wandeln sollte.

Wo eine Dogmenreligion organisirt und zwangweis sogenannte Staatsreligion geworden ist, ward immer das Selbst-

denken Sünde; die Heuchelei gesetzlich nothwendig; die Ehrlichkeit Ketzerei; das Priesterwerk Handwerk; der Unglaube häufiger unter den Geistlichen, als unter den Laien. Daher war, wie bekannt, der Atheismus am römischen Hofe von jeher recht zu Hause.

„Hic jacet pulvis et cinis, postea nihil." Dies war die Grabschrift, welche sich der Cardinal Berberini setzen ließ, und das war auch das Glaubensbekenntniß nicht weniger seiner Amtsgenossen.

21. Religionsvereinigung.

Die Hoffnung ihrer Verwirklichung war der Wunsch und Traum edler Gemüther, aber der wirklichen Welt vollkommen unkundiger Menschen. Jeder von ihnen hielt eine Vereinigung Aller mit seinen Dogmen für leicht; aber keiner wollte von seinen religiösen Vorstellungen etwas für die Annahme anderer hingeben. Keiner wollte es, weil keiner konnte. Natur und Schicksal, Geistesgaben und Standpunkte, Gemüthsbedürfnisse und Verstandesentwickelungen der Menschen sträuben sich gegen solche Meinungseinheit. Nicht ein einziges Individuum ist im Stande, von Jugend auf eine und dieselbe Religionsansicht festzuhalten. Wo ist ein Mann der seine kindischen Vorstellungen nicht hat fahren lassen?

Bekanntlich versuchte auch Leibniz eine Religionsvereinigung. Er hatte schon in Gesellschaft des Abtes Molanus zu Lokkum, und des Bischofs von Neustadt in Ungarn, den Unionsplan entworfen. Die Kurfürstin Sophie von Hannover dachte darüber richtiger, als ihr philosophischer Liebling. Sie schrieb an ihre unglückliche zur katholischen Kirche übergetretene und Abtissin zu Montpuisson gewordene Schwester Elisabeth: „Sie sagen, es wären bei Ihnen (in Frankreich) Viele der Vereinigung entgegen; das ist auch der Fall bei uns. — Käme so etwas zu Stande, so würde es nichts anders, als wieder eine neue Religion seyn."

Nicht über die Religion, welche Christus hatte, sondern über die christliche, bestand und besteht die ewige Entzweiung und gegenseitige Verfolgung. Im Jahr 1780 machte man in Deutschland wieder einen Unionsversuch; es sollte ein apostolisches Christenthum eingeführt werden.

Ohrenbeichte wurde auch dazu empfohlen, und in der Lehre von der Transsubstantiation nichts Vernunfs= oder Bibelwidriges gefunden. Ich weiß nicht, was die Leute für eine Sorte Vernunft hatten? Gewiß nicht die allgemeine Menschliche jedes Jahrtausends und jedes Welttheils, sondern eine priesterliche. In Leipzig war bekanntlich öfters der Sitz einer Jesuitenmission.

Luther, gleich im Jahr 1518, ging von den Sätzen aus: der wahre Gottesdienst bestehe nicht in äußerlichen Handlungen, sondern in einem Glauben, der in der Liebe thätig und fruchtbar sey. Ferner: die Wahrheit der christlichen Religion beruhe nicht auf Entscheidung von Menschen, wer die auch immer seyn mögen, sondern einzig und allein auf der heil. Schrift. Leider ließ er es nicht dabei. Er stiftete neuen Cultus, neue Dogmen. Seine Nachfolger waren nur Protestanten gegen den Papst, nicht aber gegen Luther.

So lange der Cultus, diese Krücke der schwachen Menschheit, nicht entbehrt werden kann; so lange nicht die Zeit gekommen ist, in der die Menschheit das höchste Wesen im Geist und in der Wahrheit ehrt, giebt es vielleicht kein besseres Mittel, den Cultus der Sekten unschädlich zu machen, als seine Mannigfaltigkeit. Die Einheit des Cultus und Dogma würde das lebendige Wirken der Menschheit in todten Mechanismus, und das freie Daseyn der Geister in eine Universalmonarchie oder Universaldespotie des Gewissens verkehren.

---

22. Weltliche und geistliche Majestät.

In einer Zeit, da noch ein Friedrich der Große, ein Kaiser Joseph II. und andre große Fürsten auf den Thronen

fassen, bildeten die Vertheidiger der Priestermajestät nur die ohnmächtige Oppositionspartei gegen jene. Damals schrieb ein schweizerischer Priester, Namens Weissenbach, zu Luzern ein Buch: „Vorboten des neuen Heidenthums.“ (1779. Th. 2. S. 310.) worin es heißt:

„Verzeiht uns, ihr Fürsten, Könige und Kaiser dieser Welt! Wir verehren in euch zwar die Gewalt der Gesetzgeber und Gebieter über Land und Leute; allein unserm Priesterthume können wir euch nie, nie gleich schätzen, weil die Macht desselben sich über alles Zeitliche, über die ganze Natur, bis in das künftige Leben erstreckt; nicht nur über euch, sondern auch u. s. w.

Es ist eckelhaft, dergleichen Wahnsinn abzuschreiben. Aber es ist damit den meisten Geistlichen der römischen Kirche, wie vor 800 Jahren, noch bis zu dieser Stunde bittrer Ernst. Es ist die bleibende theologische Concordanz über Priesterhoheit und Priestergewalt. Es ist nun einmal fixe Idee des dogmatisch-geheiligten Hochmuthes. Heutiges Tages würden aber Friedrich und Joseph zur bloßen Oppositionspartei gehören.

Was jener Weissenbach den Königen und Kaisern erklärte, war nur Wiederholung, was Papst Nicolaus I. schon im J. 863. auf der Synode zu Rom ausgesprochen hatte, nämlich, daß derjenige verdammt sey, der nicht die von Peters Stuhl bekannt gemachten Verordnungen pünktlich befolge; und daß Königen, die den Willen Gottes nicht thun, kein Gehorsam von ihren Unterthanen gebühre.

Es ist merkwürdig, daß die Völker sich nicht von der fixen Idee des Clerus anstecken ließen, und bei aller Unwissenheit, selbst im finstersten Zeitalter, mehr gesunden Verstand besaßen, als die damaligen Inhaber der Wissenschaften.

---

23. Der Lamaismus in Tibet.

Höchst merkwürdig ist überhaupt, wie sehr der Lamaismus in Lehren, Einrichtungen und Gebräuchen dem päpstlichen

Christenthum ähnlich sieht, fast könnte man sagen, ihm gleicht. Ein unverdächtiges Zeugniß in Ansehung dieser Thatsache liefern die darüber höchst entrüsteten Missionäre selbst. Ihnen zufolge glauben auch die Lamen an eine Dreieinigkeit, und nicht allein an Paradies und Hölle, sondern auch an ein Fegefeuer. Sie halten ein Abendmahl, mit Brod und Wein, geben die letzte Oelung, taufen mit einer Mischung aus Milch und Wasser, wobei dem Täufling ein Name gegeben wird, verrichten die Trauungen der Eheleute, halten Fürbitten, und geben Almosen für die Todten. Man findet unter ihnen Weihwasser, Kreuze, Rosenkränze, Anbetung der heiligen Bilder, Beichten und Sündenvergebung, den Cölibat, Processionen und Bußübungen und Wallfahrten, Mönche und Nonnen, ja sogar Missionäre; Bischöfe und Erzbischöfe (Lamen und Großlamen), und endlich in ihrem Dalei=Lama auch einen Papst; alles ganz wie bei uns.

Der wesentlichste, wenigstens der dem Volke verständlichste, Unterschied zwischen den beiden Religionsparteien möchte der seyn, daß das Oberhaupt der einen in Lassa, das der andern in Rom zu finden ist; so wie, daß der Dalei=Lama nicht bloß für einen Stellvertreter des von den Tibetanern angebeteten, von einer Jungfrau gebornen Gottmenschen Xaca, sondern für diesen eingefleischten Gott selbst gehalten wird. Auch dadurch unterscheiden sich beide, daß der Lamaismus Asiens, eine der sanftesten Religionen, das Blut sogar der Thiere verabscheut, während auf der andern Seite noch kein Priesterthum das Blut der Menschen in solchen Strömen vergoß, wie das europäische. Das Eine ist eine Verunstaltung des Christenthums gepaart mit Indischer Sanftmuth; das Andre die nämliche Verunstaltung gepaart mit Europäischer Wildheit.

Am wahrscheinlichsten erklärt sich dieser Tibetanische Doppelgänger des Papstthums, als eine wirkliche Ausartung der christlichen Religion, die schon im 3ten Jahrhunderte von Manichäern und im 8ten durch Nestorianer in den Gegenden östlich vom kaspischen Meere verbreitet wurde.

Die Missionäre in ihrem Aerger, alles was sie dem guten Volke von Tibet erst bringen wollten, schon vorzufinden, beklagen sich bitterlich und meinen, es sey das Alles ein Blindwerk des Teufels, um der wahren Lehre Abbruch zu thun. Kommen einmal tibetanische Missionäre nach Italien, so werden sie wahrscheinlich der Meinung seyn, der Teufel sey ihnen zuvorgekommen, und möglicherweise dürften beide Theile Recht haben.

Die französischen Staatsverwandlungen.

1. Die Geschichte der französischen Revolution.

Es geht großen Weltereignissen, wie berühmten Leuten, die man in Oelgemälden, Holzschnitten, Kupferstichen und Steindrücken, auf Tabaksdosen, Pfeifenköpfen und an Wachtstubenwänden so häufig contrefait sieht, daß sie zuletzt jeder zu kennen glaubt, wiewohl eben darum das verworrenste Bild in jeder Phantasie zurückbleibt. Könnte man alle Werke sammeln, die in allen Sprachen über die Geschichte der französischen Staatsumwälzung geschrieben worden sind, man würde die weitläuftigste und bändereichste Bibliothek, und doch keine treue und reine Anschauung der ungeheuern Begebenheit, haben. Man sieht den wüsten, gewaltigen Wogentanz und die weiten Zerstörungen des ausgetretenen Stroms; aber wer sah denn das Schmelzen der Gletscher, wer kennt die Umschwünge der Atmosphäre, welche mit Wärme, Sturmwinden und Regenschauern die Wasserquellen überfüllten? Wer zählte die Gießbäche?

In außerordentlichen Begebenheiten sind nicht die Begebenheiten das Wichtigste, sondern der Mensch; denn jene sind nur äußere Wirkungen seiner Tugenden und Bosheiten, seiner Klugheit und seiner Irrthümer. Zwischenein spielt der

unsichtbare Finger Gottes. Aber der große Haufe der Völker macht aus Weltereignissen nur ein Schauspiel zu seiner Unterhaltung, wie aus Hinrichtungen armer Sünder; liest und vergißt, hört in der Kirche, und verläßt sie nicht besser, als er war, da er hineinging.

Wie wenig man die Geschichte der französischen Revolution noch heutiges Tages kennt und versteht, beweis't der darüber herrschende Widerspruch der Meinungen und Urtheile, und die Wahl der mehr oder minder zweckmäßigen, mehr oder minder verkehrten Maasregeln, welche von Fürsten und ihren Räthen ergriffen worden. Freilich, zum Verstehen ist auch der Verstand nicht überflüßig.

Ich war ungefähr mit der Absicht nach Frankreich gegangen, wie Herodot nach Aegypten und Asien. Ich fing an zu sammeln und hörte viele der Männer, die theils ihre Rollen gespielt hatten, theils Zuschauer gewesen waren. Als sich aber meine Ansicht der Dinge erweiterte, gab ich die Absicht auf. Ist's nicht in Frankreich selbst, wird in Britannien ein Thucydides, Tacitus oder Gibbon für die Geschichte der französischen Revolution ersteh'n. Denn da lebt das Volk selbstthätig in der Geschichte, und ohne Anschauung des Lebens kann man es nicht beschreiben. Die deutschen Historiker sind gelehrte Zusammenstoppler, oder Poeten; sie schreiben auch Naturgeschichten nach den Bilderbüchern, die sie eben vor sich liegen haben.

Ich behalte also meine Skizzen im Portefeuille; sie haben sich mir schon selber bezahlt gemacht. Ich sehe im Trauerspiel der Völker um Vieles heller, und sogar die Gestalten des Alterthums treten mir aus ihren Nebeln deutlicher hervor.

---

2. Einige Charakter-Umrisse.

1. Condorcet. Alle meine Freunde, die den Philosophen persönlich gekannt hatten, vereinigen sich in seinem Lobe. Er besaß einen wahren Reichthum von Kenntnissen,

die ihm bei jeder Gelegenheit, und zwar in der besten Auswahl, zu Gebot standen. Graf Schlaberndorf nannte ihn daher eine wandelnde Bibliothek mit dem besten Bibliothekar versehen.

Er war die Sanftmuth und Geduld selbst. Nie entschlüpfte ihm ein einziges übereiltes oder hartes Wort. Wenn er mit seiner Frau in Gesellschaft wollte, und sie, mit ihrer Toilette beschäftigt, ihn draussen warten ließ, so ging er im Vorzimmer ganz gelassen, stundenlang wenn es seyn mußte, mit einem Buche auf und ab, ohne eine Miene zu verziehen. So übte auch diesen Philosophen ein Xantippchen in der Tugend der Langmuth; aber eine liebenswürdigere Xantippe, als die sokratische. Sie war sehr schön, und unter dem Namen der Madame la Chanoinesse de Grouchy bekannt gewesen. Sie verdankte ihm den Wohlstand, den sie sogar während der Schreckenszeit behielt, und den sie noch jetzt (1822) besitzt. Condorcet, als mathematischer Rechenkünstler ausgezeichnet, sah den übeln Ausgang des eingeführten Papiergeldes voraus, und stellte alle ihre im Anfang der Revolution verfallene Pacht-Contrakte nicht auf Geld, sondern auf Leistungen in Naturalien aus. Frau Condorcet beklagte sich bitterlich darüber und meynte, — denn wirklich war das damals in Frankreich eine unerhörte Erscheinung, — er sähe nun, was herauskomme, wenn sich ein speculativer philophischer Rechner in Geschäfte mische. Aber die Folge belehrte sie eines Bessern.

Als Condorcet heurathete, soll La Rochefoucauld, um diese Ehe möglich zu machen, eine Rente für Mad. Condorcet ausgesetzt, und zugleich dabei bestimmt haben, wenn Condorcet und er jemals mit einander zerfielen, solle es jenem freistehen das Capital zu fordern. Als Condorcet 1792 völlig zur republikanischen Partei überging, soll ihm La Rochefoucauld die Freundschaft aufgekündet haben. Der Philosoph war ein speculativer Rechner, aber kein rechnender Speculant. Er forderte das Capital nicht.

Obgleich er, unter dem Einfluß der sogenannten „mathematischen Schule jener Zeit, sogar die Gesetze der Moral in

arithmetischen Verhältnissen zu geben, wunderlich genug war, — wen überwindet nicht die Mode?" — zeigte er sich doch in seiner Moralität weit gemüthvoller, als in seiner dürren Moral. Auch war er religiös, obgleich er, besonders in seinen Esquisses das Christenthum sehr verkannte. Aber er kannte kein andres Christenthum, als dasjenige, was er, erzogen im todten Formelwerke des französischen Kirchenthums, davon kannte. Das ist eben die fürchterliche Consequenz der Priesterherrschaft, vermittelst der Kirche, daß sie selbst Gegnerin des Religiösen wird, und nur die Wahl zwischen Aberglauben und Unglauben übrig läßt. Condorcet theilt das Schicksal aller kenntnißvollen, gebildeten und rechtschaffenen Katholiken, die nicht so schlecht, als viele ihrer scheinheiligen Priester, und nicht so dumm, als die Werkzeuge derselben sind.

2. Sieyes, ein untersetzter, sich ein wenig steif geberdender Mann, mit etwas fahlem, nichtssagendem Gesicht, Mönchsschritt und sogar einem gewissen mönchischen Anflug des Geistes — so erschien er jedem zuerst. Ich weiß nicht, soll ich's für eine Art scheuen Zurückhaltens, oder schüchternen Aushorchens nehmen. — er ist, besonders aber in einer ersten Zusammenkunft, wortkarg; und doch hat er seine Stunden, wo er gern und sogar viel spricht. Dann ist jedes seiner Worte wohlerwogen, jede Phrase ein scharfsinniger Gedanke. Immer fand, selbst sein Apologet Oelsner, in seinem Wesen etwas Gezwungenes, ich möchte sagen, Trübes. Ein Lächeln und gar ein Lachen wird ihm, wie es scheint, mühsam. Sein Ideenreichthum und Feinsinn ist gar nicht zu läugnen; er wäre ein ausgezeichneter speculativer Stubenphilosoph geworden; aber ein großer praktisch-gewandter Geschäftsmann zu werden, hinderte ihn die ganz eigenthümliche Natur und Richtung des Geistes. Er zersplitterte Alles, lösete Alles auf; seine Meisterschaft bestand in einer politischen Scheidekunst (falls es eine politische Chemie giebt). Er entdeckte überall die verborgensten Mängel. Aber der Ueberblick und die Kühnheit eines

Schöpfers gingen ihm ab. Ein Kleinigkeitssinn, der in der Menge der Einzelnheiten das Ganze nicht sah, und es vernachlässigte, machte ihn unfähig, des Zweckes wegen, die Mittel dazu, als solche, im Großen zu behandeln. In dieser Hinsicht stand Sieyes, wie ein Zwerg neben dem kolossalen Napoleon. Beide in geistigen Extremen sich entgegengesetzt, würden sich, in Eins verbunden, gegenseitig zur außerordentlichsten Erscheinung in der politischen und moralischen Welt ergänzt haben. Aber darum mußte Napoleon nothwendig von seiner Höhe herabstürzen, weil ihm Sieyes Feinblick, und analytische Kraft mangelte; und darum konnte Sieyes keine Höhe in der politischen Welt erreichen, so hoch ihn auch die Wellen der Revolution, wider sein Erwarten, auch ohne sein besonderes Dazuthun, den Stufen der höchsten Gewalt nahe gebracht hatten.

Einige seiner überraschendsten Geistesblitze im Anfang der Revolution hatten die allgemeinste Aufmerksamkeit auf den vorher unbekannten Abbè hingezogen. Man bedurfte in so ungewöhnlichen Ereignissen ungewöhnlicher Männer. Man erwartete nach einem ersten Auftreten, wie dem seinigen, nur Außerordentliches von ihm. Die Wahlstimmen fielen auf ihn. Seine Aeußerungen galten als Orakel, obgleich sie manchmal auch eben so unerklärbar, wie die delphischen, waren. Zwischen Sieyes und Lafayette ward die Verehrung und Hoffnung des Volks getheilt, wenn schon beide sich einander, beim Gegensatz ihrer Gemüthsarten und politischen Denkweisen, nie vereinigen, nie verstehen konnten.

Sieyes ward von seinem eigenen Ruhm überwachsen; denn in der That war er weder so großwirkend in Frankreich, noch so außerordentlich, als ihn Europa machte. Aber der Wiederhall aus Europa steigerte die Achtung Frankreichs für den Mann noch höher, und dieser, sehr verzeihlich, mußte endlich bei aller Bescheidenheit, bald an seine eigene Wichtigkeit glauben lernen. Merkwürdig ist, wie er sich unter allen Schicksalswechseln in der öffentlichen Meinung zu erhalten wußte,

bis er sich selbst um die allgemeine Achtung brachte, da er sich mit Titeln und Gold von Napoleon abfüttern und beseitigen ließ.

Ich habe gesagt, sein Charakter habe etwas mönchischen Anflug gehabt; dahin rechne ich auch seinen Mangel an moralischem Muth, sein schüchternes Umherfühlen, wenn die Zustände schwankend wurden; sein sorgsames Rücksichtnehmen auf eigene Sicherheit. Der furchtsame Argwohn des scharfblickenden Mannes verkündete ihm zeitig die Vorzeichen gefahrvoller Stürme; und während Andere noch stolz und kummerlos sich unter dem glänzenden Himmel umhertummelten, verschwand Sieyes, den besten Anlaß benützend, und erschien nach vergangenem Gewitter, mürrisch, unzufrieden mit Allem, was geschehen war.

Im Anfang der Consular-Regierung war Sieyes der Urheber einer Institution, vermöge deren der Senat in gewissen Fällen einen der drei Consuln sollte, wie er sich ausdrückte, absorbiren können. Bonaparten gefiel das Absorbtions-System durchaus nicht. „Je ne suis pas une huitre, meynte er, on ne m'absorbe pas.“ Wahrscheinlich war dieß Sieyes letzte politische Geburt.

3. D. J. Garat. Ein Mann von Geist, dessen politische Laufbahn in mancherlei Krümmungen durch alle Phasen der französischen Staatsumwälzung zog. Seine Memoiren sind, neben ihrem sehr großen geschichtlichen Werth, die geschickteste Apologie der Revolution, die vielleicht jemals geschrieben wurde. Es ist nicht zu läugnen, daß er von Anfang her einsichtsvoll und kaltblütig genug war, Menschen und Sachen am richtigsten zu würdigen, und daß er die Verblendung keiner der beiden Seiten des Convents theilte. Er mußte sich's daher auch gefallen lassen, daß er von jeder dieser Parteien mit Achselzucken angesehen und schwach, das heißt, Mann ohne Grundsatz, genannt wurde. Weil dieß aber von beiden Seiten geschah, hätte gerade dieß zur Rechtfertigung seiner Ansichten dienen können, wenn nicht durch seine eigene Schrift offenbart wäre, daß ihm auch noch eine dritte Partei von Rechts wegen

den Vorwurf der Schwachheit zu machen habe. Diese dritte ist die Nachwelt. Denn er zeichnet sich selbst als den Mann, der niemals den Muth besaß, das von ihm anerkannte Wahre und Rechte mit jener Kraft geltend zu machen, mit der alle Uebrigen ihre Leidenschaften sprechen und wirken ließen. Nicht das kann ihm, als Schuld, angerechnet werden, daß er schwach war; wohl aber, daß er einen Posten einnahm, auf den die Schwachheit nicht hingehörte. Niemand ist verbunden ein Held zu seyn; aber wer einen Platz einnimmt, auf dem er es seyn soll, dem gereicht es billig zum Vorwurf, daß er es nicht ist.

Als Justiz-Minister hatte Garat die scheußlichen Septembermörder nicht gebilligt; er hat sogar seinen Abscheu gegen sie zu erkennen gegeben. Aber als Justiz-Minister hatte er mehr zu thun. Er mußte sie verfolgen; mußte das Messer der Mörder auf seinem Platz nicht fürchten. Er unterließ es. Er hatte nicht den Muth zur Gerechtigkeit, deren Wächter und Schirmherr zu seyn er übernommen hatte. Meinungen, Ansichten, selbst politische Maximen kann man ändern, ohne darum schwach zu seyn; es ist keine Schwachheit, verständiger und weiser zu werden. Aber Pflichten, die einmal übernommen sind, lassen sich nicht ändern, ohne Pflichtbruch. Da wird Schwäche zur strafbaren Schuld.

Im Kampf der Gironde und des Berges benahm sich Garat jederzeit mit so vieler Vorsicht, daß seine Einsicht selbst zum Geheimniß ward. Wo er hätte Aufschlüsse geben können und sollen, sprach er in Räthseln. Wahrheiten flüsterte er nur leise in's Ohr, Phrasen sprach er öffentlich. Nach dem 31. Mai schrieb er die Wahrheit, ließ sie aber vom Wohlfahrtsausschusse ganz gern — unterdrücken.

Garat war ein ehrlicher Mann, den aber der Instinkt feiger Umsicht und sein Benehmen gegen Robespierre zum zweideutigen Menschen auf einer Bühne machte, die er nie hätte betreten sollen. Nur für die Geschichte jener Unglückszeiten ist viel durch ihn gewonnen, daß er mit seiner Schüchternheit, die ihn vor der ansteckenden Raserei der Faktionen bewahrte,

mitten unter ihnen und den handelnden Personen, und nicht blos im Parterre unter den Zuschauern stand.

Die Meinung, die seine Memoiren von dem Verfasser geben, wird durch sein späteres Benehmen bestätigt. Unter Napoleon war Garat Senator. Er mußte nach Holland reisen, und ein Buch über die Holländer schreiben, um zu beweisen, die Holländer könnten nur, eins mit Frankreich, glücklich seyn. Wem huldigte sein Buch? – Der Wahrheit, oder Furcht?

Garat heurathete seine Köchin, nachdem er 25 Jahre mit ihr gelebt hatte. Nicht die Heurath war eine Thorheit, wie man sie nannte, sondern daß er sich ein Vierteljahrhundert lang darüber bedacht hatte. Eine solche Wahl verzeihen selbst die Convenienz-Menschen nur dem Rausch der Liebe am nachsichtigsten. Seine Gemahlin war vielleicht eine vortreffliche Köchin gewesen, aber keine Haushälterin; und Garat war nie habsüchtig. Seine niemals glänzenden Vermögensumstände sind daher ziemlich zerrüttet. Er lebt auf dem Lande in der Nähe von Paris. Die Herausgeber der Memoiren über die Revolution suchen ihn zu einer ausführlicheren Bearbeitung der seinigen zu bewegen. Er verlangte dafür 3000 Fr. Sie hoffen, er werde sich mit 1500 begnügen. Beides beweist, daß er nie gedacht hat, Schätze zu sammeln.

4. Merlin von Thionville. Man nannte ihn nur der Merlin à Moustache; ein roher, wüster Gesell, voll pöbelhaften Ehrgeizes, ganz zum subalternen Tyrannen geschaffen, verschmizt, blutdürstig, verwegen, von Leidenschaften zerrissen. Vor der Revolution war er Huissier und Municipal-Beamter; hatte wenig Vermögen; während der Revolution, als Conventsdeputirter, machte er auf seinen verschiedenen Missionen glänzenden Aufwand, und kaufte prächtige Landgüter zusammen; nach der Revolution genoß er dieselbe in aller Behaglichkeit. Eine einzige Anekdote, die man mir von ihm erzählte, charakterisirt ihn vollkommen.

Während der Belagerung von Mainz, wo er Commissär des Convents, ein Proconsul mit unbedingter Vollmacht, war,

hatten sich im Convent Beschuldigungen gegen ihn, und die Generale bei ihm, hören lassen. Merlin erfährt es. Er gebietet sogleich einen Ausfall gegen die preußische Belagerungs-Armee zu veranstalten, den er, zu Pferde, selber dirigirt, um durch die preußischen Truppen zu kommen. Es gelingt. Er jagt von Post zu Post bis nach Paris; steigt vor dem Saale des Convents ab; bindet sein Pferd an; wirft den Huissier, der ihn nicht erkannte, und ihm den Eingang verwehren wollte, auf die Seite; macht sich Platz auf der Tribune und ruft mit seiner Donnerstimme: „F...., on a accusè la garnison de Mayence! qui sont les Jean F.... qui osent nous calomnier?“ — Alles schweigt. Er donnert fort. Jeder sieht ihn erstaunt an. Endlich erhebt sich eine Stimme: „Je propose de décreter quė la garnison de Mayence a bien meritė de la patrie.“ —

„Tu fais bien!“ ruft ihm Merlin zu: „tu rends hommage à la verité!“ und wirft dabei einen herumfragenden drohenden Blick auf die verblüffte Versammlung. Das Dekret wird einstimmig erlassen. Merlin bleibt, bis es ausgefertigt und unterzeichnet ist, steckt es in die Tasche, wirft sich auf's Pferd und kehrt nach Mainz zurück.

Am 9. Thermidor rettete er den Convent, während er selber schon verloren schien. Denn der Commandirende Henriot hatte ihn in den Strassen von Paris aufgefunden, verhaftet und in einem Wachthause einstweilen den Soldaten zur Bewachung übergeben. Alle Truppen in den Wachthäusern waren diesen Tag verdoppelt und verdreifacht. Merlin benützte die allzu harmlose Zuversicht Henriots. Er harangirt die Wachen in seiner derben, wilden Manier; ergreift eine Picke; stellt sich an die Spitze der Soldaten; patrouillirt durch die Gassen, wo er, bald verstärkt, seinerseits den armen Henriot gefangen macht.

5. Rapinat. Fürwahr, auch ein Name ist keine ganz gleichgültige Sache! Rapinat's Unglück war bloß sein Name. Nur dieser verdächtigte ihn; gab ihn dem Spott der Witzschnei-

der Preis, und überlieferte ihn dem blinden Hasse leidenschaftlicher Menschen, die bei ihrem Unglück, ohne zu prüfen, den ersten, besten anfallen, wie der Hund den nach ihm geworfenen Stein.

Rapinat war des Direktors Reubel Schwager, und besaß nie mehr, als ein kleines Gütchen bei Colmar. Jedermann kennt ihn als einen redlichen, gutherzigen Mann. An Selbstbereicherung durch Raub dachte er nicht. In der Schweiz war er etwas prahlhaft; er mochte glauben, das gehöre zu seiner Rolle, der er in der That nicht gewachsen war. In allem erschien er nur als Werkzeug und Vollstrecker empfangener Weissungen. Der Schatz von Bern wurde von Rapinat nur inventirt; er wanderte aber in Bonaparte's Kriegskasse. Aber nun hieß es: Nomen et omen! und jeder wiederholte den Spottvers:

Un bon suisse que l'on ruine,
Voudroit bien que l'on decidat,
Si Rapinat vient de rapine
Ou rapine de Rapinat.

Bonaparte gab ihm nachher eine Richterstelle in Colmar, die ihm 3000 Fr. eintrug, sonst würde er nicht haben leben können.

6. Desfourneaux. — Wer kennt diesen Mann? Er ist unbekannt. Und doch hat er glänzende Kriegsthaten verrichtet, und ein vielbewegtes Leben gelebt. Aber manche Zeiten bringen plötzlich so viel ausgezeichnete Männer hervor, daß viele darunter gar nicht beachtet werden, die in einem unfruchtbaren Zeitpunkt die Augen der Welt auf sich ziehen würden. Fortuna spielt launenhaft in Vertheilung der Glücksgüter nicht nur mit Tonnen Goldes und Thronen und Kronen, sondern auch mit Gewährung des Ruhms und Nachruhms.

Vor Ausbruch der Revolution war Desfourneaux, noch sehr jung, Grenadier-Sergent im Regiment Condi. Talent und Tapferkeit hoben ihn schnell empor. Erst 24 Jahre alt, war er schon Divisions-General. Zweimal ward er, im Jahr

1792 und unter Leclerc, Eroberer und Friedensstifter in St. Domingo. Toussaint Louverture diente unter ihm als Lieutenant. Er kam nach Frankreich zurück. Er kämpfte mit Glück in der Vendee; und erfocht 1797 Vortheile über die Engländer. Dann nach Guadeloupe gesandt, wurde er in einem Volksaufruhr der Insel gefangen und nach Europa geschickt; unterwegs aber von den Engländern aufgefangen und nach Plymouth gebracht. Schnell durch Auswechselung frei gemacht, ging er mit Leclerc wieder im Jahr 1802 nach St. Domingo; focht glücklich gegen Toussaint Louverture, bis die Colonie von den Franzosen geräumt wurde und er mit Rochambeau nach Europa zurückkam. Am Schlusse der 100 Tage ward ihm das Commando des Montmartre anvertraut und er rettete Paris, dem die Armee das Loos von Moskau zugedacht hatte. Dann aber ward er, bei der Restauration, verabschiedet, ungeachtet er erst 50 Jahre alt war.

Diese und andere Thatsachen kenne ich aus dem Briefe, den er bei Anlaß seiner erzwungenen Demission an den Kriegs-Minister Gouvion St. Cyr schickte; der Advokat Pirault, Verfasser des Briefs, hat ihn mir selbst vorgelesen.

---

3. Die Schreckenszeit.

Es giebt, wie in der physischen Athmosphäre, auch in der moralischen Welt, vorherrschende Zustände, welche auf die Handlungsweise der Menschen und ganzer Nationen mehr Einfluß haben, als man glauben sollte. Es giebt in beiden, z. B. Zeiten anhaltenden Nebels, heitern Himmels, erschlaffender, schwermüthiger Regenluft, kalter Tage, da sich jeder in sich selbst zusammenzieht, trocknen Höhenrauchs u. s. w.

Man kann sich dieß moralische Wetter, diese herrschende Gemüthsstimmung in einer ganzen Nation oft so wenig erklären, als die von Zeit zu Zeit eintretende Unfruchtbarkeit manches Zeitalters an großen Geistern und seltnen Thaten, und dann wieder den plötzlichen Reichthum eines andern an

genialen Männern, Helden, Weltweisen und Künstlern. Man mustre nur die besondern Geschichten der Völker. Bald sind sie in ungewöhnlicher Erregtheit zu Allem rasch bei der Hand; bald mattherzig, stumpf, in sich selber verschlossen und verdrossen; bald voll Heitersinns und Muthwillens, nach Festen, Schauspielen, neuen Moden gelüstig, als hätte die Welt nichts Wichtigeres, nichts Größeres hervorzubringen; bald wieder in trüber Andächtelei, Reue und Bußfertigkeit zerflossen. Jeder fühlt im Wechsel der moralischen Witterung sich selber anders. Zu gewissen Zeiten geschieht nichts, wie in andrer.

Während des Schreckenssystems befand sich in Frankreich Alles in großer Spannung. Man that fast nichts auf die gewöhnliche Weise und sah auch nichts auf gewohnte Art an. St. Simon, ein geistvoller Schriftsteller, lebte damals in einem Dörfchen, im Innern Frankreichs. Eines Tages, da er eben spazieren ging, fiel ihm ein, welche Wirkung es wohl machen werde, wenn er, den man gewohnt war, ruhig und nachdenkend zu sehen, jählings anfienge, nach besten Kräften zu laufen. Er hebt seinen Rock auf und läuft. Die Leute auf den Feldern sehen es, verlassen ihre Arbeit und rennen im nach. Andre nehmen es wahr und springen mit großen Sätzen aus der Ferne her. Sein Gefolge vermehrt sich mit jedem Schritte. Alle kommen endlich odemlos in die Mitte des Dorfes an. Da kehrt er sich kaltblütig um, und fragt: Eh, que me voulez vous, citoyens?

Die Bauern sahen sich und ihn betroffen, oder verwundert, an, und einer von ihnen sagte endlich: „Mais-mais, un ne court pas dans tems comme ce-ci.“

Es gab damals in Frankreich auch gar keine Diplomatik. Reinhard und die übrigen Secretärs vom Wohlfahrtsausschuß erschienen alle Tage pünktlich in ihren Büreaus, und blieben die vorschriftmäßige Zeit da, — um Federn zu schneiden. Der Hospodar der Wallachei hatte sich der Republik zu hochwichtigen Diensten erboten. Nach Robespierres Tode fand man aber die Depeschen des Hospodars uneröffnet im

Wohlfahrtsausschuß. Erst Sieyes, da er nach dem 9. Thermidor in diesen, als Mitglied eintrat, organisirte wieder die Verbindung mit dem Auslande. Der Basler Friede war das erste Lebenszeichen der neuern französischen Diplomatie.

Auffallend ist in jener Zeit die Blutdürstigkeit besonders der Weiber. Selbst Frauenzimmer aus bessern Häusern, wenn sie sich auch nicht selbst mit Mordgeschäft abgaben, liefen doch hin, köpfen zu sehen. Sinnlichkeit und Grausamkeit gingen da schauderhaft Hand in Hand. Zu Nantes spielten Bankerottiers die Hauptrolle in den Blutscenen; zu Arras die aus den Klöstern entlassenen Mönche.

Das Schreckensystem ist nichts anders, als die rücksichtslose Anwendung aller Mittel für einen gewissen Zweck. In despotischen Staaten, fast in ganz Asien, gilt dieß System für alle Zwecke, ohne Ausnahme; in Europa nur für einzelne politische. Ganz unbekannt ist es beinah in keinem Lande. Der Grundsatz des Artilleristen in der Schlacht „die Kanone darf nicht stehen bleiben!“ ist der des Schreckens. Ein Pferd vor seiner Kanone fällt. Das nächste, das sich findet, wird vorgespannt, sey es welches, gehöre es, wem es wolle. In Frankreich war diese Kanone — die Republik.

Es ist schon längst behauptet worden, die Greueltage der Revolution seyen durch den Einfluß des Auslandes künstlich hervorgerufen, vom Ausland erkauft worden. Ich konnte an diese kaltblütige Grausamkeit der Politik nicht glauben; sie war höllischer, als das wirkliche Hinschlachten der Schuldigen und Unschuldigen selbst. Aber auch der Graf Schlaberndorf bezweifelte die schreckliche Sache nicht. Er erzählte mir, daß er sich im Jahr 1808 mit Jakobi, dem Präsidenten der Münchner-Akademie, bei einem Mittagsmahle befunden habe, wo die Rede auf jene Greuel gekommen sey. Als er dem Präsidenten bezeugt hatte, daß die eigentlichen Anstifter und Urheber der Abscheulichkeiten sich in London und Wien befunden hätten, nahm Graf Reinhard das Wort und sagte zu Jakobi: „Was Sie eben gehört haben, könnt' ich Ihnen mit

Documenten belegen. Ich habe bei meinem Arbeiten im diplomatischen Archiv die Aktenstücke in Händen gehabt, die jenen auswärtigen Einfluß beweisen!" — — Auch Bailleul bezeugt, daß die gewichtesten Männer in den rasenden Jakobiner-Versammlungen, deren Wort oder Geld Alles betrieb, Leute waren, die alte Titel trugen, Vertraute von Marquisen und Comtessen, welche man, ungeachtet ihrer Verkleidung, in der schmutzigen Sansculotentracht wohl erkannte.

---

4. Napoleon und die Revolution.

In der Rede des Grafen Molé vor der Pairskammer gegen das Gesetz wegen Verhütung der Preßvergehen, sagte er: „Ein einziger Mann hatte die eigentliche Ursach der Staatsumwälzung nicht übersehen. Dieser Mann, dessen geringste Worte noch lange Zeit durch die ganze Welt, die sein Ruhm erfüllte, wiederhallen, sagte zu mir, als er in den Feldzug ging, wenn er unterlag, nachdem er alle Kraft seines Genies und seines unzähmbaren Heers erschöpft hatte:

„ „Die Revolution, oder vielmehr die Ideen, welche sie geschaffen haben, wird nach mir wieder ihren Lauf nehmen. Es wird, wie mit einem Buche, seyn, aus welchem man das Zeichen nimmt, und bei der Blattseite fortfährt zu lesen, wo man es gelassen hatte. Wenn dann nicht gewandte und kühne Hände dem gewaltigen Strome ein tiefes Bett graben, so wird er es sich selber wählen, indem er zugleich seine Wellen mit noch schrecklichern Trümmern bedeckt." "

„Der Mann, welcher einen solchen Rath gab, hat aufgehört, zu leben. Sein Grab sogar ist eine Warnung mehr. Denn er würde vielleicht noch leben, wenn er sich selber daran erinnert hätte, daß in einem Jahrhundert, wie dem unsrigen, mit Namensruhm und Schlachtsiegen allein sich nichts begründen läßt."

Molé hat Recht. Aber wir haben Berge von Wahrheiten; sie liegen umsonst da. Wer macht davon Gebrauch? Bildet

sich nicht der kleinste Minister ein, er verstehe seine Sache weit besser, als Napoleon?

Immer bringt die Betrachtung Napoleons, dieses ausserordentlichen Menschen, einen sonderbaren, unharmonischen, widerwärtigen Eindruck in mir hervor. Man muß bewundern, was man doch nicht achten kann, und muß hassen, was man nicht verachten darf. Dieser Eindruck gleicht dem, welchen ein geliebtes Wesen verursacht, an das uns eine übermächtige Leidenschaft fesselt, während wir uns seiner schämen müssen. Wäre es möglich, daß ein vollendeter Verstand einen vollendeten Menschen machen könnte, — Napoleon würde die Aufgabe gelös't haben. Er hat aber nur bewiesen, daß das Ideal des Hochmenschlichen (Humanität) nur in der harmonischen Entfaltung aller Anlagen der Menschennatur besteht.

Napoleon war mit den erhabensten Ideen, mit dem Göttlichen im Menschengeist, nicht unbekannt. Er war für die Schönheiten eines Corneille und Racine so wenig unempfindlich, als der macedonische Napoleon gegen die Schönheiten eines Homer und Pindar. Jener aber ward durch die Schule von Brienne, und frühen Soldatendienst zur Einseitigkeit verderbt, wie dieser durch die ewigen Kriege, in denen er, als Knabe, seinen Vater begleitete. In den Handlungen beider blickte immer der Soldat hervor. Sie konnten beide ihr Handwerk nicht ganz verläugnen. In's Auge der Gefahr konnten sie ruhig schaun; aber nicht, ohne berauscht zu werden, in die lächelnden Augen des Glücks. Alexander von Macedonien sank noch tiefer, als Napoleon; er ward in seiner Berauschung zum Thiermenschen, während er sich ein Gott zu seyn dünkte. Napoleon, in seiner Vergötterungszeit, ward nur vom ätzenden Weihrauch benebelt und halbblind. Er meynte den Zeitgeist mit allmächtiger Faust zu halten, und dieser Geist hielt ihn mit allmächtiger Faust. Dieser Geist hatte ihn gehoben und schleuderte ihn, als einen Empörer, wieder von sich ab. Er wollte den majestätischen, stillwachsenden Strom der Welt-Gesittung regeln nach seiner Art und Kunst, und ging im Strom unter.

Vauvenergues hat ein schönes Wort gesagt: Les grandes pensées viennent du coeur. Mit der Tugend steht das wahre Genie im ewigen Bunde; ohne sie ist es thierische Klugheit, viehische Seelengröße. Man kann das Wahre und Edelsinnige nicht verrathen, ohne, wie Simson, den Werth und die Macht aller seiner Kraft einzubüßen. Tugend ist eine Braut aus der Geisterwelt, die dem sterblichen Liebhaber nur hold bleibt und über die Erdenwelt erhebt, so lang er ihr treu ist; ihn aber bei der ersten Vernachläßigung auf ewig verläßt.

---

5. Ideenhaſs.

Die politischen Roue's meynen es mit ihrem Haß der Volksbildung, der Volksveredlung, der bessern Ideen, ganz aufrichtig.

Tant qu'on n'aura pas exterminé les philanthropes, sagte nach Napoleons Rückkehr von der Insel Elba, zu einem meiner Bekannten ein Sekretär des Grafen Blacas, ein Abbé: on n'aura jamais de repos. — Jener versetzte: Vous voules dire les philosophes. Der Abbé schüttelte den Kopf: Que non. Je dis les philanthropes. Moi, qui vous parle, je suis moi même philosophe, mais philosophe chrétien. Mein Bekannter gab sich damit noch nicht zufrieden und erwiederte: Mais pardonnez Monsieur, philanthropes, ç'a veut dire amis de l'humanité. — Der Abbé nickte: C'est c'a! ce sont les énnemis du pouvoir.

Diese dem Herrn Abbé verhaßten Philantropen, welche man in andern Ländern Vernunftmänner, Aufklärer, Reformatoren des Volksunterrichts nennen würde, sind die nämlichen Leute, wie Napoleons Ideologen. Man mag sie nicht, weil das Wissen, Denken, Unterscheiden, Prüfen in der gehorchenden Klasse ruhestöhrend für die gebietende ist. Man verlangt vom Volk keine Gedanken, sondern Arbeit, Geld und Kriegsmannschaft. Gedanken müßen das Monopol der Bevor-

rechteten im Staat und in der Kirche bleiben, damit sie die Welt nach ihren Gedanken einrichten können für ihre Ehre und Herrlichkeit, für ihre Fest- und Tafel-Freuden und andre noble Paßionen.

Es ist mit dem Ideenhaß der politischen Roue's so aufrichtig gemeynt, daß sie Machiavels ironisches Gemälde des brutalen Herrn-Egoismus in vollem Ernst für ein Urbild des Gerechten und Wahren halten. Sie haben gläubig den Pranger, welchen er für sie errichtete, zu ihrem Wegweiser gemacht, und wiederholen gläubig, wenn einer der Ihrigen im Versehen das dümmere Verbrechen dem vorzog, das ihm vortheilhafter gewesen wäre, Talleyrands: C'est plus qu'un crime, c'est une bêtise!

Die Bessern aller Zeiten schauderten vor der Schändlichkeit einer solchen Devise, in der die letzte Spur von Sinn und Idee des Gewissens verhöhnt und zertreten liegt. Und diese Roue's fordern von den Nationen Religion und Gewissenhaftigkeit! — Ein helleres Zeitalter hat ihnen den Stab gebrochen. Schon jetzt, wer konnte, — neben Chatams oder Cannings ruhiger Würde, — die wunderliche Beweglichkeit vieler von ihren Zeit- und Amtsgenossen in andern Ländern für etwas anderes halten, als für ein Nervenzittern der Erschöpfung, als ein Zeichen ohnmächtiger Begehrlichkeit.

---

6. Der Teufel an der Wand.

Malt man den Teufel an die Wand, so kömmt er! sagt das Volksprüchwort. Die Lehre hat viel Wahres. Unwissend oder unbesonnen malt der Mensch nur zu oft, vielleicht um vor ihm zu warnen, blos das Bild des bösen Geistes; dann erst erscheint er in Person. Auf diese Art riefen unfähige Gesetzgeber gewöhnlich ärgere Verbrechen in die Welt herein, als sie verhüten wollten; so wie Quacksalber, um leichte Unpäßlichkeiten zu heilen, mit ihrer Arzenei schwere Krankheiten schufen. Macht es einem Menschen zum Verbrechen, auf seinem

Grund und Boden ein Stück Wild zu schießen, und bald wird er, um der Entdeckung zu entgehen, statt des Wildes einen Menschen niederschießen. Unnatürliche Handelsgesetze haben in Europa die ausgebreitetsten Schmuggler- und Räuberbanden gestiftet. Wuchergesetze erhöhten Kunst und Anzahl der Wucherer. Wo die Todesstrafen am häufigsten angewandt sind, erscheinen die meisten Mörder. Eine religiöse oder politische Abweichung der Meynungen, der man den Stempel der Verdammniß aufdrückt, erzeugt dann erst Verbrechen, denen keine Strafe mehr gewachsen ist, Bürgerkrieg.

---

7. Politisches Pestmittel.

Einer im Orient allgemein bekannten Erfahrung zufolge, hat, selbst in den von der Pest angesteckten Gegenden, eine Armee nichts von ihr zu befürchten, so lange das Heer auf dem Marsch befindlich ist. Aehnlich verhält sich's mit der politischen Pest, mit Revolution. Auch von ihr hat ein Volk nichts zu fürchten, so lange es auf der Bahn der Civilisation fortschreitet. Das Uebel ereilt und überwältigt nur die Stillstehenden.

Galerius und Diocletian fürchteten sich vor dem Christenthum. Sie wollten die Unterthanen zwingen zum Stillstand vor den Altären des Heidenthums einer Zeit, die nicht mehr da war. Constantin, ein größerer Staatsmann, als sie beide, stellte sich an die Spitze der von ihnen Gefürchteten, und hatte nicht nöthig, vor seiner eignen Macht zu erschrecken.

---

8. Das Gewissen.

Lambert de Langres, der bei der batavischen Republik französischer Gesandter gewesen war, erzählte folgende Anekdote: der Cassationshof sollte dem Napoleon, als er Kaiser geworden war, den Eid der Treue schwören. Alle Mitglieder des Gerichts thaten es ohne Bedenken. Nur Einer

von den Beisitzern, Hr. Riols that es nicht, ein kenntnißvoller Rechtsgelehrter, der übrigens doch nur von seinem Gehalt leben konnte, und für sich und eine alte Magd nichts, als ein kleines Stückchen Land besaß, daß in den Felsen von Auvergne gelegen, etwa 100 Franks abtrug. Er war weder fanatischer Republikaner, noch Monarchist, sondern Jurist, und mengte sich durchaus in keine Politik. Aber er war in der Zeit der Republik angestellt; er hatte ihr daher auch den Eid der Treue geschworen, und glaubte ihn halten zu müßen.

Seine Collegen liebten den wackern Mann. Sie redeten ihm zu: „Bedenken Sie sich, lieber Riols; bedenken Sie sich wohl! Sie haben kein Vermögen! — Was? erwiederte er: Warum gehört Vermögen hieher? Was hat es mit einem Eid zu schaffen? — „Das ist bald gesagt!“ riefen die Andern: „Aber Ihre Stelle! Ihre Stelle! Sie haben sonst nichts.“— Nichts? versetzte der ehrliche Mann: O doch! Ich hab' ein Gewissen.

Er blieb diesem treu; und Bonaparte schickte ihn mit seinem Gewissen in die Berge von Auvergne zurück.

Ich erzählte die Anekdote nachher mehrmals in Deutschland. Man fand sie schön, rührend, fast unglaublich von einem Franzosen; ich fand es folgerecht von den gewissenhaften Deutschen, daß sie, die beim ewigen Ländertausch und Herrenwechsel mancherlei Eide der Treue durch einander geschworen hatten, also urtheilten.

---

9. Graf Molé.

Wenn er nichts geschrieben, nichts gesprochen hätte, als seine prächtige Rede, die er am 28. Februar 1822 gegen das Preßgesetz hielt: so wär er schon dadurch eines bleibenden Namens würdig. Er ist ein Mann von überwiegenden Talenten; und doch liegt in seinem politischen Charakter etwas Schielendes. Vor der Restauration war Molé Napoleons eifrigster Anhänger. Er war derjenige, welcher ihm rieth,

den Lainé und die andern Mitglieder des gesetzgebenden Corps, die zuerst die Stimme der Wahrheit hören ließen, wegzujagen. Und doch machte er, bei aller Anhänglichkeit an dem Kaiser, seinen stillschweigenden Vorbehalt für die Bourbonen.

Mir sagte Jemand, der ihn genau kennt; er vereinigt alle mögliche Arten des Stolzes in sich. Er ist stolz auf seine Geburt, er stammt von der Parlamentsfamilie ab. Er ist stolz auf sein Geld, denn er ist sehr reich. Er ist stolz auf seine Talente, die ihm niemand abläugnen kann. Er ist stolz auf seine Schönheit, und wirklich, er ist ein hübscher Mann; stolz auf sein Glück, denn dieß war in der That groß. Kaum aus der polytechnischen Schule entlassen, ward er Auditor beim Staatsrath, Maitre des Requêtes, Präfekt, Staatsrath, Generaldirektor der Brücken und Straßen; Alles das im Zeitraume von kaum vier Jahren.

---

10. Ursachen gewaltsamer Staatserschütterungen.

„Par ma foi!“ sagte der junge Marquis ** einst in einer Gesellschaft, da wir von den spanischen Unruhen sprachen: „ich glaube der böse Geist ist in die Völker unsers Welttheils gefahren. Was wollen denn die Undankbaren, die Uebermüthigen? Immer und immer Rebellion gegen die Regierungen, auch gegen die Besten. Die Leute wissen ihr Glück nicht zu schätzen. Die Regierungen sind zu gut, zu milde.“

„Ich glaub es fast selbst,“ antwortete einer meiner Freunde ganz trocken: „Wie beneidenswürdig war nicht das Glück der ehemaligen Niederländer unter den Inquisitoren, die alten Franzosen unter der Herrschaft der Minister und ihrer Mädchen, und jetzt noch der Grichen unter ihren Pascha's, der Spanier unter Ferdinand und den frommen, uneigennützigen Mönchen, oder der katholischen Irländer in ihrem lieblichen Helotenstand! Die Wahnsinnigen! Hätte man sie nur ohne Umstände vorgenommen, und behandelt, wie z. B. der Congreß von Nordamerika die vereinigten Provinzen, ich wette,

die Lust zum rebelliren und revolutioniren würde ihnen vergangen seyn!"

Wir lächelten. Der Marquis wußte nicht, wie es gemeynt war. Endlich sagte er: „Aber es handelt sich hier von der Legitimität!"

„Davon wußten die ältern Zeiten noch nicht. Man darf sie also entschuldigen." Versetzte mit gleicher Ruhe und Ironie unser Mann: „Der Grundsatz der Legitimität ist eine der neuesten politischen Entdeckungen, um Staatsumwälzungen ganz unmöglich zu machen. Ich bin vollkommen Ihrer Meynung."

Wirklich hatten ehemals viele der vorzüglichsten Staatsmänner von dieser tiefsinnigen Entdeckung der neuesten Zeit keine Ahnung gehabt. Sully, z. B. sich den Täuschungen des sogenannten gesunden Menschenverstandes hingebend, erklärt ganz unumwunden, es habe nie eine Volksbewegung ohne Ursach gegeben; und Lord Bacon zählt sogar die Ursachen solcher Bewegungen auf. „The causes and motives of seditions," sagt er: „are, innovation in religion, taxes, alterations of laws and customs, breaking of privileges, general oppression, advancement of unworthy persons, strangers, dearties disbanded soldiers, factions grown desperate, and whatsoever in offending people joineth and knitteth there is a common cause."

Es ist merkwürdig, daß Lord Bacon in dieser Stelle gerade diejenigen Veränderungen in Gesetzen und Staatsformen, die man in unsern Zeiten für die einzigen legitimen ausgegeben, (die von den Regierungen nämlich,) zu den wirkenden Ursachen der Staatserschütterungen zählt. Die Verwundungen der Volksinteressen von Seiten der Regierungen veranlassen Revolutionen; aber die Völker werden dann deßwegen strafbar erklärt. Es wäre doch aber wahrlich eine traurige Alternative, geradenwegs oder auf Umwegen, mittelbar oder unmittelbar, immer zu dem nämlichen Ziele, zu dem nämlichen Verderben zu gelangen. Und diese Alternative ist unvermeidlich, wenn, bei der Unmöglichkeit eines steten Beharrens in derselben Lage,

auf derselben Kulturstufe, immer nur eine jener bewegenden Kräfte in Wirksamkeit treten soll, entweder die Regierung oder der Ungehorsam, entweder taube Befehlshaberei, oder blinde Volksgewalt.

Zum Glück ist es jedoch nicht so. Die entschiedensten Vertheidiger von der ausschließlichen Legitimität der Regierungen, als alleinigem staatsverändernden Princip, geben zu, daß die von diesem ausgehenden Veränderungen durch das Bedürfniß der Regierten, und nicht der Regierenden, allein gerechtfertigt und motivirt werden können. Sie räumen damit, vielleicht ohne es zu wissen, und gewiß ohne es zu wollen, jener andern Kraft, die ihnen nur eine passive bleiben soll, eine Mitthätigkeit ein, die, wenn nicht über, doch unstreitig vor der ihrigen, ihren Platz hat.

So gäb' es denn also allerdings noch eine dritte Art von Bewegung für den Staatskörper, indem beide bewegende Kräfte, die, jede für sich allein, Unheil hervorbringen, gemeinschaftlich zum Bessern führen, und in welcher die öffentliche Meynung die Meynung der Regierung wird. Dazu muß natürlich aber der Meynung auch die Stimme erlaubt werden, damit sie sich äussern, damit man sie erfahren könne. Und so allein ist es denkbar, wie dem sich immer in harmonischer, freier und bequemer Stellung befindlichen Staatskörper die Gefahren und Schmerzen jeder gewaltsamen Veränderung erspart werden.

---

11. Talleyrand.

In der Pairskammer, als Talleyrand gegen das Preßgesetz so trefflich sprach, erwähnte er auch des Senat de l'empire; beklagte, der, wie er sich klagend ausdrückte, so abscheulich behandelt ward.

Um den Werth dieser Klage aus dem Munde eines Mannes richtig zu würdigen, dessen Charakter die genialste Abgeschliffenheit ist, die es je gab, muß man wissen, daß es Tal-

leyrand selber gewesen war, der in den Senatsbeschluß vom Mai 1814, die Verfassungsgrundsätze Frankreichs betreffend, den Artikel von den Pensionen der Senatoren einrücken ließ, wodurch er auch seinen damaligen Zweck vollkommen erreichte, indem er den Senat — verächtlich machte.

Zu dieser Zeit schrieb Talleyrand an Ludwig XVIII. und lud ihn ein, nach Paris zu kommen, sich aus den Beschlüssen des Senates nichts zu machen, und unumschränkt zu regieren, wie seine glorwürdigen Verfahren. Napoleon, von Elba gekommen, fand nachher den Brief unter den zurückgebliebenen Papieren des Grafen Blacas. Er ließ ihn während der hundert Tage in den Moniteur einrücken.

Einige Zeit nach der Restauration machte einer der Exsenatoren dem Talleyrand über dessen heimtückisches Benehmen beim Vorschlag jenes Artikels Vorwürfe. „Vous nous avez mis dedans!“ rief er mehrmals. „Comment dedans?“ entgegnete Talleyrand: „Eh non, je Vous ai mis dehors!“

Herr von H . . . war mit der Ratification des unter Paul I. eingeleiteten, von Alexander abgeschlossenen, Vertrags mit Frankreich nach Paris gekommen. Man wollte Eile. Dieselbe Hand sollte in Paris die Lücken ausfüllen, über deren Inhalt noch deliberirt wurde. Als der Graf Markons und Talleyrand endlich zusammen kamen, um die Tractate auszutauschen, bemerkte Markons, als man collationiren wollte, im Eingang des ihm gegebenen französischen Exemplars, statt der sonst gewöhnlichen diplomatischen Formel: „Au nom de la Sainte et indivisible trinité“ Die Worte: „Au nom des trois consuls de la république françoise.“ Sie fielen Markons auf, da der Tractat sehr geheim gehalten war. „Permettez moi de vous demander, sagte er zu Talleyrand: Si cette phrase là --- Talleyrand unterbrach ihn: „C'est juste, je vous comprends, ce n'est qu'une phrase, une pure formalité; c'est comme votre sainte et indivisible trinité.“ —

12. Wirkliches Gute der Revolution für Frankreich.

Als die Emigranten nach Frankreich zurückkehrten, kannten sie das Land kaum wieder. Es war reicher angebaut; es hatte allwärts an Fruchtbarkeit zugenommen. Eine Menge der alten, großen Grundbesitzungen war zertheilt und in viele Hände gekommen. Diese Vertheilung dauerte damals in Frankreich noch fort, und auch jetzt noch, trotz aller Protestationen und Hindernisse dagegen. Denn jene Besitzer eines weitläuftigen Grundeigenthums selbst, die vermöge ihres Standes, oder ihrer Vorurtheile noch immer am heftigsten dagegen schreien, fügen sich, vom Egoismus bestochen, der „Force des choses" wie sie es nennen, so oft sie ihre Besitzungen veräussern. Wollen sie es mit Vortheil thun, so stehen ihnen nur zwei Wege offen; der Verkauf von einer der zahlreichen Compagnien, welche weite Ländereien zusammenkaufen, um sie zerstückelt wieder zu veräussern; oder aber Zerstückelung derselben, durch den Eigenthümer selbst vorgenommen. — Ein Gut, das in ungetrennter Gesammtheit 100,000 Frcs. eingetragen hatte, trägt nach der Zerstückelung, 150 bis 180,000 Frcs. ein. Von diesen Thatsachen hatt' ich Gelegenheit, mich mehrmals persönlich zu überzeugen.

Augenscheinlich verbreitete sich dadurch auch, seit der Revolution größerer Wohlstand und Arbeitsfleiß in den niedern Ständen, besonders auf dem Lande. Selbst die Arbeiter in Paris haben jetzt ihr eignes, kleines besseres Ameublement der Wohnung, das sie sich, besonders wenn sie heurathen, anschaffen, statt daß sie ehmals bei der Gelegenheit nur ihre Streu breiter machten. Es giebt weniger, Trunkenheit, die vor der Revolution so gemein war. Die Pariser Arbeiter frühstücken auch weissen Wein, während sie dazu ehmals Branntwein consumirten. Das Verschwinden der vielen, stinkenden Cabarets oder Kneipen, an deren Stelle eine Menge kleinerer Kaffee's getreten ist, gehört ebenfalls zu den charakteristischen und guten Zeichen.

Die heimgekehrten Emigranten fanden das Alles sonderbar. Bald aber schrien sie laut, es könne unmöglich

anders, als schlecht gehen, wenn die „Canaille" zu gut lebe. Als ob der Pöbel, der in der Revolution seine Rolle spielte, nicht eben der nackteste, der elendeste von der Welt gewesen wäre! — Der größte Vortheil der Revolution für Frankreich ist der: Aehnliches, durch Verwilderung und Verarmung der Volksmehrheit für lange unmöglich gemacht zu haben.

Es ist merkwürdig, daß dieses eigentliche Gute der Revolution für Frankreich sich gleichsam von selbst gemacht hat. Keiner beabsichtigte, keiner erkannte mit Klarheit dieses Ziel. Die Natur der Sache führte dahin, ohne Willen der Stimmhaber, die nur um Regierungsformen stritten, als wenn diese Alles wären. Ist hier nicht der Beweis, daß die Form, das äußere diplomatische Leben des Staates, nur etwas ganz Untergeordnetes ist und seyn soll, wenn von der Hauptsache jedes Staats, vom geschirmten Wohlstand der bürgerlichen Gesellschaft, Rede ist?

Der Werth aller Constitutionen, aller Regierungsformen, ist durchaus ein negativer; er besteht nicht in dem Guten, was sie wesenhaft erschaffen und thun können, sondern in dem Bösen, was sie unterlassen oder verhindern. Liegt das Gute irgendwo in der Natur des Vorhandenen, so macht es sich ganz von selbst, sobald nur die Hindernisse aus dem Wege geräumt sind; liegt es aber nicht da, so läßt es sich nicht befehlen.

---

13. Paganel.

Der Mann lebt jetzt (1822) verbannt, als Regicide, und als achtzigjähriger Greis, in Lüttich. Er würde in Dürftigkeit umkommen, wenn ihn sein wackerer Sohn, Rechtsgelehrter in Paris, nicht unterstützte. Vor der Revolution war er Pfarrer zu Noaillac. Während der Revolution spielte er eine Rolle im Nationalconvent, in welchem er auch für den Königs-Tod stimmte. Unter dem Vollziehungs-Direktorium ward er als Generals-Sekretär des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten angestellt, eigentlich mehr, als Beobachter Talley-

rands. Unter Napoleon trat er, als Divisionschef, in die Kanzlei der Ehrenlegion. Er ist ein ehrlicher, wohlmeynender Mann, der, was er sprach und that, aus ganzer Ueberzeugung sprach und that. Er ist der Verfasser eines Essai sur la revolution. Sein Buch ist schätzbar, als die Stimme eines, wenn auch nicht immer unbefangenen, doch sehr ehrlichen Zeugen. Es ist jedem zu empfehlen, der tiefer in die Lebensbewegungen der Revolution blicken will. Vielleicht dient auch zur Empfehlung, daß Napoleon die erste Auflage, wie sie erschien, au pilon schickte.

---

14. Villèle und Lafayette.

„Geht mir doch mit diesen Träumereien!“ sagte eines Tags Villèle etwas empfindlich, da er sich in Gesellschaft mit mehreren Deputirten befand, und über Preßfreiheit und Wahlrecht gewortwechselt ward: „Das Volk weiß und versteht nichts von all Euren schönen Ideen. Es will solidere Dinge. Was verlangen die Unzufriedenen? Gewiß keine Formen und Phrasen, von denen Niemand satt wird. Sie wollen mit Euch theilen! sie verlangen Euer Geld, Eure Stellen, Eure Güter, Euer Ansehen. Sie wollen an Eurem Platze stehen, und Euch auf den ihrigen bringen. Das ist der Zweck, der Grund aller Revolutionen, die es noch gegeben hat.“

Einer der liberalen Deputirten entgegnete dem Minister, er habe von der französischen Nation nicht die würdigste Vorstellung. Diese Nation bestehe weder aus einer Menge von Dummköpfen, die sich einbilden, alle zugleich in Aemtern und Stellen obenan stehen zu können; noch aus Räubern, die den Grundsatz allgemeiner Unsicherheit wünschen, der, wär er eingeführt, ihren eigenen Raub unsicher machen würde.

General Lafayette, der bisher das Gespräch schweigend angehört hatte, nahm jetzt das Wort und sagte: „Ich muß demungeachtet dem Herrn Minister völlig beistimmen, wenn er sich auch vielleicht etwas hart ausgedrückt hätte. Er hat

Recht, wenn er sagt: Sie wollen mit Euch theilen! Wenn sie auch nicht Eure Kapitalien und Landgüter verlangen, aber doch Euer Recht, dergleichen zu erwerben oder zu erben. Darum verwünschen sie Majorate und Stiftungen zu todter Hand. Sie verlangen nicht Eure Aemter und Stellen, aber für jedes Talent den offenen Weg dazu, den Ihr habt. Darum verwünschen sie die jetzigen, engherzigen, nachtheiligen Wahlordnungen. Sie verlangen die Preßfreiheit mit Euch zu theilen, und daß die Herren am Ruder sie nicht für sich behalten. Sie verlangen Eure Vorrechte mit Euch zu theilen, damit sie Rechte Aller werden. Sie verlangen Euer Glück mit Euch zu theilen, damit ein Glück, welches der Staat gewähren kann, nicht der Leckerbissen Einiger sey, sondern allgemeines Glück des Volks. Diese Unzufriedenen sind freilich etwas anspruchsvoll. Sie bilden sich sogar ein, Menschen und Staatsbürger zu seyn, nicht mehr und nicht minder, als wir es sind."

Lafayette hatte hier, wie man zu sagen pflegt, den Nagel auf den Kopf getroffen. Die meisten politischen Erschütterungen des Innern der Staaten, selbst Revolutionen, sind nichts anders, als leider nur zu gewaltsame Versuche, Theilnahme des Glückes, das bis dahin auf Kosten der Mehrheit einer Minderheit gehört hatte, Allen zu schaffen. In England verband sich schon sehr früh der bevorrechtete Adel mit den Städte-Bewohnern, und gestand ihm gern mehr Rechte zu, um von ihm unterstützt, seine eigenen gegen königliche Willkühr zu vertheidigen. In Deutschland umgekehrt trennte sich der stolze Landadel von den Städten, und achtete selbst den in die Städte gezogenen Adel für geringer, als sich. Alle Geschichtschreiber erkennen im Verfahren des englischen Adels die wahre Quelle des höhern, politischen Glücks der britischen Nation. In Frankreich schob man die Theilung des Glücks mit Allen zu lange auf; desto gewaltsamer war sie, als sie endlich geschehen mußte.

---

15. Der Name ändert die Sache.

Der hochverdiente, würdige Pfarrer Oberlin in Steinthal wurde während der Schreckenszeit angeklagt, daß er sich

unterfange, noch gottesdienstliche Versammlungen zu halten. „Wer sagt das?" antwortete er: „Wir haben einen Klubb, und ich bin Präsident desselben. Ich hoffe, man wird unsern Bürgersinn ehren!" — Man ließ ihn zufrieden.

16. Edelmannskrieg.

„C'est vraiement une guerre de Gentilhommes!" sagte ein junger Oberst vom alten Adel zu einem andern altadelichen Offizier in Paris, mit sichtbarer Selbstgefälligkeit von dem Feldzuge des Duc d' Angouleme in Spanien.

Freilich wohl; und an den Früchten sollt ihr sie erkennen! Ein Edelmanns-Krieg ist etwas anders, als ein Bürger-Krieg; ohne Zweifel etwas Herrlicheres. Wenn sich eine Staats-Gewalt mit ihrer Macht auf ein fremdes Land wirft, um dessen unzufriedene Bürger zum stummen Gehorsam zu treiben, so ist's ein Edelmannskrieg; wenn sich ein Volk gegen Unordnung, Willkühr, Tyrannei der Gewalthaber und ihres Anhangs auflehnt: so ist's ein Bürgerkrieg.

17. Der Geist des Kirchenthums zum Staat.

Es ist der gewöhnliche Kunstgriff von Advokaten, Parlamentsrednern, Jesuiten, theologischen Zungendreschern aller Art, Krämern, Marktschreiern u. s. f., wenn sie eine schlechte Waare an Mann bringen, einer Lüge den Liebesmantel der Wahrheit umhängen, Dummköpfe zu ihrem Glauben oder Zweck bekehren wollen: daß sie Begriffe verwirren, Taschenspielerei mit Worten treiben, und dem überraschten Tölpel eine falsche Münze in die Hand drücken, worin er ein Goldstück zu halten wähnt. In der Regel hält der übelbeglückte Tropf die Hand, so fest er kann, zu, und läßt das Empfangene nicht fahren; sey es, daß er ganz ehrlich meynt, das Gold wirklich zu haben, oder daß er sich seiner Uebertölpelung vor den Leuten schämt.

Ein Kunststück der Art ist z. B. folgendes, welches gemeinlich von politischen Frömmlern gegen frömmelnde Politi-

ker, und zwar häufig, angewandt worden ist. Die freiere Denkart, die Ermächtigung zum Selbstforschen und Selbstprüfen, welche der Protestantismus gestattet; der Mangel kirchlicher Einheit, in welchem seine Anhänger unter sich in vielerlei Parteien oder Sekten zerfallen, ist ein kirchlicher Republikanismus, der dem politischen nicht nur verwandt ist, sondern ihm auch die Herzen geneigt macht. Er ist also dem Wesen des Königthums und jeder fürstlichen Machteinheit, in seinem eigenen Wesen widerstreitend. — Hingegen das Prinzip des Katholicismus, mit seiner streng gebundenen Kirchen-Einheit, mit seiner festgeregelten, hierarchischen Stufenleiter, mit seinem Gebot des Nichträsonnirens der Laien, des blinden Gehorsams und Glaubens ist offenbar in seiner Wesenheit ganz eins und dasselbe mit dem monarchischen Princip. Daraus ergiebt sich, daß die Staatsklugheit erfordert, sich so viel, als möglich, der katholischen Kirche und ihren Grundsätzen und Formen wieder zu nähern; der protestantischen Kirche mehr äußern Schmuck und Pomp zu verleihen; durch Feierlichkeiten mehr die Sinne, als die Gedanken in Anspruch zu nehmen, strenger auf das Festhalten symbolischer Lehrbegriffe zu dringen; — von der andern Seite auch im Staatsleben den Geist des Katholicismus durchwalten zu lassen. So muß der öffentliche Beamte, gleichsam als Priester des Throns, ein höherer Mensch durch die empfangene Bestallung werden, wie der Geistliche es durch die empfangene Weihe wird. Das monarchische Princip, besonders der absoluten Gewalt, muß dem Volke, als das alleinbeglückende in Predigten, Schulen, akademischen Vorlesungen eingeschärft, gegen politische Freigeisterei durch Censuren gewacht, und der Ketzer des Staats so gut, als der Ketzer der Kirche in Bann gethan werden.

Sind denn nicht wirklich durch dieß Verwirren der Begriffe, durch dieß politische Taschenspielerstückchen, eins um's andre, mehrere europäische Kabinette betrogen und vollständig in Irre geführt worden? Die Frage ist eben so leicht zu beantworten, als es leicht ist, den Beweis zu führen, daß ge-

rade der Protestantismus mit seiner Gewährung des freien Denkens und Forschens, mit seiner mehr geistigen, als sinnlichen Tendenz, die beste Schutzwehr und Stütze der Thronen, die Basis ihrer wachsenden Macht, die sicherste Garantie des monarchischen Princips verleiht. Denn er ist's, welcher durch Erkenntniß des Fehlerhaften, die öffentlichen Einrichtungen immer mehr zu veredeln anleitet; durch Anregung des Selbstdenkens, die Nationen für Gewerb und Handelsverkehr tüchtiger macht; sie durch höhere Bildung, im Kriege nicht bloße Todtschlagmaschinen und Automaten seyn läßt, sondern sie zu begeisterten Kämpfern erhöht; und sie durch Aufklärung, nicht durch dumpfe Gewohnheit, zu überzeugten Bekennern und Vertheidigern von der Wahrheit und Naturnothwendigkeit des moralischen Princips schafft. Daher sind Revolutionen in protestantischen Staaten, ohne allzugroße Fehlgriffe der Regierungen, kaum gedenkbar. Wirklich fanden sie auch nicht statt.

Die Reformation war eine Revolution in der katholischen Kirche selbst, durch Geistesdespotismus herbeigeführt. Die alte Revolution Englands ward durch den Widerstand Roms und des Clerus veranlaßt. Die Revolution der vereinigten Niederlande ward durch des spanischen Philipps und Alba's Fanatismus hervorgerufen. — Sprechen wir von den Revolutionen der neuen Zeit. Ihre Heimathen sind im katholischen Europa; in Frankreich, Spanien, Portugal, Belgien, Italien; immer gerade in Staaten, wo der reinste, ächteste Katholicismus durch Intoleranz gegen andere Kirchen bewahrt wurde. Das weisere, tolerantere Oesterreich, Bayern u. s. w. blieben inmitten der größten Stürme vom Revolutionsfieber frei. Preussen, England, Schweden, Dänemark u. s. w. wurden davon noch weniger befallen. Immerwährende allmälige Evolution machte hier die Revolution unmöglich. Denn man kann jede Revolution, in gewisser Art, als die nothwendige Folge eines früheren Stillstandes betrachten. Sie ist die beschleunigte Bewegung, durch welche ein lange versäumtes Weitergehen wieder eingeholt werden muß.

Die athmosphärische Luft, in der wir leben und gedeihen, besteht aus 79 Theilen Stickgas und fast 21 Theilen Sauerstoffgas. Im ungefähren umgekehrten Verhältniß entsteht aus 80 Theilen Sauerstoffgas und 20 Theilen Stickgas jene Salpetersäure, die alle Metalle, das Gold selber auflöst. In reinem Stickgas und in reinem Sauerstoff ist jedes Leben unmöglich. Das Stickgas repäsentirt in der politischen Chemie die Vernunft, welche im menschlichen Daseyn vorherrschen soll; der Sauerstoff die rein thierische oder physische Gewalt und Kraft. Ein reiner Vernunftstaat aber ist für Sterbliche, die, wie Albrecht v. Haller sagt, halb Engel halb Thier sind, so unmöglich, als ein reiner Vieh- oder Gewaltsstaat. Regierungen sollen jene Mischung wohl beachten, durch welche eine gesunde Athmosphäre gebildet wird, in denen der Staat das Leben bewahren kann: sie müssen von ihrer Seite nothwendig 79 Theile Vernunft mit 21 Theilen Gewalt und Kraft verbinden. Hingegen 79 Theile materieller Gewalt mit 21 Theilen Vernunft vereint, bringen Aufbrausen und Auflösen des Staatskörpers zuwege.

---

18. Die drei politischen Schulen.

In einem Gespräche über Guizots neuestes Werk, nachdem einer der Sprechenden Guizots Nichtachten gewisser höherer Wahrheiten und Grundsätze scharf getadelt hatte, sagte der Graf v. Schlabrendorf: „Es giebt zwei sehr verschiedne Arten politischer Schriftsteller. Die eine derselben nimmt den höchsten Standpunkt ein, und beurtheilt von da aus ihre Gegenstände. Sie führt zum politischen Idealismus. Sie richtet die Wirklichkeit nach dem ewigen Gesetz der Vernunft. Sie vergeistigt die Politik zur Moral. Sie gebietet statt der menschlichen Tugend, Heiligkeit. Die andre, im Gegensatz von jener, legt ihren Betrachtungen einen gegebnen Fall zum Grunde, und beurtheilt ihn, in Gemäßheit der waltenden Verumständungen, nach Erfahrungssätzen. Sie

führt zum politischen Materialismus. Sie verliert darum nicht die Grundsätze aus den Augen, hat es aber zunächst nicht mit ihnen, sondern mit den Verhältnissen des Augenblicks zu thun; nicht mit der Moral, sondern nur mit der Logik. Zu dieser letztern Art von Politikern gehört Machiavel, der die eben statthabende Lage Italiens, und sonst nichts, in's Auge faßt; und zu dieser Art möcht' ich auch Guizot zählen."

Sie haben, sagt' ich: die dritte Art vergessen, die eben so verschieden von jenen beiden ist, als sie es unter sich sind. Sowohl die politischen Idealisten, als die Materialisten, sind Dogmatiker. Aber es giebt auch einen politischen Skepticismus, der weder die höchsten Wahrheiten und Grundsätze der Vernunft für absolut gültig in der Wirklichkeit hält, sondern allenfalls nur relative Wahrheit in derselben einräumt; anderseits aber auch den Erfahrungssätzen wenig Zutrauen schenken kann, weil sie sich mit den erweiterten Erfahrungen nothwendig ändern müssen, und was heut, oder hier davon passend seyn konnte, morgen oder dort es nicht mehr ist.

Ich will zugeben, der politische Nominalismus, wie der Realismus, kann brauchbare Staatsmänner liefern. Aber beide verderben eben so Vieles, als sie Gutes stiften. Napoleon, der sich zum Materialismus bekannte, lieferte mit seinem riesenhaften Genie, den entschiedensten Beweis dafür.

Der politische Skepticismus erhabner, als jene beiden stehend, indem er beide von sich abweist, anerkennt doch den Werth beider, eben in ihrem Gegensatz und Widerstreit unter sich. Sie unterstützen einander, indem sie sich bekämpfen; sie steigern das Bessere im Andern, indem sie dessen Schwächen angreifen, dessen Schlechteres zerstören.

Es hat mit dem philosophischen Skeptiker auch der politische dieß gemein, daß seine Ansicht der Dinge die trostloseste zu seyn scheint und doch die glücklichste ist. Er nimmt, wie jener in der Philosophie, das Gegebene, oder die Wirklichkeit, zum nöthigen Hausbrauch an, wie sie daliegt. Aber weil sie

ihm nicht gewährt, was er sucht, bleibt er nicht bei ihr stehen und will er sie nicht, als das Wahre, Bleibende, wie sie ist behalten. Weil hinwieder die Ideale der Vernunft zuletzt doch nur Vernunftträume bleiben, wirft er sich endlich, wie der philosophische Skeptiker, in den des Glaubens, doch nicht wie dieser in den Glauben der Kirche, sondern in den Glauben an Perfectibilität, an ein unsichtbares Reich, und an das langsame Schreiten der Menschheit zu demselben, ohne Möglichkeit, es jemals zu erreichern. — Dieser Glaube des Skepticismus erweckt, mit Beseitigung des einseitigen Idealismus und Materialismus, ein Streben nach Erhebung des Volks- und Staatenglücks, wie der Kirchenglaube, mit Beseitigung aller todten Werkheiligkeit und schwärmerischen Frömmelei, ein Streben nach Gott.

19. Donische Cosaken.

Die Wortspiele der Franzosen, gleichen oft den spitzigsten Epigrammen.

Herr Dudon, der jetzt ein Mitglied, versteht sich ein ministerielles, der Deputirtenkammer ist, war Commissär-Ordonnateur in Spanien. Die Abtheilung Kavallerie, die unter seinem Befehl stand, war wegen ihrer Plünderungswuth übel berüchtigt. Man nannte sie in der Armee Les Cosaques du Don.

Die Pariser, welche zwar die Räuberqualitäten dieser Kavallerie ebenfalls anerkannten, leiteten doch deren Namen anders ab. Es bestand, sagten sie, aus der Reiterei, welche die Stadt Paris auf ihre eignen Kosten ausgerüstet, und aus allerlei verdächtigem oder gefährlichem Gesindel zusammengebracht, dann dem Kaiser Napoleon ehrfurchtsvoll zum Geschenk gemacht hatte. Daher les Cosaques du don.

20. Görres in Frankreich.

„Es wird dem genialischen Querkopf kein Unglück widerfahren,“ sagte Oelsner zu mir, als Görres aus Deutsch-

land flüchtete und nach Frankreich kam: „denn was er auch schreibt und sagt, mit der Geistlichkeit verdirbt er es nicht, und die schützt ihn.“ — Görres hatte durch sein Buch „Deutschland und die Revolution“ flüchtigen Lärmen gemacht. Die preußische Regierung reclamirte ihn. Er fand Beschützer; man rathe wo? — unter den Ultra's. „C'est un homme singulier, et qui a des opinions bizarres,“ sagten sie: mais il ne doit pas être confondu avéc les autres liberaux; il est bon catholique.“ Darum schützte ihn die französische Regierung und er ward nicht ausgeliefert. Es existirten offenbar gewisse Mental-Reservationen in der heiligen Allianz, die von den nichtkatholischen Mächten immer schwer begriffen werden.

21. Der Erzbischof von Paris.

Herr de Quelen war zu Napoleons Zeit Sekretär des Kardinal Fäsch. Bei diesem hatte ihn der Sekretär der Kaiserin-Mutter Lätitia, Hr. Decazes, kennen gelernt. Nach der Restauration, und als Decazes bemerkte, daß die Priester wieder anfingen, einigen Einfluß zu gewinnen, suchte er sich, als Minister, Stützen unter der Geistlichkeit zu verschaffen. In dieser Absicht beförderte er Hr. de Quelen zur Coadjutorei in Paris, der damit Weg zum erzbischöflichen Stuhl von Paris bekam. Es ging aber dem Minister, wie Heinrich II., als er Thomas Becket beförderte. Decazes nahm es zu spät wahr, wie dieser. Ein Priester gehört zunächst seiner Kaste.

Die Todtenfeier einer protestantischen Fürstin, der Herzogin von Kurland, in einer protestantischen Kirche zu Paris, war dem Coadjutor de Quelen ein Greuel. Um den Fürsten Talleyrand wenigstens von dieser Feierlichkeit abzuhalten, richtete er es so ein, daß dem eben sterbenden Kardinal von Perigord, Erzbischof von Paris, das Viatikum an dem nämlichen Sonntags-Vormittag gereicht wurde. Er schrieb dem Fürsten, um ihn zu dieser Feierlichkeit einzuladen. Talleyrand

entschuldigte sich jedoch mit der Unmöglichkeit, bei der schon festgesetzten Todtenfeier seiner nahen Verwandtin abwesend zu seyn. Auch sogar an die Fürstin von Dino, der Herzogin von Kurland Tochter wandte er sich mit einem ähnlichen Schreiben. Er hatte sie zum Uebertritt in die katholische Kirche geleitet, und man weiß, was Proselyten ihren geistlichen Eltern sind. Er konnte aber seinen Zweck bei ihr um so weniger erreichen, als sie selber den protestantischen Prediger, Hr. Goepp, aufgefordert hatte, die Todtenfeier ihrer Mutter eben bis auf den Tag, im Oktober, zu verschieben, damit sie gegenwärtig seyn könne. — So blieb es bei dem frommen Versuche. Auch solche kleine Züge charakterisiren.

---

22. Kirchliche Einheit.

Man wirft dem Protestantismus Zersplitterung in vielerlei Secten vor. Sie liegt aber in seiner Natur, die dem Meynungs- und Glaubens-Despotismus jeder Art aus Gründen der Vernunft und Religion widerspricht Man rühmt dagegen, als Vorzug des Katholicismus, die strenge Einheit seiner Kirche. Ich habe sie aber nicht einmal unter den Katholiken in verschiedenen Staaten Deutschlands, noch weniger in Frankreich gefunden.

In Frankreich unterscheidet man sehr bestimmt vier katholische Kirchenparteien. Ich rechne dahin:

Die Jansenisten, die noch immer bestehen. Sie sind, möcht ich fast sagen, die Herrnhuter der katholischen Kirche; verachten die todte Werkheiligkeit, und sind daher von den pharisäernden Jesuiten bitterlich gehaßt.

Die Concordisten, welche seit Napoleons Concordat mit dem Pabst bestehen. Sie machen die größere Zahl aus, und stehen gewissermaßen als die legitime Kirchenpartei.

Die Missionaire oder Apostolischen. Sie halten es mit den rein ultramontanischen Grundsätzen; wollen Verdummung des Volks durch religiösen Aberglauben, um im Volk

zu herrschen. Sie haben ihre Stütze bei'm Hofe, besonders unter Karl X. gehabt.

Die petite église. Sie besteht aus Rigoristen, die alle drei vorigen Parteien, und den Papst selbst, weil er mit Napoleon ein Concordat geschlossen, für ganze oder halbe Ketzer erklären. Sie bilden die am wenigsten zahlreiche Partei.

Aber die Majorität des katholischen Volks in Frankreich, der Priester wie der Laien, geht weiter, als die Partei, der ich den Namen der Concordisten beilegte. Sie verwirft auch wichtigere Artikel der Kirche, besonders Oberherrschaft des Papstes, Ohrenbeichte und Cölibat. Ueber diese drei Punkte würde sich die Mehrheit vereinigen, sobald sie förmlich zur Sprache kämen. Factisch gelten die Sachen schon jetzt wenig. Man bekümmert sich nicht viel um päpstliche Autorität, um Ohrenbeichte und priesterliche Ehelosigkeit.

Merkwürdig ist, daß die Priesterehe selbst im Süden Frankreichs dem Volke keineswegs anstößig ist. In Albi war ein verheuratheter Priester. In Folge des napoleonischen Concordats verlor er daher seine Pfarrpfründe. Das Volk aber ließ nicht von ihm ab. Er durfte noch Messe lesen. Das Volk besuchte keine andere. Man verlegte sie, um den Besuch zu erschweren, auf 6 Uhr Morgens. Dennoch wurde nur seine Messe besucht. Man untersagte sie ihm endlich ganz. — Seine Tochter verheurathete sich. Im Süden ist es Sitte, daß die Freunde der Braut, vor dem Hause derselben, Triumpfpforten aus grünen Zweigen bauen. Man baute ihr, mehrere hundert Schritte weit, eine Laube von der Hausthür bis zur Kirchenthür.

Vor Kurzem heurathete ein Mädchen in Paris einen jungen Protestanten. Als der Zug in die katholische Kirche kam, bemerkte der Brautvater, daß man die jungen Leute nicht zum Hauptalter, sondern zu einem abgelegenen Nebenaltar führe. Er erkundigte sich nach der Ursache; der Priester entschuldigte sich. „Allez vous en," sagte der Vater der Braut: „et cherchons de gens plus raisonnables." Und er verließ Altar

und Kirche, und führte das Brautpaar — in die reformirte Kirche.

Man kann diesen Ton, der in allen Ständen immer herrschender wird, nicht eigentlich Mangel an Religiosität bei den Franzosen nennen. Aber sie unterscheiden Religion immer schärfer vom Kirchenwerk und Priesterthum; machen übrigens noch Alles mit, pour ne pas choquer la bienséance, oder ehrenhalber.

Wie schlecht im Allgemeinen die Priester, wegen ihres heiligen Amtes, in Frankreich gelten, ist bekannt genug. Demungeachtet unterscheidet und ehrt man Männer von aufrichtiger Frömmigkeit. Diese aber ist bei den wenigsten zu finden. Wenn ein ganzer Stand im Ansehen verliert, ist er selber daran schuldig. Ich überzeuge mich immer mehr, es steht der Kirche, nicht allzufern, eine Reform bevor. Und was den Thron, den weiland allmächtigen, der einst mit St. Petrus Schlüssel, vom Vatikan her, die europäische Welt bewegte und lenkte, — was ihn um seine Allmacht schon betrog, was ihn schon zum Schatten seiner alten Größe machte, das wird endlich selbst auch diesen Schatten noch verbleichen und verschwinden machen. Und das ist Roms starres, unfügsames, in alte Formeln eingebanntes Wesen, welches vor einem Jahrtausend in der Geisternacht geboren, die heutigen Jahrhunderte nicht kennt.

Wie unglücklich lief z. B. die geistliche Expedition nach Hayti ab durch jenes unfügsamen Starrsinns Schuld. Es ging für den heiligen Stuhl ein reiches Land verloren. Man kann und will da leben ohne Rom.

Hr. de Glory, vom Papst zum Bischof ernannt, reisete vor einem Jahr (1821) aus dem Havre, nach Haity, mit Bullen und Indulgenzen reich versehen. Präsident Boyer nahm ihn höflich auf. Bald aber ging die Saat der Zwietracht auf, die der Bischof mitgebracht hatte. Alles sollte noch einmal getauft, noch einmal getraut werden. Es ging damit nun, wie in Frankreich. Ein Priester Jaromir bekämpfte unter Boyers Schutz die ultramontanischen Prätensio-

nen. Darüber nahm der Parteigeist zu. Während einer Abwesenheit des Präsidenten kam es zwischen den Anhängern Jeromi's und Glory's zu blutigen Thätlichkeiten. Als Boyer zurückkehrte, machte er mit den Theologen kurzes Spiel; packte beide in Schiffe; gab jedem 70 Gourden, (ungefähr eben so viel Thaler,) und schickte sie fort. De Glory ging nach New-York. Er hatte aus Havre eine ganze Ladung Priester mitgenommen; die schickte er nun zurück. — Schon bei der Abreise dieser geistlichen Eroberer-Colonne hatte ihr Anblick vielen Spaß verursucht. Sie kamen im Herbst 1821 auf demselben Schiffe, auf dem sie abgeholt worden waren, ganz unerwartet nach Havre zurück. Durch Fernröhre erkannte man es im Meere schon von weitem. Nun Geschrei und Gelächter durch alle Straßen und Häuser. Eine große Volksmenge empfing die Segenspender, als sie landeten, mit lärmerischem Witz und ausgelassenem Muthwillen.

23. Unzeitigkeit.

Man hatte in Frankreich mehr denn ein Jahrhundert lang vergebens gegen Mißbräuche und verderbenschwere Einrichtungen Vorstellungen gemacht. Es ist mißlich, die Worte der demüthigen Bittsteller nicht hören zu wollen, man petitionirt endlich mit der Trommel.

Ein junges Mädchen, erzählt Mignet, trat in eine Wachtstube, bemächtigte sich einer Trommel, durchlief die Straßen, und schrie, indem es die Trommel schlug, „Brod! Brod!“— Es war am 5. Oktober 1789; es war das Signal zum Marsch nach Versailles; es war ein Trommelschlag im rechten Augenblick.

Eins führt zum andern. Der 7. Juni hatte die glänzenden Täuschungen des Königthums und seine Schwäche enthüllt; Die Flucht nach Varennes verführte sogar zum Glauben an seine Entbehrbarkeit. Die Ordnung wurde, ungeachtet der Abwesenheit des Monarchen, weder in Paris, noch in den Provinzen deßwegen aufgehoben. Paris und die Provinzen, sagt

Ferrières, lernten mit Erstaunen durch diese Erfahrung, daß der Monarch fast immer der Regierung fremd bleibt, die in seinem Namen vorhanden ist. Bis dahin hatte Ludwig XVI. nur die Freunde des Volks zu Gegnern gehabt; von jetzt an bekämpften ihn die eigentlichen Feinde des Throns. — Der Hof handelte immer zur Unzeit.

So lange durch weise Maßregeln zu helfen gewesen war, hatte man sie versäumt; als damit nichts mehr zu gewinnen war, konnte man nur noch durch Staatsstreiche etwas ausrichten. Auch diese verfehlte man, weil die einzigen Männer, die dabei wirksam auftreten konnten, dem Hofe mißfielen, nämlich die Constitutionellen. Die dazu noch günstige Zeit nach dem 20. Juni ging verloren.

Der größte Fehler in der praktischen Regierungskunst ist die Unzeitigkeit. Kaiser Joseph II. fehlte eben so sehr mit seinen wohlgemeynten Reformen bei Unterthanen, welche dafür unreif waren, als die Bourbonen in Frankreich, nach ihrer Restauration, die auch den Unfug der alten Zeit restauriren wollten, über welchen die Nation weit hinaus geschritten war. Napoleon, unstreitig der größte und glücklichste Feldherr seiner Tage, war ein minder großer und glücklicher Staatsmann. Er schreckte zwar mit denselben Löwen, die seinem Siegeswagen vorgespannt liefen, das Ungeheuer der Revolution; aber daß er es mit Titeln, Orden, Majoraten, Concordaten, Jesuiten, fürstlichen Vervetterungen zu zähmen und lähmen gedachte, war ein Gedanke zur Unzeit. Frankreich kann nur als Monarchie bestehen; aber der Monarch muß ein Zeitgenosse des neunzehnten Jahrhunderts seyn und bleiben.

---

24. Ein Prophet.

Es ist in Deutschland nicht ganz gleichgültig, wie die Weisesten unter den deutschen Bürgern einst über Grundsätze der Staatskunst urtheilten und urtheilen durften. Unter jenen Weisen ist wahrlich Schlözer nicht einer der Letzten. Sein

Name ist noch jetzt gefeiert. Er nannte Cromwell „den respectabeln Bösewicht, als Befreier der Britten vom göttlichen Recht ihrer Könige.“

In seiner Anmerkung zu der Erklärung der Rechte des Menschen in der französischen National-Versammlung, sagt er: „So fehler- und mangelhaft diese declaration des droits de l'homme auch unläugbar ist: so wird sie doch ein Codex der ganzen, durch allgemeinere Cultur sich der Volljährigkeit nähernden europäischen Menschheit werden; und aller Orten werden, über kurz oder lang, auch ohne Laternenpfähle, Monarchen- und Aristokraten-Insolenz, Wildbahn, Wildgaue und Folterhäuser, todte Hand, Obrigkeiten die ihre Mitbürger beschatzen, und nicht sagen, was sie mit dem Gelde anfangen, Erbadel, der sich ausschließlich von Sinecurenstellen mästen will u. s. w., so allgemein unbekannt werden, wie sie schon längst in England, Hamburg u. s. w. und seit bald zwei Jahren in Frankreich sind.“

Merkwürdig ist, dieser edle demagogische Prophet ward sogar noch im Jahr 1804 vom Kaiser Alexander geadelt. Die Maxime des grossen Staatsmannes Turgot war auch Schlözers Maxime: Der höchste Zweck menschlicher Tugend ist auch das höchste Ziel der Politik. Vielleicht, wenn in Turgots Händen eine Dictatur von nur 10 Jahren gelegen gewesen wäre, würde Frankreich sich selber und der Welt die Rasereien seiner Revolution erspart haben.

---

25. Die Geschichtschreiber der Revolutionen.

Die innere Geschichte jeder Revolution muß sehr unterschieden werden von der an sich unbedeutenderen, aber geräuschvolleren und darum lange Zeit für wichtiger gehaltenen äußern des wechselnden Parteienkampfes. Nur in jener erkennen wir Leben und Wesen und Ziel einer Staatsumwandlung. Der Anfang, worin eine Revolution ihre ersten Grundsätze kund thut, muß mit ihrem Schlusse, worin sich das letzte Ergebniß

offenbart, zusammengehalten werden. Le fleuve se devie et égare dans son cours sagt Guizot: deux points seulement, sa source et son embouchure, determinent sa direction.

Aus demselben Grunde leidet die Regel, nach welcher den Zeitgenossen grosser Begebenheiten die richtige Auffassung und Darstellung derselben abgesprochen wird, eine merkwürdige und durch Erfahrung bestätigte Ausnahme. Nirgends finden sich die Ursachen und Zwecke grosser Staatsumwälzungen reiner und treuer geschildert, als in den Werken ihrer früheren Beschreiber. Ihre frühesten Geschichtschreiber, d. h. diejenigen, die solche gleich nach ihrem Ausbruch schilderten, ehe noch spätere Factionen und Parteien sich ihrer bemächtigten, waren doch nur parteiisch für oder gegen die Idee, für oder gegen die Leidenschaften, welche jene furchtbaren Ereignisse nachher veranlaßten. Der scheinbar parteilosere Scharfsinn späterer Schriftsteller hingegen trägt ganz gewöhnlich deren eigene Ansichten, Meynungen oder Leidenschaften, die erst in der Folge der Begebenheiten statt finden konnten, und daher deren Ursprung fremd sind, auf die Entstehungs-Art der Ereignisse über. So liefern für die Geschichte der Revolutionen von England und Frankreich die Remonstranz vom 1. Dez. 1641, und die Cahiers der Deputirten zur constituirenden Versammlung, bessere Materialien, als späterhin alle gehaltenen Reden. So kam es, daß der früheste Geschichtschreiber der englischen Revolution, Thomas May, den hundert Jahre lang alle Parteien tadelten, endlich von zwei competenten Richtern, Lord Chatam und Warbuton für den besten anerkannt wurde. Und so ist auch Rabaut de St. Etiennes Abriß der ersten Jahre der Revolution noch immer das Beste, was wir über diesen Zeitraum besitzen.

---

26. Die grosse Staatsverwandlung Preussens.

Unter den Staaten Deutschlands hat die preußische Monarchie schon längst ihre Revolution gehabt. Der gute König

Friedrich Wilhelm III. hat sie selber gemacht. Er war edelmüthig und weise genug, sich, als sie erschien, an ihre Spitze zu stellen. Ich sehe durchaus nicht ein, wie man sich dort vor einer Revolution hat fürchten können, wo sie schon vorüber ist. Sie erfolgte nur auf einem andern Wege, als in Frankreich; aber die Ursachen und Wirkungen und Zwecke der Crisis waren in beiden Fällen dieselben.

In Frankreich führte das größte, aller Welt offen zu Tag liegende Elend, und der hartnäckige Gegensatz der Privilegien gegen das Gemeinwohl zu den schreckenvollsten Zuckungen des Innern, und die Verwandlung des Innern war von einem glücklichen Kriege gegen auswärtige Feinde begleitet und befördert. — Im preußischen Staat führte ein minder auffallendes, aber doch nicht geringes Verderben im Innern des Staatsorganismus zu einem unglücklichen Krieg gegen den äußern Feind, und dadurch ward hinwieder die nöthige Umgestaltung der innern Einrichtungen hervorgerufen und befördert. Preußen hatte seinen 20. Juni und 10. August an den Tagen von Jena und Auerstädt; seinen Mirabeau und Carnot an Männern wie Stein und Gneisenau; seine Emigranten an den bevorrechteten Erben glänzender Namen aus alter Zeit, den Kleisten, Ingersleben u. dgl., die, wie die Abkömmlinge der Höflinge Ludwigs XIV., sich beim Unglück des Königs davon machten.

Man darf nur einen Blick auf die den ganzen Staat verwandelnden Gesetze werfen, vom Frieden zu Tilsit an, bis zum Jahr 1813, um sich zu überzeugen, daß für Norddeutschland die gefürchtete Revolution vorüber ist. Da wurde der Güterbesitz, als Monopol, das Feudal-Unterthänigkeitswesen und die Leibeigenschaft (durch Edikt vom 9. Oktober 1807) aufgehoben; die brutale Züchtigungsweise im Heere abgeschafft und die Beförderung in demselben nicht mehr von der Geburt der Personen, sondern von ihrer Tüchtigkeit durch Kenntniß und Tapferkeit abhängig gemacht, (Befehle vom 3. und 6. Aug. 1808); die Städte-Ordnung (19. Nov. 1808) gegeben, die

den Gemeinden eine längst verlorne Selbstständigkeit und Selbstberathung wieder verlieh; die Einziehung der Klöster (30 Okt. 1810), die Aufhebung des Zunft- und Innungswesens (2. Nov. 1810) angeordnet, die Abschaffung der Mühlen-, Brauerei- und Brennerei-Zwangsrechte, der Vorspannspflichtigkeiten, Vorkaufberechtigungen, und anderer Begünstigungen (in den Jahren 1810 und 1811) angeordnet; die jüdischen Familien für Staatsbürger erklärt, (11. Mai 1812) u. s. w.

Was Frankreich dem Sturm des Volks verdanken mußte, verdankte Preußen dem Unglück seines Krieges, und dem dadurch belehrten, biedersinnigen Monarchen. Nichts fehlte, als das, was alle diese heilsamen Befehle und Verordnungen in dauerhafte Gesetze umzuschaffen vermag — das verheissene Staatsgrundgesetz. Bloße Verwaltungs-Reglements vermögen weder das Gute, das geschehen ist, gegen künftige willkührliche Abänderungen sicher zu stellen, noch dasjenige zu schaffen, was noch erforderlich ist. Nur zu wahr ist, was der treffliche v. Raumer in seiner Abhandlung über die Verfassung der Behörden im preußischen Staat sagt: „Es ist hohe Zeit, sich vollkommen klar zu machen, daß sich in einem Volke ohne Stände und Repräsentation, und mit einer in strenger Unterwürfigkeit abgestuften Verwaltung, weder ächte Talente zum Regieren, noch der richtige Sinn für den nothwendigen und heilsamen Gehorsam ausbilden können, und der Form nach nichts dem Einbruch der Tyrannei im Wege steht. Durch die günstige Persönlichkeit einzelner Häupter kann das Uebel zwar für den Augenblick gehemmt und versteckt werden, aber auf die Dauer giebt diese Persönlichkeit, ohne gute, unwandelbare Gesetze, keine vollkommen genügende Sicherung und Gewährleistung für die Tüchtigkeit bürgerlicher und öffentlicher Verhältnisse."

---

27. Unverletzlichkeit.

Die Gesetze über Unverletzbarkeit höherer Personen sind, gleich allen andern Staatseinrichtungen, entweder schon in den natürlichen Verhältnissen gegründet, oder nicht. Im ersteren

Fall mag das Gesetz die Unverletzlichkeit anerkennen, vielleicht auch sicher stellen. Sie würde aber auch ohne Gesetz von selbst vorhanden seyn. Im andern Fall steht das Gesetz im Gegensatz mit dem Ausspruch der Natur und Vernunft, der da auf dem ganzen Erdboden lautet: Nur wer da nicht verletzt, soll unverletzlich seyn. Die ewige Bedingung, unter welcher jedes Unrecht geschieht, ist die Gefahr.

Es würde lächerlich seyn, von der gesetzlich erklärten Unverletzlichkeit eines Tyrannen, der jedes Gesetz mit Füßen tritt, Gutes für ihn zu hoffen. Er genießt sie immer nur factisch, so lange er der Stärkere ist. — Wo hinwieder der Regent durch die Staatsordnung außer Stand gesetzt ist, Böses zu thun, oder Despot zu werden, kann ihm das Gesetz, und soll es ihm Unverletzbarkeit zusichern; denn die Verantwortlichkeit in Staatsangelegenheiten ist Sache derer, die in Leitung derselben, Sünden begehen. Er aber ist in die Unmöglichkeit versetzt Böses zu thun. Als Privatmann bleibt er der unveränderlichen Ordnung der Natur unterworfen; und nur, als öffentliche Person kann ihn das Gesetz vor der öffentlichen Rache schützen.

---

28. Die Restauration.

Daß die französische Revolution, zum Entsetzen aller civilisirten Nationen, so schauderhaft entartete, hätte jedem ahnen können, der dieß Frankreich vor der Revolution kannte, oder der es noch heut sieht, wie wohl sich die schwarze Quelle des Verderbens schon bedeutend vermindert hat. Der Hof, die höhere Aristokratie, die vornehmere Geistlichkeit, waren im Allgemeinen völlig demoralisirt. Man hat keine Vorstellung von der damaligen religiösen Nichtsgläubigkeit, frechen und feinen Gewissenlosigkeit. Aemter, Pensionen, Orgien, Gastmäler, feile Weiber, gegenseitige Betrügereien, — das war in den höhern Cirkeln der Gesellschaft die tägliche Losung.

In den untern Volksklassen, in der großen Mehrheit der Nation, war keine Religion mehr; sondern nur Priesterwerk,

todter Cultus der katholischen Kirche, christlich gekleidetes Heidenthum, neben Unwissenheit und dummen Aberglauben. Alles hing und ging, nur von Gewohnheit zusammengehalten, auf einmal gebahntem Wege. So läßt sich's begreifen, als Selbstsucht, Elend und Verzweiflung andre Bahnen brachen, wie eine ganze Nation so rasende Ausschweifungen begehen, oder dulden konnte: wie man die Priester verjagen, die Mönche morden, die Kirchen plündern und zerstören konnte; oder wie Vernunftempel, Theophilantropen, St. Simonisten u. dgl. m. in einem katholischen Lande erscheinen konnten. Man hatte keine Religion, sondern in katholischen Cultus verlarvtes Heidenthum: so war man für jede Religion gleichgültig, oder empfänglich. — Es war der Fluch, welchen der Hof, die Aristokratie und Clerisei durch eigne Schuld über ihr Haupt gerufen hatten, daß die Massen des sitten- und glaubenlosen Pöbels, mit bestialischem Grimm, über sie herstürzten, sie zerrissen und zertraten. Denn Hof, Aristokratie und Clerus hatten selber Verbesserung des öffentlichen Unterrichts, Bildung des Verstandes, Veredlung der Sitte und Sittlichkeit verhindert. Man wollte nicht denkende Menschen, sondern arbeitende Automaten, thierisch-dumme Gehorchende haben. Sie hatten sich selber die reissenden Thiere erzogen, die keinen andern Herrn, als ihren Magen kennen.

Und nun, nach diesen ungeheuern Fehlschritten und Staatssünden, welche die Urheber so schrecklich hatten büßen müßen: was brachte die Restauration? — Dieselben Schritte, dieselben Sünden! Die Emigranten, nach ihrer Rückkehr, waren um nichts klüger geworden. Doch fühlten sie wohl, es sey unter dreißigjährigen Stürmen eine bedeutende Veränderung im Charakter der französischen Nation vor sich gegangen. Sie glaubten nur behutsamer und leiser auftreten zu sollen; aber sie glaubten nicht, daß das Volk in seiner Mehrheit ernster, kenntnißvoller, erfahrungsreicher, ja sogar sittlicher geworden sey.

Jetzt (1821) stellt man nach allen Kräften die priesterliche Autorität wieder her. Man läßt Wunder verrichten; statt Re-

ligion wieder den Cultus prangen; Volksunterricht lähmen; Schulen des gegenseitigen Unterrichts verbieten; ruft Ignoranten und Jesuiten und Missionen zu Hülfe. — Aber das Volk steht höher, als seine blinden Regenten. Die Restauration der Bourbonen kann und wird nicht die Restauration eines verschwundnen Weltalters werden. Das begreifen die Unglücklichen nicht!

---

29. Missionen in Paris.

Heute (Oktbr. 28. 1821) haben die Missionen in der Vorstadt St. Antonie ihre geistlichen Uebungen begonnen. Sie besuchen die Häuser, ermahnen zur Beichte, forschen nach, theilen Kreuze aus u. s. w. In demselben Geiste hat der neue Erzbischof von Paris, M. de Quelen die Visitation seines Sprengels angefangen.

In den Collegien und Schulen werden täglich Betstunden gehalten. Der Abbé de Nicole, Chef der Universität, arbeitet vollkommen im Geist des ancien régime. Die Wirkungen dieser geistlichen Frohnen fangen schon an sich zu äussern, im Sittenverderbniß der Jugend. Man ist gegen diese gern nachsichtig in ihren Ausschweifungen: Jugend will ausgetobt haben, wenn sie nur — — „fromm" ist. Nach dem Zeugnisse eines jungen Mannes, der sich selbst in einer dieser Anstalten befindet, waren die jüngern Schüler anfangs nur über die neue Erscheinung verwundert. Sie wußten nicht, was sie davon zu halten hatten. Aber sie orientiren sich nach und nach, durch das Beispiel der erwachsenern, die hinter dem Rücken der Lehrer über die Dinge spotten. So wird nun abermals jeder Sinn für das Höhere und Heilige in ihnen erstickt.

Auf einem Landhause in der Nähe von Paris ließ sich vor einiger Zeit ein Fremder, melden. Der Herr des Hauses erblickt in demselben einen unverkennbaren Priester, dem Kopfe nach; einen ehrbaren Bürgersmann, den Kleidern nach; etwas geschmacklos und bunt, mit braunem Rock, rother Weste,

gelben Hosen. „Je viens," hob die wunderliche Erscheinung mit einer eigenthümlichen Würde im Ausdruck und Geberdenspiel an: je viens autorisé par Mr. l'archévêque et Mr. l'Archiprêtre, pour ainsi dire, comme plénipotentiaire du ciel." - - - Der Hausherr merkte sogleich, um was es sich handeln solle; fiel ihm ohne Umstände ziemlich rasch in's Wort:" Mr. le plénipotentiaire du Ciel, si vous me prenez pour un sot, je vous prends pour un coquin, F . . . moi le camp!" - - - Und ohne Widerrede mußte dieser linksum machen.

Ich war vor einigen Tagen (20. Nov.) bei den Andachtsübungen, welche von den Missionen jetzt ohnweit dem Pantheon, in der Kirche St. Etienne, gehalten werden. Die Missionärs sind meistens wohlgenährte, dicke Herren, mit Vollmondsphysiognomien. Das Auditorium besteht gewöhnlich aus alten Frauen, Studenten, die viel lärmen, laut gähnen, niesen u. s. w. und Neugierigen. Ich gehörte zu diesen letztern; denn man hatte das letztemal Petarden losknallen lassen. Dießmal sah man in der Kirche überall Gensd'armes; mehrere in Uniform; die meisten in Uniform. Sie machten ordentlich die Runde in den Gängen der Kirche. Ankommende Fiacres, aus welchen junge Leute stiegen, werden aufmerksam von ihnen in Augenschein genommen, und deren Nummern notirt. Mitten in der mit vielem theatralischen Anstand gehaltnen Predigt des Missionärs verbreitete sich aber ein pestilenzialischer Gestank durch die Kirche. Anfangs glaubt' ich, er erhebe sich nur in meiner andächtigen Nachbarschaft, und ich verließ meinen Platz. Wohin ich jedoch kam, fand ich ihn noch ärger. Der Himmel weiß, welches chemische Kunststück hier gegen die unglücklichen Nasen der Zuhörer ins Spiel gesetzt worden seyn mag. Die dadurch entstandene Bewegung und Unruhe theilte sich bald auch dem salbungvollen Redner mit, der vergebens das Schnupftuch in Bewegung setzte und endlich rief: „Satanspriester, die ihr diesen höllischen Geruch verursacht habt, Geduld! Ihr werdet einst diesen Gestank in der Ewigkeit lange

genug einathmen müssen!" Das Auditorium lachte über diese Apostrophirung der Chemiker; der Mann auf der Kanzel lachte endlich selbst mit. Mir aber verging das Lachen. Ich verließ nebst einzelnen Andern die Kirche. Bald sah ich hinter uns die ganze christliche Gemeinde durch die Tempelpforten in die freie frische Luft strömen. Wie ich hörte, hatte man in der Kirche St. Etienne bald nachher Knallerbsen ausgestreut, und deßwegen den armen Küster arretirt, weil man seiner Nachläßigkeit das Unwesen zuschreibt, oder ihn selber in Verdacht hat.

Die Predigten der gottseligen Herren sind, wie sich erwarten ließ, politische Controverspredigten, und ganz dramatisch. In Paris, wie überall, sind die Pfarrer Feinde von diesen neymodischen Spektakelstücken. Der Erzbischof de Quelen aber ist ein großer Gönner der Missionärs. Nach seiner Aeußerung war „le Christ le premièr missionaire." Aber Hr. de Quelen konnte sich bisher durch seinen grellen Ultramontanismus bei der Majorität der französischen Weltgeistlichkeit eben so wenig, als bei den Laien, beliebt machen. Er lebte anfangs als Secretär beim Kardinal Fäsch. Späterhin Direktor des Hauses der Damen der Ehrenlegion in St. Denys, leitete er mit der gefälligsten Casuistik die Gewissen von 500 — 600 ältern und jüngern Frauenzimmer. Er speiste mit ihnen, und wußte für ihre Theegesellschaften, Abendzirkel, Kränzchen u. s. w. immer Mannigfaltigkeit der Unterhaltung zu schaffen. So bald er Erzbischof von Paris geworden war, änderte er den Ton. Ein alter, gichtbrüchiger Pfarrer, der zuweilen, um eine Partie Whist zu machen, einige bejahrte Damen bei sich sah, kam mit einem derben Wischer davon. Aber einer der vier Aumoniers des Hotel Dieu, vor der Revolution Laie und verheurathet, der während der Verfolgungen des Katholicismus aus frommen Eifer, weil es an Priestern fehlte, Priester geworden, wurde vom Erzbischof seiner Stelle entsetzt, weil der Mann Wittwer gewesen, als er die priesterliche Würde annahm.

Die Mittel, im gegenwärtigen Frankreich die Religion herzustellen, sind übel gewählt. Man will nicht Religion, sondern Cultus oder Schwärmerei. Die dazu erkornen Männer sind nicht immer die reinsten. Man hört von Jesuiten und Missionären oft genug empörende Geschichten; aber man vertuscht, oder unterdrückt sie, à cause de l'honneur de l'église, um kein Aergerniß zu geben. Welch ein fruchtloses Geräusch ward gemacht, als sich der Engländer Douglas Loreday an die Gerichte, an den König, an die Deputirtenkammer wandte, um seine junge Nichte und seine zwei jungen Töchter wieder zu erhalten, die man in der Pension, der er sie während seiner Abwesenheit anvertraute, zur Annahme des Katholicismus beredet, dann in ein Kloster verschleppt, dem unglücklichen Vater geraubt hatte!

In einer Gesellschaft erzählte Graf St. Aulaire, daß zu Tours ein verabschiedeter napoleonischer Officier seit einiger Zeit bemerkt hatte, wie seine Tochter in unerklärliche Niedergeschlagenheit versunken war. Er forschte. Sie gestand ihm, die Missionäre besucht zu haben; sie sey eine große Sünderin; sie fühle ihr Gewissen in großer Qual; die frommen Väter hätten ihr nun eine Buße aufgelegt, für die sie sich aber zu schwach fühle; sie müße sich Nachts zwischen 11 und 12 zu dem heil. Kreuz vor Tours, (eine Viertelstunde von der Stadt entfernt,) begeben und dort in der dunkeln Einsamkeit 5 Ave's und 5 Paternoster beten. — Der Vater machte dem Mädchen zwar Vorwürfe, daß es sich, ohne sein Wissen den Andachtsübungen der Missionäre angeschlossen habe, fügte aber, nach einigem Besinnen hinzu, es solle aber die auferlegte Buße erfüllen, solle sich wegen der Nachtstunde nicht fürchten; es könne ihr kein Leid geschehen. Die schüchterne Büßerin ging wirklich, und ward, ohne daß sie es wußte, vom Vater gefolgt und beobachtet. Angelangt am Kreuze, kniete sie zum Gebet nieder. Da traten zwei Missionarien zu ihr, die sie belobten, dann liebkoseten, dann ihr Gefälligkeiten zumutheten, die sie mit Abscheu verwarf und endlich Gewalt versuchten.

Sie schrie laut auf. Da sprang der Officier hervor; schlug einen der frommen Väter zu Boden, setzte dem andern ein Pistol auf die Brust und zwang ihn so, mit ihm nach Tours zu gehen, wo er ihn zum Prokureur du Roi führte und diesem den Vorgang klagend anzeigte. So ward die schändliche Geschichte bekannt. — Man hat die Sache beigelegt; nichts weiter davon vernommen.

In einem Dorfe, etwa 10 Stunden von Paris, beichtete nach Ankunft der Missionarien eine junge Bauersfrau lieber bei diesen, als beim Pfarrer des Orts. Ihr Mann sah es ungern; sie ward ihm fast zu eifrig in ihrer Frömmigkeit. Eines Tages war sie unter einem Vorwand nach Paris gegangen. Zurückgekehrt, schien sie dem Manne etwas Mitgebrachtes zu verheimlichen. Er griff zu, entdeckte, daß es ein silberner Kelch sey, den sie den Missionären geben müsse, wenn sie deren Absolution empfahen wolle. Der Bauer nahm die Freigebigkeit seiner Ehehälfte sehr übel auf, vergalt ihr diese ziemlich derb und trug den Kelch wieder nach Paris zurück, um sein Geld wieder zu erhalten. — Aber, siehe! der Himmel bestrafte die Ruchlosigkeit, durch welche die Missionarien um den schönen Kelch gebracht waren. Der Mann, bisher kerngesund, wurde von Stund an kränklich, verfiel in ein auszehrendes Fieber und starb binnen sechs Monaten. Man sprach in der ganzen Gegend von dem Wunder; denn ein Wunder mußte es nun einmal seyn.

In den Dörfern, wo Missionen gewesen sind, haben solche und ähnliche Fälle den Glauben an irgend eine heimliche Gewalt derselben schon ziemlich allgemein verbreitet.

---

30. Gegenseitiger Unterricht.

Wo der erste Unterricht der Jugend in Volksschulen aus Mangel an Schulfonds noch zahllosen Kindern fehlt, kann es unmöglich eine bessere Hülfe dazu geben, als die Lehrweise des gegenseitigen Unterrichts. Aber auch diese will die Ari-

stokratie und Hierarchie nicht dulden. Das Volk soll in Unwissenheit zurücksinken.

In Sardinien wurden die eingeführten Schulen des wechselseigen Lehrens aufgehoben; eben so in der Lombardei. Ein Italiener von Stande erzählte mir, wie sehr die Ausbreitung des öffentlichen Unterrichts Angelegenheit aller vermögenden Italiener gewesen sey. Die Regierungen thaten und gaben nichts. In Toskana dürfen die schon gestifteten Lancasterschulen bestehen, aber keine neue errichtet werden. In Neapel muß der Unterricht bei offnen Thüren ertheilt werden, damit Jedermann (nämlich die Polizei) darüber wachen könne, was gelehrt wird. Der Brief vom Minister des Innern an den König von Neapel stellte den Grundsatz fest: daß die zehn Gebote Mosis Alles enthalten, was ein guter Bürger zu wissen brauche.

In Frankreich sind die Bischöfe, Jesuiten und der lange Schweif restaurationssüchtiger Geistlichen, in offenem Kampf gegen die Schulen gegenseitigen Unterrichts. Für die Kinder der höheren Stände duldet man ihn. Aber für diese wird er von den Lehrern zur Finanzspeculation und bloßen Charlatanerie hinabgewürdigt. So sah ich ihn in der Rue Louis le Grand in Morin's école d' enseignement mutuel. Jeder Schüler zahl vierteljährlich 50 Frcs. um Lesen, Schreiben und die Anfangsgründe des Rechnens zu lernen. Zeichnen, Musik, Sprachen und andere Wissenschaften werden mit 6 — 15 Frcs. monatlich bezahlt. Morin hat über 300 Schüler; bezieht folglich für diese allein 60,000 Frcs. jährlich; und für Wohnung, Kost und Unterricht von 24 Pensionairs, ohne andere Extra-Ausgaben, empfängt er von jedem jährlich 1200 Frcs. oder 30,000 Frcs. zusammen. Rechnet man dazu die besondern Zahlungen von den meisten andern für Unterricht in Sprachen, Musik, Geographie u. s. w., so steht sich der speculative Lancaster jährlich auf 120,000 Frcs. Er hat dafür keine andere Ausgaben, als Besoldung einiger Lehrer, und Zahlung für Local, Speis' und Trank der 24 Pensionairs.

Es wird begreiflich, wie schwer es hält, daß unter diesem Volk etwas Gutes Wurzel schlagen und aufkeimen kann, wo Ultramontanismus, Charlatanerie und Egoismus sich überall Hand bieten.

Centralisiren und Föderalisiren.

Quell des heutigen Uebelbehagens der Völker.

„Man muß Alles im Staat centralisiren!“ Dieß ist die Modemaxime und das Modewort der neueren Staatsmänner: Centralisiren, so viel, als möglich! das concentrirt die Staatskräfte und macht die Administration leichter, weil einfacher!“

Ich glaub' es Euch. Es wird den Behörden dabei bequem; den Völkern desto unbequemer. Ansichten, Lebensweisen, Industriearten, Geistesbildungen, historische Erinnerungen, Nationalcharaktere, Localbedürfnisse der verschiedenen Völker ꝛc., die dem gleichen Zepter gehorchen, wie sie sich auch gegen einander sperren, werden mit einander in den Gesetzmörsel zusammengeworfen, zusammengestampft, und dann durcheinander in die gleiche Form eingeknetet. Alles wird in Uniformen von gleicher Farbe, Weite und Länge gesteckt; der Buckligte, wie der Schlanke; der Knabe, wie der erstarkte Mann; es ist einerlei, ob der Rock dem einen zu kurz, dem andern zu lang ist, dem einen zu eng, dem andern zu schlotterig.

Wundert man sich denn noch, woher in vielen Staaten heutiges Tages so allgemeines Unbehagen der Einwohner rührt? — Es ist die Wirkung des Centralisirens und Generalisirens. Man kümmert sich nicht um moralische und climatische Verschiedenheiten der Landschaften, aus denen ein Reich zusammen gesetzt ist; alle empfangen die gleichen Institutionen und Gesetze. Sie sollen ihre eigenthümliche Natur, sie sollen ihre Vergangenheit ablegen; sie sollen aufhören, was sie noch sind, zu seyn. Der Staat ist nicht mehr das Mittel für Si-

cherheit und Wohlseyn des Volks, sondern das Volk wird im Frieden und Krieg ein willenloses Mittel für den wandelbaren Staatszweck, oder auch nur des Zweckes derer, die jeweilen an der Spitze der Verwaltung stehen.

Wundert man sich noch über die Schnelligkeit, mit der sich heutiges Tages die größten Staatsumwälzungen machen? Es darf nur eine Provinz, oder nur eine Stadt, wie Paris, oder Warschau, oder Brüssel rc. den ersten Aufstand mit Glück vollbringen, sogleich stimmt das ganze Reich ein. Es ist die Frucht des Centralisirens und Generalisirens. Was an einem Ende des Landes unerträglich ist oder drückend, ist es, wenn auch aus andern Gründen, ebenfalls am andern Ende. Man generalisirt das Lästige, und klagt daher allenthalben über das Gleiche; während ehemals die verschiedenen Landestheile, mit verschiedenen Institutionen, über ganz verschiedene Sachen Beschwerde führen konnten, um die sich die Nachbarn links und rechts nicht bekümmerten, weil sie gerade diese Art der Klage nicht hatten, oft nicht einmal verstanden. Das Generalisiren der Gesetze und öffentlichen Einrichtungen ist nur ein Centralisiren der Volksstimmung gegen die Regierung.

Der Staat ist Mittel, des Volkes Wohlseyn Zweck desselben. So muß nothwendig, bei der Verschiedenheit der physischen und moralischen Verhältnisse der Landestheile ein Föderalismus ihren ungleichartigen Kräften wohlthätiger werden, als deren Verschmelzung. Die Regierung soll nur den Focus der vielartigen Strahlen bilden; aber ihnen ihre Vielartigkeit lassen. Verwaltung und Haushaltung des Staats gleicht einer verständigen Familienwirthschaft, wo Hausvater und Hausfrau, erwachsene und unerwachsene Kinder, Hausgesinde und Taglöhner nicht auf gleiche Weise behandelt werden, und wo auf nicht gleiche Weise, dennoch alle für des Hauses Bestes, thätig sind.

Das Generalisiren der Gesetze und Verwaltungseinrichtungen in Provinzen von ungleicher Civilisation, Beschäftigungsart und Bedürfniß, ist unter den Administrationsformen, was die Kopfsteuer unter den Abgaben.

2. Der Staat, als Leibherr.

Die Menschen sind in den civilisirten Staaten unserer Zeit nicht mehr Leibeigenthum einzelner Grundbesitzer, sondern Staatseigenthum. Sie können sich, ohne höhere Bewilligung der Behörden, nicht aus dem Lande, dessen Hörige sie sind, entfernen; ja, zuweilen sogar nicht einmal im Innern ihres eigenen Landes von einer Provinz in die andere begeben. Dafür sorgt die Paß-Polizei. Letztere ist in heutigen Tagen nicht nur ein nützliches, sondern auch nothwendiges Institut; wie unbequem es auch sey für Reisende. Aber es entartet, wenn es, selbst im Innern eines Reichs, die freie Bewegung der Landesbewohner einengt.

Weil diese letztern aber nun einmal zum Staatseigenthum gezählt werden, stehen sie folgerecht auch unter Vormundschaft der Behörden. In verschiedenen Ländern dürfen sie sich nicht einmal ohne Erlaubniß derselben verheurathen, wenn sie entweder in Aemtern, besonders in Residenzen, angestellt, oder auch nur dem Militärstand angehörig sind.

Der Vorschlag, auch das Innere der Häuser so gut, als deren Außenseite, nach einer gewissen Einförmigkeitsregel anzuordnen, ist in der That der äußerste Gipfel staatsvormundschaftlicher Geschäftsthätigkeit, und ein so nahe liegender Gegenstand, daß es zu verwundern wäre, wenn man ihn unbeachtet gelassen hätte. Ich kenne aber wirklich einen kleinen Staat, wo man den Vorschlag machte, daß der Unterthan, auf eigene Kosten, nicht nach seinem Bedarf und Geschmack, sondern nach dem der Oberpolizei bauen sollte.

---

3. Bureaukratie.

Der Marquis d'Argenson, dessen Werk, Sur le gouvernement ancien et moderne de la France, nach seinem Tode (1765) in Holland gedruckt wurde, der selbst eine Zeit lang Minister gewesen, aber ein zu gewissenhafter Mann war, um es lange zu bleiben, sah das Verderben ein, welches aus

dem Uebermaas des Centralisirens für sein Vaterland entspringen mußte. Gournay hatte dafür das neue Wort: Bureaukratie erfunden, welches bald ein Bestandtheil aller europäischen Sprachen wurde, weil die Sache in den meisten europäischen Ländern, als eigentliche Regierungsform, zu Hause war.

D'Argenson haßte diese Bureaukratie, welche zuletzt fast den menschlichen Verstand der Unterthanen entbehrlich machte, weil ihnen Alles von oben herab dictirt wurde, was sie zu thun und zu lassen hätten. Sein Plan zur Administration des Königreichs war: die den König beschränkende Adels- und Parlamentar-Aristokratie abzuthun; den Gemeinden Municipal-Verfassungen zu geben, in denen sie ihr Eigenthum frei verwalten und bewirthschaften konnten; mehrere Gemeinden in einen Kanton zu verbinden, der die gemeinschaftlichen Angelegenheiten ihrer Aller beriethe und beschlöße; mehrere Kantone in eine Provinz zu vereinigen, die ihre Stände, ihre eigenthümliche Verfassung und Gesetzgebung haben könnte, unbeschadet dem allgemeinen Intresse des Reichs.

Die französischen Schriftsteller dieses Zeitalters hatten insgesammt eine so richtige als klare Ansicht von der Bedingung und dem Vortheil jeder zweckmäßigen, wenn auch begränzten Selbstverwaltung und einem guten und vollständigen Gemeinwesen. Aber dabei blieben sie stehen: In ihren Plänen fehlte das kräftige Bindemittel, um eine größere Zahl von Selbstverwaltungskreisen zum Wohlseyn und Schutze Aller unauflöslich zusammen zu kitten. So kamen sie in Gefahr, die Feudal-Monarchie der spätern Zeiten, oder die Bureaukratien der jüngeren Staatskünstler, gegen ein Chaos unzusammenhängender Dorfrepubliken, wie die der alten Welt, oder gegen den patriarchalischen Despotismus der Chinesen zu vertauschen.

Jedermann gesteht, das „Pas trop gouverner" sey eine der weisesten Regierungsmaximen. Aber ihre Weisheit wird im Daseyn der Bureaukratie, die Alles centralisirt, vernichtet. Die Bureaukratie hat zur Devise: Tout pour le peuple, rien par le peuple.

In den wenigsten europäischen Staaten besteht das wahre Lebensprinzip im Organismus der großen und kleinen Reiche, wodurch sie blühend, in sich behaglich und von Dauer werden: Oertliche Verwaltung und gemeinsame Regierung.

---

4. Staatsvormundschaft.

Es hat etwas belustigendes, zuweilen die deutsche Grund-Staatsgelahrtheit über die Franzosen, und gar über die Engländer vornehm lächeln zu sehen; über die Engländer, deren Verfassung kein staatsphilosophisches Ganzes bildet, und in welcher sich fast immer nur Gewohnheiten nachweisen lassen, und keine Gesetze; nur Grundsätze und keine Paragraphen. Aber Recht und Freiheit der englischen Nation ist eine Gewohnheit, wie die Tugend selbst in ihrer Vollendung Gewohnheit ist. Da mag die Schöpfung einer „Staatsform in einem Guß" gar wohl entbehrlich seyn. Da kann die wichtigste Urkunde eben darum gefahrlos im Papierwuste einer Schneiderbude verloren gehen, wie bekanntlich auch das verlorne Original der magna charta unter Carl II. darin wiedergefunden wurde. Sie steht im Herzen derer, die sich durch sie beglückt fühlen, und erlebt in jedem Neugebornen eine frische Auflage.

Ich begreife es leicht, daß der Fürst von Ligne, der Frankreich, Deutschland und Italien mit ihren Staatsvormundschaftssystemen kennen gelernt hatte, ausrief, als er London sah, wo eine Million Menschen durcheinander wogte, Londres m'a encore plus surpris, que Venise. Er sah Pracht, Reinlichkeit, Armuth, Reichthum eines freien Volks, und — point de Surveillans. So mag es reisende Fürsten und Feldherrn, welche die Schweiz besuchen, vielleicht auch befremden, das ganze Volk bewaffnet, aber keine Soldaten, keine stehende Truppen, keine Besatzung zur Bewachung desselben zu erblicken, und doch die strengste Ordnung.

Je länger man die Kinder aus Vorsicht trägt, je später lernen sie gehen; je öfter fallen sie. Eben so die Völker, je länger man ihnen nichts überläßt, für ihr eigenes Wohl zu thun, sondern ihnen Alles in detail vorschreibt, was zu ihrem Frieden dienen soll. Es war nicht etwa ein türkischer Kislar-Aga, der zur Verhütung allfälliger Uebervölkerung, den mächtigsten der Naturtriebe in ein bürgerliches Vorrecht zu verwandeln, die Idee gab, sondern ein deutscher Professor, der sich auf seine Erfindung der Infibulation wirklich etwas zu gut that. Er hieß Wienhold. Aber es giebt glücklicherweise Gedanken, die zu lächerlich sind, um gefährlich zu werden.

Der Vorzug der englischen Verfassung besteht eben besonders darin, daß sie keine todte, steinerne ist, sondern eine lebendige, die mit dem Volk athmet. Sie ist daher nicht immer die gleiche, sondern wandelbar in ihren Theilen. Sie besteht aus Ueberzeugungsformen von Einem zum Andern, und ist heut nicht mehr, was sie vor 150 Jahren war; und wird in einem Jahrhundert nicht seyn, was sie noch heut ist. Durch sie steht auch die englische Nation höher, als die französische u. s. w., denn sie kennt besser, als diese, ihr wahres Interesse. Daher bleibt das rule Britannia oder God save the king ihr Wahlspruch, während in Frankreich bald la royauté, bald la liberté, bald la gloire entzückt. — Regierungen verstehen ihr Interesse nicht, wenn sie das Volk verhindern, sein eigenes zu erkennen. Um groß und herrlich über und für dasselbe walten zu können, müßen sie durch dasselbe groß und herrlich, lichtvoll und reich geworden seyn oder werden.

---

5. Das Ideal China.

Unter den asiatischen Staaten spielte China sonst, wie heut, eine ausgezeichnete Rolle. Man betrachtete es sonst und heut noch wie eine Art Wunderlandes. Die europäischen Handelsmächte würden gern mit dem Thronherrn des himmlischen Reichs nähere Verbindungen eingehen, wenn er sie nicht für

zu bedeutungslos, für eine Gattung verschmitzter Barbaren-Könige hielte. Die Jesuiten haben ehemals viel zur näheren Kenntniß dieses Landes beigetragen; sie waren aber etwas einseitig. Voltaire benutzte und belobte den Zustand der Chinesen zur Belehrung der Europäer, wie Tacitus die Germanen, zur Belehrung der Römer beim Verfall ihrer Sitten. Die späteren Berichte britischer Gesandtschaften und Reisenden oder in Kanton ansäßiger Kaufleute vollenden das Bild, welches die jesuitischen Missions-Berichte zu unserer Bewunderung hingestellt hatten.

China ist ein vollkommen in sich abgeschlossener Staat, in welchem fremde Sitten, Ansichten und Kenntnisse nicht leicht eindringen können. Die Hierarchie der Beamten durchdringt in allen möglichen Richtungen die Masse der Nation, und hält den Balken der verschiedensten Völkerschaften mit einem Gewebe von Pfahl-, Neben-, Haar- und Sauge-Wurzeln zusammen, die, im Thron des Kaisers concentrirt, dem Stamm und Wipfel der Macht des Reichs Nahrung zuführen und Stütze sind. Die öffentliche Verwaltung geht bis in das Einzelnste und Tiefste, und controllirt sich auf vielfache Weise. Ueber das Kleinste wird Befehl von den Mandarinen eingeholt; von diesen gehen die Fragen an den Hof. Keiner wagt es leicht, selbst in bedenklichen Fällen, auch wo Eil erfordert wird, aus sich allein zu handeln. Der Staat ist ein willenloser Mechanismus; das ganze menschliche Geschlecht des himmlischen Reichs so unmündig, wie in Europa etwa Kinder und Weiber. Das Tabellenmachen ist zu einer großen Vollendung erhoben. Unsere Statistiker könnten dort noch lernen. Man begnügt sich nicht etwa nur das Wissenswerthe von den Bezirken, Provinzen und dem gesammten Reiche zu kennen; man weiß von jedem einzelnen Hause Zahl der Einwohner, Vorräthe u. s. w., zu gewissen Zeiten müßen auf kleinen Brettchen vor den Thüren die Angaben davon ausgehängt werden.

Und das Ergebniß? — Das wohlgeordnetste Elend, das sich denken läßt. Ein tückisches, feiges, selbstsüchtiges

Volk, das keine Schlechtigkeit scheuet, wenn es keine Strafe zu fürchten braucht. Alle Pflichten, alle Tugenden sind auf Gehorsams- und Unterthänigkeits-Verhältnisse reducirt. Die Polizei ist das grosse Staatsgewissen; Bambus-Schläge ersetzen die Gewissensbisse. Ein grosser Theil der Bevölkerung schwindelt immer am Rande des Hungertodes umher, bald in dieser, bald in jener Provinz unter den Augen der aufmerksamsten Administration. Räuberbanden können zu Armeen werden, deren Verbrechen das Glück legitimirt, oder das Mißglück strafbar macht. Das Reich ist im Grunde ein wehrloser weil seelenloser Coloß; das stehende Heer bewacht die Unterthanen; in Tagen der Noth muß das Volk diesen Wächtern helfen und sie gegen die Feinde schützen. Die Revolutionen in China sind keine Seltenheiten. Jede Horde, die sich mit glücklicher Kühnheit des Mittelpunktes dieser weitläuftigen Maschine bemächtigt, wo alle Fäden zusammen laufen, ist Herr des himmlischen Reiches.

---

6. Volksvertrauen.

Pope's Trostsprüchlein:

For forms of governments let fools contest,
Whate'er is best administred, is best.

ist das Wahlsprüchlein eines politischen Indifferentismus, der schon zu zahlreichem Unheil geführt hat. Worin hat eine Nation die Bürgschaft ihrer bleibenden „besten Verwaltung?" In der Vortrefflichkeit dieser oder jener sterblichen Personen, die es mit dem Glück der Nation ehrlich meynen?

Pope hat Recht, die Regierungsform an sich ist gar nicht der Zweck der Gesellschaft, nicht der Zweck des Staates; sondern die Wohlthat der Verwaltung ist's. Aber zu diesem Zweck bleibt die Regierungsform das große Mittel. Ist das Mittel schlecht, wird der Zweck damit schwerlich erreicht.

Eine Verwaltung ist schon dadurch schlecht, wenn sie, als Wirkung der Regierungsform, grundfalsche Voraussetzungen

macht, und die meisten Unterthanen wie selbstische, widerspenstige, leichtfertige, betrügerische, schlechte Menschen behandelt. Sie ist's, welche die Menschen erst dazu macht. Zwar wird dieß selten mit Worten geradezu erklärt; aber die Einrichtungen der Administration, alle Controllen, Sicherheitsmaasregeln, Polizeien, Verantwortlichkeitsgrundsätze u. dgl. m. beruhen vorzüglich auf jener Voraussetzung. Ein zweideutiger Mensch wird wohl schwerlich als ehrlicher Mann geltend gelassen; aber die ehrlichsten Leute werden wie zweideutige Menschen behandelt. Die Verwaltung glaubt an keine Tugend, außer ihr; darum will sie selber Alles verrichten. Sie fordert Vertrauen vom Volk, dem sie nichts, als ihr Mißtrauen zeigt. — Man hält kaum eine andre Art der Verwaltung für möglich; darum muß Alles centralisirt, und die bürgerliche Freiheit so eng, als es seyn kann, zusammengeschnürt werden.

---

7. Staats- und Königsminister.

Daß England einen wichtigen Theil von den Grundlagen seiner gegenwärtigen Größe der Rückkehr zum monarchischen Föderativsysteme seiner Kräfte zu danken habe, ist bekannt. Wie war es möglich, daß eine Regierung die Verwaltung eines großen Reichs bis zu den letzten Einzelnheiten in allen Gemeinden mit Weisheit ordnen und lenken konnte, während sie mit gleicher Wichtigkeit die kleinen Angelegenheiten des Thron-Inhabers behandeln mußte, in welchem der Staat und für welchen das Volk lebte? Welch ein Unterschied zwischen Ministern, wie es ihrer in frühern Zeiten auch am Hof der britischen Monarchen gab, zum Beispiel, zwischen Elisabeth's Staatssecretär, der seiner Herrin einen Frauenschneider aus Paris verschrieben, oder demjenigen Jakobs I., welcher Sr. Majestät Sonnette copiren mußte, oder andern Ministern, welche in ihren Versammlungen die schwierige Frage behandelten, ob der nachgeahmte Marmor im königlichen

Ballsaale mit Wachs oder Oel zuzubereiten sey. — welch ein Unterschied zwischen jenen, und den britischen Ministern unsrer Tage, einem Lord Chatam, Pitt, Canning u. s. w., die eben darum Minister eines Reichs sind, weil sie nicht Minister eines Dorfs, und zugleich persönliche Aufwärter des Monarchen sind!

8. Was jeder am besten versteht.

Der alte Möser, reich an großen Gedanken, warf zu seiner Zeit schon (Berliner Monatschrift Juni 1785) die Frage auf: „Sollte man nicht jedem Städchen seine besondre politische Verfassung geben?“ Eine Frage, die unsern Allerweltscentralisirern lächerlich scheinen muß, während der Jurist Paullus schon durch seinen Spruch: Communio est mater discordiarum so gut, wie Möser, beantwortete.

Wir haben in den meisten größern Staaten unserer Zeit nur eine bürgerliche Gesellschaft, die auf Kosten der natürlichen Rechte aller Einzelnen besteht; Völker, die sich im gleichen Takt bewegen, wie ein wohldressirtes Heer nach dem Laut des Trommelfells. Aber wir haben da keine ächte, menschliche Gesellschaft, worin die Veredlung des Geschlechts, ohne Verstümmelung des Individuums, befördert würde. Da ist Keiner, was er seyn könnte, was er natürlich seyn sollte; sondern was er nach dem Gutdünken desjenigen seyn muß, der das Räderwerk der Staatsmaschine in Bewegung erhält.

In Frankreich strebte der weise Turgot dem Unwesen des Centralisirens mit vergeblicher Kraftanstrengung entgegen. Er wollte, was Möser dachte, den Grundsatz des Municipalsystems überall durchgeführt sehen. Niemand solle sich von oben herab in das mengen, meynte er: was nicht Sache, Eigenthum und Angelegenheit des Staats, sondern einzelner Theile ist; denn Niemand sorge so eifrig für sein eignes Intresse, als jeder für das seinige. „Dann,“ sagt er (memoire sur les administrations provintiales p. 39.) „könnte sich

die Regierung, nicht mehr mit einer Masse von Detail belästigt, frei den Sorgen einer weisen Gesetzgebung für das Allgemeine hingeben. Alle besondern Angelegenheiten, die der Pfarreien, der Wahlen, sogar der Provinzen, würden sich von selbst durch Männer machen, die, vom Zutrauen ihrer Mitbürger dazu berufen, denen sie bekannt sind, im Grunde über ihre eignen Angelegenheiten entschieden, und daher, wenn sie fehlten, nicht über die Regierung, sondern über sich selbst zu beklagen haben würden. Dinge, die sich naturgemäs von selbst entfalten und gestalten, soll man nicht künstelnd verzerren, oder im Treibhaus befördern wollen."

Die Industrie verdankt ihre großen Fortschritte einem gemeinschaftlichen Zusammenwirken getheilter Beschäftigungen, also einer natürlichen Föderation freier und selbstständiger Arbeiter. Sollte nicht der Staat Aehnliches darstellen? Allein die heutige Staatskunst verschmilzt alle, ihrer Natur nach besondern und getheilten Intressen in ein Einziges, in das des Staats; die Intressen aller Familien, aller Ortschaften und Provinzen werden der veränderlichen Ansicht oder Idee eines dermaligen Ministeriums aufgeopfert. Wenn dort, bei getheilten Beschäftigungen Alles wohl gethan wird, weil jeder sich nur mit dem abgiebt, was ihn angeht: so wird hier Alles schlecht gethan, weil Eine Behörde auch das besorgen will, was sie nicht angeht und sie nicht versteht. Eine Behörde, sag ich; denn die Beamten der Regierung in Provinzen und Gemeinden sind immer nur wider die Regierung selbst. Die Erkenntniß des wichtigen Prinzips der Arbeitstheilung ist, wie in Fabriken, so in jeder Haushaltung, gemein, nur in der Regierungskunst noch fremd. Der alberne Einfall: L'état c'est moi! wird nicht mehr ausgesprochen, aber factisch gilt er noch.

---

9. Römischer, britischer, amerikanischer Föderalismus.

Das ungeheure Römerreich der alten Welt hätte sich unmöglich so lange in seiner Ausdehnung und Kraft bewahren

können, ohne den Grundsatz des Föderalismus in der Politik des Senats und späterhin selbst der Cäsaren. Man ließ den verschiedenen bezwungenen Nationen ihre Sitten und Bräuche, Religionen und Sprachen, bürgerlichen Einrichtungen, Verfassungen und Gesetze, selbst ihre republikanischen Reformen und ihre Könige. Sie schienen nur Schutz- und Bundesgenossen des übermächtigen Roms, welches ihnen, außer der Sicherheit gegen gefährliche unbesiegte Nachbaren, auch Kenntnisse, Künste und Genüsse eines edleren Lebens brachten, wogegen man sich billig Abgaben und Truppenstellung in Roms Kriegen gefallen ließ. — Die allherrschende Siebenhügelstadt erlaubte den Provinzen eine eigenthümliche Natur und eine aus ihr frei hervorgehende Selbstthätigkeit, welche von der Politik des Senates und der Cäsaren zur Krafterhöhung und Verherrlichung Roms geleitet ward. Empörungen einzelner Gegenden wurden durch die Treue der andern gedämpft, weil einzelne Empörungen, bei der Verschiedenheit der Provincial-Intressen, nicht in einen allgemeinen Abfall, oder Aufruhr des Reichs verarten konnten. Daher blühte noch die alte, römische Lebenskraft in den entferntern Theilen der römischen Welt fort, während der Thron der Cäsaren in Rom selbst, schon morsch und faul, ein Spott der Prätorianer geworden war.

Das Hauptgeschäft weiser Staatsverwaltungen besteht nur darin, die Hindernisse alles Bessern aus dem Weg zu räumen. Das Gute macht sich dann von selbst durch die freie Thätigkeit der bürgerlichen Gesellschaft, die gewiß für sich keine Armuth, kein Unglück irgend einer Art zu schaffen verlangt. Was hat diese Freithätigkeit nicht schon Großes in England und Amerika in's Leben gerufen; und wie langsam schleichen die Staaten nach, wo die Regierung Alles allein thun, Alles lenken, ordnen und bevormunden will, als hätte sie mit ihrem Amte zugleich die erhabensten Einsichten für Alles empfangen. Nur was aus freiem Willen, aus eigener Thätigkeit geleistet wird, gelingt großartig. Auch das Beste von der Welt, sobald es von oben herab befohlen, oder sogar zwangs-

weise betrieben wird, geschieht nicht ohne geheimen Widerwillen, und wird mit halber Kraft und halber Lust, nur langsam und halb vollbracht.

In Nordamerika sind die riesenhaften Landstrassen, die großen Kanäle u. s w., Privatunternehmungen. Dort und in England waren die Dampfmaschinen und Dampfschiffahrten längst gemein, ehe die Völker des europäischen Continents nachzufolgen wagten. Als im Jahr 1825 in England die Rede von Anlegung der Eisenbahnen war, fand sich in wenigen Wochen dafür ein Fond von zehn Millionen Pf. Sterling zusammen. Was dort eine freudige Selbsthülfe der Bevölkerung ist, wird anderswo, unter Staatsverwaltung und bei ungeheuren Kosten häufig zur Landplage; was dort durch allgemeine Theilnahme, durch Handelsgesellschaften u. s. w. gedeiht, wird anderswo zum Alles verkümmernden Monopol. In England ist selbst das Postwesen zum Theil der Privatconcurenz freigegeben.

Wo Regierer und Regierte nicht gemeinschaftlich mit einander wirken, beide in ihren von der Natur der Dinge gegebenen Kreisen; wo, um Einheit des Gedankens und Strebens zu erzwingen, Gedanke, Wille und Kraft des einen Theils erdrückt, zum todten Werkzeug des andern gemacht wird, ist ein gespaltenes Staatsleben kein einiges mehr; ist auf einer Seite Staatsgeheimniß, auf der andern Volksmißtrauen; ist fortdauernder stiller Kampf der List gegen die Gewalt; und Umgehung oder Uebertretung selbst der Steuergesetze nicht von der öffentlichen Meynung gebrandmarkt, sondern, wie das Beispiel des Schleichhandels beweist, vielmehr oft ein Gegenstand triumphirender Schadenfreude.

Nur Vertrauen zum Volk, durch That mehr, als Wort, bewiesen, erzeugt Vertrauen zur Staatsverwaltung; und Oeffentlichkeit von Seiten der Regierenden, Ueberzeugung und Beistand von Seiten der Regierten. In Hamburg und andern kleinen Republiken bestand die Haupteinnahme des Staats in einer durchaus freien und gänzlich der Selbstwerthung des Zahlenden überlassenen Vermögenssteuer. In den Schweizerkantonen findet eine ähnliche Besteuerungsart statt.

10. Stufen der Administrations-Civilisation.

Die Entwickelungs-Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft läßt sich denken, als ein Fortschreiten von den ersten rohen Anfängen der Regierungsgewalt, von den gröbsten Erscheinungen eines Alles centralisirenden Rechtes des Stärkern, welches endlich verfeinert und systematischer in's Werk gerichtet, als Volksbevogtung oder Regierungs-Vormundschaft, bis zu dem Grade der Uebertreibung gelangt, durch den es sich selbst zerstört. Dann tritt die Uebergangsperiode ein, in der die Macht der Naturnothwendigkeit den Grundsatz des Föderalisirens dem des Generalisirens und Centralisirens feindlich gegenüber stellt, bis sich beide, nach langen und verderblichen Schwankungen, das Gleichgewicht halten, wo der Staat zur Föderativmonarchie wird; der Geist zwar von oben herab leitend durch das ganze Gebilde des Körpers wirkt, aber das Leben für sich, das Herz mit seinen Gefühlen für sich, jedes Einzelne nach seinen natürlichen Bestimmungen für sich, ungezwungen wirkt und eben dadurch harmonisch das Ganze erhält und die Hoheit des regierenden Geistes befördert und stärkt.

Fast die meisten Staaten befinden sich noch auf den untern Staffeln vor dieser Stufenleiter der Civilisation; einige nähern sich schon jenem gefahrvollen Punkt der Uebertreibung durch systematisches Centralisiren; in wenigen nur erblick' ich schon die Schwankungen, welche der Gegensatz des Föderativen und Centralisirens schafft, wie in England, Nordamerika und einigen Schweizerrepubliken. Der Weg zur Vollendung ist eine Reise durch Jahrhunderte.

---

11. Gerngethan, gutgethan.

Es ist auffallend, daß unsre modernen, centralisirenden Staatsmänner, die, weil sie amtsmäßig Männer des Staats, nicht Männer des Volks sind, und dieses als ein unverständiges Mündel behandeln, — es ist auffallend, sag ich, daß sie noch nicht einmal die Wahrnehmung gemacht haben,

welche lähmende Wirksamkeit überall in der Welt, von jeher und noch ist, ihr Prinzip hat. Je mehr das Thron- oder Staatsintresse Alles in Allem wird, und je mehr die Regierung Alles machen, den Regierten nichts für sich selbst zu sorgen, überlassen will, je weniger leisten die Unterthanen, je weniger gewinnt, beim Frohndienst der Nation, der Thron. in sämmtlichen Despotien ist im Allgemeinen das Volk träge, gleichgültig, nur zu rohen Wollüsten und thierischen Ausschweifungen hinneigend von Portugal und Spanien hinaus über mehrere Staaten Italiens hinweg, bis zu den Türken, den asiatischen Sultaneien und den afrikanischen Negern. Die Leibeignen arbeiten am läßigsten; eben so die Sclaven in den Plantagen Westindiens. Das Volk in freiern Reichen ist in gleichem Verhältniß rühriger und viel thätiger, als es mehr Erlaubniß zum Selbstschaffen besitzt. — Wo man den Leuten nicht einmal gestatten will, ihre Christenpflichten selber auszuüben, sondern wo die Regierung es übernimmt, auf Kosten des unmündigen Volks und im Namen desselben wohlthätig zu seyn, wird selbst die Ausübung der menschlichen Tugenden gelähmt und vermindert.

Als der Rhein in einer deutschen Provinz durch seine Ueberschwemmungen gränzenloses Unglück gestiftet hatte, traten sogleich zur Unterstützung der Nothleidenden, Gesellschaften in Dörfern und Städten zusammen. Es wurden nicht unbedeutende Sammlungen von Beiträgen gemacht, da erschien sogleich ein Regierungsbefehl an alle Ortschaften, die eingezognen Beiträge an eine zur Vertheilung angeordnete Staatsbehörde einzusenden. Die Folge war, daß Mehrere ihre Beiträge zurückforderten; Andre mißmuthig lieber nichts steuerten; so daß im Ganzen weniger eingieng, als man, bei freier Verwendung durch die Geber selbst, hätte erwarten können.

Dieß mahnt mich an die Braupfanne des in Westphalen gelegnen Reichshofs „Westerhof." Die Einwohner dieses Ortes übergaben nämlich ihr Braurecht an ihre **Kirche**, damit es nicht in ein Zunftmonopol, noch in ein **Regale**

ausarten möge. Die zum Verkauf brauenden Wirthe mußten sich der Kirchen-Braupfanne bedienen, und die Brauerei-Richter sahen auf die Güte des Biers, der gemäß sie den Preis des Getränks bestimmten. „Man erkennt, sagt Möser, in dieser Einrichtung noch den Geist der alten deutschen Freiheit, der meist voraussah, daß aus solchen Rechten, wenn sie in die Hände der Obrigkeit kämen, leicht Regalien werden würden, und sie daher lieber der Kirche, als dem Kirchspiel-Amte beilegen wollte. — Es ist das eine Art von Tabu, wie solches auf einigen Südsee-Inseln gebräuchlich ist, nur nicht zum besondern Zweck des Priesterthums, sondern zu dem allgemeinen der Gesellschaft.

Ich erinnere noch an den Glanz Venedig's und Genua's, so lange ihre Bürger mit ungezwungner Hand das Intresse des Staats in ihrem eigenen Intresse bewirken konnten. Was wurden sie nachher? — Was leisteten einst die Städte des hanseatischen Bundes? Wie großartig stehen heut noch Hamburg und Frankfurt am Main neben Deutschlands größern Residenzstädten?

---

12. Kleine Universalmonarchien.

Warum doch empören sich die Gemüther aller Fürsten und Nationen gegen die Idee einer Universalmonarchie, und noch mehr gegen jeden Versuch eines Uebermächtigen, sie in Europa zu gründen? — Betrachtete dieser Welttheil nicht den Napoleon, als seinen allgemeinen Feind, da er vom Tajo bis zum Niemen, und vom Garigliano bis zu den Mündungen des Rheins und der Oder herrschte?

Es liegt etwas Schauderhaftes in der Vorstellung, daß ein ganzer Welttheil, daß der vierte oder fünfte Theil des ganzen menschlichen Geschlechts, vom Gedanken eines einzigen schwachen Menschen, von seiner Gnade und Ungnade, von seinen witzigen oder tollen Einfällen, vor seiner Morgen- oder Abendlaune abhängen müße; daß Ehre, Eigenthum, Leben, Freiheit Aller, diesem Einzigen dahingegeben sey; daß vor

seinem Wort das Wort von einigen hundert Millionen Sterblicher, wie er, vor seinem Willen der Wille Aller verstummen müsse.

Was that aber Napoleon? Er verband die europäische Menschheit zur Einheit. Seinen Decreten von Mailand und Berlin gehorchte man von Lissabon bis Warschau. Er centralisirte die Verwaltung des Welttheils. Freilich Handel und Wohlstand, selbst Wort- und Preßfreiheit wurden dabei allenthalben erdrückt und erstickt. Aber er meynte es nach seiner Ansicht mit den Europäern gut; er war, nach seiner Meynung, kein Tyrann, und wollte nichts weniger, als Tyrann, werden; sondern ein großer Wohlthäter seines Jahrhunderts und der Nationen seines Welttheils hoffte er zu seyn. Weil ihm das Verhängniß Kriegsglück und Weltthron gegeben, mußte er wohl glauben, daß er am besten das Glück aller Reiche zu ordnen verstehe, und unter den hundert Millionen seiner Mitgeschöpfe keiner so gut, wie er. Warum will man ihm diese Eitelkeit nicht willig verzeihen, da sie fast jeder Staatsminister im eignen Ländchen hat? Zum Ueberfluß sammelte er in den Behörden, die ihn umringten, die geistreichsten, kenntnißvollsten und gewandtesten Menschen, die er kannte, oder die er dafür hielt; ließ sich von ihnen belehren; und entschied dann nach seiner individuellen Weisheit, die, wenn auch nicht untrüglich, doch unwidersprechlich war, über Wohl und Weh von Millionen. — Napoleon war nichts weniger, als ein bösartiger Mensch. Niemand läugnet ihm große Feldherrn- und Regenten-Eigenschaften ab. Nur sein Hauptgrundsatz war bösartig und rief den Fluch der Völker über sein Haupt, er — centralisirte.

Dieser Herrschafts- und Verwaltungsgrundsatz, der ihm in seinem ungeheuern Reich Fluch erwarb, — sollte er in einem kleinern Reiche Seegen bringen? Ist nicht jeder Staat, in welchem alle Gegenden, alle Provinzen, ohne Berücksichtigung ihrer Eigenthümlichkeiten, ihrer Culturstufen und Bedürfnisse das gleiche Gesetz, die gleiche Organisation empfan-

gen; wo Alles generalisirt wird; wo keine Person, oder eine aus wenigen Leuten gebildete höchste Behörde, ein Staatsrath, eine Camarilla, ein Ministerium, alle Fäden der Staatsmaschine, wodurch sie sich bewegt, in ihrer Hand verbunden hält; wo sogar jedem Stande, jedem Beruf, jedem Gewerbe, jeder Stadt, jedem Dorfe vorgeschrieben wird, was ihm gut, was ihm nachtheilig sey, als wenn da niemand sein eignes Intresse verstände; wo die Ansicht der Regierung die Ansicht Aller, ihr Irrthum eine Wahrheit Aller, ihr Intresse das Intresse von Millionen Unterthanen werden muß, — — ich frage, ist das Uebel eines solchen Staats nicht in Allem dem Uebel einer Universalmonarchie gleich? Und würde der so centralisirende Thron-Inhaber oder Minister wohl vorziehen, lieber Unterthan, Gewerbsmann, Gelehrter u. s. w., in seinem eignen Lande, als in einem andern zu seyn, wo ihm erlaubt ist, sich freier zu bewegen und seinen eignen Ueberzeugungen zu folgen?

Auch die wohlwollenste Regierung, mit der Maxime des Centralisirens, wird gegen ihr Volk unnatürlich und, wenn auch nicht grausam, doch hart und störend gegen das Gemeinglück handeln. Auch die wohlwollenste und väterlichste Regierung bleibt an sich mängelvoll, schon dadurch, daß in jeder ein dreifaches Intresse besteht, das des **Volks**, das der **Staatsmaschine**, und das **persönliche** Intresse derer, die da regieren.

---

13. Verschiedene Intressen.

Es bedeutet nichts, daß man sich mit der Identität des Intresses der Regierenden und der Regierten, des Staates und des Volks beruhigen will. Diese Identität findet nur in seltnen, höhern Geistern statt, welche die Selbstliebe freudig der Menschenliebe hinopfern, ihr Wohl für das Gemeinwohl geben. Aber die **Selbstliebe** liegt dem Herzen näher, und sie ist's, die jenes Intresse **trennt**.

Die Aufgabe der politischen Oekonomie ist nicht den Reichthum der Regierungen, sondern den Reichthum des Volks zu mehren. Wann wird man einsehen, daß die Frage: „Wie werden Regierungen reich?' gerade soviel Sinn hat, als die: Wie werden Haushofmeister reich?" — Und gerade hier tritt die Spaltung des Intresses der Verwalter und Verwalteten im Staat am entschiedensten ein.

Als im Jahr 1814 die aliirten Armeen sich einem gewissen deutschen Lande in den Rheingegenden näherten, befanden sich in den Waldungen desselben bedeutende Vorräthe gefällten Holzes, die ohne Zweifel Beute des durchziehenden fremden Militärs geworden wären, hätte man sie auch liegen gelassen. Die Forstverwaltung sah dieß wohl ein. Sie fand also für gut, von dem bisher beobachteten Grundsatz des Holzlieferns gegen baare Bezahlung abzuweichen. Sie machte daher in der ganzen Gegend bekannt, daß jeder aus den Waldungen so viel Holz empfangen solle, als er abführen könne. Die Bauern, dadurch verleitet, versahen sich, bei dem herannahenden Winter, mit um so reichlicheren Vorräthen, da ihre bedeutenden Einquartirungen einen stärkern Verbrauch unausweichlich herbeiführten. Als der Krieg vorüber war, erschien plötzlich eine neue Verordnung, vermöge deren kein Bauer, auch wenn er baare Bezahlung anbieten würde, ferner Holz erhalten solle, bis er die im Jahr 1814 abgeführten Quantitäten bezahlt habe. Dieß war den meisten unmöglich, und die unmittelbare Folge dieses unmenschlichen Befehls, und noch dazu während eines harten Winters, war überhandnehmende Holzdieberei. Durch unmäßige Anstrengung derjenigen, die das Holz oft stundenweit auf dem Rücken wegschleppten, entstanden Krankheiten und Unglücksfälle aller Art. Die, welche nicht stahlen, sahen sich in ihren kalten Stuben zum Müßiggang gezwungen, oder andern Leiden preisgegeben.

Wenn in jenem Falle die Verwaltung nicht in ihrem Interesse ein ganz anderes, als das der Verwalteten erblickt hätte, wie wäre jener pfiffige Streich, auf den sie sich gewiß nicht

wenig zu gut that, möglich gewesen? Sie handelte hier, wie ein schlauer Krämer, der seine Waare, deren Verlust er voraussieht, dem einfältigen Nachbar zuschanzt. Eine Last, die zu tragen dem ganzen Lande bevorstand, ward einer Anzahl einfältiger Bauern aufgebürdet, die den Pfiff nicht zu durchschauen vermochten. Denn hätten sie von der hinterlistigen Erlaubniß keinen Gebrauch gemacht, so ist es klar, daß ihre militärischen Gäste dennoch das Holz hätten herbeiführen lassen und es verbraucht hätten, auf Rechnung des Staates, dem es gehört hatte. Wie endlich war es möglich, die großen Nachtheile, welche die zweite Verordnung zur nothwendigen Folge haben mußte, über die Begier, einiges Geld zusammen zu scharren, übersehen zu können?

Gleicht eine solche Verwaltung nicht dem dummen Geizhals, der seine linke Tasche zum Vortheil seiner rechten bestiehlt; oder der Schadenfreude des Geprügelten, der sich am Irrthum dessen belustigt, der ihm Schläge gab, die einem Andern zugedacht waren.

Inhalt.

Seite

Ueber die Oeffentlichkeit 3

Oeffentliche Meinung. Oeffentliches Leben. — Vereinigung der Staatsgewalten. — Trennung der Gewalten. — Aufsichts-Gewalt. — Werth der Oeffentlichkeit.

Die Glücksspiele 40

Politische Glossen 55

Das Räthsel. — Das Glück. — Verwandlung des Rechts in Vorrecht. — Die Menschenliebe. — Luftänderung. — Fabrikwesen und Civilisation. — Pädagogik der Natur. — Höflichkeit. — Nutzen des Christenthums. — Arabischer Tadel. — Künstlerlob. — Großes Fürstenwerk. — Er geht in's Wasser. — Amerika und Europa. — Schauerliche Antwort. — Literarisches Continentalverbot. — Lebenswerth. — Von deutscher Urgeschichte. — Das Staatsschiff. — Politisches Wetterläuten. — Versprechen ist nicht Geben. — Erziehung — Gefühl und Verstand. — Revolution und Restauration. — Gefahr politischer Abstraktionen. — Die Gewalt. — Landesvormundschaft. — Civilisation. — Vorzug der britischen Verfassung. — Stillstand. — Angeberei und Polizeispionen. — Ideen reifen langsam. — Gesandtschaften. — Frechheit der Presse. — Ein Wort von Mirabeau. — Japan. — Meinungen tödten zu lassen. — Die Jury. — Birmanen und deutsche Professoren. — Unverdaute Ideen. — Die Gesellschaft im Staatszwinger. — Augenfehler. — Malthus und seine Jünger. — Der leidende Gehorsam. — Handel, Gewinn und Profit. — Mehlthau. — Verfehlter Zweck. — Ehegesetze. — Was der Staat ist. — Das Schmollen mit der Wahrheit. — Ein Selbsttheilungstraum. — Treue an der Wahrheit. — Persönlicher Muth. Congreß zu Rhinocerura. — Ehrenposten. — Was schiert das uns? Preßfrechheit. — Legitimität. — Comenius. — Priesterehe. — Verfassungen. — Prämien. — Der Handel und seine Wahrheiten. — Geistige Luxusgesetze. — Die Verbesserer. — Huma-

Seite

nitit. — Das Unglück der Armen. — Irdische Majestät — Mahomedanische Frömmigkeit. — Historische Memoiren. — Haidebrennen. — Principienstreit. — Teufelsbündnisse und Carbonari. Bedeutung des Gedankens. — Intoleranz.

Englands Freiheit 134

Religion, Dogma und Priesterthum 210

Der Name Religion. — Christus. — Verfälschung. — Angelegenheit der Menschen und Amtsgeschäfte. — Frühe Entartung. — Ueberlieferung. — Fromme Eifersucht. — Der Wunder Werth. Jus primae noctis. — Quellen des Verderbens. — Das Jahr des Heils. — Protestantismus in Frankreich und Deutschland. — Das Christenthum neben andern Religionen. — Einige Beiträge zu Vergleichungen. — Sclaverei. — Erbsünde. — Geistliche Legitimität. — Priester und Magie. — Joseph II. — Ehe. — Religion des Glaubens und Gewissens. — Religionsvereinigung. — Weltliche und geistliche Majestät. — Der Lamaismus in Tibet. —

Die französischen Staats-Verwandlungen 251

Die Geschichte der französischen Revolution. — Einige Charakterumrisse. Die Schreckenszeit. — Napoleon und die Revolution. — Ideenhaß. Der Teufel an der Wand. — Politisches Pestmittel. — Das Gewissen. — Graf Molé. — Ursachen gewaltsamer Staatserschütterungen. — Talleyrand. — Wirkliches Gute der Revolution für Frankreich. — Paganel. — Vilèle und Lafayette. — Der Name ändert die Sache. — Edelmannskrieg. — Der Geist des Kirchenthums zum Staat. — Die drei politischen Schulen. — Donische Cosaken. — Görres in Frankreich. — Der Erzbischof von Paris. — Kirchliche Einheit. — Unzeitigkeit. — Ein Prophet. — Die Geschichtschreiber der Revolutionen. — Die große Staatsverwandlung Preußens. — Unverletzlichkeit. — Die Restauration. Missionen in Paris. — Gegenseitiger Unterricht. —

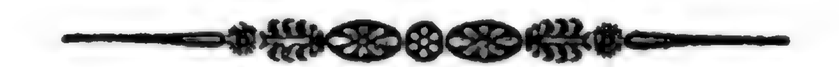
Centralisiren und Föderalisiren 301

Quell des heutigen Uebelbehagens der Völker. — Bureaukratie. — Staatsvormundschaft. — Das Ideal China. — Volksvertrauen. Staats- und Königsminister. — Was jeder am besten versteht. Römischer, britischer, amerikanischer Föderalismus. — Stufen der Administrations-Philosophie. — Gerngethan, gutgethan. Kleine Universal-Monarchie. — Verschiedene Intressen. —

Eine Bemerkung des Herausgebers.

Jochmann spricht (im ersten Theil der Reliquien, S. 10.) bei Gelegenheit von Sand's Verhör, nach Kotzebue's Ermordung, von damals herrschenden Volksgerüchten. Er setzt hinzu: „Ich hoffe (das Volk) schenkt nur dem Mißtrauen Glauben, wenn es auch die Sage verbreitet, Struve (russischer Geschäftsträger in Carlsruhe, und auch ein Deutscher!) habe bei seiner Anwesenheit in Mannheim zur Tortur gerathen."

Wirklich hatte sich Jochmann in seiner Hoffnung nicht getäuscht. Jenes Gerücht erwies sich, als volle Unwahrheit; und mehr, denn dieß, als Böswilligkeit und Verläumdung. Struve konnte eine am unglücklichen Mörder auszuübende Grausamkeit nur eben so sehr verabscheuen, als die That, deren Opfer der Ermordete war. Ohnehin kannte Struve den Gang des peinlichen Verfahrens, nach Baden'schen Gesetzen, zu gut, um solch einen Rath zu geben, der nie befolgt werden konnte. Jochmann, als er nach Carlsruhe kam, ward Struve's Haus- und Gastfreund.



Carl Gustav Jochmann's,

von

Pernau,

RELIQUIEN.

Aus seinen nachgelassenen Papieren.

Gesammelt

von

Heinrich Zschokke.

Dritter Band.

Hechingen,
Verlag der F. X. Ribler'schen Hofbuchhandlung.

1838.

Digitized by Google

Zur Naturgeschichte des Adels.

1.
Vormerkung.

Warum denn nicht auch eine Naturgeschichte des Adels so gut, wie der Fossilien, Pflanzen und Thiere? Hätte Büffon, oder Montesquieu, oder Herder, oder irgend ein Mann von Geist und Sachkunde, sie geschrieben, würde niemand dagegen Einwendung machen.

Was ist Naturgeschichte anders, als Schilderung von Beschaffenheit und Lebensgang irgend einer Klasse der Geschöpfe; Beschreibung ihres Werdens, Wirkens und Aufhörens; Andeutung ihrer Eigenschaften, und anderer äußerlicher Merkmale, die dazu dienen mögen, um eine Gattung der Gewächse und Thiere von den übrigen Gottesgeschöpfen unterscheiden zu können.

Man wird mir sagen, der Adel bildet keine eigene Klasse von Geschöpfen. — Dergleichen Behauptung kann man nur dem herrschenden Unglauben des gegenwärtigen Zeitalters verdanken, aber nicht verzeihen. Ich könnte mich dagegen auf eine Reihe glaubwürdiger Zeugen und Autoritäten berufen, von Aristoteles bis August von Kotzebue. Der erste, unstreitig ein guter Naturforscher, fand zu seiner Zeit schon, daß Sklaven eine von der Natur schlechter ausgestattete, tiefere Ordnung in der Reihe menschlicher Geschöpfe ausmachen; so wie man zu unserer Zeit noch häufig die Neger für eine niedrigere, mit weniger Gehirn begabte, dem Affen benachbar-

tere Menschenraçe hält. Kotzebue, zwar ein besserer Schauspieldichter, als Naturforscher, zeigte in seinem leider vergessenen Buch vom Adel unwidersprechlich, daß sich in menschlichen Familien, bei unvermischter Fortpflanzung derselben, Heldenmuth, Geistesgröße, Edelsinn, kurz alle moralischen Vorzüge eben so rein vererben, wie bei den Rossen der Araber deren physische Tugenden. Daraus folgt von selbst, daß jeder ächte Edelmann sein von Natur höheres Wesen, das Daseyn der in seiner Familie erblichen Tugenden, eben so gut durch Alterthum seines Stammbaumes (der unbezweifelbarsten Urkunde ehelicher Treue und unvermischter Abkunft) darthun kann, als der Araber die Tugenden seiner Rosse, vermittelst ihres legalen Geschlechtsregisters.

Vielleicht wendet man mir ein, daß adliche Personen so gut, als leibeigne, oder bürgerliche, zum menschlichen Geschlecht gehören. Wohl! — Doch Mensch und Mensch ist immer ein großer Unterschied! Jeder Schüler kennt den Unterschied der Raçen unseres Geschlechts. Einer der ausgezeichnetsten Naturkundigen Deutschlands, Oken, hat sie genau nach den fünf Sinnen geordnet. Die Neger sind, sagt er, bloße Hautmenschen. Sie entsprechen den Mäusen und Fledermäusen. Die Papus und Malayen sind Schmeckmenschen; sie entsprechen den Beutelthieren und Bären. Die kupferfarbnen Ur-Amerikaner sind Nasenmenschen; welche den Ameisenbären und Hunden entsprechen. Die Mongolen, Finnen und Lappen gehören zu den Ohrenmenschen; sie entsprechen den Vögeln, Rindern und Affen. Wir weissen Europäer und Kaukasier sind aber Augenmenschen, und entsprechen uns selber. *)

Zwar gehören alle Menschen zur Klasse der Säugthiere und zwar darin, wie der geniale Oken schreibt, zur Zunft der Augenbolken. Nun aber giebt es in dieser Zunft gewiß so vielerlei Arten, wie in der Zunft der Nasenbolken. Wer in aller Welt könnte bei diesen z. B. den Mopshund mit der

*) Oken's Naturgeschichte für Schulen. 2ter Theil. S. 974.

Dogge verwechseln? Eben so leicht unterscheidet man gemeine Menschen, sonst auch bürgerliches Pak (franz. la canaille) genannt, von ungemeinen Menschen, sonst auch Adlichgebornen, (franz. la noblesse) genannt.

Am grundlosesten scheint mir der Einwurf: der Adel sey nicht in der Natur der Dinge begründet, sondern Menschenwerk, Einbildung, Vorurtheil; jeder König könne den Bauer durch einen Bogen Briefpapier zum Baron, oder den furchtsamsten Juden, durch einen flachen Klingenhieb zu einem Ritter verwandeln. Ich gebe Letzteres zu; dann aber gehört doch der Umgeprägte so wenig zum gemeinen Mann, als das vom Priester geweihte Wasser gemeines Wasser ist. Der Neugeadelte veredelt sich, durch die Versetzung in eine höhere Region, offenbar in ihr ebenso, wie eine gemeine Blume der Wiese, oder des Waldes, von der Hand des Kunstgärtners in den nahrhaftern Boden seiner Beete verpflanzt, zur gefüllten wird.

Es verräth überhaupt einige Unwissenheit, den Adel, und zwar den ächten, erblichen Geschlechtsadel, für etwas nicht in der Natur der Dinge Gegründetes zu erklären. Er ist so gewiß darin vorhanden, als die Erbsünde, obwohl wir weit entfernt sind, ihn mit dieser zu vergleichen. Die ganze Weltgeschichte beurkundet, er sey überall, unter allerlei Formen, in allerlei Climaten, mehr oder minder ausgebildet, vorhanden, und so gut, wie unaustilgbar. Er kann allerdings in einzelnen Ländern verschwinden, wie denn auch manche Thiergattungen ausgehen, z. B. das Einhorn, der Behemoth, der Phönix, die das Alterthum kannte, oder wie in unsern Tagen die Steinböcke Seltenheiten der Hochalpen sind. Und doch, wer weiß in welchem Winkel des innern Afrika's noch das Einhorn nistet, oder in welcher Meerestiefe der Behemoth hauset? Was half's, daß die französischen Revolutionärs den Adel bei sich ausrotten wollten? Alle zurückgebliebenen Wurzelfasern trieben aus dem Boden neue Sprossen. Er ist jetzt (1827) zahlreicher vorhanden, denn je zuvor.

Allerdings der Einfluß der Landeskultur und des Himmelsstrichs in verschiedenen Weltgegenden geben ihm verschiedene Formen, Färbungen und Anhängsel. Doch dem philosophischen Naturbeobachter kann es am Ende sehr gleichgültig seyn, ob der Edelmann der Südsee=Inseln einen Ring in der Nase, oder der europäische ein „Von" neben dem Namen, ein Kreuz vorn auf der Brust, einen Schlüssel am Hintern trägt u. s. w. Es sind Nebendinge, die bloße Spielarten (Varietates) bilden; Zufälligkeiten, die mit den Veränderungen der bürgerlichen Gesellschaft kommen, wechseln und verschwinden. Das Adelthum, (wenn man uns dies Wort, im Gegensatze des ablich gewordenen Bürgerthums, gönnt,) hat seine Kindheit, Mannbarkeit und Greisenzeit; und jede dieser Perioden andere Eigenthümlichkeiten.

2.
Adel. Edel.

Es herrscht über das, was eigentlich ächter Adel sey, die heilloseste Begriffsverwirrung. In der That giebts allerlei Adel in der Welt, hohen und niedern, thurnierfähigen, hoffähigen, stiftsfähigen, Amts=, Geld=, Brief= und Verdienst-Adel u. s. w. Aber man spricht auch vom Adel der Seelen, Adel der Unschuld, vom Geistesadel u. dgl. m. Mehr als ein Schriftsteller ward dadurch verleitet, selbst unter den ältesten Völkern der Erde einen Adel zu finden, wo Menschen, vermöge ihrer Talente, Kenntnisse, Tugenden, körperlichen Vorzüge und glänzenden Eigenschaften, oder wegen ihres Heldenmuthes, ihres Reichthumes u. s. w., höhere Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft einnahmen, und den Glanz ihrer Namen sogar auf die Nachkommen rc. hinableuchten ließen.

Aechter, europäischer Adel hat an sich durchaus nichts mit Natur=Vollkommenheiten irgend einer Art zu schaffen. Wir kennen armen Adel, unwissenden, feigen, lüderlichen, unschönen, verkrüppelten Adel, und bleibt doch Adel. Erhabene Geister, wie Luther, Franklin, Shakespeare, New=

ton, Corneille, Kant, Schiller u. s. w. waren und blieben hingegen Bürgersleute, so gut wie unsre reichsten Fabrikanten, Banquiers und Großhändler; wie unsre einsichtigsten und heldenmüthigsten Krieger, wie unsre tugendhaftesten und frömmsten Mitmenschen; wie unsre schönsten Männer und Weiber. Daß aber auch erhabne Menschen aus adlichen Geschlechtern hervorgingen, ist eben so sehr Thatsache. Nur war dieß keine Folge ihres Adels.

Aechter Adel besteht nicht in persönlichen Eigenschaften, welche Natur oder Gemüthskraft, oder zufälliger Reichthum verleihn, sondern in erblichen Familienvorrechten, Kraft deren die Genossen derselben, auch ohne eigenes Verdienst, einen obern Rang und Stand im Volke behaupten. Die Vorrechte sind an sich keine andre, als solche Rechte, auf die eigentlich jeder Mensch, vermöge seiner menschlichen Würde Anspruch machen kann. Sie werden nur dadurch Vorrechte, weil man zu Gunsten einer kleinen Menschenzahl, die natürlichen Rechte der Mehrheit des Volks schmälert, und was man diesen abbricht, jenen läßt. Das Vorrecht besteht also nicht in einer wirklichen Vermehrung der Rechte, welche wir von Gott haben, sondern besteht durch Verminderung des Rechts aller übrigen Glieder des Staats. Wo im Lande die Einwohner Rechtsgleichheit genießen, sind sie insgesammt adlich und frei. — Der Adel ist mithin kein Werk durch die menschliche Natur, sondern durch menschliche Willkühr geschaffen; folglich auch nicht naturnothwendig, sondern ein Produkt eigenthümlicher gesellschaftlicher Verhältnisse. Der Mächtige hat seine Macht, der Reiche seinen Reichthum erblich gemacht, und den Kindern hinterlassen. An Macht und Reichthum schloß sich größeres Ansehen; und dies konnte fortdauern, so lange Andre nicht eben so viel Macht, Reichthum und Ansehn, oder mehr gewonnen. Darum mußte man die Freiheit der Andern in Erwerbung von Macht und Reichthum und Ansehn beschränken; man mußte ihnen ihre natürlichsten Rechte verbürgen. Nur bei Unfreiheit und Sklaverei der Menge konnte

vorzugsweis ein eigner Stand der Freien, nur bei Rechtsarmuth der Menge ein privilegirter Stand der Bevorrechteten erscheinen.

Der erbliche Geschlechtsadel ist ursprünglich edeln Keimes. Er ging aus dem reinen Triebe des menschlichen Wesens nach Vervollkommnerung und Erhebung seines Selbstes hervor. Wer strebt nicht nach Achtungswürdigkeit und Anerkennung eignen, innern Werthes? Schon dem Kinde wohnt das dunkle Gefühl seiner Perfectibilität innen. Pflanzen und Thiere sind, seit den Tagen der Schöpfung, immer die nämlichen geblieben. Aber jener Trieb verleitete auch auf Irrwege. Das war meistens Unwissenheitssünde in den Unmündigkeitstagen der Völker. Das Aufstreben zum Götterthum ward Niederstreben zum Thierthum. Man wähnte sich erhabner, nicht weil man höher stieg, denn Andre, sondern Andre unter sich hinabdrückte; man ward nicht gottähnlicher, edler, als Andre, aber adlich.

Um eine gute Naturgeschichte des Adels zu schreiben, wozu ich sammle, muß man die Geschichte der Menschheit durchgehen. Da sieht man ihn, in deren ungebehrdigen Knabenjahren erwachsen; in ihrem wilden Jünglingsalter, den Tagen des Ritterthums und Feudalwesens, Festigkeit gewinnen, prangen; endlich mit dem besonnenern Mannesalter der Menschheit wieder sinken und erlöschen. Das Geschlecht der Sterblichen mußte sich erst vom Saamen seines Urstammes, wie ein Wald, über den Erdboden ausbreiten und heben; dann erst, und früher nicht, konnten Adelschaft, wie Priesterschaft, im Schirm und Schatten der Völkerstämme gedeihn, sich an ihnen, wie Schlingpflanzen, emporwinden, sie sogar überwipfeln; sie zuweilen malerisch verschönern; oft auch, wie Epheu, Mistel und sammetgrünes Moos aussaugen und verkrüppeln, oder gar, wie Clematiden und Lianen, überwuchernd ersticken.

3.

Die Unschuldswelt.

Einer der reizendsten Dichterträume ist und bleibt das goldene Weltalter, das Paradies, die Unschuldswelt. Es giebt

nichts so Engelhaftes, aber auch nichts so Teufelhaftes von Dichtern in die Menschennatur hineingelegt, was nicht irgend einmal und irgendwo vorhanden gewesen wäre. Shakespears Richard III. und Göthe's Mephistopheles haben mehr, denn einmal gelebt. Warum sollte nirgends auf Erden eine kleine Unschuldswelt geblüht haben?

Schuldlos seyn ist übrigens für den kein Verdienst, der nicht weiß, was Schuld ist, oder der nicht sündigen kann, weil er dazu außer Stand gesetzt ist. Der Stein, die Pflanze, das Thier, das Kind sind unschuldig, aber ein schuldloser Mann ist schon ein achtbarer Mann. Tugend ist indessen doch mehr werth, als Unschuld.

Hätte Cook nie das „Cythere der Südsee", die Insel Otaheiti entdeckt, vielleicht wäre noch heut dort eine Art goldenen Weltalters. Da wohnte sonst, nach Sage der Reisebeschreiber, ein gutmüthiges, geselliges und gefälliges Völkchen; genügsam mit dem, was die reiche Natur aus ihrem Füllhorn darbot, und ohne sich mit einer andern Barbarei zu besudeln, als die durch ein einheimisches Priesterthum geheiligt war. Sobald aber Europäer ihren Golddurst und ihre Waffen, ihre Missionarien und ihren Weingeist, ihre Wollust und ihre Krankheiten dahin brachten, siedelte sich im Paradiese die Schlange neben dem Baum der Erkenntniß an.

Vielleicht muß man gegenwärtig die Unschuldswelt nur noch zwischen den Eisbergen und Schneefeldern der Polarwelt suchen. Allen Beschreibungen zu Folge sind die nördlichsten Esquimaux der freundlichste Volksverein, ohne irgend ein bürgerliches, ja, wie es scheint, ohne priesterliches Gesetz. Der gesunde Menschenverstand und die Natur sind ihre Gesetzgeber. Der unter ihnen bestehende Vorzug, oder Vorrang der Einzelnen ist noch nicht auf brutale Gewalt, noch weniger auf Geburt und Herkunft gegründet, sondern auf das, „was jedes Menschen Herz gewinnt;" natürliche Hoheit der Eltern neben den Kindern; Erfahrenheit der Alten; Kraft des Jünglings; Reiz der Jungfrau. Wer in der Welt huldigt

nicht gern und freiwillig der Seelengüte, der helfenden Stärke, der Schönheit, und der Einsicht des Alters? Der Häuptling des Stammes heißt bei ihnen „der gute Mann;“ ein Titel, der wenigstens so wohltönend klingt, als der eines Allergnädigsten, oder eines Hochgebornen. Wie sollten sie von Vorrecht und Adel wissen, wo man kein Unrecht duldet? — Selbst die Briten, welche zu ihnen kommen, beneideten das Glück dieser Leutchen; irrten aber, wenn sie solches Glück dem genügsamen, friedseligen Charakter des Völkchens zuschrieben. Diese gute Eigenschaft ist offenbar erst Folge eines andern glücklichen Verhältnisses. Die Esquimaux sind gut, weil sie keine Ursach haben, böse zu seyn. Sie wissen sich hinreichend gegen die Kälte zu schützen und Nahrungsmittel zu schaffen. Nichts zwingt sie, Andere zu beneiden und zu betrügen.

4.
Jägerleben.

Das erwachende Gefühl der Perfektibilität im menschlichen Wesen zerstörte den Frieden des Paradieses. Man strebte aufwärts, um mehr, als man war, zu werden. Adam und Eva, ihrer unwissenden Unschuld überdrüßig, stehen lüstern vor dem Baum dunkler Geheimnisse. Die Giganten stürmen den Sitz der Götter, die abtrünnigen Engel den Thron Jehoven's; Doktor Faust, um den Durst des Wissens zu löschen, will die Pforten des Geisterreichs sprengen. Alle Mythen dieser Art sind Variationen des gleichen Themas.

Dies Geitzen nach dem Höhern ist offenbar keine Frucht unsrer natürlichen Verderbtheit, sondern ein vom Schöpfer in unsre Natur gelegter heiliger Reiz, nicht Thier zu bleiben. Physische Stärke entwickelt sich zuerst. Sie gilt dem Knaben, wie der Wilden-Horde, als das Bewunderungswürdigste. Sie gewährt das Gefühl von Ueberlegenheit und Muth. Häuptlinge der Wilden nehmen nur von Adlern, Löwen, Leoparden, Tigern, Bären und andern reissenden Thieren den Namen; Europäer aber stellen sie in ihre Wappen.

Sobald die Menschenkinder das Eden ihrer Unschuld verließen und in zerstreuten Rotten durch unbekannte Gegenden strichen, begann ihr Kampf mit den Thieren um Weltherrschaft; sey es, das eigne Leben zu schützen, oder den Hunger zu stillen. Leibesgewandtheit, Muskelkraft und Stärke der Faust verliehen in der Horde den höchsten Werth. Keule, Speer und Bogen waren bald erfunden. Jagd ist noch heut, wie ehmahls, der Nomaden Hauptgeschäft; der Stärkste und Kühnste unter ihnen, ihr Führer, weil ihr Schutzherr.

Die Helden, welche es mit den Ungeheuern der Einöden aufnahmen, erwarben sich um die damalige Menschheit das wesentlichste Verdienst. Ihre Namen giengen vergöttlicht in die Sagen folgender Jahrhunderte über. Jede Horde hatte ihre eignen Heroen. — Aber das täglich getriebne Bluthandwerk gewöhnte an Blutvergießen. Das Aufeinanderstossen sich fremder Nomadenstämme ward ein Zusammentreffen zum Kampf. Mensch oder Raubthier, gleichviel. Man rottete aus, was Gefahr drohte. Der Stärkste ist Meister; wird Haupt einer Kriegesbande, wird Räuber im Großen, d. i. Eroberer. „Nimrod fing an ein gewaltiger Herr zu werden, auf Erden,“ sagt die mosaische Urkunde, (1 Mos. 10, 8.) „und ward ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn; und der Anfang seines Reichs ward Babel, Erech, Acad und Chalne im Lande Sinear.“

Nimrod genoß nicht die Ehre der Apotheose, wie Herkules; aber vermuthlich dankt er's doch der frommen Ehrfurcht des Mittelalters, daß er wenigstens Schutzpatron der Jäger, und das Weidwerk eine rein adliche Beschäftigung ward. In manchen Gegenden Deutschlands haftete die Jagdberechtigung auch später noch nur so lange an einem Grundbesitz, als auf demselben ein adlicher Eigenthümer saß. Es bestand jedoch zwischen den Nimroden der Urzeit, und den in der Christenheit gewaltigen Jägern vor dem Herrn, der kleine Unterschied, daß die letztern das Wild zum Schaden

ihrer Mitchristen hegten, und jene es zum Nutzen ihrer Horden vertilgten. Uebrigens waren auch weder Nimrod, noch Herkules, Edelleute.

5.
Patriarchat und Erstgeburt.

Der Hirtenstand ist schon Werk einer höhern Bildungsstufe in der menschlichen Gesellschaft, als der Jägerstand. Es gehört mehr Erfahrung und Kunst dazu, Thiere zu zähmen, als zu tödten. Obgleich der Hirt, wie der Jäger nomadisches Leben führt, jener den besten Triften, dieser dem Gewild nachzieht, nöthigt Hut und Pflege der Heerden doch mehr zum Beisammenwohnen der Familien, als die Jagd, welche ihre Liebhaber in den Wildnissen umhertreibt und zerstreut. Indem also das Hirtenleben die Entwickelung gesellschaftlicher Zustände vorzüglicher begünstigt, erweitert es auch früher die Begriffe vom Eigenthumsrecht. Wilde Thiere gehören Keinem an, oder Allen; gezähmte Heerden aber nur ihrem Besitzer. Nicht Leibesstärke macht diesen zum Haupt der Seinigen, sondern Ehrfurcht vor seiner Erfahrung, die ruhige Würde seines Alters, Gefühl der Dankbarkeit, oder Abhängigkeit von seinem Reichthum, welcher den Kindern erblich zufällt.

Unter diesen Kindern steht der Erstgeborne den Jüngern, vermöge seines Alters, an Leibesstärke und Verstandesreife voran. Er wird des Vaters erster Gehülfe, und Miterzieher des jüngern Geschwisters. Der älteste Sohn, oft schon Stellvertreter des Vaters bei dessen Leben, bleibt es nach dessen Tode gegen die Uebrigen, ist Erbe desselben. Das Recht der Erstgeburt ist in den nomadischen Hirtenfamilien durch die Natur der Umstände eingeführt; durch Eigennutz behauptet; durch Gewohnheit geheiligt. Das Familienhaupt, bei fortwährender Vermehrung der Nachkommen, ward deren Stammhaupt. — Zwar der Patriarch Abraham war noch kein Edelmann; aber in den Stammgenossenschaften des Hirtenlebens streckt der Keim des Adels schon die Saamen-

läppchen, als Patriarchat und Erstgeburtsrecht, über den Boden hervor.

Noch jetzt beurkundet bei vielen Völkern der Name der obersten Würde den Ursprung derselben aus jenem Geburtsvorrecht. König, Kunig, Cyning im Angelsächsischen, Kun im Gälischen, Khang im Mongolischen u. s. w, hieß in ältester Bedeutung Vater, Erzeuger *), Häuptling der Geschlechtsgenossen. Daher gab es im Alterthum, unter dem Einwirken jener ursprünglichen Gesellschaftsform, soviel Könige, als es Stämme gab, in Kanaan, wie in Deutschland, in Arabien, wie in den Clan's der schottischen Hochlande. Das Königthum war ein aus der natürlichen Ordnung des Familienverbandes erwachsenes Recht. Der Stammkönig, der Familienobere, der Geschlechtsvater blieb, auch wenn er verstoßen ward, König, d. i. Stammvater seiner Geschlechtsverwandten, eben durch die Geburt, die von keiner Gewalt unmöglich gemacht werden konnte. Wo Könige durch Wahl kriegerischer Menschenmassen entstanden, erhielten sie Benennungen, als Führer, Vorderste (Fürsten) Lenker, reges, rois. Nachher trat Verwechselung der Namen und Begriffe ein. Selbst Eroberer nahmen über die Unterjochten den Königs-, oder Vatertitel, mit allen daran geknüpften, unveräußerbaren Vaterschaftsrechten. Und es fehlte nie am Hofphilosophen und Poeten, welche den naturgemäßen, unzerstörlichen Charakter des Vaters und Geschlechtshauptes, vom patriarchalischen Weltalter, auf jeden siegreichen Fürsten, wie legitimes Wesen und Verhältniß übertrugen, als ein Untrennbares von seiner Person.

Die Ehrfurcht der Menschen vor dem Alter und der väterlichen Hoheit, wird heutiges Tages nur unter denjenigen Nationen gefunden, welche noch der Natur und ihrer Leitung näher angehören. Bei den Nogayschen Tataren, unter

*) Das altdeutsche Ginnen (gignere,) heißt zeugen, beginnen. Daher auch angelsächsisch Cynne, Geschlecht, Verwandtschaft, Volksstamm.

Rußlands Zepter, sind die patriarchalischen Verhältnisse, bis zu unsern Zeiten geblieben. Rußland rottete sie aber aus, um dies Hirtenvolk in ein ackerbautreibendes zu verwandeln. Die Aeltesten in den Familien waren bisher auch deren gebietende Häupter gewesen, als Stammväter. Alles ward bei diesem Volke nach Rath der Alten unternommen, die mit den Murza's und Mulloch's ihr Intresse verbanden. Das Greisenthum war so beneidenswürdig bei ihnen, daß sich Männer von 40 — 50 Jahren den Bart lang wachsen ließen, um hochbejahrt zu scheinen, wie sich hingegen, bei uns zu Lande, graue Gecken lieber jünger lügen. Allein jener Patriarchalismus verhinderte jede Thätigkeit der russischen Regierung und ihrer Beamten. Sie schickte daher den Grafen Maison, als Reformator, zu den Nogaijen. Er bekämpft ihre natürliche Sinnesart, ihre Hochachtung für das Alter, auf merkwürdige Weise; verweigerte den Greisen jene Ehrentitel, auf die sie Anspruch zu machen hatten, und übertrug nach und nach das Ansehn, welches diesen ersten und natürlichen Beamten der frühesten Gesellschaft gehörte, ohne Rücksicht auf deren Legitimität, an die, nicht von der Natur, sondern von der kaiserlichen Regierung eingesetzten Vorsteher. *)

6.
Stammgenossenschaften.

Die Einführung des Erstgeburtsrechtes brachte nothwendig, wenn ein Vater kinderlos starb, die Würde des Stammhauptes und den Alleinbesitz des Gutes auf Seitenlinien. Der Begriff des angebornen Vaters sämmtlicher Geschlechtsgenossen verwischte sich immermehr. Der jeweilige Erstgeborene konnte auch noch Jüngling, und dennoch Erbe der Häuptlingsgewalt seyn. Zwar das Vermögen des Stammes war, wie Gemeingut, angesehn, aus welchem jeder Geschlechtsgenosse erhalten werden mußte; allein das Verfügungsrecht blieb dem Häuptling. Ihm dienten, wie Alle, auch seine nächsten

*) Malte Brun nouv. Annales des voyages. B. II.

Verwandte, seine eignen Oheime und Brüder, als Knechte. So war zum Hervortreten roher Armuth neben roher Ueppigkeit, dem Erscheinen der Sklaverei neben dem Despotismus, unvermerkt der Weg geöffnet.

Der Wanderkreis des nomadischen Hirtenlebens ward endlich durch die anwachsende Bevölkerung der Länder beengter. Fremde Stämme fingen an sich einander zu berühren. Man nahm geräumige Landschaften, als heimathliche Gebiete und feste Sitze, ein, aus denen man sich nicht ohne Kampf verdrängen ließ. Neben dem Reichthum der Heerden, begannen die Nomadenstämme, wenn ihre Zelte längere Zeit in einer Gegend aufgeschlagen blieben, auch Versuche des Ackerbau's. Doch sprachen sie nur die Erndte, nicht die Stelle, die sie vorübergehend bepflanzten, als wahres Eigenthum an. Bei ihnen ist der Erdboden noch, wie Luft und Wasser, Freigut der Menschen überhaupt.

Uebungen und Ansichten der Stammgenossenschaften vererbten sich, nach dem Verschwinden des nomadischen Hirtenthums, und bei Zunahme des Ackerbau's, in der angewachsenen Volksmenge. Die Achtung für das Recht der Erstgeburt dauerte in vielen Ländern bis auf unsre Tage, an Fürsten- und Bauerhöfen fort; ebenso, daß die einem der Geschlechtsgenossen widerfahrne Beleidigung von einem fremden Stamme, als Beleidigung der gesammten Stammverwandtschaft angesehen ward. Jeder der großen Familienvereine hatte Verpflichtung, jeden der Ihrigen zu schützen, oder zu rächen. Bei den alten Germanen, wie im europäischen Mittelalter, empfing daher auch die gesammte Verwandtschaft eines Erschlagnen ihren Antheil des vom Mörder zu erlegenden Wehrgeldes. *) In den Fehden der arabischen Beduinen, der schottischen Clan's noch während des vorigen Jahrhunderts, wie in der Blutrache der Corsen, bemerkt man ähnliche Grundsätze. Sie mögen barbarisch seyn, aber unsern civilisirt geheissenen Nationen sind sie darum doch keineswegs fremd.

*) Die Leges Salic. tit. 65. Taciti Germania, c. 21.

Man sieht z. B. noch Gesetzgebungen auf dem Sprung, eine ganze Gemeinde, für Vergehen einzelner Einwohner, verantwortlich zu erklären; oder schmückt eine gräßliche Brutalität mit dem Namen Kriegsrecht, daß man ein ganzes Dorf, oder eine Stadt des bekriegten Landes niederbrannte, wenn darin etwa auf durchziehende Truppen, von unbekannten Personen, tückischerweise geschossen ward, was die übrigen Einwohner unmöglich verhüten konnten.

Der mit symbolischen Handlungen verbundene Aufruf an die Verwandten eines ihrer unvermögenden Stammgenossen, das schuldige Wehrgeld für seine Missethat zu zahlen, soll schon im VI. Jahrhundert von den Franken aufgehoben worden seyn. Allein gewiß geschah dies erst nach Einführung des römischen Rechts. Auch das sinnbildliche Zerbrechen eines Stabes, wenn jemand öffentlich seinem Familienverbande, der daherigen Erbfolge und andern Vortheilen entsagte, dauerte länger fort, als der abgesonderte Stand der eigentlichen Stammgenossenschaften.

7.
Grundeigenthum.

Es ist nicht ohne Intresse, den allmähligen Uebergang der unstäten Nomadenstämme in ansäßige Markgenossenschaften zu beobachten. Wir erblicken von diesen Uebergangsgebilden noch unverkennbare Ueberreste in vielen Ländern. die Häuptlinge umherziehender Kriegerstämme, besonders germanischer Abkunft, theilten den eroberten Landstrich in Gauen, die Gauen, je nach benachbarten Höfen, in Centen oder „Hundredas". Die weitläuftigen, dünn bevölkerten Räume blieben aber lange ohne bestimmte Gränzen, selbst nicht einmal immer ein dauerhafter Wohnsitz der nämlichen Familie. Anfangs theilte der Herr und Eigenthümer des Landbezirks die Felder alljährlich den Ansiedlern aus; vermuthlich durch's Loos. Wenigstens erblickte man in den Gesetzen der Westgothen wie der Burgunden die Verloosung. Aus dergleichen

Lvostheilen entstanden nachher die Weiler oder Mansus, wenn die Inhaber derselben darauf bleibend (manentes) verweilen wollten. *) Die damals ungeheuren Waldungen ließ man ganz ungetheilt. Die Herrschaft gab den Ansaßen freie Benutzung derselben zu Bau- und Brennholz, Eichel- und Buchelmaß, und Weidgang; behielt sich aber ebenfalls Recht auf Holz, und Boden und Jagd vor. Desgleichen blieben die weiten Wiesen und Trifften, zwischen den umhergelegnen einsamen Höfen und Weilern, den Heerden Aller gemein, „Allmeinden".

Mit dem Besitz von Grundeigenthum, wie es durch frühern Aufenthalt, oder durch Einwanderung, Eroberung, oder bewilligte Ansiedlung gewonnen ward, entstand eine neue Art Reichthums. Dieser verwandelte unmerklich, aber unvermeidlich, die bisherigen Sitten, Gesetze, Lebensweisen und Ansichten der ehmals nomadischen Hirten-, Jäger- und Kriegervölker.

8.

Völkerwanderungen.

Es waren wohl selten, oder nie, ganze Nationen, d. h. alle in festen Sitzen Wohnende, durch eine Art Staaatsverband Zusammengehaltne, welche sich auf jene abentheuerlichen Heerzüge begaben, die den prangenden Namen der Völkerwanderungen tragen. Genau betrachtet, haben sie das Ansehn, als wären es einzelne, von solchen Völkern ausgeflogne, oder ausgestoßne Schwärme gewesen, die ein nomadisches Kriegerleben der Altvordern erneuerten, um ihr Glück in der Welt zu versuchen; oder es waren von Siegern und Herren mißhandelte Stämme, die der Schande der Knechtschaft entweichen wollten. Selbst die, als Hunnen bekannt gewordnen Hiongnu, oder die im hohen Alterthum schon von Aegypten ausgewanderten Israeliten, mögen dahin gerechnet wer-

*) Unam hobam, (Hufe-Landes,) qua Erlebaldus manere videtur, cum aedificiis in ipso manso posito. Cod. Laurish. I, 619.

den können. Obgleich die letzteren ein eigner Stamm (bei den Aegyptern eine niedrige, knechtische Kaste) waren, bildeten sie doch, nach Mosis eigener Angabe, nur eine Nation von 600,000 Seelen, ungerechnet die Kinder. Aber es schloß sich ihnen „viel Pöbelvolk an.“ *) Aegypten blieb darum nicht minder volkreich und mächtig.

Den durch Europa wandernden Kriegerhorden, nach Christi Geburt, schloß sich auf ihren Zügen ebenfalls viel dergleichen „Pöbelvolk“ an, welches ein besseres Glück suchte. Vorausgesetzt, Jul. Cäsar's Armee-Bulletins wären zuverläßiger gewesen, als die in unsrer Zeit, so hatten sich mit den nach Gallien ausziehenden Helvetiern auch Tulinger, Latobrigen, Rauraker und Bojer vereinigt, so daß Männer, Weiber und Kinder endlich doch nur eine Masse von 380,000 Seelen ausmachten. **)

Offenbar verließen nicht ganze Völker ihren alten Heerd, sondern nur kampf- und beutelustige Schwärme, die zahlreich genug seyn oder werden konnten. Wir finden daher gewöhnlich von ihnen immer ein zweifaches Land und Volk, das Stammland und das eroberte; die Angeln und Sachsen in Niederdeutschland, und auch in Britannien; die Vandalen an der Oder und in Afrika; die Gothen in Scandinavien und wieder Ansassen von der Donau an, und dem Po, bis zum Quadalquivir; die Normannen in Frankreich und zugleich England; die Franken dießseits und jenseits des Rheins.

Die große Zahl barbarischer Könige, die wir im V. Jahrhundert an der Spitze ihrer vermeintlichen Nationen das römische Reich durchkreuzen sehn, darf uns nicht irre machen. Sie waren Kriegshäupter. Die Byzantiner gaben ihnen nicht den Titel „Basileus,“ wie ihren eigenen Beherrschern, sondern nannten sie nur mit dem griechisch-lateinischen Wort „Regas.“ Die Salier jagten ihren König Childerich fort, und machten den römischen Feldherrn Egidius zum König

*) 2. Mosis 12, 38.

**) Caesar bell. gal. I, 29.

ihrer Militärcolonie. Odoacer, ein nordischer Abentheurer, der dem abendländischen Reich ein Ende machte, ward ebenfalls König geheissen, bat aber troß dem den Kaiser Zeno um den Patricier-Titel und um Erlaubniß, in seinem Namen den Occident zu regieren. — Als die Vandalen in Afrika eindrangen, waren sie, nach Procops eignem Zeugniß, *) nicht in überschwinglicher Zahl; wurden aber plötzlich durch sich anschließende Massen anderer Barbaren, die man nun auch „Vandalen" hieß, vermehrt. Durch Anwerbungen vergrößert sich wohl ein Heer, aber kein Volk.

Auch die Verträge der nomadischen Kriegermassen, wegen Ansiedlung im Römergebiet, beweisen, daß sie keine ungeheure Macht bildeten. Es waren keine Friedensschlüsse, oder Abtretungsverträge eroberter Länder, sondern gewöhnlich Capitulationen wegen Kriegsdienst, Subsidien u. s. w. Aëtius wies den Alanen in der Gegend von Orléans Quartiere an, und überließ ihnen die Hälfte von den Besitzungen dasiger Einwohner, unter Bedingung, denselben die andre Hälfte zu lassen. Aehnliches geschah auch mit Gothen, Burgundionen und Franken. Sie alle waren in den Provinzen des römischen Reichs gelagert, wie nach einem treffenden Ausdruck Chateaubriand's, die Türken seit 400 Jahren in Europa gelagert sind.

Im Allgemeinen bildete wohl immer das eigne Gefolge eines reichen oder tapfern Häuptlings den Kern seines nomadischen Heers. Auch ging wohl von ihm zuerst der Anstoß zu einer nachmals so genannten Völkerwanderung aus. Den Einbruch der helvetischen Celten in Gallien, zu Cäsars Zeit, hatte ein solcher Häuptling, Namens Orgetorix, entworfen, der bei 10,000 Dienstleute, und von ihm abhängige Schutzgenossen, Schuldner u. s. w. besaß. Cäsar **) nannte diese kriegspflichtigen Gefolge Ambacti, und machte den Römern dies galische Wort, durch den Beisatz Clientes, verständlicher.

*) Procop. de bell. vandal. 1, 5.
**) Caesar de bell. gall. 6, 13. 15. 1, 4.

9.

Clientel, Gefolge, Vasallenthum.

Niebuhr hat vortrefflich dargethan,*) daß das Verhältniß des römischen Patronats, der Clientel und des Plebs zu den Grundeinrichtungen der alten Weltgebieterstadt gehörte. Die Clienten oder Vasallen wohnten in den weitläuftigen Gütern der Ritter, stimmten in den Curien-Gemeinden, da schon der Plebs zum Theil, von den Königen in die Volksgemeinden zugelassen war, mit den Patriziern, und waren offenbar, als eingeborne, freie, aber herabgekommene Geschlechter, verschieden von den Plebejern, oder in's Bürgerrecht aufgenommenen freien Einsassen oder Fremden. Appius Claudius, Stammhaupt der Claudier, führte schon 5000 Clienten. In Hetrurien, dem wahrscheinlichen Mutterstaate Rom's, zeigte sich das Wesen der Clientel am reinsten ausgeprägt. Vielleicht war es von nordischen Kriegerstämmen mit ihren „Ambachten" dahingebracht worden, die, in die italiänischen Ebnen niedergestiegen, die ersten Einwohner derselben, als Unterthanen oder Colonisten, von sich abhängig gemacht hatten. Sei dem, wie ihm wolle, es besteht auffallende Verwandtschaft dieser gesellschaftlichen Einrichtungen mit denen der germanischen Völkerschaften. — Blakstone vergleicht daher sehr richtig die Pflichten des römischen Patrons mit denen der Vasallen im Lehnrecht. Diese waren kriegspflichtige Lehenmänner, wie die Clienten. Der Patron bei den Römern stand, als Grund- und Schutzherr der letztern, da, und hatte die Verbindlichkeit, ihren Bedürfnissen abzuhelfen, ihre Schulden zu zahlen, ihre Töchter auszustatten, ihre Begräbnisse zu veranstalten u. s. w., wenn das Vermögen der Clienten nicht zureichte. Fast Alles, wie bei den Männern der deutschen Ambachten oder des Gefolges (comitatus); wie in den schottischen Clan's, wo, wie bei den Römern, die zum Clan

---

*) Niebuhr Röm. Gesch. 1, 235.

Gehörigen den Geschlechtsnamen des Stammhauptes annahmen.

Der Entwickelungsgang der germanischen Gefolge erhielt aber später eine von der römischen Clientel ganz verschiedne Richtung. Aus letzterer ging kein nachheriger Adel hervor, weil die römischen Clienten nicht, wie die germanischen Gefolge, durch Eroberungen zu großem Länderbesitz gelangten. Von den Römern ward Alles nur für Rom, für die ewige Stadt erworben; von den Germanen Alles für die Personen des Gefolgs, für die einzelnen Häuptlinge und Bandenführer, für das Volk. Eine vorzügliche Ursach des Entstehens und Fortdauerns vom Verhältniß freien, wie lehnartigen Grundbesitzes, war im Allgemeinem das im Norden verbreitete Erbrecht in Ansehung des Grundeigenthums. Dies konnte nur einem Sohne zufallen, theils wegen damaliger Nothwendigkeit großen Umfanges von Grund und Boden zum Unterhalt einer Familie, theils wegen der auf jedem Gute haftenden Pfichtleistungen. Den übrigen Söhnen des Hauses blieb nur die Wahl, entweder in einem von ihrem Bruder abhängigen Verhältniß zu bleiben, oder sich einem andern begüterten Eigenthümer hinzugeben, oder einem namhaften Kriegsfahrer auf Abentheuer zu folgen und im eigentlichen Sinn, Glücksritter zu werden. Die ältesten Geschichtschreiber der Normandie gedenken dieses Herkommens in ihrem Volke. Auch die Gesetze der scandinavischen Völkerschaften giengen vom Grundsatz der Güteruntheilbarkeit aus, wie noch jetzt in Norwegen. Auf der Insel Bornholm ist es der Jüngste, der den Vortheil genießt. Bei andern Völkern bezeichnete das Loos den Haupterben. So erklären sich auch die anhaltenden Völkerwanderungen, die fortdauernden Auswanderungen junger eigenthumsloser Mannschaften des Nordens, welche als „Kämpen" die Gefolge kühner Führer vergrößerten, oder die Flotten nordischer „Seekönige„ bemannen halfen.

10.
Niederlassungen der Eroberer.

Die germanischen Sieger vertheilten den eroberten Grund und Boden unter sich; belohnten ihre Gefolge mit ganzen Landstrecken gegen ferner dafür zu leistende Dienste. So ging aus dem Gefolge-Stand das Lehenwesen, wie aus diesem hernach ein höherer oder niederer Adel hervor, so wie auch ein Verhältniß der Sieger zu den Besiegten und Unterthänigen.

Auf diese Weise bildeten sich unter den Eroberern des abendländischen Europa's Stände aus, wie unter den Eroberern in der alten Welt Kasten. Die ägyptischen und indischen Kasten deuten auf Unterjocher und Unterjochte hin. Die Trennung mußte überall um so greller werden, je bildungsloser die Ueberwundenen waren. Ein Gegenbild dafür gewähren die heutigen Bevölkerungen Amerika's. Da haben die weissen von Europa gekommenen Eroberer des Welttheils Vorrang und erblichen Kastenstolz gegen die Farbigen. Sie scheiden sich scharf von den Creolen, Mulatten, und diese sich wieder unter sich und von den Negern und Indianern, aus.

Die Völkerwanderungen haben unendlich viel zur fortschreitenden, geistigen Veredlung der Menschheit gewirkt. Zwar verlor die Civilisation an jener intensiven Größe, welche sie schon auf einigen kleinen Punkten des Erdballs, wie in Kleinasien, Griechenland, Aegypten, Rom, Marseille u. s. w. gewonnen hatte; aber desto mehr gewann sie an extensiver Größe.

Eins der wichtigsten Ereignisse von den Ansiedlungen germanischer Eroberersschwärme in römischen Provinzen wurden die Gesetzgebungen und Staatsverfassungen, welche, in Geist und Form ganz verschieden unter sich, empor gingen. Noch heut zu Tage erkennen wir deren Physiognomien, wenigstens die Grundzüge derselben. Ich rechne dahin die halbrömische, die altgermanische, die hausherrliche.

Römische Verfassung hielt sich in Gegenden fest, wo, durch Niederlassung des barbarischen Militärs, die Verbindun-

gen des besetzten Gebiets mit dem römischen Reich und dessen Ordnung nicht ganz und gar über den Haufen geworfen wurden. Viel trug dazu bei, daß die rohen Häuptlinge Geschmack an den Vortheilen der römischen Cultur fanden; daß sie ihre eigne Unwissenheit erkannten, und sich, bei ihrer Unbeholfenheit, nothwendig der Beamten und Geschäftsmänner des Landes aus römischer Zeit bedienen mußten. Sogar die römischen Reichswürden, die Duces, Comites u. s. w., dauerten noch unter den barbarischen Königen fort. Ich erinnere nur an Theodorich's völlig römische Verwaltungseinrichtung des ostgothischen Reichs. Noch unter Chlodwig, bis zu den Zeiten seiner Enkel, sehen wir in Gallien eine regelmäßige Posteinrichtung, wie sie zur Römerzeit bestanden hatte. Aber auch das Christenthum wirkte hier bedeutend in gleichem Geiste mit. Es war rein römisch geworden. Der Katholicismus machte sich auch bald, nur in veränderter Form, zum Erben des römischen Weltreichs; behauptete die Herrschaft des Kapitols zwar nicht mehr durch Kriegskunst der alten Legionen und Cohorten, aber vermittelst des Clerus unter geistig überwältigten Barbaren.

In andern Gegenden bewahrte sich indessen die altgermanische Ordnung längere Zeit, mit dem eigenthümlichen Geist ihrer völlig auf Recht des Volks und der Personen, nicht auf landesherrliche, staatshoheitliche Rechte, bezüglichen Gesetze. Da blieben die alten May- und Märzfelder; da blieben die Uebungen und Satzungen der Altvordern in Ehren und wurden in den neuen Wohnsitzen wieder gültig und zusammengetragen; da behauptete sich das den deutschen Volksstämmen gehörige Befugniß, ihre Könige zu wählen. Selbst, als Clodwig die Fürsten der ripuarischen Franken, die seine Verwandte waren, hatte meuchelmorden lassen, konnte er nicht durch Erbrecht zu ihrem Thron gelangen. Er versammelte das Volk; er ermunterte es durch Schmeicheleien und Verheissungen, daß es ihn erwähle.*) So machte sich auch Gesalich's

*) Gregor. Turon. 2, 40.

Wahl zum König der Westgothen, obgleich der in der Schlacht gefallene letzte König, Alarich II., einen ehelichen Sohn hinterlassen hatte, der erst späterhin die Würde empfing.

Die hausherrliche Verfassung bildete sich besonders da aus, wo die barbarischen Militär-Niederlassungen im Verhältniß des weiten ihnen unterworfenen Landumfangs zu wenig Mannschaft hatten und daher zerstreut bestehen mußten. Das Oberhaupt, der König, theilte den Männern seines Gefolges das Land aus. Die allemanischen Eroberer saßen aber weit umher in einzelnen Höfen. Besonders entwickelte sich jene Verfassung bei den Franken sehr bestimmt. Die 5 — 6000 Mann, mit welchen Chlodwig, größtentheils vertragsmäßig, Oberherr des ganzen, zwischen Somme, Loire und dem Meere gelegnen Landes wurde, waren gewiß nicht zahlreich genug, um sich alle die weitläuftigen Länderstrecken unmittelbar zuzueignen. Man vergabte deßwegen also auch Eingebornen davon, und gewann damit ihre Dankbarkeit und Abhängigkeit. Der unverhältnißmäßig große Landreichthum der Könige ward damit späterhin die Grundlage ihrer wachsenden, ausgedehnten hausherrlichen Gewalt über die Andern. Südlich der Loire, wo gar keine Spuren fränkischer Niederlassungen erscheinen, wo also die Masse der Bevölkerung fast ganz römisch geartet blieb, zeigten sich blos zahlreiche königliche Mayerhöfe, die, als Lehen, ausgegeben waren. So wurde das fränkische Reich, so weit es sich ausdehnte, das eigentliche Geburtsland des nachherigen Feudalwesens, und unsers heutigen Adels, und aller der Formen und Grundsätze, die, vermöge der monströsen Entfaltung königlicher Hausherrlichkeit, auf die neueuropäische Gesellschaft übergingen.

11.

Markgenossenschaft.

Sobald einmal Grund und Boden bleibendes Eigenthum geworden war, mußte dieß, als das Wichtigste aller Arten des Besitzes erscheinen. Ackerbau, Viehzucht, Jagd,

jede Art damaligen Erwerbs, war daran geknüpft. Anfänglich lebten die zu einem Gau, oder zu einer Mark gehörigen Ansiedler in großer Unabhängigkeit von einander, wie heut noch europäische Colonisten in Amerika's menschenleeren Gefilden. Dennoch bildeten die Nachbarschaften schon eine Corporation, zur Behaltung innern Friedens, oder zur Vertheidigung des gemeinschaftlichen Gebiets gegen fremde Eindränger. Die kleinen Völkerschaften in den schweizerischen Alpen liefern zum Theil noch ein Bild dieser Conföderation, weil dort, abgeschiedner vom großen Weltverkehr, die ursprünglichen Genossenschaftsverhältnisse, von Thal zu Thal, von Dorf zu Dorf, ungestörter aufrecht erhalten blieben.

Es ist nicht leicht, die gesellschaftlichen Veränderungen zu schildern, welche durch Einführung abgesonderten Grundeigenthums bei Jägern und Hirten entstehen mußten, die vorher nomadisch in freier Stammgenossenschaft gelebt hatten. Beide paßten der neuen Lebensart die früheren Einrichtungen an. Der Mensch verlor die Welt, die er sonst durchschweifte, und gewann die Erdscholle dafür. Nur hier hatte er volle Daseynsrechte; nur hier konnte er sicher und frei aufathmen. Wem nichts gehörte, der mußte Jemanden angehören. Es war der Satz, daß die Luft eigen mache, Staatsrecht der größern Gesellschaften, und Hausrecht ihrer einzelnen Glieder. Die alten Burgunden übten gegen den Fremdling daher die wunderliche Gastfreundschaft aus, daß sie denselben erst beherbergten, dann folterten, um zu erfahren, wem er angehöre? Ueberbleibsel dieser barbarischen Ansicht und Sitte war in spätern Zeiten wohl noch das Wildfangsrecht der Kurfürsten von der Pfalz in eignen und benachbarten Gebieten, vermöge welches sie, Jahr und Tag daselbst umherziehende herrenlose Leute, als Leibeigne, in Anspruch nahmen. Auch in manchen Patrimonialgerichtsbarkeiten Deutschlands fand man Reste von dieser grausamen Ausdehnung des Grundbesitzrechtes. So entsprang mit der Freiheit der Einzelnen, in ihrem freien Gutseigenthum, Knechtschaft der Uebrigen.

Nicht der Ackerbau an sich, sondern die Absonderung des Grundbesitzes zum Behuf desselben, verwandelte den Organismus der Staatsgesellschaften. Nicht in den deutschen Wäldern, sondern auf den deutschen Aeckern müßt ihr die Keime der bürgerlichen Ordnungen und der Civilisationen späterer Jahrhunderte suchen. Zwar, in der alten orientalischen, griechischen, ägyptischen und römischen Welt, war auch Ackerbau. Aber die eigentlichen, freien Eigenthümer betrieben ihn durch Sklaven; führten selber kein Landleben, sondern sie, in Städten, widmeten sich Künsten, Wissenschaften, Staats- und Kriegsgeschäften. Daraus erklärt sich auch zum Theil die auf schmale Oertlichkeiten begränzte, frühreife Cultur der alten Welt. Zum Glück der Menschheit unterlag sie endlich jenen rohen, aber bildsamern Stämmen, die noch nicht alle Menschenwürde und Geisteskraft in einige glänzende Städte und Königssitze, wie in einen Brennpunkt, concentrirt hatten.

Auch auf die Würde des weiblichen Geschlechts, diese wesentliche Bedingung ächter Civilisation, wirkte das Leben und Wohnen auf abgesondertem Grundeigenthum. Im Begriff von diesem lag schon die erste, schützende Form, worin alle Rechtsame einer im Gewühl roher Gewalten schirmlos hingegebnen Persönlichkeit, zu Kräften gelangen konnte. Die höhere Achtung germanischer Völkerschaften für ihre Frauen ging nothwendig aus der Stellung der Hausmutter zum Hausvater, oder Grundeigenthümer, als dessen Gehülfin in der Wirthschaft, als Gebieterin über das Gesinde, hervor, indem sie mit Autorität bekleidet seyn mußte. „Das Weib ist des Mannes Genossin,“ heißt es im Sachsenspiegel (B. I. Art. 45. B. III. Art. 45.) „und tritt in sein Recht, wie in sein Bett.“ Bei Griechen, Römern und Orientalen war das Weib Spielwerk des reichen Hausherrn, Lastthier des Kindes, Sklavin beider. Da konnte Polygamie bestehn.

Eine andre Folge des, auf Grundeigenthum beruhenden, Wesens der Markgenossenschaften war die Verantwortlichkeit

des Grundherrn für seine Kinder und für das ihm angehörende Gesinde; für Alles, was auf seinem Gut, zur Gefährdung der Nachbarschaften, geschah. Er konnte daher einen Fremden nur drei Tage lang bei sich aufnehmen; dann mußte er für ihn einstehn. Ein Gast, der keinen Bürgen hatte, ward als Feind angesehn; (so hieß vermuthlich auch hostis, von älterer Zeit her, wie Hospes, schon bei den Römern, ungefähr das Gleiche.) Der Fremdling, welcher in's Land kam, mußte einen Herrn haben, sonst ward er dem König angezeigt, der ihn an sich nahm und zum „Kammerknecht" machte. Spätere Kammerknechte (homines fiscalini) wurden auch die Juden. Es war dies schon ein Fortschritt der Gesittung, wodurch Wehrlosen das mildere Loos ward, zu des Königs Leuten gezählt zu werden.

So bildeten die Grundeigenthümer, als eigentliche Herren auf ihrem Lande, als alleinige Inhaber bürgerlicher Freiheit und Rechte, das Volk. Nicht der Fürst war, oder nannte sich damals, Herr des Landes; er stand in der Genossenschaft nur, als oberstes Mitglied der Genossenschaft. Er konnte, ohne Zustimmung derselben, von ihrem Eigenthum keine Abgabe fordern. Noch in spätern Zeiten ertheilten dazu die Abgeordneten der Stände, auf ihren Landtagen, Bewilligung oder Verweigerung. Auch Vergehen gegen die Person des Fürsten waren, wie gegen andre Personen, in's germanische Wehrgeld einbegriffen und nicht in der Art, sondern nur im Maaße der Bestrafung verschieden. Der Staat ward noch nicht mit seinen Vorstehern verwechselt. Staatsverbrechen konnten nicht gegen einzelne Menschen, einen Fürsten, sondern nur gegen die Gesammtgesellschaft begangen werden. Darum wurde Feigheit und Landesverrath mit dem Tode bestraft, während das Leben des Fürsten, wie das jedes Andern, blos durch ein Wehrgeld, nur durch höheres, gesichert stand. Für einige angesehene Grundeigenthümer bestimmt das bajoarische Gesetz (tit. 2. c. 20) ein doppeltes Wehrgeld; für die herzogliche Familie der Agilolfinger ein vierfaches, für den Herzog selbst ein Drittheil mehr, als das Vierfache; „weil er Her-

zog ist," lautet das Gesetz: „wird ihm größere Ehre, denn seinen Verwandten, erwiesen."

Ein König germanischen Stammes war also nicht Eigenthümer des Volks und absoluter Herr desselben, sondern stand, als der reichste Güterbesitzer und Hausherr, einer Anzahl andrer Grund- und Hausherren gegenüber; ihr geehrtester Schiedsrichter, nicht ihr alleiniger Gesetzgeber. Dies Ansehn, dies Recht Aller, als freier Männer, aufrecht zu halten, hütete man sich um so mehr vor Versplitterung des Familiengutes, und gab hin und wieder der Erstgeburt, wie der patriarchalischen Hoheit des Familienhauptes, neue Begründungen. Als Spuren jener ursprünglichen Einfalt der Markgenossenschaften erscheinen noch die eben so zweckmäßigen, als einfachen, uralten Deichgau-Genossenschaften Norddeutschlands, mit ihren Deichgeschwornen und Deichrichtern. Die Weisheit jener Einrichtungen in den ältesten Markgenossenschaften, vermöge welcher größere, oder geringere Grundherren nur so viel beitragen durften, als der öffentliche Nutzen, und in diesem ihr eigner, erforderte, ist's auch, welche Justus Möser, der deutsche Patriot und Geschichtsforscher, bei jeder Gelegenheit bemerkbar machte. Doch läßt sich nicht verkennen, daß sie vielmehr dem Gang der Umstände, als der Einsicht der Menschen, zu danken ist, die all diese Weisheit eben so bald vergassen, als sie aus ihrem engen Kreise in ausgedehntere und verwickeltere Verhältnisse versetzt worden waren.

Dies sind die Folgen des Grundeigenthums im abendländischen Europa, wie früher in Pellopones, gewesen, als dort, wie hier, die wandersamen Horden sich in feste Markgenossenschaften verwandelt hatten und der Feldherr der Kriegsbanden der reichste Grundbesitzer ward, auf dessen Söhne sich, nur vermittelst seines Reichthums, sein Ansehn vererben konnte.

13.

Hausherrlichkeit.

Bald früher, bald später, entfaltete sich aber in den germanischen Niederlassungen eine immer höher wachsende haus-

herrliche Gewalt, wie auf dem Gute jedes freien Eigenthümers, so im Wirkungskreise des Fürsten, dessen Hausrecht sich bald zum Staatsrecht, und dessen hausherrliche Verfassung sich nach und nach zur öffentlichen Landesverfassung ausgestaltete.

Dazu trug besonders die Verschmelzung römischer Verwaltungsgrundsätze mit den herkömmlichen deutschen, nicht wenig bei. Der Despotismus, der zumal seit Constantin's des Großen Zeiten, das einzige Lebensprincip des römischen Reichs ausmachte, und der sich auf die Häupter und Fürsten der angesiedelten Fremden, als Nachfolger der Kaiser, fortpflanzte, breitete sich, wenn auch langsam, doch unwiderstehlich, aus. Die altgermanischen Einrichtungen hatten ohnehin schon in den neuen Wohnplätzen allmählig von ihrer allgemeinen Bedeutsamkeit eingebüßt. Das Märzfeld namentlich, und jede ähnliche Volksversammlung, die im Vaterlande den ganzen Inhalt des öffentlichen Lebens umfaßt hatte, ward in der Fremde nicht viel mehr, als ein gelegentlicher Kriegsrath; und bei der Zerstreuung des herrschenden Volksstamms in den weiten Gebieten seines Fürsten, eine immer seltnere Erscheinung. Das vormals öffentlich, unter Berathung der Aeltesten, gehaltne Richteramt ward zur willkührlichen und persönlichen Sache der Könige; unter den Merowingen zum Theil, und selbst zu Gunsten der höhern königlichen Beamten, gesetzlich dazu gemacht;*) unter den Karolingen aber ein allgemeiner Verfassungsgrundsatz.**) Desgleichen ward das Besteuerungsrecht nach und nach auch gegen die Freien des ausgewanderten Volks ausgedehnt. Schon im ersten Jahrhundert des merowingischen Reiches finden sich Beispiele des Versuches.***) Dubos, welcher aus Stellen des Cassiodor beweisen will, die allgemeine Besteuerung, auch der Freien, sey unter den Barbaren altüblich gewesen, irrt darin, und

*) Leg. Bajoar. Tit. II., c. 8.
**) Capitul. L. V. c. 267
***) Greg. Tur. III, 36. VII, 85.

verwechselt die unbezweifelbare Fortdauer der römischen Steuern des Volks, mit den Abgaben, welche die Grundherren außerdem von ihren eignen Leuten, und die Könige, von den ausgetheilten Ländereien und Beneficien, forderten.

Die Steigerung der hausherrlichen Macht ward vorzüglich durch das Haussklaventhum begünstigt, welches sich in den eroberten römischen Provinzen schon in Ueberzahl vorfand. Die deutsche „Hörigkeit," welche doch wenigstens die ersten Persönlichkeitsrechte, und ein Familienleben gestattete, nahm immer mehr Farbe des römischen Haussklaventhums an. Bei unaufhörlichen Bürgerkriegen unter den Barbaren selbst, zumal in Gallien, breitete sich, in Folge des grausamen Kriegsrechts jener Zeit, die Knechtschaft immer weiter aus. Dietrich, Chlodwigs Sohn, führte sein Heer in eine seiner eignen Provinzen, die Auvergne, deren Treue ihm verdächtig war, um seinen unzufriednen Kriegern Sklaven und Leute zu verschaffen. *) Ueberhaupt nahm, von da an, unter den Merowingen die Barbarei überhand. Mit der Sittenroheit in allen Handlungsweisen der Fürsten und Großen, bildet aber der gute Ton und Anstand, in deren Briefen und andern Ausfertigungen, einen seltsamen Contrast. Nicht Dubos allein, auch mehrere, ließen sich dadurch täuschen, und bedachten nicht, daß die wohlgesetzten Ausfertigungen nur der witzelnden Floskelsucht der römischen Beamten, und besonders der Bischöfe zu danken seyen, die fast ausschließlich den Geheimschreiberdienst an den Höfen der Barbaren versahen.

Zur Zeit Karls des Großen war schon der wesentlichere Theil der ehemaligen Volksverfassung hausherrlich geworden. Das zeigten die Volksversammlungen auf den Märzfeldern, welche blos noch aus weltlichen Beamten und Stellvertretern der Bischöfe, Aebte und Abtissinnen zusammengesetzt waren. **) Und dergleichen Versammlungen waren es, die man Populus, oder universus coetus populi nannte! — Jene Verwandlung

*) Greg. Tur. III, 11. 12.

**) Capit. II, an. 819. art. 2.

zeigte die Gesetzgebung für öffentliche und Privatangelegenheiten des königlichen Hauses, welche beide mit einander verschmolzen wurden; zeigte die Gleichstellung der Dienstleute mit den Freien, oder des Gefolges mit dem Volke, ein Heerbann; die Beziehung des Census, der doch nur eine Hörigkeits= nicht Unterthanenleistung war, durch öffentliche Beamte (missi nostri); *) das berühmte Staatsgesetz über Karls des Großen Mayoreien; die von ihm ausgefertigte Urkunde über die Reichstheilung, **) und mehrere ähnliche Dinge.

Unter den Merowingen hatte die Hausdienerschaft den Staat verwaltet; unter Karl dem Großen aber besorgten die Staatsbeamten des Königs Hausangelegenheiten. Hatten sich ehmals Hausknechte mit Staatsämtern gebrüstet, so verwandelte sich nun desto bleibender und unwiderruflicher das ganze Beamtenwesen in eine bloße Hausdienerschaft. Der oberste Verwalter auf kaiserlichen Gütern, Judex genannt, hatte selbst höhere Gerichtsbarkeit, als der Comes oder eigentliche Beamte.***) Zuletzt verwandelte sich die ganze Staatsverfassung unter Karls Nachkommen in einen Bund zwischen dem König und seinen eignen Leuten; (das schlechteste aller Föderativsysteme unter dem Namen Feudalwesen!) Schon in dem merkwürdigen Capitulare Karls des Kahlen vom Jahr 858****) verpflichteten sich, im gegenseitigen Eide, der Beamte, der Hörige des Königs, diesem ein treuer Gehülfe und Beistand (fidelis adjutor) zu seyn, der König hingegen, seine Leute zu ehren (honorabo) und als ein treuer König (fidelis rex) zu thun. Die spätere Anerkennung der Erblichkeit der Lehen und Grafschaften*****) war, nach einem solchen Vorgange, eine bloße natürliche Folge; Anerkennung dessen, was in der That schon vorhanden war.

---

*) Capit. II. an. 805. art. 20. Capit. III. an. 812. art. 10.

**) Chart. divis. Jmp. Car. M. art. 7.

***) Capit. II. an. 813.

****) Baluz. T. II. pag. 99.

*****) Capit. an. 877. art. 3. u. 10.

14.

Knechtschaft.

Der Reiche bedarf des Armen, der Arme des Reichen; das weiß Jedermann. Herren und Diener stehen, wie Handelsleute, einander gegenüber. Sie treffen ungezwungen mit einander einen gegenseitigen Tausch von Kräften oder Vermögenstheilen, wodurch beide gewinnen, was sie zu besitzen wünschen. Freiwillige Dienstleistung ist so wenig Sklaverei, als freiwilliges Geben ein, am Geber begangner, Raub ist.

Wenn aber von erblichen Vorrechten der Einen gegen die Andern Rede ist, so muß auch vom Unrechtleiden der Andern Rede seyn; denn jenes Vorrecht begründet sich auf dieses Unrecht, und kann ohne dieses nicht bestehn. Spricht man vom Erbadel, so muß man auch vom Erb-Knechtthum sprechen; denn ohne dieses wäre jener unmöglich; ohne Sklaverei kein Despotismus in der Welt.

Das früheste Alterthum hatte schon Leibeigne und Gewaltsherren, weil unter Wilden und Barbaren das Thierthum der Menschen vorherrscht, und brutale Stärke die Stelle des Rechts vertritt. Eroberer und Sieger machten die Bezwungnen zu Leibeignen; oder aus Wesen ihres Gleichen eine Handelswaare, einen Tauschartikel, wie in neuern Zeiten noch die Negerhändler und afrikanischen Häuptlinge, oder in Europa die Verkäufer ihrer Unterthanen in fremden Kriegsdienst. Indessen hatte, wie in neuern, so auch in ältern Jahrhunderten die Knechtschaft, wie der Adel, Abstufungen, die man nicht mit einander verwechseln darf, wenn schon oft das gleiche Wort für das Verschiedne beibehalten wurde. Man darf nicht vergessen, daß auch die Sprache ihre Geschichte hat, in der das nämliche Wort andre Bedeutungen zu andern Zeiten erhält. Heut zu Tage tragen unsre Bediente, Kutscher und Knechte Livréen; vormals trugen auch Prinzen und Großwürdeträger der Krone in Frankreich Livréen, weil sie bei feierlichen Anläßen Kleider tragen mußten, die ihnen auf Kosten des Königs (étoient livrées) geliefert waren *)

*) Du Cange Diss. sur. l' his de St. Louis.

Der knechtische Zustand der alten Welt war in sich selbst verschieden, als eigentliche Haussklaverei, die ihren Gegenstand aller Persönlichkeit beraubte und zur blossen Sache umwandelte, und als Angehörigkeit in milderer Form, zunächst durch Lebensverhältnisse und Gewohnheit, endlich selbst vertragsmäßig herbeigeführt. Diese Letztere läßt sich mit der Leibeigenschaft vergleichen. Die Haussklaverei war in der alten Welt das herrschende Verhältniß, in welchem zuletzt jede mildere Dienstbarkeit unterging. Die mildere Knechtschaft bestand hauptsächlich im sogenannten heroischen Zeitalter. Bedingung derselben war auch damals das Landleben der Herren. Die Eroberer machten die Besiegten zu Leibeignen, die ihnen das Land bauen mußten, Knechtsdienste leisteten. So standen die freien Bürger von Athen, Sparta und Rom unter der Menge ihrer leibeignen Dienstbaren, ihrer Heloten, wie im Mittelalter der Lehnsherr in der Mitte seiner ihm angehörenden Lehnleute und Vasallen, und endlich der westindische Pflanzer unter seinen Negern.

Freiwillige Ergebung des Aermern in die Dienstbarkeit eines Reichern, der dagegen für den Unterhalt seines Dienstmannes zu sorgen hatte, vermehrte die Menge der Leibeignen. Aehnlichkeit damit hatte Entstehung und Vergrößerung der germanischen Gefolge; oder die Klasse der θῆτες beim Homer, die höher standen, als der Haussklav, der δμῶς. — Diese zweifache Gattung von Knechtschaft befindet sich auch noch unter den Negervölkern. In Congo z. B. sind die Haussklaven, welche nicht verkauft werden, verschieden von den, als Ausfuhr-Artikel verkäuflichen. Nur das Städte-Gemeinwesen, wie die Aristokratie, der alten Welt hatte eine Richtung, die Knechtschaft der letzten Art ausschließlich zu begünstigen. Zürnen wir nicht über die Barbarei der Negervölker. Auch Griechenland's und Rom's Philosophie, die nicht wie das Christenthum, auf Menschlichkeit, sondern auf das Intresse des Staats, der aristokratischen Stadtgemeinde, des freien Bürgers, berechnet war, fand die Sklaverei gerecht.

Aristoteles nannte den Sklaven ein lebendiges, vernunftbegabtes Werkzeug, das nicht für sich selber bestehn kann, sondern einem andern Menschen gerechter Weise, als Sache, angehört. Selbst des göttlichen Plato Humanität ging höchstens bis zu der Ermahnung, nur kriegsgefangene Barbaren, aber nicht Griechen, zu Kriegsgefangnen zu machen; und in seiner Republik, die natürlich auch nicht ohne Sklaven bestehn konnte, empfiehlt er, diese zu peitschen oder todtzuschlagen, wenn sie sich einem freien Manne widersetzen wollen. Die Haussklaverei der alten Welt war bei weitem unmenschlicher und scheuslicher, als die sich bei den muhamedanischen Völkern, unter dem Einfluß des Islam, bildete. Die Lehre des Islam ist freilich eine wahre Barbarei in Vergleichung mit der des Christenthums; aber in Vergleichung mit der Weisheit und Gesetzgebung Griechenlands kann sie eine civilisirende heißen.

Das Christenthum der Barbaren, besonders ein Christenthum derjenigen Art, wozu es in jenen Zeiten die hierarchische Staatsklugheit Rom's umschuf, war wenig geeignet, an und für sich die ursprüngliche Knechtschaft des Volks zu mildern. Bedeutender wirkten dazu die materiellen Intressen der freien Grundeigenthümer, d. i. die Verhältnisse eines Landes, wo Ackerbau herrschender ward, deßgleichen der Umstand, daß die Leibeigenschaft vielfach auf Verträgen beruhte, indem die grosse Menge Freigeborner, die, in Ermanglung eines Erbes, doch nicht unabhängig bleiben, oder nicht auswandern konnten, sich in Schutz empfahl und in Dienstbarkeit begab.

15.
Stufenleiter der Servilität.

Im Stande der niedrigsten Knechtschaft, der tiefsten Herabwürdigung des Menschen, hörte der Leibeigne auf, im Menschenrang zu stehen. Seine Persönlichkeit ward zerstört. Der Leibherr, sein Eigenthümer, hatte das Recht über Leben und Tod gegen ihn. Dies entsetzliche Recht dauerte noch

bis in's XII. Jahrhundert fort. Bei den leichtesten Veranlassungen konnte die Folter gebraucht werden. So eigenthumslos war der unglückliche Knecht, daß ihm nicht Fleisch und Blut seines Leibes mehr angehörte. Man konnte ihn verkaufen. — Von Ehre bei ihm konnte keine Rede seyn; nicht einmal von Verehelichung, obgleich man männliche und weibliche Leibeigne, wie andre Hausthiere, zum Behufe der Fortpflanzung, einander beiwohnen ließ, und wohl dazu noch aufmunterte. Es gab nur Conkubernien, nicht Ehen. Denn die Ehe, auch die natürliche, ist auf gegenseitige Pflichten beruhend; der Sklav hatte deren aber nur gegen seinen Leibherrn. Es waren schon Leibeigne höherer Art, denen der Herr Erlaubniß zum Heurathen geben konnte, was ihnen außerdem verboten war. Robertson verwechselte diese wesentliche Verschiedenheit von Abstufungen des Sklaventhums mit einander. Kein Leibeigner konnte gegen einen Freien Zeugniß ablegen. Er unterschied sich von Andern auch durch eigne Tracht; oft durch einen um den Hals geschmiedeten Eisenring. — Leibeigne Mägde konnten dem Herrn zur Stillung seiner Begierden, aber nicht zu ehelicher Verbindung, dienen. In Flandern wurde noch im XII. Jahrhundert, wer ein Jahr lang mit einer Leibeignen in der Ehe gelebt, selbst leibeigen. Nach einem Gesetz der Lombarden durfte eine Freie, die einen Knecht heurathete, von ihren Verwandten getödtet, oder verkauft werden. Unterließen sie es, nahm der Fiskus sie, als Eigenthum, in Anspruch. Auch unter den Franken war Sklaverei ihr Loos. Wenn eine freie ripuarische Frankin sich mit einem Knecht aus dem nämlichen Stamme eingelassen hatte, und ihre Eltern sich dieser Verbindung widersetzten: so reichte ihr, dem Gesetz der Ripuarier gemäs, der König, oder Graf, ein Schwert und einen Spinnrocken. Nahm sie das erste, so mußte sie den geliebten Knecht niederstoßen; wählte sie den Spinnrocken, so blieb sie mit dem Manne in Sklaverei.

Zwischen den leibeignen Knechten oder Sklaven, deren Zustand an verschiednen Orten mehr oder minder mild seyn

konnte, und den Freien, machten die Hörigen eine eigne Mittelklasse aus, jedoch in der verschiedenartigsten Schattirung. Die alten Gefolge der Germanen bestanden aus hörigen Leuten. Späterhin bediente man sich dieser Gefolge, als Dienstpflichtige, zur Ausfechtung von Privatfehden und Hauskriegen. Sie waren, wie Möser aus dem frisischen Gesetz nachweist, in Westphalen zum Drittel einem Freien, zu zwei Drittel einem Leibeignen gleich; besassen auch Eigenthum und Afterlehen. Man gab ihnen im Allgemeinen den Namen der „Leute" (Liti, Litones). Ihre Zahl vermehrte sich durch die jüngern Söhne und Töchter des Hauses, die nichts erben konnten; denn der Freigeborne ohne Grund und Boden, ohne Schirm, d. i. Herrn, war „argfrei," d. i. vogelfrei (aubain). Auch Freilassung aus der Leibeigenschaft vergrößerte die Masse der Hörigen. Der Schwabenspiegel nennt sie „Mittelfreie." — Sie waren im Grunde Erbunterthanen ihres Herrn, auf dessen Gütern sie sassen, zu Frohndiensten verpflichtet, oder zur unmittelbaren Bedienung ihrer Herrschaft, als Gesinde („Gasindi" unter den Longobarden). Sie konnten, als das Lehenwesen allgemeiner ward, von ihrem Herrn zwar Afterleben (als Löhnung, beneficium) empfangen, aber kein wirkliches, kein vom König oder Landesgebieter ertheiltes Feudum. Sie waren ihrem Grundherrn in seinen Fehden Dienstpflicht schuldig; aber im Nationalkrieg gehörten nur die Freien zum Heerbann. Die „Leute" waren also Landsassen, und ohne Staatsbürgerrecht. Der Freie leistete den Unterthaneneid, den Mann-Eid der Treue (fidelitas)); der Hörige nur Huldigung, (hominium, hommage,) auf den Knieen, in die Hand seines Herrn.

Der Uebergang Freigeborner in den Stand der Leute, die Schutzempfehlung, (commendatio,) hatte zu verschiednen Zeiten verschiedne Folgen; daher die Verwirrung der Geschichtsforscher über ihre Bedeutung. Der Freie, der sich mit leeren Händen, einem reichen Grundherrn zum Dienst empfahl, ward in früherer Zeit gewöhnlich Güterbesitzer, Lehenmann. Als in

der Folge jedoch aller Boden vertheilt war, besonders seit K. Karls des Kahlen Zeiten, wurde der Freigeborne, wenn er nicht etwa einige Güter in die Dienstbarkeit mitbrachte, nur noch zum Knecht und Hausdiener.

„Leute“ und selbst Leibeigne, die zum häuslichen Dienst ihrer Herren gebraucht wurden, und sich nur dadurch, nicht aber dem Stande, oder Rang nach, von andern Knechten unterschieden, wurden servi ministeriales genannt. Sie waren die Handwerker für's Haus; Kammerdiener (servi expeditionales), Pferdeknechte (Marschälke), Mundschenken u. s. w. Diese Hausbedientenstellen, zumal an den Höfen der Landesherren, erwuchsen nach und nach, mit der Gewalt und Macht der Gebieter zugleich, und schon unter den ersten fränkischen Königen, zu bedeutendem Ansehn; wurden zuletzt sogar Hofämter und Erbämter. So hatte es sich schon bei den römischen Cäsaren gemacht. Selbst unter einem Marc Aurel waren es (nach Julius Capitolinus) zwei Freigelassene, die sich durch ihren Einfluß beim Kaiser auszeichneten. Man kennt ja auch noch in den neuesten Zeiten den Einfluß der Günstlinge und feilen Favoritinnen an Höfen, auf Schicksale der Völker, beim Mangel jedes andern Verdienstes, als desjenigen ihrer Feilheit und Schmeichelei.

Erst im XI. Jahrhundert, unter den fränkischen Kaisern, treten die Ministerialen oder Dienstmannen grosser Herren, deutlich aus der Niedrigkeit ihrer ursprünglichen Bestimmung hervor. Sie wurden Reichsbeamte, als die Servilität, neben dem Despotismus, immer gemeiner ward, und kaiserliche oder königliche Hörige den Freien gesetzlich gleichgestellt wurden.*) Und wie bei den Franken, so entstanden auch bei den nordischen Völkern, aus niedrigen Hausdiensten, Reichswürden. Der Hofmeister (Hausmeyer, major domus) und der Steuermann, Vorsteher der königlichen Knechte in Norwegen auf Land- und Seezügen, waren die ersten Hausbediente. Der Staller besorgte den Stall; der Jarl die

*) Capit. IV. an. 805.

Verwaltung der königlichen Einkünfte und Gerichtsbarkeiten in einem Gau des Landes.

Es versteht sich von selbst, daß sich die Rechtsame-Stufen dieser Dienstleute nicht genau bestimmen lassen, „denn ein Jeglicher hat sein sonder Recht, als ihm denn seine Herrschaft giebt," sagt der Schwabenspiegel. Im Allgemeinen aber ist gewiß, bemerkt Schmidt,*) sie standen mit ihrer ganzen Familie in einer Art Leibeigenschaft; durften sich ohne Erlaubniß mit Personen nicht verheurathen, die nicht in der nämlichen Dienstbarkeit standen; konnten nur mit Erlaubniß der Herrschaft, und nur um Sold, in fremden Dienst treten; ihre Töchter und Weiber mußten die Frau des Herrn bedienen, Kleider ausbessern, die Gebieterin auf Reisen begleiten u. s. w.

16.
Etymologie.

Es giebt keine schlüpfrigere Geschichtsforschung, als auf dem Wege der Wortforschung. Leibnitz vermuthete einmal die Abstammung des Wortes Adel von Od, Gut, woher Adling Gutsbesitzer. Nun sprachen es ihm Andere nach. Ein Adlicher, Adeling oder Etheling soll also ein großer, Fryling ein kleiner, Grundeigenthümer gewesen seyn. Jener habe sein Allod, oder unmittelbares Gut, mit „Leuten" besetzt, die er darauf, als Dienstbare gelassen, daher sie auch Lassen, Lazzen**) geheissen. Allein es ist Thatsache, Od war Name jedes Gutes, des grossen und kleinen; und jeder Eigenthümer hatte das Recht, es mit Leuten zu besetzen. Die Herleitung des Adels von Od ist um so unsichrer, da es nur im Norden daheim war, und uns nur aus Karls d. Gr. Zeiten bekannt ist. Warum nicht eine Herleitung von Atta, Vater? — Gleichviel!

*) Gesch. d. Deutschen.

**) Nach Nestor und Andern haben aber die Slaven (daher Sklaven) auch Ljassen geheissen, als sie von der Weichsel nach Westen rückten.

Lieber stimm ich Mösern bei.*) Ihm ist die Quelle des Adels diejenige, welche dem Landeigenthümer eine in der Nationalversammlung stimmbare Hufe Bodens giebt; daß er sich, unter einem erwählten Anführer, Waffe und Unterhalt selbst anschaffen kann, um die Rechte der aus Landeigenthümern errichteten Gesellschaft zu vertheidigen. Dies waren die Ingenui der Deutschen; die später sogenannten „Schöffenbaren," des Richteramts Fähigen (Schofetin der Hebräer).

Es kann aber auch seyn, daß die Adelingen nur aus denjenigen Familien bestanden, die den Urstamm einer Völkerschaft bildeten. (So die Häupter der schottischen Clan's,) oder, wie Millar von den angelsächsischen Than's ausser Zweifel gesetzt hat, daß es die ricos hombres gewesen, die überall in der Welt Principes sind. Dann aber wäre armer Adel adellos.

Bei den Angelsachsen hiessen Athelinge vorzugsweis Abkömmlinge des königlichen Stamms, wie noch im X. und XI. Jahrhundert z. B., Edmund Atheling und Edred Atheling, sein Bruder. — In Norwegen ist ein „Odelsauänd" der Inhaber des vollständigen, sogar mit einigen Regalien verbundnen, Eigenthums,**) hat aber sonst nichts vor seinen Landsleuten voraus. — Bei den Longobarden waren die „Aldionen" (ihre Adliche) überhaupt Ansässige, sowohl Grundbesitzer, als Dienstbare. Bei den Römern bezeichnete nobilitas und nobilis keineswegs heutigen Familienadel, oder Patriciat; sondern die durch curulische Würden zu Macht und Ansehn gelangten Geschlechter waren nobiles, gleichviel, welches Herkommens sie waren. Diese Nobilitas der unterjochten Völker lateinischer Zunge, übersetzte man mit dem Worte Adel, das in seiner ursprünglichen Bedeutung nur noch unter den Landleuten des nördlichsten Winkels unsers Welttheils fortlebt.

---

*) Möser von der Adelsprobe in Deutschland.

**) Die Regalien bestehn in dem Recht zu 18 Ellen Länge eines gefangnen Wallfisches, und zu zwei Drittel eines gefundnen Schatzes.

Der heutige Adel im Norden, nach neueuropäischer Bedeutung, ist entweder Brief-Adel, den sich Eitelkeit einiger Eingebornen verschaffte, oder eingewanderter deutscher, dänischer, schottischer und französischer Edelleute. In Norwegen giebt es übrigens noch heut nicht wenige Abkömmlinge der ältesten Landesgeschlechter, ja, der alten Könige, die ihre Abstammung durch Wappen und Geschlechtsregister beurkunden. sich auch nach altem, fortdauernden Vorurtheil, unter einander verheurathen, aber sich übrigens vom andern Volke weder durch Tracht, Lebensweise und Gewerbe, noch insbesondere durch Vorrechte unterscheiden.

In Dänemark,*) wie im übrigen Norden, gab es nur einen Stand, dem zunächst ein gesellschaftliches Daseyn gehörte, den der Freien, auf Grundbesitz beruhend. Der Könige Gefolge, woraus spätere Reichsbeamte wurden, waren die dienstbaren Hausleute und „Huskarle," die seine Aufträge besorgten und für ihn eine Art kriegerischer Brüderschaft bildeten. Kanut der Große, im XI. Jahrhundert, bildete sich eine Leibwache von 3000 freien Männern, die vermögend genug waren, sich eine vergoldete Helleparte und ein goldnes Degengefäß anschaffen zu können. Aber auch diese Hauskerle waren nichts weniger, als Edelleute im heutigen Sinn.

In Schweden ernannte erst König Gustav Wasa's Nachfolger, Erich, im XVI. Jahrhundert die ersten schwedischen Barone und Grafen. Hier war also ziemlich späte Nachahmung des fremden Titelkrams.

Unser Adel, nach heutigen Begriffen, entstand erst aus dem Feudalwesen; und man kann als Grundsatz annehmen: Wo keine Ansiedlung durch germanische Eroberer, da kein Lehenwesen; wo kein Lehenwesen, auch kein Adel.

---

*) Welche Mühe die königl. dän. geneal. und heraldische Gesellschaft hatte, einen zahlreichen Adel aufzuzählen, giebt sie selbst im ersten Heft ihres Lexicons an. Siehe auch Schlözer's Staats-Anz. I, 2. No. 40.

17.

Amtsadel.

Es ist geschichtlich, daß die deutschen Völkerstämme ihre Hauptleute, Richter, Heerführer u. s. w. selbst wählten und zwar in der versammelten Kriegergemeinde, alle auf Bestätigung hin, für eine gewisse Zeitfrist,*) nicht auf Lebenszeit. Das lebenslängliche Vorrecht, welches einem Menschen die amtliche Gewalt verleiht, läßt ihn leicht über seine Pflicht hinwegsehn, und nach Rechten geizen, die ihm nicht gehören. Segost und Inquiomer, zur Zeit Hermanns des Cherusken, waren nicht umsonst die Freunde Rom's. Sie gefielen sich in der Rolle römischer Bassa's, und wurden, wenn sie endlich zu mächtig werden wollten, als solche behandelt. Man ließ sie fallen. — Auch die reichen Gutsbesitzer, oder Edlinge, unter den Sassen hielten es lieber mit Karl dem Großen, der auf Lebensdauer Grafen über das Volk einsetzte, da dieses ehedem seine Richter selber wählte. Sie wollten lieber, sagt Möser, lebenslänglich „stolze Bediente" als geehrte Beamte freier Mitbürger auf ein Jahr seyn. „Die Verfassung, worin der Dienst adle," läßt Möser die Sachsen gegen Karl d. Gr. in ihrer Besorgniß, sprechen: „sey die schrecklichste von allen, und eine unvermeidliche Sklaverei." — Der natürliche Instinkt eines freien Volks geht sichrer, als die Klugheit eines Einzelnen. Ein ganzes Volk kann zwar in seinen Wahlen und Ansichten ebenfalls irren, aber den Irrthum leichter verbessern, als der einzelne Gebieter, der sich auf Berichte Einzelner verläßt, die Beamten alle nicht selbst kennt, ihr Treiben nicht selbst sieht, und sie auf Lebensdauer fortwalten läßt.

Bei den Franken wählte anfangs das Volk; nachher, als die Könige, durch Eroberungen, mächtiger wurden, wählten diese die Herzoge, Grafen, Edelvögte u. s. w., riefen sie aber

*) Ne ad dominandi cupidinem prorumperent singulis annis variantur. Tacitus Germ.

von ihren Stellen nach Gutdünken wieder ab. Erst später rostete die Gewohnheit ein, sie auf ihren Plätzen zu lassen, wenn sie nicht irgend ein Verbrechen begangen hatten, (non nisi sceleris convicti abire imperio cogerentur;) zuletzt wurden die Stellen erblich; aus Amtsadlichen also Geschlechtsadliche. Karl der Grosse ward durch die ungeheure Ausdehnung seines Reichs gezwungen, die Verwaltung immer mehr zu centralisiren; daher Ernennungen auf Lebenszeit. So organisirte er den allgemeinen Despotismus, die immer grössere Freiheitsvernichtung, wodurch jede Weltherrschaft verabscheuungswürdig wird. Schon in der Mitte des IX. Jahrhunderts fing an gesetzlich zu werden, daß die Familie eines verstorbenen Grafen, bei Wiederbesetzung des Amtes, den Vorzug vor allen übrigen behielt.*) So stand am Ende ein König nicht mehr, als Haupt seines Volkes da, sondern, als Haupt von Beamten-Familien, die ihn leiteten, und die Unterthanen regierten, während anfänglich die Beamten selbst nur zu seinem Hofgesinde gehört hatten. Schon gegen Ende des VIII. Jahrhunderts wird von Knechten (servis) geredet, die Staats-Bedienungen hatten, Beneficien besaßen, als Vasallen zu Pipin's Heer in voller Rüstung kamen; aber früher schon**) von sehr mächtigen Knechten, die selbst mehrere Domänen besaßen.

Es quoll also, auch der Amtsadel sogar, häufig aus äußerst schlammigen Quellen. Schon bei den ripuarischen Franken konnte ein in der Kirche Freigelassener, oder ein „Tabularius" Graf werden.***) — Ein gewisser Landast, in der Sklaverei geboren, zu den niedrigsten Diensten gebraucht, wurde Stallmeister (comes stabulorum) und endlich Graf von Tours.****) Das Wort Vasall (Vassus), worauf man späterhin stolz war, stammt vom gallischen „Gevaß," Knecht. Nach Muratori waren Vasallen blos freies Gesinde, (Lidi,

---

*) Capit. ann. 869. in Baluz. Tit. II. p. 214.

**) Decret. Elot. art. 9. Bei Georgisch S. 478.

***) Leg. Ripuar. tit. 53.

****) Gregor. Tur. V. 49. ff.

Leute,) im Gegensatz zu servis.*) In den fränkischen Capitularien werden aber diese Vasallen, welche (als Comites, Consiliarii, Majores domus regiae, Cancellarii u. s. w.) höhere Aemter bekleideten, schon Nobiles, bei den Burgundern, Optimates genannt.

Nichts natürlicher, als Amtswürde; nichts unnatürlicher, als Amtsadel, d. i. Erblichkeit eines Amtes in der Familie. Wie soll dabei das Glück eines Volkes fahren? Wie dabei ein Heer bestehn, wenn man die Officierstellen der Armee zum Erbgut einer Familie machen würde? Die Königswürde ist kein Amt. Sie ist naturnothwendig in grossen Staaten, durch den Organismus der ungeheuern Gesellschaftsmasse. Sie ist erbliche Würde, um den Revolutionen, durch Leidenschaftlichkeit des Ehrgeizes erzeugt, Schranken zu setzen. Darum ist der König kein Edelmann, im neuern Sinn des Wortes; auch nicht der erste Edelmann seines Reichs. Er hat kein Amt; er herrscht nicht selbst, sondern das Gesetz. Auch wenn er unmündig, oder lebenslang wahnsinnig ist, bleibt die Würde ihm; das Regierungsgeschäft den Staatsdienern. Wo er die Würde zum Amt macht, wo er nicht unter dem Gesetz, sondern ohne Gesetz, selbst Alles regierend nach Willkühr, über dem Gesetz steht, steht er eigentlich ausser dem Gesetz; ist er nicht König, sondern Sultan, Autokrat.

Auch die slavischen Völker haben keinen eigentlichen Geschlechtsadel gehabt, sondern ursprünglich Amtswürden, oder Reichbegüterte, die endlich ihre Amtsrechte erblich machten, wie ihr Vermögen. Schon der Name der Bojaren bei Walachen und Russen, der Woiwoden bei den Polen, deutet hin, woher sie ihn empfangen hatten, von „Bog" und „Boy," Krieg, Schlacht. Sie waren Kriegsanführer. Die Knejen und Hospodare waren Herren grosser Besitzungen, Vornehme durch Reichthum; die Zupane (Sud-Pani) Gerichtsmänner. Erst in spätern Zeiten, unter den deutschen

---

*) Antiqq. med. aevi. Tit. I. Dissert. 11.

Slaven, bei welchen die Sitten der Nachbarn Einfluß gewonnen hatten, findet sich ein Adel; z. B. im J. 1169, als der Dänenkönig Waldemar die Rupier überwand. *)

18.

Lehnwesen.

Die Häuptlinge der germanischen Kriegerhorden bezahlten ihre Tapfern mit Beute und grössern oder kleinern Stücken vom eroberten Lande. Das ward ihr erbliches Eigenthum, ihre Alode, auf der sie, als Freie, sassen. Das besiegte Volk wurde ihnen zu Arbeitern und Knechten hingegeben. Ein andrer Theil vom eroberten Lande ward zur Besoldung der Beamten, der Vorwalter, Richter u. s. w. ausgesetzt. Dieser Theil war nicht Alode, erbliches Eigenthum der Beamten; sondern sie hatten davon nur die Nutzniessung; es war ihnen hingeliehen für Dienstleistungen; es waren Lehen. Der König empfing bei der Vertheilung des Landes ebenfalls, zu seiner und seiner Familie Unterhaltung, ein bedeutendes Eigenthum, sein erbliches königliches Hausgut. Noch ein übriger Theil des eroberten Bodens blieb unvertheilt, gleichsam National-Allmende, Gemeingut des Volks, Reichsgut, Reichsboden.

In Frankreich hatte sich schon drei Jahrhunderte früher, als in Deutschland, das alte „Gefolge" zu jener politischen Wichtigkeit ausgebildet, die ihm das Lehenwesen gab. Das frühere Verhältniß der zum fränkischen Reiche gehörigen deutschen Völker war, etwa mit einziger Ausnahme der Allemannen, denen Pipin, seit 749, statt ihrer alten Herzoge, königliche Kammerboten (missi) gesetzt hatte, mehr das Verhältniß von Zinsbaren und Schutzbefohlnen. Karl der Grosse erst unterwarf sie unmittelbar seiner Krone, als Einverleibte seines Reichs. Dies konnte im Geist seiner Zeit, und bei

*) Anton's erste Linien eines Versuchs über die alten Slaven. I, §. 10. II, §. 10.

den Mitteln, die ihm diese bot, nicht anders geschehn, als daß er sie durch seine belehnte Dienerschaft, durch seine „Leute" regieren ließ. Wenn er zuweilen auch solche Beamten aus denen nahm, die bei den Völkern in den Zeiten ihrer Freiheit dergleichen Stellen bekleidet hatten, war ihr Verhältniß doch ganz geändert; Keiner mehr ein Beamter des Vols, nicht einmal nur Beamter des Reichs, sondern beamteter Dienstmann des grossen Gutsherrn, der zugleich König war.

Die Folge hat bewiesen, daß die Verschmelzung des Hausdienstes mit dem Staatsamte, dem Herrn des Hauses, wie des Reiches, verderblich wurde. Der Dienstmann plünderte später den König, der Beamte den Hausherrn. Und wie allmälig die Besoldungen (Gehalte, Lehen) in einzelnen Familien erblich wurden, mußte man diesen auch die Aemter lassen. In dieser, vom Anfang an engeren, Verbindung des Lehenwesens mit dem Beamtenwesen mag der Grund zu finden seyn, aus welchem sich in Deutschland die Verfassung des Landes und die Schicksale des Volkes so ganz verschiedenartig von denen in Frankreich gestalteten. In diesem letztern bildete sich die Macht der „Leute" unabhängig von den Aemtern; viele von ihnen wurden grosse Güterbesitzer. In Deutschland hingegen war es vom Anfang her der Beamte, der, als Gutsherr um sich greifend, seine Stelle erblich zu machen wußte. So war Frankreich in eine Menge grösserer und kleinerer Gutsherrlichkeiten zerbröckelt, die ohne grosse Schwierigkeiten der neuen Verfassung eingefügt werden konnten, welche sich durch die Uebermacht des reichsten Gutsherrn unter ihnen bildete; während in Deutschland eine Anzahl wesentlich unabhängiger Reichsbeamten, durch die Formen der alten Verfassung geschützt und vereinigt, nur in scheinbarem Zusammenhang mit dem Reichsoberhaupt blieben. So bildete sich in Deutschland eine nur diesem eigenthümliche Unterscheidung zwischen einem hohen und niedern Adel, d. i. einem herrschenden und beherrschten Reichs-Adel, von wel-

chem jener seine Amtsgewalt in Landeshoheit verwandelt hatte, während in andern Ländern von der ehmaligen Amtsgewalt nur die wesenlosen Titel übrig geblieben waren. Dazu half auch bedeutend, daß der von Karl dem Grossen wiederhergestellte Heerbann, diese allgemeine und drückende Bürde, in Deutschland fortbestand, während er im westlichen Frankreich, mit unbedeutenden Ausnahmen, schon lange in der Dienstmannschaft untergegangen war.

Das Feudalwesen ist nicht eine nationale, sondern eine weltgeschichtliche Erscheinung; nicht aus den Sitten, sondern aus den Verhältnissen der Völkern hervorgegangen. Darum wird es überall bemerkbar, wo ähnliche Umstände, Eroberungen, gleichzeitige Ansiedlungen roher Völkerstämme über ackerbautreibende, statt fanden.

Das Lehnwesen ist eben sowohl tatarischen und malayischen, als germanischen Ursprungs. In Griechenland und Kleinasien, wie in Hindostan und China zeigen die Eroberungen der verschiednen Tatarenstämme die nämlichen Züge der Feudalität; und neben Ländereien, die unter den Siegern, als freies Eigenthum, vertheilt wurden, erblickt man andre, die vom siegenden Heerführer, gegen Verpflichtung zu einem bestimmten Kriegsdienst, verliehen wurden. Eben so, nur mit Modificationen, in Congo, Fezzan und andern afrikanischen Staaten. Gut und Land wurden Beute; in Eigenthum oder Dienstlehen verwandelt; die Bezwungnen leibeigne Waare. Am vollendetsten, und den von unsern Poeten gepriesenen Zeiten des Mittelalters am ähnlichsten, erscheint die Gestaltung des Lehnwesens bei dem bösartigsten, und vielleicht eben darum bösartigsten Volk, bei den — Malayen. Man glaubt eine Schilderung des europäischen Ritterthums zu lesen, wenn man von ihren Sultanen, grossen und kleinen Vasallen, und ihren Oramçai's, oder Adlichen liest.

Unter dem unerschütterlichen Despotismus asiatischer Herrscher, wie z. B. bei den Türken, konnten sich die grossen Lehenträger nie zu einer solchen Stufe der Macht und Unab-

hängigkeit emporschwingen, wie im Gebiet fränkischer Eroberungen, weil es dort nie zu einer gesetzlichen Erblichkeit ihrer Lehen kam, und die Menge freier Eigenthümer neben ihnen zu groß war. In Italien dehnte K. Konrad II. (der Salier) die bereits zu Gunsten der Söhne herkömmliche Erblichkeit der Lehen im Jahr 1037, auch auf Enkel aus, wenn Söhne fehlten. Aber Gewißheit ist, daß auch früher schon in Deutschland Erblehn waren.

Mably unterscheidet mit Recht, und zeigt in der Geschichte vielseitig nach, die Periode der Beneficien und die der eigentlichen Lehen (Feuda).*) Die Franken der ersten Jahrhunderte kannten nur jene, ursprünglich zu jeder Zeit widerrufliche, und mit blossen allgemeinen Treuepflichten verbundenen, Beneficien. Sie waren blosse, nach Willkühr ertheilte, Nutzniessungserlaubniß. Die Nutzniesser waren beschenkte Unterthanen, keine Vasallen. Aber Vasallen ohne Lehen, sind schlechterdings undenkbar.**) Mit eigentlichen Lehen waren ursprünglich persönliche Dienstpflichten verbunden; die Lehnsträger Dienstleute. Bei dem gestiegnen Einfluß und der straflosern Willkühr „königlicher Leute" traten nachher auch mächtigere Freie in deren Verhältniß ein, wodurch eine höhere Stufe der Leute, die der Andrustionen entstand. Dies waren königliche Leute, ohne bestimmte Dienstpflicht, im Allgemeinen nur zur Treue (trustis, d. i. fidelitas) verbunden und mit freiem Eigenthum versehn.

Die persönliche Dienstpflicht ging späterhin in dingliche Dienstleistung über. Anfangs war jene die Bedingung zur Erlangung von Geschenken, oder Beneficien; nachher wurde das Beneficium zur Bedingung der Dienstleistung, eigentliches Feudum. Kriegsdienst war ursprünglich das unterscheidende Wesen der Lehen, im Gegensatz von Beneficien.

*) Das Wort Feudum, (Sold) kömmt zuerst unter K. Karl dem Dicken vor.

**) Man unterschied diese Vasallen in Vassi dominici und Vasalli casati. Capitul. c. II. ann. 812. Art. 7. Jene wurden bald Ministerialen, d. i. Hausknechte mit mancherlei Dienst und Vorzug versehn.

Die Ausbildung des Lehenrechts ist von Vielen beschrieben, aber nicht von Allen mit Klarheit. Es beruhte in seinem Beginnen auf reinprivatrechtlichen Verhältnissen; entstand aus dem Bedürfniß eines grossen Grundeigenthümers, Dienstleistungen des Unbegüterten, wenn auch freien Mannes, zu erhalten, wofür er ihm Theile seines Eigenthums zum Nießbrauch hinlieh. Aber Basis der gesellschaftlichen Verfassung und des Staatsrechts wurde es im Abendlande erst, als auch Aemter, und die mit ihnen verbundnen Rechte, gesetzmäßig ein erbliches Familieneigenthum wurden; als persönliche Dienstleistungen mit öffentlichen Rechten bezahlt wurden; als die fürstliche Hausherrlichkeit zur Staatsherrschaft geworden, und der Unterschied zwischen Gutsherrnrecht der Könige und Recht der Regierungsgewalt aufgehoben war. Da gestaltete sich, was bisher Privatverhältniß gewesen, zum sogenannten Lehnsverband; zur Grundlage der Staatsverfassungen des Abendlandes, und eine Anzahl von Gutsbesitzern zu einem Stande, der, als Adel im heutigen Sinne des Wortes, die ihm, bisher nur über seine Leibeignen angehörenden, oder die ihm von der Regierung, als Delegirten, über die freie Bevölkerung des Landes anvertrauten Rechte, — wie sein erbliches Familienvorrecht in Anspruch nahm.

19.
Entwicklungskrankheiten der Menschheit.

Ich weiß es wohl, viele unsrer philosophasternden Geschichtsschreiber halten das Versinken der Völker in die Verstrickungen des Feudalwesens, für einen Rückschritt der europäischen Menschheit auf der Bahn ihrer Civilisation. Sie verwechseln aber das Jahr mit dem Jahrhundert, das Leben des Volks mit dem Leben der Menschheit. Völker können, wie einzelne Menschen und Pflanzen, verderben und sterben; die Menschheit selber steigt auf der Stufenleiter der Jahrtausende zu einer Selbstverherrlichung empor, die wir heut kaum ahnen. Wir würden Aristoteles und Plinius, könnten

sie mit all' ihrer Wissenschaft unter uns wieder erscheinen, die Welt von heute anstaunen, in der sie, troz ihrer Bärte, noch einmal Schüler werden müßten.

Wie in der Natur des einzelnen Sterblichen, während seines Wachsthums vom Kinde zum Knaben, vom Knaben zum Jüngling, vom Jüngling zum Manne, sogenannte Entwickelungskrankheiten sich darstellen, giebt es deren auch im Leben der Menschheit. Ohne dieselben wäre keine Entwickelung. Der Schmerz der Krankheit treibt den trägen Geist zum Aufsuchen der Heilmittel. Eine solche Entwickelungskrankheit ist auch das Feudalwesen und die aus ihm hervorgeschossene Adelschaft.

Das Lehenwesen, wie erdrückend und ungerecht es an sich seyn mochte, war, wie jede Naturerscheinung im Leben des menschlichen Geschlechts, verglichen mit dem nächst vorhergegangenen Zustande, eine fortschreitende Bewegung, und vortheilhaft für grössere Verbreitung der Freiheit.

Die frühere Erscheinung der Uebermacht des Grundeigenthums in den Markgenossenschaften hatte zwar unter den vielen kleinen Grundeigenthümern, welche die Genossenschaft bildeten, grössere Rechtsgleichheit und Freiheit unter ihnen zur Folge gehabt; aber auch eine desto hoffnungslosere Knechtschaft für den ganzen übrigen, und beiweitem zahlreichern Theil der Menschheit. Die Angehörigen dieses Theils, rechtlos, weil erblos, konnten sich nur, als Knechte der Eigenthümer, einiger Sicherheit ihres Lebens freuen und nur zwischen Leibeigenschaft, oder Vogelfreiheit, wählen.

Das Allgemeinwerden des Lehenthums, welches an die Stelle der bisherigen Markgenossenschaften trat, und vom Throne des größten Landeigenthümers, und seiner Herzogen- und Grafen-Aemter, fortwucherte bis zu den niedrigsten Freimännern, drängte allerdings gar viele der vormals unabhängigen Staatsgenossen, ihrer Sicherheit oder ihres Nutzens willen, in knechtische Dienstverhältnisse nieder. Es ward damit am Ende nur eine gerechte und unvermeidliche Wiedervergel-

tung geübt. Aber schon, indem das Lehenwesen den Leibeignen weiter von seinem Herrn entfernte, und damit die bisherige Haussklaverei immer allgemeiner in eine Schollen-Angehörigkeit (glebae adscriptio) verwandelte, (die schon im römischen Reich begonnen hatte, nun aber ausgebreiteter und vollendeter in's Leben trat,) wurden die Fesseln der Knechtschaft überhaupt erleichtert. Und indem die Feudalität (an die Stelle des, von vielen gleichberechtigten Markgenossen ausgehenden, Drucks,) eine Stufenleiter von oben herab immer tiefergehender, und desto drückenderer Dienstbarkeit treten ließ, concentrirte sie allerdings die Macht des Herrn, erweiterte aber auch den Kreis derjenigen, welche, durch gemeinschaftliches Intresse, zum Streben nach Freiheit gegen jene Macht vereinigt wurden. Auch rückte das Feudalwesen, mit jener Stufenleiter, der Möglichkeit näher, zu einer mildern Dienstbarkeit, ja zu Macht und Ansehn emporzusteigen.

Dann kam aber die unvermeidliche Zeit der Vererblichung der Grundlehen, Amtslehen und ihrer Vorrechte. Die Erblichkeit der Lehen war ursprünglich blos ein gewährter Brauch, ward dann zur Anmassung, und durch diese nach und nach erzwungenes Recht. In Italien geschah dieses zuerst im XI. Jahrhundert durch den Aufstand sämmtlicher Unterlehnleute, als Einem von ihnen der Erzbischof Herbert von Mailand das väterliche Lehen weggenommen hatte. K. Konrad II. gewann die Unzufriednen für sich, durch gesetzliche Bestätigung des Brauchs. Deutschland folgte später. Für England erklärte König Johann die Lehen, in der Magna Charta, erblich. Damit entstand grössere Lebhaftigkeit und Blüte der Landwirthschaft bei grösserer Sicherheit des Besitzes; wie es sich auch überall auf gleiche Weise schon im Kleinen, durch Ansetzung freier Erbzinsbauern hervorstellt. Es begann sich in den untern, dienstbaren Ständen Hablichkeit und Wohlstand zu mehren, und damit Kraft.

Die alten kriegerischen „Gefolge" der Germanen hatten sich unter dem Einfluß des Lehenwesens in Hermanine ver-

wandelt. Nur die Lehenträger konnten Krieger seyn, nicht die Leibeignen. In der Hermanine mußte jeder Freie und Lehenpflichtige selbst erscheinen. Aber es ist bekannt, daß sich die Herren bald durch ihre Dienstmänner ersetzen ließen. Karl der Große stellte den alten Heerbann wieder her; aber ohne daß dieser überall von gleicher Dauer blieb. Auch Heinrich I., oder der Finkler, versuchte es in Sachsen zu thun. Aber die milites agrarii, mit welchen er seine Städte besetzte, waren gewiß nicht lauter Lehenleute, sondern ganz offenbar werden darunter alle Güterbesitzer verstanden. — Es trat endlich die Söldnermiliz an die Stelle der Lehenmiliz.

Einer der geistvollsten Geschichtsschreiber oder Geschichtsforscher Deutschlands, K. H. Lang,*) bemerkt: „Die Lehenmiliz war die weite Pforte, durch welche Alles zur Leibeigenschaft und Hörigkeit einging. Durch die Söldnermiliz aber konnte, wie durch eine Hinterthür, immer Einer nach dem Andern wieder herausschleichen.“ Vorher hätte vergeblich jeder Leibeigne versucht, seinen Banden zu entfliehen. Seine Kette schlang sich von der eignen Hütte durch den ganzen Welttheil. Blieb er, als Flüchtling, in der Nähe, so wurde er bald wieder ausgespäht. Wagte er sich, mit dem Muth der Verzweiflung, in ein fernes Land: so war der arme, herrenlose „Wildfang“ die Beute des ersten Ergreifers. Nun aber entstand, in diesem Ocean der Sclaverei, eine glückselige Insel, deren Ufer einem beherzten Schwimmer nicht unerreichbar war.

Das Lehenwesen selbst fing an, sich allgemach zu zersetzen und aufzulösen, als die Tage des Ritterthums, des eigentlichen zunftartigen, eintraten. Sobald die Reiter- oder alten Ritterdienstpflichten des Lehenverbandes, im XIII. Jahrhundert, in einige Abnahme geriethen, und sich ein andres, nicht auf Lehenspflichten gegründetes, sondern unabhängiges und freies Ritterthum ausbildete, entstand damit eine neue Art des Eigenthums: des Ritters Vorrecht. Die

*) Karl Heinr. Lang, histor. Entwickelung der deutschen Steuereinrichtung. (Berlin 1793.)

Vertheilung des Landeigenthums unter mehrere Söhne, deren dadurch schmälere Erbtheile, die durch solche Unterabtheilungen der Lehen herbeigeführte Armuth des niedern Adels und die politische Großmuth reicherer Lehensherren bewirkte, daß jüngere Söhne, das väterliche Haus verlassend, aus dem sie nur ein geringes Erbe zu erwarten hatten, im Dienst eines Mächtigen Reichthum und Würden suchten. Die Ritterwürde ward von da an das Ziel des Ehrgeizes. Sie stellte den Tapfern, durch eignes Verdienst, dem reichern Güterbesitzer gleich im Ansehn, Titel, Kleidung, Rüstung. Der Rittertitel mußte erst durch Thaten errungen werden.

Aber die Kreuzzüge, welche schon die Ketten der Leibeigenschaft gelockert hatten, dann endlich die Verbesserung des Heerwesens, indem das Fußvolk an Bedeutsamkeit gewann, endlich die Erfindung des Schießpulvers, änderten späterhin wieder Alles. Die Mannhaftigkeit der Ritter ward werthlos, wie ihr eiserner Harnisch. Die Knechtschaft des Lehenwesens verschwand immer mehr, und ging, bei'm Wachsthum der Industrie und des Handels, in die Abgabenknechtschaft über. Diese war aus den Trümmern des Lehenwesens hervorgegangen. Wurden auch eine Menge in früheren Zeiten freierer Menschen dadurch den vormals Unfreiern gleichgestellt, und wie diese, (die ehmals Leibeigne eines Leibherrn gewesen,) zu Leibeignen des Staats gemacht, so war die neue Abgabenknechtschaft doch ein ungleich leichteres Verhältniß. In immer weiteren Kreisen dehnten sich die Mauern des Kerkers aus, in welchem sich die Menschheit zu einem freiern Daseyn bilden konnte. Sie mußten sich dehnen und erweitern, ehe sie sinken konnten, und bis sich aus dem Wuste drückenden Formenwerks Grundsätze entwickeln konnten, die in der bürgerlichen Gesellschaft nicht blos dem Grundeigenthümer, dem Stammhaupt, dem Markgenossen, dem Dienstmann, dem Ritter, dem Edelmann, sondern dem Bürger, und endlich dem Menschen eine Zufluchtstätte bereiteten und sicher stellten.

Unser Welttheil empfindet wirklich schon gegenwärtig die Wehen einer neuen Entwickelungskrankheit.

20.

Regalien.

In der Familie ist der Vater der natürliche Richter bei Entzweiungen seiner Kinder; er ist's, der ihre Vergehen straft, aber die Kinder auch gegen Fremde, von denen sie bedroht werden, vertritt. Unter Nomaden ist's der Patriarch, das Stammhaupt; in Markgenossenschaften war es der Haus- und Grundherr, der über innern Frieden seiner Angehörigen, und über Sicherheit seines Eigenthums gegen Fremde, wachte. Er gebrauchte Hausrecht. Montesquieu hat allerdings recht, wenn er die Patrimonialgerichtsbarkeit, als eine ursprüngliche, von den germanischen Völkern in die römischen Provinzen mitgebrachte Sitte ansieht; nur irrt er offenbar in seiner Folgerung,*) wenn er sie auch für ein eigenthümliches, lucratives Recht hielt, das mit ältern und neuern Lehen zusammen hing. Denn er selbst erinnert, mehr denn einmal, daran, daß es in der Heimath der Deutschen wohl Vasallen (Hörige), aber nicht Lehen gab. — Mably hinwieder**) hat ebenso recht, wenn er jene Rechtspflege eine nur nach und nach durchgeführte Anmaßung der Lehnleute nennt; irrt aber, wenn er sie darum, als eine den deutschen Sitten fremde Einrichtung, betrachtet. Die Rechtspflege, auf eignem Grund und Boden, über Angehörige, Hörige und Eindringliche war unstreitig ein hausherrliches Befugniß jedes freien Grundbesitzers, das aber gerade darum dem bloßen Beneficiaten und spätern Lehenträger, der selber ein Höriger war, nur in einem sehr beschränkten Umfange von seinem Herrn gelassen werden konnte. Von 14 Urkunden über Beneficien-Verleihungen, die Bouquet von Chlodwigs bis Chlotars II. Zeiten gesammelt hat, geschieht in keiner einzigen eine Erwähnung von der Gerichtsbarkeit. Wenn in einer, im Jahr 630, vom K. Dagobert ausgefertigten, dergleichen vorkommt, also in einer Zeit, da die Lehen, wenn auch noch nicht erblich,

*) Espr. des loix. L. 30. c. 20.

**) Observ. sur l'hist. d. F. L. 1, c. 2. remarque 5.

doch schon lebenslänglich ertheilt wurden, so liegt darin ein Beweis mehr, daß dies urheitlich nur dem freien Eigenthum anklebende Recht erst sehr allmälig auch dem unfreien beigegeben worden ist.

Es war aber auch nichts natürlicher, als daß endlich, da das Feudalwesen, in seiner monströsen Ausdehnung, die Knechtschaft allgemein gemacht und fast allen Boden in Lehenland verwandelt hatte, die Rechtspflege in die Hand der Hörigen übergehn mußte. In der ungeheuren Verwilderung der Sitten ward Hausrecht zum Faustrecht. Manche Patrimonialgerichtsbarkeit ward durch Gewalt an den Grundbesitz geknüpft; der meiste Theil mit dem Lehen erblich.

Sobald über die Menge der kleinen Gewaltsherren späterhin der stärkste den Meister spielte, änderte sich freilich Vieles. Rechte, die ehemals ein Bestandtheil des Grundeigenthums gewesen, verloren sich in den Regalien der Könige. Die alte grundherrliche Gewalt ward in der landesherrlichen aufgelöst, das heißt, der Landesherr hielt sich für den allgemeinen Grundherrn. Der Eigenthümer aller Rechte ward Er; der Staat war Er. Wem sonst seine Lehenträger zinsbar waren, der mußte nun selbst sein Gut versteuern und die Gerichtsbarkeiten löseten sich in die allgemeine Justizpflege auf. Ehemals war Gutsherrlichkeit und Souveränetät gleichbedeutend gewesen. Noch in den **Etablissements de St. Louis** ist ausdrücklich der Grundsatz aufgestellt: der König kann in dem Gebiete keines Barons, ohne dessen Zustimmung, ein Gesetz verkündigen, und eben so wenig ein Baron (**ni le Bers**) das seinige in dem Gebiet eines königlichen Vasallen (vavassos). *)

21.

Englands erster Adel.

Wie anfangs jeder Freie im Verhältniß zum Knecht und Leibeignen; jeder unabhängige Grundherr nach Eroberung eines

*) Ordonnances des rois. T. 1. p. 126.

Landes, im Verhältniß zu den Besiegten und zu seinem eigenen Gesinde; endlich jeder hohe Beamte, im Verhältniß zu den Unterthänigen, nobilis heißen konnte, ein Edler, läßt sich erklären. Es war ursprünglich Bezeichnung von Hoheit, Würde und Macht, durch Talent, Reichthum und Amt; keine Bezeichnung erblicher Familien-Vorrechte. Aemter waren so wenig, als Talente, erblich; und wie das Feudalwesen durchgreifend ward, verlor selbst der Reichthum des Grundbesitzes seine Vererblichkeit in der Familie. Eben so leicht erklärbar ist, daß jeder im Lehensverband mit Feudalgut, oder mit Amtsberechtigungen, Ausgestattete nichts sehnlicher begehren konnte, als was ihm auf eine Zeitlang hingeliehen war, lebenslänglich, und was er endlich lebenslänglich besessen hatte, noch für seine Kinder, zu behalten. So stieg, aus der beginnenden Fäulniß des Feudalwesens, und daherigen Dienstverbandes, der Geburtsadel, mit erblichen Familienvorrechten auf.

Die Extreme berühren sich, der nämliche Dienstzwang, der fast überall zur Entstehung eines bevorrechteten Geburtsadels führte, erzeugte in Britannien die Volksfreiheit. Der englische Adel ist dem der andern Länder nicht ähnlich. Die Allgemeinheit und Strenge des Dienstverbandes, unter dem die ganze Bevölkerung der britischen Insel gedrückt lag, machte auch das Streben zur Abwerfung des Jochs allgemeiner und erfolgreicher. Die angelsächsische und normännische Eroberung der Insel war nicht Werk eines wandernden Volks, sondern abenteuernder „Gefolge," unter einigen Häuptlingen, den Stiftern der Heptarchie. Der altgermanische Amtsadel konnte sich unter solchem Haufen kriegerischer Ansiedler wohl erhalten, und auf ihn scheint jene alterthümliche Unterscheidung der Eorls (isl. und schwed. Jarls) und Ceorls Kerls, (d. i. der Grafen und Mannen oder Leute) hinzudeuten. In jedem Fall war die Anzahl dieser Ausgezeichneten viel zu gering, um von einem drückenden Gewichte zu seyn, oder durch ihre Verschmelzung mit bevorrechteten Knechten und Hofdie-

nern, wie anderswo geschah, einer neuen Kaste das Daseyn zu geben. — Die Thane's bildeten offenbar eine andre Abtheilung im Volk; es waren abhängige Landbesitzer. Ein kirchlicher Kanon, wie es scheint aus dem X. Jahrhundert, unterscheidet ausdrücklich königliche Thane's von denen eines andern Herrn.*) Im Isländischen und Norwegischen sind Vasallen und arme Leute gleichbedeutend. Thane's waren vermuthlich Nachfahren der Hauptleute von den alten Gefolgen. Wie sie späterhin aufwärts im Range rückten, stiegen ihnen die Ceorls nach.

Seit der normännischen Eroberung bildete sich in der Insel zwar auch das Feudalwesen aus, aber anders, als auf dem Festlande. Es ward hier grössere Unmittelbarkeit der königlichen Lehen eingeführt. Jene festländischen Abstufungen in der Lehenshierarchie fielen weg, vermöge deren jeder kleinere Vasall nur ausschließlich mit einem Grössern, dieser wieder nur mit seinem Obern, und dieser nur mit dem obersten Lehnsherrn verbunden war; wie in einem Hause, wo der Küchenjunge nur dem Koch, die Stallknechte nur dem Kutscher, die Lakeien nur dem Kammerdiener, und diese hohen Bediente nur dem Haushofmeister gehorsam seyn wollen, so daß endlich dem Herrn in seinem Hause, wie den Merovingen in ihrem Reiche, nur so viel Ansehn übrig bleibt, als dieser Major domus übrig zu lassen für gut findet. Nicht so in England, wo Wilhelm der Eroberer sich 1085 zu Salisbury, nicht blos von den unmittelbaren Kronvasallen, sondern von sämmtlichen Landbesitzern den Lehnseid leisten ließ. Daraus entsprang strengere Unterwürfigkeit aller Vasallen. Das Recht der Privatfehden war in England kaum gekannt; eigentliche Territorialgerichtsbarkeit selten; kein Unterthan durfte Silber münzen ohne königliches Gepräge und ohne Oberaufsicht der königlichen Oberbehörde. Die daraus erwachsene schrankenlose Macht der englischen Könige verursachte, daß von jeher in den eng-

*) Wilkin's leg. Edwardi 101. auch in den angelsächs. Gesetzen, ibid. S. 71. 144. 145.

lischen Gesetzen kein Ansehn der Person galt, keine ungerechte Ausnahme der höhern Stände von den öffentlichen Lasten, wie auf dem Festlande, oder Ausnahme von beschimpfenden Strafen, oder vom Spruch eines Geschwornengerichts. Der gelehrte Hallam bezweifelt, ob es schon vor dem XIII. Jahrhundert in England eigentliche Leibeigne gegeben habe, und nennt diejenigen, welche sich aus dem Druck und Schlamm der Feudalaristokratie frei bewahrten, „die Wurzel jener Freisassen, (Freeholders) oder der Yeomanry, deren Unabhängigkeit, so wie einerseits der Verfassung, so auch andererseits dem Nationalcharakter der Engländer, die eigenthümlichen Züge aufgedrückt hat."

Die Mißbräuche, welche die Könige von jener ungezügelten Macht in England sich erlaubten, ihr allgemeiner Druck auf die Nation, rief aber auch den allgemeinen Gegendruck der einander gleichberechtigten Unterthanen hervor. So entstand die Charta Magna der Freiheiten. Immer ist der Despot der größte Revolutionär; immer Er, der Freiheit in's Leben ruft.

22.
Die Geburt.

Es gehört noch heutiges Tages, wie ehmals, zu den menschlichen Schwächen, oder Thorheiten, daß der Mächtigere, oder Reichere, sich für etwas Besseres zu halten geneigt ist, als seine Mitmenschen. Aber ohne Macht, ohne Reichthum, sich blos von Geburtswegen für etwas Besseres zu halten, weil die Voreltern einmal Macht und Reichthum besessen haben, schweift in's Gebiet der Narrheit über. Vorzüge, oder gar Vorrechte, durch die Geburt allein ansprechen, ist um so seltsamer, wenn man den Adel des Bluts von Männern auf Männer übergehen lassen will, während die Männer nicht immer beweisen können, daß sie die wirklichen Väter ihrer Söhne sind. Aber sie, als der stärkere Theil von beiden Geschlechtern, als diejenigen, welche die Habe des Hauses ver-

theidigten, welche das Weib von seinen natürlichen Rechten verdrängten, haben sich auch den vermeinten Vorzug des edlern Geblüts angemaßt.

Naturgemäßer und unzweideutiger würden sich die Geblütsvorzüge, wenn deren wären, durch die Weiber fortpflanzen, deren Theil am Daseyn des jungen Sprößlings, und an seinem Fleisch und Blut, in jedem Falle bedeutender und ausgemachter ist. Dieser Kunkel-Adel, der zuverläßigste, den es giebt, der nicht durch die Männer, wie in Europa, sondern folgerichtiger durch die Weiber fortgepflanzt wird, findet sich wirklich in einigen Gegenden vor, wo man es kaum vermuthen sollte. So z. B. unter den Nairen, auf der Küste von Malabar; und sogar unter den Negern von Malimba; freilich sind's etwas ärmliche Völker, die aber, bei ihrem Vorurtheil vom Daseyn eines edlern Geblütes und eines Geschlechtsadels, doch unstreitig verständiger gedacht haben, als unsre außerdem so grundgescheuten Vorfahren und Ahnherren.

23.
Missheurath.

Der barbarische Sieger ging einst mit wildem Stolz durch das Volk hin, welches er unterjocht, und, durch die Last des Joches, zum Rang der Thiere niedergedrückt, zum Treiben und Leben des Hausviehes verdammt hatte. Der vom barbarischen Herrn zertretene Mensch verlor selbst den Sinn für das Menschlich-Edle. Von Mutterleib an einer wüsten Rohheit überlassen, unerzogen, nur zum Dienst dressirt, schien er unerziehbar. Zur Arbeit spornte ihn Furcht vor Stock und Peitsche; seine Klugheit war tückische List; träge Ruhe sein Himmelreich. Kein Wunder, wenn die freie Menschenklasse zuletzt die unfreie, für Geschöpfe ihres Gleichen halten mochte, und auf sie, der sie doch selber von Geschlecht zu Geschlecht alle Laster des Knechtthums eingeimpft hatte, mit einer Verachtung, ja mit einem Eckel herabsah, wie ungefähr der Türke auf den Griechen, oder das Volk der abendländischen Christenheit auf den

schmutzigen Handelsjuden. Bei dem vererbten Abscheu gegen die verworfene Menschengattung ward ehliche Verbindung der Freien mit ihr, nicht, wie eine Mißheurath, sondern wie eine sündige Selbstbesudlung, wie eine Art Sodomie, wie Entweihung der Menschenwürde, wie ein grausenerweckendes Verbrechen geachtet. Unter den Burgundionen,*) wenn ein freies Mädchen einem Knecht beiwohnte, mußten beide sterben; das Mädchen, wie im alten Rom,**) durch die Hand ihrer eigenen Eltern.

Als aber die Sitten der Barbaren milder wurden; als das Christenthum, wie roh es auch noch dastand, den Sklaven wenigstens einiges Menschenrecht gestattete; als sich unter den Leibeignen schon höhere und tiefere Abstufungen gestalteten, und der stolze Leibherr selbst schon nicht mehr das Jus primae noctis verschmähte: blieb nichts destoweniger der Widerwille gegen eheliche Verbindung zwischen höhern und niedern Klassen der Freien und Unfreien. Er blieb, wie die Rangsucht und ihr Hochmuth gegen tiefere Stände. Er ward durch Brauch und Gesetz gestärkt. Die Einführung morganatischer Ehen, der Ehen an linker Hand, in welchen die Person des niedrigern Standes nicht an den Vorrechten des Gatten von höherm Rang Theil hat, ist schon als ein Fortschritt zum Verständigen, als ein Fortschritt in der Gesittung zu ehren.

Das Gesetz über Mißheurathen hatte ehmals einen doppelten Grund: Sicherstellung des eignen Standes, da, nach germanischen Uebungen, auch die bessere Klasse der Dienstbaren, nämlich die „Leute," der „schlechtern Hand" folgen mußten; — zweitens, Sicherstellung der Rechte des Leibherrn, wie noch jetzt in Liefland, oder wo sonst Leibeigenschaft zu Hause ist, und wo man die Verheurathung des Leibeignen, in ein fremdes Gebiet hin, nicht gern sieht, daher sie auch nicht ohne Bewilligung der Herrschaft geschehn kann.

*) Lex Burg. tit. 25.

**) Livius. 39, 18.

Diese leibherrlichen Rechte der Grund= wie der Lehns=herren, in Ansehung der Verheurathung ihrer Vasallen, männlicher wie weiblicher, dauerten auch noch in Zeiten und Ländern fort, wo die Leibeigenschaft aufgehört hat, und der Mensch, statt Eigenthum einer Person, Staatseigenthum geworden ist. Das alte Befugniß des freien Grundeigenthümers nämlich, vermöge dessen der Leibeigne sich nicht ohne Erlaubniß seines Eigenthümers verheurathen dürfte, und zwar bei Strafe der Verwirkung sämmtlicher Habschaft, oder wenigstens einer Geldbuße *), ging auch in das Lehenverhältniß über.

In Frankreich, wo die Könige, als Lehensherren, ebenfalls das Recht in Anspruch nahmen, Töchter ihrer Vasallen nach Belieben zu verheurathen, ließ Philipp der Schöne den Grafen von Flandern, Gui von Dampierre, einkerkern, weil dieser im J. 1294 seine Tochter, mit einer Aussteuer von 200,000 L. dem ältesten Sohn des K. Eduard I. von England zugesagt hatte. Der französische Monarch behauptete, que le comte de Flandre se rendoit coupable d'une sorte de Félonie, lorsqu'il livroit la fille avec une aussi riche dot à un ennemi du royaume. Und im Geiste des Lehenverbandes hatte er Recht. — Eben so trat Thibaut IV., Graf von Champagne, von der Heurath zurück, welche er mit Jolanden, der Tochter des Grafen von Bretagne schliessen wollte, sobald die Königin=Regentin Blanca, Mutter des heil. Ludwig, ihr lehnsherrliches Verbot eingelegt hatte.

Auch in dieser Hinsicht herrschten von den frühesten Zeiten an in England menschlichere, wenigstens männlichere Grundsätze. Ueberall, und in allen Gattungen von Knechtschaft, folgten auf dem Festlande die Kinder dem Stande der Mutter, (partus sequitur ventrem). In England aber bestimmte der Stand des Vaters den des Kindes. Ja, uneheliche, von leibeignen Weibern geborne, Kinder waren

*) Du Cange, voce Forismaritagium.

frei, weil das Gesetz, (vermuthlich aus gutem Grunde), die Freiheit des Vaters voraussetzte. *) Dem ungeachtet wurden, auch auf der britischen Insel die Feudalrechte bei Verheurathungen grob genug gemißbraucht. Frauenzimmer und selbst Männer, erlegten in ihrer blossen Eigenschaft, als Vasallen, dem König eine Geldsumme für die Erlaubniß zu heurathen, wenn sie nicht gezwungen werden wollten, eine andre Person, nach Belieben des Lehenherrn, zu nehmen.

In Deutschland rostete der Standesunterschied beinah schärfer ein, als irgendwo, und in spätern Tagen herber, als in frühern, wo zuweilen auch der Leibeigne noch in den geistlichen Stand aufgenommen und dadurch frei werden konnte, was nachher durch ein Reichsgesetz *) verboten wurde. Obgleich ein Freigelassener (Manumissus) etwas höher stand, als der gemeine Sklav; der Sohn des Freigelassenen (ein libertinus) höher, als sein Vater; der in drittem Grade vom Freigelassenen stammende Freiknecht (Barschalk) höher, denn sie alle, wäre doch die Vermählung einer Barschalken-Tochter mit einem Freien eben so wohl, als mit dem Sohn eines Freigelassenen, als Mißheurath angesehn worden.

In neuern Jahrhunderten bildete sich der Begriff von Mißheurathen im Sinn der Kaste aus, und zwar durch unmittelbare Anmassung dieser Kaste selbst, nicht als verfassungsmäßiges Herkommen, nicht einmal unter dem Vorwande einer ihn begünstigenden öffentlichen Meinung.

24.
Ebenbürtigkeit.

Bei allen Völkern germanischen Stammes, in Deutschland wie in Frankreich und anderswo, war unter den Bewohnern des nämlichen Landes ursprünglich und lange Zeit keine wesentliche Unterscheidung, rücksichtlich der Eheverbindung, als die Stellung des Freien zum Unfreien, nicht des

---

*) Littleton. S. 188. und die Gesetze Heinrichs I. S. 75, 77.

**) Capitulare. ann. 305.

Adlichen zum Unadlichen. In Deutschland gelangten die Anmaßungen des Lehnadels zu einer schnellern und vollständigern Entwickelung, als in andern Gegenden Europens. Die Abstufungen der ehemaligen Knechtschaft verschwanden anderswo früher durch das emporgehende Bürgerthum; letzteres trat sogar in die Genossenschaft des Geschlechtsadels über. Nirgends aber galt der Stammbaum länger und mehr, als bei dem deutschen Adel, zur Beurkundung der Ebenbürtigkeit. Es schien fast, als wär' es hier darauf angelegt, die gesellschaftlichen Stände in eigne Menschenraçen, von besserm und schlechtern Stoff, zu verwandeln.

In Frankreich verblieb das Recht des Mannes, eine Tochter aus niedern Ständen zu heurathen, geraume Zeit, ganz dasselbe, wie es unter der Regierung Hugo Capets gewesen. Die aus der Ehe einer Person höhern und niedern Standes erzeugten Kinder verloren nichts von ihrem Range, wenn nur der Freie sich nicht mit einer Leibeignen verbunden hatte. Selbst, als in diesem Reiche, das Gesetz den Stand des Adels und den Bürgerstand (tiers état) schied, war kein Mitglied des ersten gehindert, eine Tochter aus dem andern zur Gattin zu wählen. Und die Kinder solcher Ehe waren keineswegs von gewissen Würden, Beneficien und Aemtern ausgeschlossen, welche den Gliedern des Adels vorbehalten waren. Selbst, als manche dem adlichen Stande vorbehaltne, Würden nicht mehr jedem Gliede desselben, sondern nur Personen von besondrer Herkunft und edlern Geblütes, ertheilt wurden, verlangten die Könige nicht, daß man der Ebenbürtigkeit der Mutter nachforschen solle. *) Aber die Ansiedlung mehrerer, zum Theil fremden Fürsten und Gesetzgebungen unterworfnen Adelsgesellschaften, wie z. B. die in den Kreuzzügen entstandnen Ritterorden, und die Nachsichtigkeit der Könige gegen Einführung neuer Schranken zwischen Genossen gleichen Standes, führten auch unter den Franzosen

*) Dubos. Hist. crit. de l'établissement de la monarchie Franç. VI, 10.

endlich die vorher unbekannten Ebenbürtigkeitsansprüche ein, die allmälig zu einer öffentlichen, staatsrechtlichen, einseitigen Autonomie des Adels gemacht wurden.

Erst unter Ludwig XVI., erst unmittelbar vor dem Ausbruch der Revolution, nahm die Regierung selber für jene Zunfteinrichtungen des Adels Partei und erhob sie, für gewisse Arten des Staatslebens, zu Reichsgesetzen. Es wurde die Ebenbürtigkeit der Maasstab, um im Heer und auf der Flotte und wo nicht sonst noch? einer Stelle würdig befunden zu werden, wie zur Aufnahme in ein Kapitel, oder einen Orden. Damals erst wurde der Staat adlich; bis dahin war er blos königlich gewesen. Und der Zeitpunkt des ausschweifendsten Vorrechtes ging unmittelbar dem seiner Vernichtung voran, wie es bei allem Unnatürlichen und Widersinnigen der Fall zu seyn pflegt. —

Die Noblesse des XVIII. Jahrhunderts wußte, scheint es, nicht mehr, was sie mit ihrem Adel anstellen sollte und warum er da wäre? denn es gab im Abendland zuletzt keinen Unterschied mehr zwischen Freien und Unfreien. Reichthum, Wissenschaft, Tapferkeit und Talent jeder Art zeigten sich sogar weit glänzender im Bürgerstande. Hingegen wurden andrerseits auch Krämer zu Rittern, Juden zu Baronen, feile Dirnen zu Gräfinnen, Castraten zu Grafen. Man mußte also die Vorrechte des frühern Adels steigern; mußte die Ebenbürtigkeit hervorsuchen; mußte Verdienst und Tugend in den Bürgerstand zusammen drücken, zum Knechtdienst im Staatsleben bestimmen und das Unverdienst krönen. — Das war die Unnatur! Man ging so weit, gesetzliche Mißheurathen für unnatürliche Vermählungen zu halten, während die Unnatur im Gesetz lag, welcher zur Ehe weder Fähigkeit zur Fortpflanzung des Geschlechts, noch Liebe und Gesundheit der Personen, sondern Ebenbürtigkeit forderte, und die Wahl der Ehegenossen auf den engen Kreis einzelner Familien beschränkte. Wer sich aber vermißt, den Ruf der Natur zu verhöhnen, der wird endlich ihren Fluch hören. In

vielen solcher Familien verkündet ihn zunehmende Geistesverarmung, erbliches Gebrechen, selbst Blöd- und Wahnsinn von Kindern zu Kindern sich fortpflanzend.

In Deutschland war es bis zum J. 1740 noch bei dem juristischen Glaubensartikel des Alterthums geblieben: Ubi ingenuus ingenuam duxisset nullum esse disparagium. Erst K. Karl VII. mußte in der Wahlcapitulation versprechen: „keinen aus unstreitig notorischer Mißheurath erzeugten Kindern eines Reichsstandes, oder aus solchem Hause entsproßne Herren, zur Verkleinerung des Hauses die väterlichen Titel, Ehren und Würden beizulegen; vielweniger dieselben zum Nachtheil der wahren Erbfolge, und ohne deren besondre Einwilligung, für ebenbürtig und successivfähig zu erklären, und wo dergleichen vorhin bereits geschehen, solches für null und nichtig ansehn und erklären zu wollen. — Was unter „unstreitig notorischer Mißheurath“ zu verstehen sey, darüber war das gutadliche, heilige, römische Reich leider noch nicht ganz mit sich einig, als es schon von seinem Ende überrascht wurde, welches durch die bürgerlichen Feldherrn-Talente französischer Heere herbeigeführt ward.

25.
Ritterthum.

Die vorherrschende Dienstbarkeit der alten Lehenträger bezog sich auf's Kriegshandwerk. Als im anarchischen Mittelalter bei dem Untergang aller Gemeinwesen und aller öffentlichen Macht die eigne Sicherheit nur in Selbsthülfe zu finden war, baute sich, schon seit den Tagen der letzten Karolingen, jeder Grundherr seine Burg, oder sein Schloß, auf dem Felsen, von wo er, so weit seine Kräfte reichten, unumschränkt gebot. Damit wurden die letzten Spuren jener ältern Hausgenossenschaften ganz vernichtet, die letzten Fäden eines innigern Verbandes zwischen dem Hausherrn und seinen „Leuten“ zerrissen; diese Letztern furchtloser, eigenmächtiger in ihren Lehngebieten und übermüthiger. Sie wurden „Seigneurs.“

Auch nennt sie Sismondi so; doch irrt er, wenn er glaubt, dies habe das Wesen der bisherigen Verhältnisse ganz aufgehoben, und erst den Anfang des eigentlichen Lehnwesens gemacht. *)

Die grössere Sicherheit der ausschließlich mit tüchtigen Waffen versehenen, allein in Waffen geübten, allein in festen Burgen verrammelten, Dienstmannen machte sie jetzt zum mächtigsten und folglich ersten Stand. So bildete sich, an der Stelle der alten Volkshoheit, in allen Gegenden, welche zum Reich der Franken, seit Karl dem Grossen, gehört hatten, eine adliche Oberherrlichkeit, ein Feudal-Königthum. Aus der lehenpflichtigen Dienstmannschaft trat das Ritterthum hervor; denn der Kern der Heere bestand damals aus reichgeharnischter Reiterei. Im X. und Anfang des XI. Jahrhunderts, dem Zeitraum vom Entstehn des vielgepriesenen Ritterwesens, war dasselbe zunächst nur auf Mitglieder der Feudalaristokratie beschränkt. Wie servil aber damals noch diese Aristokratie war, bezeugt z. B. der Vorfall, welchem Wilhelm der Eroberer sein Daseyn verdankte. Der Vater desselben, Robert, Herzog der Normandie, hatte auf dem Schlosse seines Castellans zu Falaise viel mit dessen Tochter getanzt, und verlangte nun nach dem Tanze von diesem, er solle ihm die hübsche Vasallin des Nachts zuführen. Um die Ehre seines Kindes zu retten, schob er statt dessen ein schönes Kürschnermädchen, Harlette, unter, welches sich willig fügte, und in der Nacht so vollständig des Herzogs Liebe gewann, daß es weder den Anbruch des Tags, noch späterhin die Nebenbuhlerin fürchtete, deren Platz es eingenommen hatte. Die Frucht dieser Verbindung war Wilhelm, der seinem Vater im Herzogthum folgte. **)

Damals bildete der berittene, oder ritterliche Lehnsadel noch keine geschlossene Innung. Erst spätere Umstände trugen dazu bei, namentlich die Wirkungen der Kreuzzüge. Erst im

*) Hist. d. F. III, 1.

**) Sismondi III, 5. nach dem Chron. alberici.

XI. Jahrhundert gestaltete sich das Kriegshandwerk, im Geist jener Zeit, zunftmäßig aus. Es wurden zur Meisterschaft in der Kunst grössere Forderungen gemacht. Die Zunft der Lehen- und Ambachts-Leute und die Innungen der Ritterschaft hatten sich um dieselbe Zeit, und unter denselben Umständen gemacht, unter welchen das wilde Faustrecht bald auch die Zünfte der Handwerker in den Städten aufgehn ließ. Erst gegen Ende des XII. Jahrhunderts finden sich die Beispiele unserer heutigen handwerkerischen Zunftschaften. K. Friedrich II. kämpfte in mehreren seiner Verordnungen gegen dieselben. Aber schon Rudolf I. mußte sie förmlich anerkennen. Später entstand auch das gelehrte Zunftwesen der Universitäten, wo man statt der Knappen und Ritter, statt der Lehrjungen und Gesellen, Baccalauren und Doctoren prägte.

Die Wehrhaftmachung des germanischen Jünglings, welche man als erste Erscheinung des Ritterschlages betrachten mochte, hat, wie die Ohrfeige, welche, bei der Freilassung per vindictam, der römische Sklav empfing, wenigstens in sofern etwas Verwandtes mit Ritterschlag, daß eins, wie das andre, symbolisch Entlassung aus der Zucht und Abhängigkeit bezeichnet. Der Lehrjunge und Geselle des Kriegshandwerks, der Wappner und Knappe, der Simplex und Famulus, erhielt die Meisterschaft.

Das Ritterthum bildete allmälig einen neuen Adel, der vom Feudalwesen, selbst vom Zufall der Geburt unabhängig, sich durch eignes Verdienst, durch Tapferkeit und militärische Talente, über den landsässigen Lehenadel hervorhob. Dieser, weit entfernt, eifersüchtig zu seyn, strebte selbst der neuen Würde nach. Viele verdienten ihr Lehen erst, als Ritter. Das abenteuerliche Leben, und die Vorzüge in Kriegen, Fehden und Turnieren, lockten eine Menge der Freien in die Laufbahn, welche so viel Glanz bot. Die jüngern Söhne des Lehnadels, ohne Hoffnung auf ein Erbe, begaben sich in den gemeinen Hausdienst der Grossen, wurden Knappen und Ritter.

Doch irrt man sehr, wenn man die Erhaltung der ritterlichen Würde für ein adliches Vorrecht hält. Auch Bürger, auch Bauern gelangten dazu. Vor der siegreichen Schlacht der Niederländer gegen die Franzosen bei Courtray, im Jahr 1302, empfing Peter König, Zunftmeister der Weber in Brügge, nebst 40 andern Handwerkern, von den niederländischen Anführern Guido von Flandern, und Wilhelm von Jülich, den Ritterschlag.*) — Auch unterscheidet der Syndikus des grossen Rathes von Straßburg im Jahr 1493 sorgfältig in seinem Titularbuche die Ritter aus dem Adel=, Bürger= und Bauernstand, indem er die ersten „Edel=strenge," die andern „Strenge=feste," die dritten „Strenge" nennt. Der bürgerliche Sebastian Schärtli, den der Vicekönig von Neapel im Jahr 1524 nach der Schlacht von Pavia zum Ritter geschlagen hatte, und der, „vermöge seiner ritterlichen Würde," den Marktflecken Burtenbach, nebst der bayerischen After=Mannslehenschaft in der Grafschaft Möhringen käuflich an sich gebracht hatte, ward im Jahr 1534 auch vom Kaiser Karl V. mit dem Adelsbrief beschenkt.**)

Das Ritterthum verhielt sich zum Adelthum, wie die Persönlichkeit eines Menschen zu seiner Habe, wie Ehre zum Gutseigenthum. Daher stieg der Ritter durch persönlichen Werth, den man freilich nur in Tagen der Noth ganz zu würdigen pflegte, über jeden andern empor. Im Geist des Lehenwesens war jeder Höhergeborne in der Feudal=Aristokratie auch geborner Anführer seiner Untergebenen. Aber durch die Geburt vererbt sich nicht, wie die Habe des Vaters, Tugend und Talent. Als im zweiten Kreuzzug der Franzosen unter persönlicher Anführung K. Ludwig VII., die Hälfte des Heeres in Kleinasien, durch Unfähigkeit der hochgebornen Feldherren zu Grunde gerichtet, und die Verzagtheit

*) Giov. Villani L. VIII. c. 55.

**) Seb. Schärtlin's Lebensbeschreibung. Th. I., S. 13. 16. und Beilage 1 und 14.

allgemein geworden war, unterwarf sich die Armee dem Oberbefehl eines unbekannten Ritters, Namens Gilbert, der sie rettete.*) Der König selber gehorchte ihm unbedingt.

Allgemeinere Noth warf aber einige Jahrhunderte später das ganze Lehenthum und Ritterthum aus seinem bisherigen Geleise, welches man doch schon gar schön mit schweren Frachten von allerlei Vorrechten ausgefahren hatte. Die Erfindung des Pulvers nämlich sprengte das Ritterthum in die Luft und machte, wie aus seinen Burgen, auch aus ihm selber eine antike Ruine. Um ein ganz guter Befehlshaber zu seyn, ward es bald nicht mehr genug, das stärkste Pferd, die schönste Waffe, und das vornehmste Wappen zu besitzen, die bisherigen rohen Balgereien von kleinen Haufen übermüthiger Hausknechte der alten Eroberer des Römerreichs mußten nun wieder den geregelten Bewegungen grösserer Heere Platz machen. Der Krieg wurde aus einem Faustwerk zur wissenschaftlichen Kunstsache.

26.
Name und Wappen.

Namen, wie Wappen, hatten ursprünglich unverkennbare Beziehung auf das Grundeigenthum. Welchen zufälligern Umständen sie auch sonst wohl ihr Entstehn zu danken haben, so steht doch ihre Vererbung in offenbarem Zusammenhang mit der Erblichkeit der Lehen und Aloden. Die Geschlechtsnamen sind überhaupt älter, als die Wappen. Die letztern sind in Deutschland, unter dem hohen, herrschenden Adel, erst gegen Ende des XII. Jahrhunderts, unter dem niedern erst im XIII. Jahrhundert, und zum Theil später, erblich und zum Familien-Abzeichen geworden, um Familienansprüche zu bezeichnen. Zur Unterscheidung so vieler sich völlig unbekannter Theilnehmer an den Kreuzzügen, wurden in denselben die Wappen erfunden. Sie dienten als Feldzeichen, woran die Soldaten ihre verharnischten Befehlshaber

*) Sismondi III, 16.

erkennen sollten. Das Kreuz, als erstes Symbol Aller, ward gewöhnlich auch in die ersten Wappenschilde aufgenommen.

Es ist nicht uninteressant, bei dieser Gelegenheit die Richtung oder den Gang der Rangordnungen in der bürgerlichen Gesellschaft zu bemerken; besonders den Gegensatz der morgenländischen Rangverhältnisse des Sultanenthums zu den abendländischen des Feudalwesens. Die orientalische war eine Emanation des vergötterten Despotismus nach unten niedergehend; die occidentalische ein Emporstreben der Knechtschaft gegen den Thron aufwärts. Durch den Amts- und Dienstadel bekamen die servilen „Leute" in frühern Zeiten ein Uebergewicht gegen die Freien, welche Aemter und Lehen und jede Dienstbarkeit für Schande hielten. Nachdem aber die Dienstpflichtigen ihre Beneficien und Lehen erblich gemacht hatten, und soviel galten, als der ehemalige Freie oder Lehensherr, entstand Geschlechtsadel. Dieser wußte sich bald so angesehn zu machen, daß sich Könige etwas einbildeten, sich ihm, als ihres Gleichen, anzureihen. Ludwig XIV. nannte sich den premier gentilhomme seines Reichs. Auch hieß Ludwig der Dicke, so lange sein Vater lebte, der „Junker von Frankreich," le damoiseau de France, und eine spätere Veränderung des Namens änderte nichts in dem alten Verhältniß des ersten Junkers im Lande. Auf die Art gab es zuletzt im ganzen Europa, ausser dem Pabst und Sultan, nur allein den König von England, der nicht, als der erste Edelmann seines Landes, auf dem Thron saß.

Die Würde des regierenden Staatshauptes, oder Fürsten, hat aber in der That mit dem Adel nichts gemein. Dieser kann in der Welt vorhanden, oder nicht vorhanden seyn, ohne Gefahr der Welt. Der Fürst, oder welchen Namen er führen möge, und seine Hoheit ist durchaus nichts Zufälliges, wie der Adel; sondern er ist ein naturnothwendiges Hauptglied im Organismus vom Staatskörper.

27.
Die Ahnherren.

Der Ruhm eines grossen Mannes wirft Strahlen durch die Jahrhunderte hinab auf die spätern Nachkommen seines Geschlechts und Namens. Er ist ein Selbstleuchtendes, von dem die dunkeln Köper beleuchtet und sichtbar werden. Er gleicht der Sonne, welche ihre majestätische Planetenfamilie, aber auch den Misthaufen bestrahlt.

Allerdings hat es für den Erben eines unsterblichen Namens viel Aufregendes, dem Verdienst des Ahnherrn nachzuringen, aber auch eben so viel Demüthigendes, im Glanz der Altvordern, vor aller Welt, als Wicht zu erscheinen und mit dem Namen schon ein trauriges Gefühl zu erwecken. Luther und Zwingli, Shakespear und Newton, Washington und Franklin, Tasso und Napoleon hatten keine Ahnen. Sie waren selbstleuchtende Geistersonnen. Ihre dunkeln Enkel sind uns ganz gleichgültig.

Civilisirte Nationen aller Zeiten legten auf Ahnenschaft keinen Werth. Sie konnte ihn nur bei Barbaren haben, denen es nicht gleichgültig war, von Freien oder Sklaven abzustammen. Denn das Vorurtheil stritt gegen die Letztern. Sobald die allgemeine Knechtschaft aber milder wurde, erweiterte sich auch der Begriff von Freigeborenschaft. Noch der Sachsenspiegel (I. Art. 51.) setzt für diese nicht nur die Geburt von freien Eltern, sondern von Groß- und Ur- und Ureltern voraus,*) denn nur der Freie hatte die mit Freiheit verknüpften Rechte. Schon in den fränkischen Capitularien vom Jahr 644 mußte der Beweis von der Freigeborenschaft durch drei Generationen unknechtischer Geburt geführt werden. Von Kaiser Sigismund bis Friedrich III. rechnete und forderte man zwar sechs Ahnen; allein man zählte nicht blos Ur-

*) Die Glosse zum Sachsenspiegel B. III. Art. 29. sagt: „Das Wort Ahnen ist aus dem Latein gezogen, von dem Wörtlein Anum, welches heisset ein Zagel." — Wahrscheinlicher wohl von anen, zeugen; davon Ahnkel, Enkel.

großeltern, Mann und Frau und Großeltern, sondern auch Vater und Mutter. So waren die drei Zeugungen, bei der freien Geburt, und die vier thurniermäßigen, jenen sechs Ahnen im Grunde gleich.

Die Aufführung von 32 Ahnen bei der deutschen Ahnenprobe, um gewisse Vorrechte zu geniessen, war die Beurkundung eines in Altersschwäche schon halb kindisch gewordnen Hochmuths. Der deutsche Adel dünkte sich sogar adlicher, als der britische. Dieser wurde bei den deutschen Ahnenproben nicht zugelassen, was für die Engländer allerdings ehrenhaft war. Der rohe Anfang und die sinn-arme Verartung dieser Institution verhalten sich zu einander, wie Jugendthorheit zur Altersschwäche, und beide, vereinigt im Wesen unsers europäischen Staatslebens, dem çi devant jeune homme des zwölften Jahrhunderts.

28.
Ritter-Ruhm.

Die Apotheose der Faustſtärke im Ritterthum war jenem finstern Zeitalter verzeihlich. Bei allen Wilden und Barbaren, wie bei Thieren, giebt Leibesstärke eine Ueberlegenheit und damit ein Ansehn. Holzspalter, Sackträger, Schmiede u. s. w. könnten noch heut durch dergleichen Naturgaben glänzen; aber unsre Dichter vergöttern leider diese nützlichen Leute nicht, obwohl sie es mit jedem Roland an Stärke aufnehmen könnten.

Das kriegerische Verdienst der Ritterschaft war aber, genau betrachtet, auch nicht gar groß. Sie erschien, fast bis zur Gefahrlosigkeit, umpanzert und bewaffnet. Wo sich Edelleute im Schlachtfeld gegenüber standen, forderte ihr gemeinschaftlicher Standesgeist sie gewöhnlich zu gegenseitiger grösserer Schonung auf, und ließ sie hingegen desto muthiger über die unbeharnischten, unberittnen, fast wehrlosen Bauern herfallen.

Bei dem Kreuzzug des Adels, unter Herzog Wilhelm IX. von Aquitanien und andern Grossen, im Jahr 1101, be-

merkt Sismondi,*) daß bei der Schlacht, die ihr Heer vernichtete, kaum ein einziger Mann von unterm Range lebendig davon gekommen sey, während die Ritter sich, mit grosser Gewandtheit, fast Alle in Sicherheit zu setzen wußten.

Als sich K. Heinrich I. von England und Ludwig der Dicke, jeder an der Spitze von 500 Rittern, im Jahr 1119, in der Ebene von Bronneville ein Treffen lieferten, meldet der zeitgenössische Geschichtsschreiber Orderic Vitalis in seiner Kirchengeschichte (Lib. XIII.) davon, er habe sich überzeugt, daß nur drei von den vielen hundert Rittern verunglückt seyen. „In der That," setzt er hinzu: „sie waren auf allen Theilen mit Eisen bedeckt; übrigens, sie schonten sich gegenseitig, in der Furcht Gottes, und wegen der Bekanntschaften, die sie unter einander hatten; sie suchten auch weniger die Fliehenden zu tödten, als gefangen zu nehmen.

Dieser gefahrlose Heldenmuth zeigte sich auch prächtig in der Schlacht von Bouviers, als die Ritter von beiden Seiten auf einander trafen, und weder sich, noch ihren geharnischten Rossen, grossen Schaden beibringen konnten. Aber Lanzen wurden gebrochen, Helme und Schilde mit Schwertern gehämmert, wie in einem Turnier; und wie im Turnier rief man auch: Chevaliers, Souvenez vous de vos dames! — Philipp August wurde in dieser Schlacht durch feindliche Fußknechte vom Pferde gerissen und mit ihren Lanzen übel bearbeitet. Sie würden ihn getödtet haben, sagt sein Geschichtschreiber Guillelmus Armorius, „si la main divine et l'excellence de son armure ne l'avoient protégé." — Das Vermögen, sich gute Waffen und Harnische zu verschaffen, war damals die gewisseste Bürgschaft des Heldenmuths, des Kriegsruhms und — der Sicherheit.

Leicht wär' es, eine Menge der Beispiele anzuführen. Die Cavaliers kamen nicht überall so übel davon, wie bei den Schweizern in deren Freiheitsschlachten von Morgarten, Sempach und Näfels. Ihre fast abgöttische Huldigung

*) Hist. de F. III, 11. 14.

der Herzensdame ist freilich sehr romantisch schön. Aber die rohe, sklavische Behandlung ihrer Eheweiber ist nichts weniger, als poetische Galanterie.

Ebenso verhielt es sich ungefähr mit ihrer vielgepriesenen Religiosität. Diese war, wie die Religion des Zeitalters, beschaffen, überhaupt nur Priesterfurcht, nicht Gottesfurcht; nicht Scheu des Gewissens vor dem Allwissenden, sondern Scheu vor dem Geständniß im Beichtstuhl. König Ludwig VII. ließ den, nebst mehreren Rittern gefangenen, Königssohn frei abziehen, weil sie sich in eine Kirche geflüchtet hatten; und weil, bei der Einnahme und Einäscherung von Vitry 1500 Menschen, Weiber, Greise und Kinder, aber sogar auch Reliquien und Heiligenbilder in der Kathedrale verbrannt worden waren, bewogen ihn Gewissensbisse zur Unternehmung eines verwüsterischen Kreuzzuges. Nicht jene 1500 Unschuldigen, deren Jammergeschrei er selbst gehört hatte, und die durch ihn den gräßlichsten Tod erlitten, sondern daß sie denselben in einer Kirche und zwar in einer Domkirche, und noch dazu mit verehrten Heiligthümern, erlitten hatten, das quälte den frommen Mann, der es sonst mit Gut und Blut des Bauernpöbels so genau nicht zu nehmen pflegte. — Richard de l'Aigle, wie andre Ritter seiner Zeit, machte sich kein Gewissen daraus, wehrlose Landleute, die ihn nie beleidigt hatten, die aber seinem Feinde angehörten, niederzustechen. Doch wird seine Religiosität gepriesen, weil er einmal hundert Kriegsgefangne, die er mit sich fortschleppte, freiließ, als sie sich, unter einem Cruzifix an der Landstrasse, bittend zusammengedrängt hatten.

Man entschuldigt dergleichen mit dem Geist des Zeitalters, und will, daß man jene Tiegerseelen nach dem Gesetz ihrer Vorurtheile richte. Es sey! Aber man erkennt, troz dem, worin ihre christliche Religiosität bestand. Die Gesetze der Vernunst und Humanität waren bei ihnen untergegangen, an welchen man allein den Menschen vom Thiere unterscheidet. Aus Furcht vor Strafe unterläßt auch das Thier, ohne alle Religiosität, vielerlei, was es sonst gern thäte.

29.

Des Hofadels Anfang.

Die heutigen Hofämter, die sich, wie ehemals die Amts- und Grundlehen, in gewissen Familien erblich machten, und Erbhofämter wurden, muß man nicht, ihrem Ursprunge nach, mit den handwerksmäßigen Zunfteinrichtungen der Ritterschaft, ihren Edelknechten und Schildknappen (pages et ecuyers) vergleichen, oder daraus herleiten. Die ersten Inhaber von Hofämtern waren besoldete Dienstboten im Hause eines freien und reichen Grundeigenthümers, eines mächtigen Barons, Grafen, Fürsten, Abtes oder Bischofs. Es waren Kinder von Lehenleuten, selbst von Leibeignen. Sie wurden als Hausbediente besoldet, d. i. damals mit Grundeigenthum belehnt. Sie waren das der Herrschaft näherstehende Gesinde, welches auch zu Verwaltungsgeschäften und Sendungen verwendet werden konnte. Erst später wurden Hofämter von Staatsämtern, Leibdienste von Staatsdiensten schärfer unterschieden. Die Dienstverbindlichkeit dieser Haus- und Hofbediente, oder „Ministerialen," ging auf deren Kinder über, und man konnte sich derselben nur durch förmliche „Manumission" (Freilassung), oder Aufgabe des Lehens, dem sie anklebte, entledigen. Zur Verheurathung dieser Hörigen war die Einwilligung des Dienstherrn, wie bei andern Leibeignen, erforderlich. Der Sohn konnte, in der Regel, auf das seinem Vater durch Hof- oder Aunbachtsrecht (jus curiae) verliehene Beneficium keinen Anspruch machen, wenn seine Mutter nicht auch Ministerialin des gleichen Herrn gewesen war. Die Diensthörigkeit des Hofbeamten konnte, wie die von Leibeignen, durch Kauf und Tausch Andern überlassen werden.*) Von dieser Art des Austausches der Ministerialen (concambium) finden sich eine Menge urkundlicher Beweise vor. Das nämliche Verhältniß fand bei den weiblichen Hausbedienten

*) Von der Verächtlichkeit der Ministerialen, die sich anmaßen, Adliche zu heißen, (nunc ambiunt dici Nobiles). Aeußerungen genug in Goldast rer. aleman. I. 115. Cranz in metropol. L. 1. c. 2.

(foeminae ministeriales) statt. Laut einer Urkunde vom Jahr 1274 sollen sie der Herrin Tag und Nacht treu dienen (die noctuque servire debeant fideliter). Unsre hoffähigen Edelleute waren also nur servi majores, höhere Knechte, wobei sie immer erbeigne Leute (homines proprii) blieben.*)

Zu welchem Behuf die damaligen Hofdamen die noctuque und die Hofbeamten gebraucht worden sind, ersieht man aus der, noch zur Zeit des Kardinals Wolsey, Ueberschrift einer Thür seines Pallastes: „Domus meretricum Domini cardinalis.“ Unter Eduard II. von England empfing Thom. v. Warblynton ein Lehen in Hampshire, weil er Hurenmarschall in der Haushaltung Sr. Majestät war, nebenbei auch Scharfrichter verurtheilter Missethäter, und nebenbei noch Aufseher von Maas und Scheffel in der königlichen Wirthschaft.**) In Deutschland, dem Vaterland der „blutreinsten Ahnenprobe,“ waren die Grafen von Henneberg mit dem „Frauenhause,“ — der oberste Kampfrichter Hans Rukendorfer mit dem „gemeinen Frauenhause zu Wien“ im Jahr 1395 förmlich belehnt.***)

Wie seltsam es auch scheinen mag, den Ursprung des Hofadels, des vornehmsten, in dieser Ministerialität und Haushörigkeit suchen zu müssen, so ist es doch geschichtlich ausgemacht, daß derselbe gerade da, und nur da zu finden ist. — Es läßt sich erklären, daß diese Ministerialen, wenn auch nicht gleich anfangs, nach und nach eine Art geheimen Raths-Collegiums im Kabinet ihrer Gebieter bildeten, später die einflußreichsten Staatsbeamten werden konnten. Das machte sich auf dieselbe Weise, wie zur Zeit Ludwigs XIV. und seines Nachfolgers, die nächsten Umgebungen des königlichen Nachtstuhls zu einem lohnreichern Vertrauen gelangten, als die, des königlichen Throns; oder, wie noch in unsern Tagen, eine spa-

*) Viele Thatsachen in de la Curne de Ste. Palaye von Klüber übersetztem Werke.

**) Camders Britannia. Vol. 1, p. 181.

***) Klüber l. c. und auch III. p. 271.

nische Camarilla zu eben so grossem, wenn auch nicht öffentlichen, Ansehn und Einfluß kam.

Uebrigens vertrug sich in alten Zeiten, mit dem Adel, knechtische Dienstverrichtung sehr wohl. Auch hieß es damals im Sprüchwort: „Ein Edelmann mag Vormittags zu Pfluge gehen, Nachmittags zum Turnier reiten.“ Damals war dem Adel Arbeit keine Schande. Später erst entstand das Vorurtheil, daß gewisse Geschäfte, selbst Handel und Kunstbetrieb, unwürdig des Adels sey. Das Vorurtheil scheint hin und wieder noch fortzudauern, wie der dem H. Ternaux in Paris unlängst angebotene Baron-Titel, mit beigefügter Erlaubniß darthut, sein Fabrikwesen, troz seiner Baronisirung, fortzusetzen.*) H. Ternaux, ein zu verständiger Mann, lehnte sowohl den Adel, als die ihm gnädigst bewilligte Dispensation ab.

Der alte, ächte, freie Adel auf seiner Allode mochte sich Anfangs immerhin gegen die Anmassungen der Hofdienerschaft empören, wenn diese sich Adlichen gleich stellen wollte. Die Zeit kam aber bald, daß die Leibdienerschaft zum glänzendsten Ehrenamt wurde, und selbst der freie Adel buhlte darauf um die Gnade Bedienter eines Königs zu werden. So machte es schon im Jahr 1118 der Graf von Anjou zu einer Bedingung seines Friedens, mit Ludwig dem Dicken, daß er von diesem, als Großseneschall von Frankreich anerkannt werde, indem er behauptete, das Recht, an Ceremonientagen die Schüsseln auf den Tisch des Königs aufzutragen, sey eine mit der Grafschaft Anjou verknüpfte Verrichtung und „Würde.“

30.

Die Tugend der alten Ritterwelt.

Man kann es den alten und neuen Ritterromanen, und unsern romantischen Dichtern verzeihn, wenn sie die Galanterie und Frömmigkeit, den Zartsinn und die Tapferkeit des alten

*) Unter Ludwig XVIII., im Jahr 1819.

Ritterthums im schönsten Licht verherrlichen. Aber sie haben damit der Wahrheit geschadet, wie die Geschichte sie giebt; sie haben entschieden falsche Vorstellungen von jenen Barbaren und ihren Sitten verbreitet, so daß selbst Leute, die sich für Geschichtsmänner, sogar für philosophische, ausgeben möchten, in ihrer süßlichen Sentimentalität davon, wie von überirdischen Erscheinungen, faseln. *)

Wenn man die hochgerühmte Frömmigkeit und Galanterie der Ritter genauer kennen lernen will, muß man die Novellen der Italiener, die Dichtungen der Provençaden, oder, wenn man keine Poeten will, Geschichtsforscher, Chroniken des Mittelalters, selbst die Bewundrer der Chevalerie lesen, die aufrichtig und ehrlich Thatsachen melden. **) Man wird wahrnehmen, daß die ritterliche Frömmigkeit roher Aberglaube war, daß die Liebeshändel von Handwerksburschen des XIX. Jahrhunderts zwar nicht so pedantisch, aber auch gewiß nicht so unzüchtig sind, als die der Paladine des XII. und XIII. Jahrhunderts.

Aberglaube und grobe Sinnlichkeit gereichen der übrigen Ritterschaft eben so wenig zum besonderen Vorwurf, denn es waren Wirkungen des Zeitalters, als ihr der edlere Sinn und Geist einzelner Männer, wie eines Bayard, eines Sidnei, zum Lobe gereicht; denn diese waren über ihren Stand und ihre Zeiten erhaben. Sie waren mehr, denn nur adlich; sie waren edel, wie noch heutiges Tages in diesem Stande herrliche Männer stehn, würdig selber Ahnherrn ihres Geschlechts zu seyn.

Selbst Rechtlichkeit, Höflichkeit, Großmuth der alten Ritter muß man nicht zu hoch anschlagen. Sie hatten deren nicht mehr, als Andre, im geselligen Leben. Dies schon an sich geringe Verdienst eines humanen Sinns verlor aber dadurch den wahren Werth, daß es blos eine adliche Standeshumanität geworden war; daß, mit der verfeinertsten Höflich-

*) Man lese zum Ergötzen nur den Art. „Ritterwesen" im Brockhaus'schen Conversations-Lexikon.

**) Wie St. Palaye T. II. S. 62. und 68. erste Ausgabe.

keit und Güte gegen die Standesgenossen, sich scheußliche Gefühllossigkeit gegen andere Mitmenschen paarte. Im Allgemeinen, wie zahllose Beispiele jener Tage beweisen, war nur der adliche Gefangene der Großmuth seines Besiegers werth; nur die Ehre des ebenbürtigen Fräuleins dem Schutze der Ritter empfohlen. Nur dem Ritter oder Knappen standen die Keller des gastfreien Hausherrn offen, in dessen Schlosse es, für den Unadlichen, kaum ein anderes Plätzchen gab, als — ein Burgverlies.*)

Bei den deutschen Rittern, die von jeher ihren meisten Werth in Kämpfen, Fehden und Kriegen suchten, scheinen wohl eben deßwegen jene geselligern Tugenden, auch nicht einmal als zunftgenössische, grosse Fortschritte gemacht zu haben. In Frankreich war das Ritterthum schon im XII. Jahrhundert das ausgebildetste; aber im gleichen Zeitraum das unmenschlichste durch Wollust und Grausamkeit. Strassenräuberei, so lange sie nicht Lehn- oder Ritterschaft beeinträchtigte, galt eben nicht für gar unanständig; war zur Blüthezeit der französischen Ritterschaft gewöhnliche Beschäftigung des Adels. Es gab keine Unthat, die sich nicht jeder stärkere ungestört erlaubt hätte. Wer Lust hat, die raffinirten Martern zu lesen, die ein Robert Valesme, ein Eustache von Breteul, ein Thomas de Marne u. a. m. am armen nichtadlichen Gefangenen verübten, findet zum Ueberfluß davon bei'm Ordoric Vitalis und dem Abt Guibert von Noyon Meldungen, oder in Thierrys Geschichte der normännischen Eroberungen.

Wilhelm IX. von Poitiers, der älteste Troubadour und einer der lüderlichsten grossen Herren seiner Zeit, ließ für seine Beischläferinnen ein eignes Haus mit ganz klösterlichen Einrichtungen bauen, in welchem dieselben, je nach ihren Fortschritten in den Künsten der Zügellosigkeit, als Aebtissinnen, Priorinnen u. s. w. ihren Rang einnahmen. — In Eng-

*) Man vergleiche nur z. B. die Collection compl. des Mem. relatifs à l'hist. de France. II, p. 198. ff. oder Froissard. I, 136.

land herrschte ähnliche viehische Ueppigkeit und kaltblütige Grausamkeit, was Alles dann, unter den Standesgenossen, wie ein lustiger Wachtstubenspaß, behandelt wurde. Der britische Adel befand sich wohl dabei. Er baute sich, im Zeitraum von 18 Jahren (vom Jahr 1136 bis 1154), nicht weniger als 1115 Burgen in seinem Vaterlande. Von diesen aus gingen die gepanzerten Raubthiere ihrer Beute nach. In Griechenlands Heroenzeit waren es die Heroen, welche dergleichen Ungeheuer ausrotteten; in der ritterlichen Heldenzeit waren die Helden, in ihrer Mehrheit, die Ungeheuer selbst.

Und doch bestanden dabei die strengsten Begriffe von Ehre. Allein diese strengen Begriffe waren von eigner Art. Dem damaligen Adel galt nicht das, was allgemein recht ist, sondern nur das, wozu er bevorrechtet war, ehrenvoll. Er behielt sich diese Ehre vor; die Ehrlichkeit überließ er gemeinen Leuten. Seine Schulden mit Grobheiten zu bezahlen, oder Wort und Eid zu brechen, that der edelmännischen Ehre keineswegs Eintrag; und am wenigsten, wenn noch dazu bei wichtigen Anlässen die kirchliche Dispensationsgewalt, (der päbstliche Löseschlüssel,) oder etwaniger Mangel einer Förmlichkeit, klüglich benützt werden konnte. Die Geschichte fast aller grossen und kleinen Herren des Mittelalters ist nichts, als eine Reihe beschworner, und mit erkaufter geistlicher Genehmigung, ja sogar auf geistlichen Befehl, gebrochener Verträge. Das zufällig abgegangene Siegel an einer Urkunde war hinreichend, daß selbst der treuherzige Joinville dem heil. Ludwig anrathen konnte, *) nun den Erben der Gräfin von Boulogne um sein Erbtheil zu bringen. Und Ludwig der Heilige, troz seiner Heiligkeit, trotz seiner ritterlichen Ehre, war unehrlich und gewissenlos genug, sich dieses Streiches zu freuen.

So bestand unter dem französischen Adel auch die herkömmliche, ganz ehrenhafte Sitte, sich für erlittene Beleidigungen von einem Standesgenossen, nicht an diesem persönlich, als

*) Joinville's Leben desselben und dazu Ducange's 40te Anmerkung.

seinem Beleidiger, sondern an irgend einem nahen oder entfernten Angehörigen desselben zu rächen, und zwar hinterrücks durch tückischen Ueberfall, an einem Unschuldigen, der von Allem nichts wußte.*) Diese Sitte gab natürlich zu endlosen Mördereien Anlaß. Auch in Italien ward sie gegen Ende des XIII. Jahrhunderts, zuerst in Pistoja, gemein, als sich die Guelfen, in die schwarzen und weissen, trennten. Rache am Beleidiger selbst zu nehmen, sagt Sismondi,**) hätte blos für Züchtigung desselben gegolten; sie mußte, um mehr zu kränken, auf einen Unschuldigen fallen.

Ich will nicht vom Ehrenpunkt der adlichen Damen, von den weiblichen Gerichtshöfen der Liebe und des Anstandes, von den bewunderten Minnehöfen reden. Sie endeten im XIV. Jahrhundert zu Avignon am Hofe Clemens VI., mit einem sehr adelichen Bordel. Die Vorsteherin des Minnehofs war eine, im Punkt der Ehre sehr empfindliche, Dame aus dem sehr edlen Hause der Chabbots, „la plus brave courtisane, qui fut dès long tems en Provence“ sagt Nostradamus,***) die den frommen Prälaten und Höflingen des heil. Vaters Mätressen lieferte.

Zu den beliebtesten Freuden und „nobeln Passionen“ des Adels gehörte bekanntlich auch die Jagd. Sie war für die Sicherheit der Landbewohner und für die Erhaltung der Feldfrüchte vortheilhaft, die unaufhörlich von einer Menge des Gewildes bedroht waren, meint nämlich St. Palaye. Aber diese gemeinnützigen Heldenthaten des Adels wurden, wie die schwersten Verbrechen, bestraft, sobald sich ein Andrer, der nicht zu den privilegirten Ständen gehörte, einfallen ließ, sie zu verrichten. Man hegte das Wild, und der gemeine Mann mußte mit Schrecken erfahren, daß sein Leben weniger galt, als das einer Rehkuh oder eines Hirsches. Ludwig XI. in Frankreich verbot den Unberechtigten das Erlegen eines wilden

*) Beaumanoir Cout. de Beauvaisis. ch. 60.

**) Hist. d. rep. ital. ch. 24.

***) In seiner vie des poëtes provençaux.

Thieres bei Strafe des Stranges. Enguerrand von Couci ließ drei junge Edelleute aufknüpfen, die in sein Gehege gekommen waren. H. v. Inteville, Bischof von Auxerre, ließ im Jahr 1531 einen Jagdbedienten, der aus der Falknerei einige Vögel verkauft hatte, kreuzigen. K. Franz I., der ritterliche König, der Vater der Wissenschaften und Künste, war in noch höherem Grad, auch der Vater der Jagdlust; gleichwie Katharina von Medicis, nicht nur die beste Giftmischerin, sondern auch die beste Jägerin ihrer Zeit war. K. Franz II. gerieth in wahrhaft ritterlichen Zorn gegen die, welche ihn zu tadeln wagten, wenn er die Prinzen, vornehmen Damen und Fräulein in den Wald mitnahm, um den Hirsch in Brunft zu betrachten.

Von der Grausamkeit der zur hohen Jagd Berechtigten in Deutschland, von der ehemaligen barbarischen Gesetzgebung in dieser Hinsicht, will ich kein Wort sagen. Das Alles ist zu bekannt. Gegen Menschenmörder wurden kaum qualvollere Todesstrafen erfunden, als gegen Wilddiebe. Heil diesen, wenn sie mit einer folterähnlichen Kerkerqual durchkamen, ungefähr wie die, welche vormals, doch nicht der Jagd willen, in der Lombardei mit dem carcere duro gesetzlich bestand.

31.
Adel und Volk im Mittelalter.

Kein vernünftiger Mensch wird bezweifeln, daß auch im ritterlichen Adel der Vorzeit vortreffliche Menschen waren, in so weit es ihnen Ton der Zeit, Vorurtheil und Standessitte zu seyn erlaubte. Sich über die herrschenden Verblendungen und Gebrechen des Jahrhunderts zu erheben, liegt nicht in der Macht Aller, auch der Vortrefflichsten.

Ich bin oft versucht worden, die Schilderungen des mittelalterischen Adels von damaligen Zeitgenossen, in ihren Chroniken und Romanen, für Inspirationen des gemeinsten Hasses und Neides der Schriftsteller zu halten. Aber selbst die Bewunderer, selbst die demüthigen Schmeichler, verhehlten das

ungeheure Sittenverderbniß nicht. In den Gedichten und Romanen des XIV. Jahrhunderts fingen die Poeten erst an, zwar nicht grössere Reinheit der Sitten an ihren adlichen Helden zu preisen, aber doch die unsittlichen Gefühle wenigstens auf zartere Weise zu äussern. Und wenn man sie nicht für treue Stimmen von der Denkart ihrer Tage gelten lassen will, so muß man doch Urtheile und Thatsachen von damaligen Geschichtschreibern für gültig anerkennen. Der alte Froissard ist unter ihnen der anerkannt unbefangenste und naivste des XIV. Jahrhunderts. Zu seiner Zeit war der Hof des Grafen von Foix, genannt Phöbus, in dessen Wohnsitz zu Ortez, der glänzendste und gebildetste. Froissard selbst nennt diesen Grafen das Muster und die schönste Blume der Ritterschaft. Und doch hatte dieses nämliche Muster der Ritterschaft seinen Vetter meuchlerisch umgebracht, und seinem eignen Kinde, weil es einmal nicht essen wollte, im Jähzorn den Hals abgeschnitten, was Froissard mit merkwürdiger Zartheit erzählt.

Was Peter von Blois, ein Schriftsteller spätestens aus dem XIII. Jahrhundert, von der Ritterschaft seiner Zeiten erzählt und von ihrer Ueppigkeit im Kriege, giebt uns keine bessere Ansichten. Zogen sie in's Feld, sagt er: so gingen ihre Packpferde gebeugt unter der Last von Vorräthen und Geräthen, welche die Unmäßigkeit im Essen und Trinken mit sich führt: non ferro sed vino, non lanceis sed caseis, non ensibus sed utribus, non hastis sed verubus onerantur. Ihre Schilde waren überall mit Gold bedeckt; aber sie brachten sie* zurück, wie sie sie mitgenommen hatten, virgines et intactos. *)

In Bezug auf das schon erwähnte adliche Räuberhandwerk war Frankreich schon im XI. und XII. Jahrhundert was Deutschland, (wo sich Alles, bis auf das Lehenwesen, langsamer einstellte,) erst, nach Verfall der kaiserlichen Macht, zwei Jahrhunderte später zu werden begann. Schon

*) De la C. de Ste. Palaye. Anmerk. zur 5ten Abhandlung.

unter den Capetingen ward Strassenraub ein ganz gewöhnlicher Zeitvertreib und Erwerbzweig der (Seigneurs châtelains) grossen und kleinen Burgherren. Die Strasse von Paris nach Orleans, den beiden größten Städten des Reichs, stand im Ruf die unsicherste des ganzen Landes zu seyn. Die Montmorencys, die Beaumonts, die Coucys und so manche andere Stammväter der erhabensten Geschlechter, zeichneten sich in dieser ritterlichen Freibeuterwirthschaft aus, sie, deren Nachkommen in den Vorzimmern folgender Könige das Volksvermögen auf ihnen noch weit vortheilhaftere, obgleich mildere, Weise ausbeuteten.

Noch 1555 schrieb Montluc, eine der letzten Blumen der Ritterschaft, (in seinen commentaires): „Gefangene bis auf die Haut auszuziehen, wenn es Personen von Stande sind, welche die Waffen tragen, ist niederträchtig." — Aber gegen die Wehrlosen und Friedlichen so zu verfahren, wenn sie nicht „von Stande" sind, ward keineswegs gescholten. Das mahnt noch an den Adel aus den spätern Zeiten der Thurniere, dem, in seinem Hochmuth, damals schon der neue nach „Knoblauch und Pfeffer" roch. Vermuthlich hätte er, wie der ihrige, nach Schweiß und Blut eines geschundenen Volks riechen müßen, um in den Schranken zu erscheinen, ohne die ritterlichen Geruchsnerven zu beleidigen.

Was von Frankreichs, Italiens und Englands Adel im Mittelalter galt, blieb bekanntlich auch dem in Deutschland nicht fremd. Hier war, wie dort, das zertretene Volk Beute und Spott der privilegirten Willkühr. Deutschland mit seiner erwerbenden Bevölkerung in Städten und Dörfern, und seinem plündernden, hochmüthigen Adel in Schlössern und Burgen, hatte ungemein viel Aehnlichkeit mit dem heutigen Zustand Abessyniens, où les nobles méprisent, maltraitent et dépouillent autant qu'ils le peuvent, les bourgeois et les gens du peuple, und wo die Adlichen ebenfalls demeurent séparément, les uns des autres, dans des bourgades ou des hameaux differens, la noblesse dans

les uns, la bourgeoisie dans les autres, et les gens du peuple encore dans d'autres endroits. *)

Nach den gesetzlichen Graden der Gewalt, welche der Adel über das Volk des Abendlandes hatte, stufte sich auch sein Rang empor. Nach Ducange **) mußte sich ein adlicher Gutsherr, der hohe Gerichtsbarkeit besaß, mit einem zweibeinigen Galgen begnügen; ein Kastellan oder Burgherr hingegen stellte einen dreibeinigen auf; aber der Galgen eines Barons stand auf vier Pfählen! — In Aragonien besassen Gutsherren, die nicht mit hoher Gerichtsbarkeit ausgestattet waren, das auf ein Gesetz vom Jahr 1247 begründete Recht, das Abscheulichste, den Verbrecher im Gefängniß Hungers sterben zu lassen. —Genug davon! —

Die Behauptung ist ziemlich allgemein geworden, daß die bürgerliche Freiheit dem Feudalwesen ihren Ursprung zu verdanken habe. Dafür spricht allerdings die Wahrnehmung eines allgemein knechtischen Zustandes überall da, wo es keinen Adel, im Sinne des Feudalwesens, gab; eben so auch die Wahrnehmung der, dem Feudalwesen abgeborgten Formen der Freiheit, namentlich der englischen. — Aber eben so ziemlich allgemein ist auch die Verwechslung der zwei wesentlich verschiednen Bestandtheile des Feudaladels geworden, der vertragsmässigen Dienstbarkeit, und der angemaßten erblichen Vorrechte. Nicht den letztern, sondern den erstern hat die europäische Freierwerdung ihren Ursprung zu danken; nicht dem Adel, der nach und nach hervorging aus jener Vermengung der Bestandtheile, sondern jener Klasse von „Leuten," die ursprünglich den ersten Bestandtheil bildeten. Diese Klasse war es, die, bei allmälig verändertem Eigenthum, den Uebergang der zahlreichen Leibeignen in den Stand der Freien vermittelte. Wo ein solcher Mittelstand fehlte, entwickelte sich der Stand der Freien erst spät, und gewöhnlich durch plötzliche Umwälzungen. Die Beispiele Polens, Ungarns und der asiatischen Völker einerseits, anderseits Nor-

*) Lettres édifiantes. 4te Sammlung.

**) S. Furca, in den coutumes de Poitou.

wegens, Schwedens u. s. w., wo das Verhältniß vertragsmäßiger Dienstbarkeit früh bestand, dienen für beiderlei zu Belegen.

Aus Rechten, mögen diese Anfangs noch so kärglich bewilligt worden seyn, ersprießt endlich ein Recht für Alle, eine bürgerliche Freiheit; — nie aber und nirgends ein Recht Aller, aus Vorrechten.

32.
Adel und Thron im Mittelalter.

Man spricht heutiges Tages viel vom „monarchischen Princip.“ Man will es, und besonders in größern Staaten, mit vollem Recht, nicht durch republikanische, oder richtiger zu sagen, demokratische Principe verwirren und verderben lassen. Aber man denkt nicht daran, daß der Monarchie nicht minder die aristokratischen Grundsätze und Institutionen Gefahr bringen können und gebracht haben, so wie es nicht nur demokratische, sondern auch aristokratische Republiken giebt.

Wahr und scharfsinnig belehrt uns Montesquieu: „das monarchische Princip zerstört sich, sobald wahre Ehre mit öffentlichen Ehrenstellen im Widerspruch steht, (l' honneur avec les honneurs,) und man zugleich mit Unwürdigkeiten, und Würden, bedeckt seyn kann. — Das monarchische Princip zerstört sich, wenn gemeine Seelen auf Vorzüge stolz sind, die sie vielleicht nur ihrem knechtischen Wesen danken; und die da glauben, daß das, was sie dem Fürsten schuldig sind, sie von dem entbindet, was sie dem Vaterlande zu leisten haben.“ *)

Wenn dies der Fall ist, so lag offenbar nicht die Bewahrung, sondern das Verderben des monarchischen Princips in dem pflichtmäßigen Wesen der Dienstehre des Adels. Denn eben diese Trennung der Verhältnisse zum Lehensherrn und zum gemeinen Wesen, eben die Uebertragung aller Verpflichtungen gegen dieses, auf jenen, war es, was dem Er-

*) Esprit des loix, VIII. 7.

stehen der Feudal-Aristokratie zum Grunde lag. Der belehnte Dienstmann, das heißt, der Edelmann, der, im Widerstreit beider Pflichten, einer andern, als der Stimme seines nächsten Herrn hätte gehorchen wollen, würde seine Ehre, wenn auch nicht im edleren, doch im adlichen Sinne des Worts, verletzt, und wenn auch nicht sein Bürgerrecht im Staat, doch sein Leben, seinen Dienstlohn, verloren haben, und das von Rechtswegen. Aber man hat auch bemerkt, daß das Lehenwesen, eben in seiner höchsten Blüte, weit entfernt, die Monarchien Europens zu beleben und zu erhalten, dieselben vielmehr in eine Menge unabhängiger Herrschaften zerbröckeln ließ, so wie es der grossen und kleinen Lehensmänner gab, mächtig genug, ihre Selbstständigkeit erblich zu behaupten. Die Geschichte Deutschlands, Frankreichs, Italiens u. s. w. belehrt, wie die Könige, die eigentlichen Oberhäupter ihrer Völker, in Folge jenes engen Dienstverbandes, der sie, statt mit freien Unterthanen, mit einem übermüthigen Hausgesinde, umringte, oftmals ihre Throne, immer aber ihre Würde einbüßten. Nur erst spät und allmälig und mit verdunkeltem Glanze erhoben sich auch wieder ihrerseits die grösseren Gutsherren, um da, wo sie sonst als Volkshäupter gewaltet hatten, nun als Landesherren zu herrschen.

Durch Uebertragung der Staatswürden in Familienbesitzungen waren die Grafschaften und Herzogthümer schon erblich geworden, als sie noch nicht unter den Gliedern der Familie theilbar waren. Dittmar von Merseburg, der die Verfassung von Deutschland zu seiner Zeit sehr genau kannte, scheut sich keineswegs, den Herzogen und andern Grossen die zunehmenden Gewaltthätigkeiten und Hemmungen der Justiz zuzuschreiben; zu erklären, daß sie es mit dem Kaiser nicht aufrichtig meinten; mit geheimen Umtrieben (occultis insidiis) fremde Mächte gegen ihn aufwiegelten; ihn in weitaussehende Streitigkeiten vergarnten, damit er nicht frei regieren könne.*) Sehr bemerkenswerth ist, wie man damals eine „Freiheit

*) So auch Schmidt Gesch. d. Deutschen. V, 9.

deutscher Nation“ immer im Mund führte, die am Ende doch nur, in Abhängigkeit des Reichsoberhauptes von seinem hohen Adel, und in Schutzlosigkeit des Volks, bestand. Und nachdem die Fürsten von ihrer Dienerschaft ausgeplündert waren, sorgten diese mit eben dem Eifer dafür, ihnen nichts wieder zufallen zu lassen. Die Macht wohl manches nachher grossen Hauses begann, da die Macht manches Andern zu Grunde ging, mit gemeiner Bauernschinderei und Unterdrückung schutzloser Freien. Johannes Müller giebt davon ein erläuterndes Beispiel*) in der Geschichte Guntrams, eines Stammvaters des Hauses Habsburg, der nach Verlust seiner reichen Lehen, sich auf sein Erbgut (terra aviatica) im Aargau begab und dort die freien Landleute auf ihren Aloden unterdrückte, ohne daß sie bei Kaiser und Reich Schutz finden konnten.

Als sich die angesehenen Gutsbesitzer in ihren Gebieten eine gewisse Souveränetät gegen die Untergebenen anmaßten, mußten sie es sich hinwieder gefallen lassen, wenn ein Mächtigerer, auch sie, sobald sich Gelegenheit darbot, auf die nämliche Weise niederdrückte. So verschlang nach und nach einer den andern. So entstanden in den Ländern neue Königreiche und landesherrliche Rechte, die man ehemals nicht gekannt hatte. So entwickelte sich z. B. in Frankreich allmälig das Recht der dortigen Könige, Steuern auszuschreiben, die sie anfangs bittweise forderten und, gegen Reversalien, als freie Gabe, (don gratuit,) empfingen. Philipp der Schöne war der erste, der eine Steuer, zum Krieg gegen Flandern, eigenmächtig erhob, und, auch nach dem Kriege zu erheben, eigenmächtig fortfuhr. Man fing an in der Person des Königs den Souverän und den „Seigneur Suzerain“ d. i. den Landesherrn und obersten Lehnsherrn zu vereinigen. In einer Ordonnanz vom 1. April 1315 ist schon von „Majestätsverbrechen“ die Rede, einem Begriffe, der an die Stelle desjenigen, der Felonie des Feudalwesens, zu treten begann. Die Juristen legten dem Könige in seinem Reiche „kaiserliche

*) Gesch. d. Eidsgen. I., Kap. 12.

Rechte" bei. Beaumanoir, der gegen Ende des XIII. Jahrhunderts lebte, hielt noch jeden selbstständigen Baron für souverän bei sich; Boutillier*) nennt den König von Frankreich aber schon roi et empereur en son royaume. Alphons X. von Castilien legte sich den Titel Empereur des Espagnes bei. Dahin gehört auch die imperial crown of England u. a. m.

Was, bei'm fortschreitenden Wachsthum fürstlicher Macht und Gewalt, der europäische Adel auf seinen Gütern an Souveränetätsrechten verlor, gewann, oder behielt er wenigstens, an Vorrechten, Freiheiten, Ehren und Privilegien, durch welche er, ohne alles eigne Verdienst, sogar wenn er unbemittelt, oder verarmt seyn mochte, über alle andre Mitglieder des Volks erhöht stand. Seines Namens wegen behielt er den Vorzug, am Hofe des Königs, in der unmittelbaren Nähe des Fürsten, zu erscheinen. Ihm allein waren die höchsten Aemter und Würden des Staats und der Kirche, die obersten Stellen im Heer, vorbehalten. Er genoß die besondern Unterstützungen des Landesherrn, Befreiung von öffentlichen Lasten; mildere Bestrafung der von ihm begangenen Verbrechen, so lange diese nicht gegen den Thron selbst, sondern nur gegen Glieder der untern Stände verübt waren. So darf es nicht befremden, wenn der Edelmann, zum Schutze der Vorrechte, die er, ohne alle Mühe, vom Zufall der Geburt gewonnen, eben auf diese seine Geburt höhern Werth, als auf alle Tugenden und Verdienste legte, durch welche einer, oder einige, seiner Vorfahren zuerst, und mit Recht, Auszeichnung erworben hatten; wenn er Mißheurathen, als Selbstvernichtung seiner Ehre, ansah, und eine lange Reihe ebenbürtiger Ahnen als sein bestes Erbtheil betrachtete. Der Adel ward dadurch kein blosser Stand mehr, sondern eine Kaste im Volke, die, in sich abgeschlossen, keine Vermischung mit denselben einging. Von adlichem Herkommen zu seyn, war kein eitles Vorurtheil, sondern ward eine Realität von Werth.

*) Somme roy. Tit. 34.

33.

Die Städte.

Während brüderlich Adel und Geistlichkeit des Mittelalters zusammenstanden und zwischen dem Fürsten und seinem Volke eine Scheidewand bildeten; während sie das Volk, dessen Schutzwehr sie gegen die Tyrannei des Throns heissen wollten, zertraten und aussogen; anderseits den Fürsten, indem sie sich, zur Aufrechthaltung der Monarchie gegen Aufstände des Pöbels, unentbehrlich glaubten, bald mit Verschwörungen umringten, bald entthronten, und so gegen beide, offnen oder heimlichen, Krieg führten, um, für eignen Vortheil, beide von sich abhängig zu machen: trat eine neue Erscheinung in der gesellschaftlichen Verfassung hervor. Es waren die Städte. Es entstanden Bürgerschaften. Die bisherige Alleinherrschaft des unbeweglichen Vermögens, des Grundeigenthums, ward gebrochen, wie sich Hüllmann *) treffend ausdrückt; neben ihr erhob sich eine Mitherrschaft des beweglichen.

Eine der nützlichsten Wirkungen von der Erblichkeit der Lehen war eine grössere Aufnahme der Landwirthschaft, bei grösserer Sicherheit des Besitzes, gewesen. Leibeigne sogar hatten Freiheit, und durch ihre Thätigkeit kleine Erbzinsgüter erworben, indessen Andre durch Betreibung von Handwerken und Handelschaft sich vor Rückfall in Leibeigenschaft bewahrten. Damit keimte also ein neuer Stand auf, dessen Bedeutsamkeit im Laufe weniger Jahrhunderte zunahm.

Das Entstehen der Stadtgemeinden, oder Bürgerschaften, war mithin nichts weniger, als ein Werk der Großmuth und Weisheit einzelner, sey es weltlicher oder geistlicher, Machthaber, sondern theils durch Behauptung aller aus römischer Zeit hergebrachter Rechtsame, theils durch Zwang äusserer Naturverhältnisse, theils durch Selbsthülfe der Verzweiflung geschaffen.

*) Städtewesen des Mittelalters. I., 3.

Die Behauptung und Ausbildung hervorgebrachter Rechtsame aus frühen Zeiten zeigte sich, als Grund neuerer Bürgerschaften, in mehreren Gegenden Italiens, des südlichen Frankreichs, zum Theil selbst Deutschlands, wo das römische Municipalwesen nie ganz zu Grunde ging. Da wohnten in den alten Römerstädten keine Sklaven, sondern noch freie Leute, die ihre Privilegien nie vergassen; sie selbst gegen des Nordens einbrechende Barbaren aufrecht hielten, und schon im X. und XI. Jahrhundert Anfänge machten, ihre ältern Freiheiten, in neuer Form, geltend erscheinen zu lassen.

Der fortwährende Kampf mit der Natur, welche den Ansiedlern in manchen Landschaften den Erdboden streitig machte, legte, wie im nördlichen Deutschland, zu den Freiheiten und Rechtsamen der schon erwähnten Deichgenossenschaften, wie in den Niederlanden zu denen der wichtigsten Gemeinden, Gent, Brügge, Ypern, Lille, Arras u. s. w. den Grund. Hier war die Anlage eines Polders, die Austrocknung einer von Kanälen durchzogenen Landstrecke, hinreichend, ein Gemeinwesen zu stiften, welches, ohne besondre Freiheiten, nicht bestehen konnte. Auch hatten die Grafen von Flandern und andere niederländische Herren zeitig begriffen, daß ihr Reichthum nur vom Wohlstand der Unterthanen abhängig sey. Diese allgemeine Wahrheit, welche man in vielen Ländern noch heute nicht versteht, lag ihnen so dicht vor den Augen, daß sie, selbst von der stupiden Rohheit des damaligen Adels, nicht übersehen werden konnte.

Eine dritte Entstehungsart der Stadtgemeinden ward, besonders in Deutschland, das Bedürfniß der Vertheidigung gegen die verheerenden Züge der Magyaren.

Aber die überall wirksamste und allgemeinste Veranlassung zum Entstehn der Stadtgemeinden gab die Nothwehr der Verzweiflung in den von Freien, Freigelassenen und Leibeignen bewohnten offnen Flecken, in welchen der wehrlose Fleiß, Jahrhunderte lang, Beute des überall brandschatzenden Adels gewesen war. Man befestigte da die offnen Orte mit Ring-

mauern; man bewaffnete sich da zum Widerstand; wählte sich Anführer, die in Friedenszeit obrigkeitliche Verrichtungen erhielten; suchte sich Schutzherren, oder verbündete sich mit andern starken Gemeinden. So entstanden Eidsgenossenschaften, oder Conföderationen, also im Sinne der Unterdrückten genannt, Verschwörungen im Sinne der Unterdrücker. Wie ähnlich ist die Veranlassung zur Eidsgenossenschaft der Hansestädte, jener spätern der Schweiz. Die meisten der alten Bundesurkunden (namentlich z. B. die von Chaumont) sind ausdrücklich nur gegen die Bedrückungen der adlichen Herrschaften gerichtet. — Fürsten, Könige und Aebte, die selber nicht dieses Raubgesindels Meister werden konnten, begünstigten die Gründung der Volksburgen gegen die Räuberburgen des Adels. Sie gaben den Bürgern Rechte, oder verkauften ihnen solche, um Geld zu erhalten. Besonders trug gegen Ende des XI. und im ganzen XII. Jahrhundert die Leidenschaft der Kreuzzüge bei, den Bürgerschaften Freiheiten, Grundstücke, Oberherrlichkeiten, Gerichtsbarkeiten u. s. w. zu veräussern, um Ausrüstungskosten zu bestreiten.

So riefen auch hier die Verbrechen stolzer Gewalt die Tugenden der Freiheit wieder in das verknechtete Europa zurück.

34.
Zünfte. Patriciate.

Wie die Bürgergemeinden ursprünglich kriegerische Richtung hatten: so waren auch die Zünfte Abtheilungen des städtischen Kriegsheeres. Es lag also in der bürgerschaftlichen Grundverfassung, daß jeder weltliche Stadtbewohner zu einer Zunft gehören mußte. Waffenpflichtigkeit schloß Zunftpflichtigkeit in sich. *)

*) In manchen Städten waren wohlhabende berittne Bürger, mit Stadtlehen, zum Roßdienst, versehen und von den zu Fuß dienenden Handwerkern (Zünften) unterschieden. Sie hiessen Constabler, (constabularii).

Aber nicht lange, so führten diese Zünfte, welche mit einem Vertheidigungskampfe gegen die Uebermächtigen und Uebermüthigen begonnen hatten, auch ihrerseits, als in sich abgeschlossene Gewerbscorporationen, monopolisirend einen Angriffskrieg gegen die Schwächern. In der allmäligen Entwicklung des städtischen Zunftwesens offenbarte sich ebenfalls der verderbliche Einfluß des Feudalgeistes jener Zeiten. Wohl hieß es, zur Beschönigung der den Gewerbfleiß einklemmenden Zunftprivilegien, daß sie zum Besten des Volks, (eine Phrase, die zu allerlei taugt,) zur Verdrängung der Pfuscherei, zur Vervollkommnung der Gewerke dienten. Aber die Zünfte thaten nicht anders als die Edelleute. Sie machten die Industrie, wenn auch nicht den Mann, zu ihrem Leibeigenthum. Folge war, daß sich bei ihnen die natürlichen Begriffe von Recht und Rechtlichkeit, von Standesehre und Ehrlichkeit, eben so toll verkehrten, wie bei den Edelleuten. Die Vorrechte der Innungen, Gilden, Zünfte u. s. w. sind so gut, wie die des Adels, Haupthindernisse einer wahrhaft sittlichen Ausbildung der Gesellschaft geworden.

In allen Städten wählte ursprünglich die ganze Gemeinde ihre Obrigkeiten, Richter und Anführer im Kriege; sie war, und wer anders? die selbstherrliche Verwalterin und Vertheidigerin ihres Gutes und Rechtes; sie beschloß Krieg, Frieden und Bündnisse; sie war ihre Selbstgesetzgeberin. Manche Bürgerschaften übertrugen die Anführung im Kriege auch kampferfahrnen Rittern; andere nahmen zu ähnlichem Behufe wackere Männer des benachbarten Landadels in ihr Burgrecht auf; andere hinwieder verbannten den Adel ganz und gar, und sprachen die Nichtberücksichtigung seiner behaupteten Vorrechte offen aus. So z. B. sagt das Hamburger Stadtrecht:*) „Es sollen keine Ritter oder rittersmäßige Personen in dieser Stadt oder Weichbilde wohnen.“ Aehnlich verfuhr das lübische Recht gegen Lehengüter von Fürsten und Herren.**)

*) Theil I., Tit. 2. Art. 1.

**) B. II. Tit. 3. Art. 2.

Der Bürger mußte auch sie, wie sein übriges Eigengut, bei der Stadt versteuern.

Wie immer und überall gaben Reichthum des Geistes und der materiellen Glücksgüter, auch in Städten, leichten Zugang zu den ersten, obrigkeitlichen Stellen. Der gemeine Handwerker verließ nicht ohne Noth Webstuhl oder Amboß; die Seinigen mußten Nahrung und Kleider haben. Selbst von Bürgern des Mittelstandes, von Kaufherren, Kunstarbeitern und vermöglichen Eigenthümern, gab sich nicht leicht jeder dazu her, unentgeldlich der Verwaltung, oder Leitung des gemeinen Wesens vorzustehn. So übertrug man in der Regel die höheren Aemter tüchtigen Männern der reichen Bürgerfamilien, oder auch des in der Stadt verbürgerten Adels. — Als nicht nur Ehrgeiz, sondern auch Eigennutz, der Vornehmern Rechnung dabei fand, an der Spitze städtischer Geschäftsführung zu stehn, wußten die Vorsteher sich und die Ihrigen durch jedes Mittel in diesen obern Stellungen zu erhalten. Sorglose Gleichgültigkeit der übrigen Bürgerschaft, oder Gewohnheit des Herkommens in derselben, erleichterte das Spiel. Gewisse Aemter wurden auf längere Dauer, endlich auf Lebenszeit ertheilt; die oft stürmischen Versammlungen der ganzen Gemeinde wurden nach und nach seltner, endlich gar nicht mehr abgehalten. Ein Ausschuß der Bürger, oder grosser Rath, der, statt jener Versammlungen, die Angelegenheiten der Stadt und ihre Rechte besorgen sollte, ward bald, aus dem blossen Stellvertreter des Souveräns, der Souverän. So ging allmälig ein neuer Adel aus den Beamtungen hervor, die, für eine gewisse Zahl bürgerlicher Geschlechter, erbliches Recht geworden waren; ein Stadtadel, ein Patriciat. So entstanden von selbst neue Abstufungen in der städtischen Bevölkerung. Der ritterliche Patricier*) bildete einen besondern Rang gegen den eigentlichen Stadtadel, oder den nicht wehrständischen Altbürger. Niedriger, als beide, war der wohl-

*) Daher der in Urkunden des Mittelalters häufig vorkommende Ausdruck miles burgensis.

habende Mittelstand, die in Mayland sogenannte Motta*) (populus crassus, pinguis, ditior, nobilior). Drunten befanden sich die vermögenslosern, daher rechtsärmern Bürger; die Klasse der Neuburger, und der Einsassen.

Auf diese Weise gestaltete sich gemach, wie in Fürstenländern um den Thron, auch in Städten eine mit angemaßten, erblichen Vorrechten versehene Aristokratie. Doch war der durch Amtssuperiorität entsprossene Stadtadel lange Zeit nicht so fest auf der Basis grossen Grundeigenthums gestellt, als der Landadel in seinen Burgen, Baronien und Grafschaften; daher lange Zeit wandelbarer und im Range minder geachtet. Bei seiner grössern Unnatürlichkeit, fühlte er die Nothwendigkeit gewaltsamer Behauptung einer Usurpation, die nicht im Boden weitläuftiger Landstrecken, sondern nur in Uebungen, Meinungen, künstlichen Ortseinrichtungen, Wurzel gefaßt hatte. Die patricischen Aristokratien zeichneten sich daher fast überall durch ihren Argwohn, ihre Härte, ihren Groll gegen jede Opposition, ihre List, ihren Aerger gegen ein unter ihnen aufstrebendes, höheres Talent aus. Um sich eine Art natürlicher Ueberlegenheit gegen Mitbürger und Unterthanen zu sichern, mußten sie bei denselben Erwerbung allzugrossen Reichthums, allzugrosser Geistesbildung, abwehren, und ausschließlich den patricischen Kindern vorbehalten. Sie hinderten also, ihrer Natur wegen, was umgekehrt Fürsten in ihren Staaten auf jede Weise, ihres Intresses wegen, beförderten. Die Aristokratien waren in dieser Hinsicht noch schändlichere Regierungsformen, als es die hierarchischen seyn konnten, weil die Priesterherrschaft, wenn auch Wissenschaft und Aufklärung des Volks, doch nicht Reichthum in ihm scheut; Polen, Venedig, mehrere Schweizeraristokratien lieferten Belege.

*) Ein altgermanisches Wort, Gesammtheit oder Versammlung bedeutend. Im Angelsächsischen Mot oder Gomot; im Niederländischen und Schwedischen Mut, Mote.

Daru bemerkt*) mit vollem Recht: „De toutes les conditions réservées à la misère humaine la pire après l' esclavage, c' est d' être obligé, de courber la tête sous la domination de plusieurs. — Cet état a existé de fait, jamais de droit. —Là, où il y a un prince unique, l'interêt du prince ne peut pas être separé de celui de la nation; — là, où le prince est collectif, (dans les aristocraties,) ces deux interêts sont opposés necessairement."

35.
Uebergänge.

Die Theilbarkeit der grossen Lehen, die hin und wieder, wo männliche Erben fehlten, auch an das weibliche Geschlecht, als Kunkellehen, übergehn konnte, vermehrte die Ungleichheit des adlichen Grundbesitzes. Es würden dadurch noch grössere Abstufungen im Adel selbst, zwischen reichen und armen Edelleuten, geworden seyn, wäre nicht das Ritterwesen, Alles ausgleichend, eingetreten. Die Verschiedenheiten, die aus dem verschiedenen Umfange der Macht und des Vermögens hervorgingen, blieben zwar; aber nicht mehr sie, sondern ganz andere Rücksichten bestimmten den Rang. Die Ritterwürde war in dem ärmsten Junker, wie in dem mächtigsten Könige, sich gleich. Der Weg, zu ihr zu gelangen, immer derselbe; das Ansehn, das ihr gehörte, das nämliche. Während anderer Orten, aus Familienrücksichten, die Theilbarkeit der Lehen immermehr in Abnahme gerieth, blieb die Fähigkeit zum Ritterthum den jüngern, wie den ältern Söhnen ritterlicher Geschlechter, gemein. Es bildete sich, vermittelst dieses Vorrechts, ein umfassenderes Band unter allen. Die ritterliche Geburt vertrat, als Abzeichen und wesentliches Merkmal des Adelthums, die ehemaligen Wirkungen des Grundbesitzes.

---

*) Daru Hist. de la rep. de Venise XIV. 1.

Es ward der Adel, ohne alle Rücksicht auf Vermögen und Macht, immer bestimmter zur blossen Kaste, das heißt, zum erblichbevorrechteten Stand von Geburtswegen, wie es, aus gleichem Grunde, die Braminen, die Radschaputra's, die Ubaischja's, die Bunianen u. s. w. der Hindu's sind. Was ursprünglich im Feudalwesen Vortheil des Herrn gewesen, wurde nun zum Vorzug seines Dieners; und wie Dienstpflichten, weder durch Cession, noch Annahme an Kindesstatt, Andern übertragen werden konnten, so auch nicht die Vortheile des Dienstes, sobald einmal diese jene überwogen. Geschlechtslasten verwandelten sich also in Geschlechtsvorzüge; und der Adel mußte wohl so erblich werden, wie die Leibeigenschaft es war. Er bestand durch Gewohnheit und Vorurtheil der Fürstenhäuser, und durch Unterhaltung dieses Vorurtheils von Seiten des ritterlichen Adels selber, der die Masse der Höflinge bildete, und auf diesem Wege seine Prärogativen zu mehren suchte. Er bestand, ohne sich endlich auch nur das zufällige Verdienst des alten Feudalwesens erwerben zu können, der, wenn sein Vortheil damit verknüpft war, sich doch wenigstens dem Despotismus widersetzen konnte, zum Schutz der Freiheit, oder der Freiheiten.

Indem der Adel an sich, ohne inneren Gehalt bedeutungsloser werdend, anfing, seiner vollen Nichtigkeit entgegen zu gehen, weil das, wodurch er sich einst geltend gemacht hatte, verloren ward, und die ehemalige Lehenmiliz sich in stehende Heere verwandelt, die gesetzgebende Gewalt sich in den Händen autokratischer Fürsten concentrirt hatte, das weiland allein wichtige Grundeigenthum von der Macht eines beweglichen Reichthums immer mehr überflügelt ward: traten die gesellschaftlichen Formen des europäischen Abendlandes aus der Feudalmonarchie in den Absolutismus der Monarchien über.

In Frankreich machte sich dieser Uebergang am frühesten und leichtesten, weil sich hier die römische Verfassung, die ehemalige Macht des öffentlichen Herrenrechtes,

bei Niederlassung germanischer Barbaren, am tiefsten mit deren ursprünglich freiern Einrichtungen verschlungen, und dieselben endlich sogar überwuchert hatte. (Siehe oben Nro. 10.) In Deutschland und andern nordischen Gegenden, wo Rom die Völker noch nicht in dem Grade mit seinem Wesen identificirt hatte, behauptete sich mehr altgermanisches Leben, kriegerisches Gefolge, nachher Lehendienst; hausväterliche Hoheit, mit der mildern Dienstbarkeit der Leibeigenschaft und deren Abstufungen, statt römischer Haussklaverei. Daher waren in Frankreich die Ueberbleibsel der altgermanischen Verfassung, die unabhängigere Stellung der Lehenträger, die Reichstage und Landtage, die Parlamente und Cortes u. s. w. kaum beachtungswerth. Denn die Etats généraux standen, ohne geschichtliche Begründung, ohne Wurzel in den Gewohnheiten und Gesinnungen des verrömerten Volks. Sie waren dort eine im königlichen Kabinet ausgearbeitete Regierungsmaschine, ein politisches Preßinstrument zur Erlangung reicherer Steuerausbeuten. Sie leisteten gelegentlich, wenn es um den Bruch von Verträgen und Versprechungen zu thun war, auch wohl dieselben Dienste, zu welchen sich die Dispensationsgewalt der Päbste nicht immer willig gebrauchen ließ. Sie nahmen, wenn man ihrer nicht mehr vonnöthen hatte, ein eben so unbemerktes Ende, als sie ein bedeutungsloses Daseyn gehabt hatten. Die deutschen Landtage und Reichstage hatten freilich zuletzt einen ähnlichen Ausgang, aber einen weit spätern.

36.

Kraft des Schiesspulvers.

Der Barbar will gekriegt haben; im Kampfe erscheint für ihn der höchste Werth, das glänzendste Verdienst des Mannes. Bei den germanischen Kriegernomaden war jeder Freie, sobald er waffenfähig ward, kriegspflichtig. Ansässig geworden, galt bei ihnen dasselbe noch im Heerbann. Aber die Verbindlichkeit, jedesmal persönlich im Heerbann zu erscheinen, ward schon frühzeitig Vielen lästig. Man blieb aus.

Es mußten Strafen gegen Ausbleibende verhängt werden. Freien Eigenthümern wurde nicht einmal, wie wir heutiges Tages sagen würden, ohne „Staatsgenehmigung" die Priesterweihe, die sie dem Militär entzog, erlaubt. Mehrere Capitularien verordneten gegen die, welche nicht zum Heerbann kamen, herbe Strafen. *) Kaiser Lothar verschärfte sie bis zur Vermögensconfiscation und Verbannung. Zur Zeit Karls des Grossen mußten die zum Heerbann Gehörigen, vermöge ihres ihnen verliehenen Eigenthums, den Dienst im Kriege auf eigne Kosten leisten; eben so die Vasallen solcher grossen Herren; die Herren dem Vaterlande, die Vasallen ihrem Herrn.

Als aber, im Feudalwesen, der Staatsverband zum blossen Dienstverband geworden war, verlor sich die Unentgeldlichkeit der Leistungen immer mehr. Schon K. Konrad III. mußte den Reichsvasallen und Ministerialen für ihre Kriegsdienste gewisse Vergütungen in Gelde, oder andern Bedürfnissen gewähren; und ein Gleiches mußte von den Fürsten hinsichtlich ihrer Vasallen geschehn, so daß dieselben, schon damals, einzelne Kriegsleute, für baaren Sold und auf gewisse Zeit, in Dienst zu nehmen pflegten. Die bekannte Gräfin Mathilde hatte deren aus allerlei Völkerschaften; Deutsche, Franzosen, Britannier und sogar Russen. **)

So kam der Söldnerdienst allmälig in Gang. Das mir bekannte erste Beispiel davon gab K. Stephan in England, dem Wilhelm von Ypern, dieser erste Condottiere, niederländische Miethlinge (Brabançons) zuführte. Zwar Heinrich II. verabschiedete sie bei seiner Thronbesteigung; aber schon im Jahre darauf (1159) folgte er, bei Gelegenheit seiner Fehde gegen den Grafen von Toulouse, dem Beispiel seines Vorgängers. Er ließ jedem seiner Barone die Wahl, sich mit einer ansehnlichen Summe vom lehnpflichtigen Kriegsdienst loszukaufen; und für dies sogenannte „Scutagium" nahm er eine Truppe Brabançons in Sold.

*) Capitul. Caroli M. I. tit. 14 §. 13.

**) Schmidt's Gesch. d. D. V., 12.

In Italien und Deutschland blieb es üblicher, die eigentlichen Dienstmannen zu besolden, oder Condottieri in Dienst zu nehmen, welche feile Kriegsknechte zusammenwarben. Noch ganz in der Lehenform, leistete nur der Werbeherr dem Fürsten oder Staate, welchem er seine Söldnertruppen zuführte, förmliche Eidspflicht; hingegen schworen seine Soldaten nur ihm allein. Dies war sogar noch in einem spätern Zeitraum des europäischen Kriegswesens, bei den gemietheten Kriegsknechten im XV. und XVI. Jahrhundert der Fall. So schloß Graf Andreas von Sonnenberg, als „Diener von Haus aus" im Jahr 1503 mit Bischof Veit von Bamberg auf drei Jahre eine Capitulation ab.

So entfernte sich der Feudaladel immermehr von seinem ursprünglichen Zweck und Werth. Obwohl vorzugsweise zum Kriegsdienst bestimmt, trug er nicht einmal zum Schutze der Völker oder der Fürsten etwas bei; vielmehr gab er ein unübersteigliches Hinderniß des Bessern im Heerwesen ab. Bis zum XIV. Jahrhundert findet sich auch nicht die geringste Spur einer planmäßigen Anordnung der Schlachten, geschweige denn der Feldzüge. Diese Vernachläßigung der Kriegswissenschaften hatte, wie Hallam richtig bemerkt,*) keineswegs etwa in der Vorliebe der Edelleute für Künste des Friedens ihren Grund. Sie entsprang aus der damaligen Verfassung und Denkart der bürgerlichen Gesellschaft. Der zuchtlose Geist der Lehensvasallen und die wetteifernde Gleichheit des Ritterthums widerstrebten auf einerlei Weise jenen Abstufungen des Ranges im Heere, jener Subordination, vermöge deren gleichsam nur Ein Sinn und Gedanke die zahlreichen Massen beherrscht und lenkt. Auch hatte sich die Unzulänglichkeit der Feudalmiliz und der Ritter-Heere schon lange vor dem Gebrauch des Schießpulvers ganz unverkennbar zu Tage gelegt. Die bessere Mannszucht und grössere Einübung der mailändischen Reuterei waren hinreichend, die bepanzerten Junker, Baronen, Grafen aus dem Felde zu jagen, welche mit Kaiser

*) Hallam, III. 2.

Ruprecht, im ersten Jahr des XIV. Jahrhunderts, auf ihren schwerfälligen Streitrossen nach Italien gezogen waren. Schon unter den Spiessen und Morgensternen der Schweizerbauern hatten sie den Ruhm einer Tapferkeit einbüssen müssen, den sie ehmals in der Wehrlosigkeit ihrer Gegner, oder in der Undurchdringlichkeit der eigenen Harnische, gefunden hatten.

Aber die Kraft des Schießpulvers, sobald es erfunden und allgemeiner im Gebrauch war, hob Zweck und Verdienst, alle bisherige Bedeutsamkeit der Ritterlichkeit auf. Eine physikalische Erfindung änderte die ganze Gestaltung des Kriegswesens. Der gemeinste Lohnknecht hob den adlichsten Grafen aus dem Sattel und hätte dieser 32 thurnierfähige, ebenbürtige Ahnen gezählt; der Schwächling nahm es mit jedem Roland auf. Der Kern des Ritterthums verwesete; die Spreu und Hülse, der Name allein blieb noch übrig; aber — schwamm dennoch oben auf. Zur guten Kriegsführung ward Talent, ward Genialität erfordert; aber dergleichen ist kein Erbstück des Hauses.

Je entbehrlicher der Adel zur Stärke eines Heers ward, und je nothwendiger zur Heerführung das Talent, um so mächtiger und unabhängiger fühlten sich die Fürsten ihrem Adel gegenüber. Sie schufen stehende Heere und mit diesen zugleich bleibende Auflagenlasten, zur Erleichterung und anfangs mit erkaufter Bewilligung des Adels und der Stände. So sagt Philipp de Comines ausdrücklich,*) daß K. Karl VII. in Frankreich, der den Grund zu stehenden Heeren durch seine Ordonnanzcompagnien gelegt hatte, daß er Steuern und Auflagen, ohne Bewilligung der Reichsstände angefangen habe, einzuführen, und daß die grossen Herren dazu, für ein gewisses Geld (pour certaines pensions) stimmten, das ihnen, wegen der in ihren Gebieten bezogenen Steuern, verheissen ward. An manchen Orten wurden die ehemaligen Ritterdienste der Lehnträger in die Abgaben der sogenannten Ritterpferde verwandelt, doch nicht ohne Zustimmung von jenen, besonders

*) P. d. Comines Memoires VI. 7.

wo sie mittlerweile, als Landstände, zu politischen Rechten gelangt waren. Im Braunschweigischen widersetzte sich die Ritterschaft allen Ansprüchen dieser Art mit gutem Erfolg. Sie behauptete: die alten Dienste seyen schon dadurch vergütet, weil sie gestattet hätte, ihre Gutsunterthanen den allgemeinen Landesösteuern unterwerfen zu lassen.*) Mit andern Worten, die eigentlichen Dienstpflichtigen hielten sich von aller Dienstpflicht entbunden, weil die, welche ihnen zum Behuf des alten Dienstes frohnen und steuern mußten, diese Dienste dem Fürsten noch einmal zu leisten und zu bezahlen hatten.

37.

Der Grundherr, Landesherr.

Die Geschichte der westeuropäischen Barbarei und Staaten-Entwicklung ist eine lange Verkettung von Handlungen, in denen unaufhörlich der Stärkere den Schwächern zertritt, der Grössere den Kleinern verschlingt. Die germanischen Häuptlinge mit ihren Kriegerhorden kamen und unterjochten sich Länder und Völkerschaften des römischen Reichs. Der Sieger zahlte die Männer seines Gefolges mit Alloden; die Obersten und Hauptleute wurden Beamte über grössere Landstriche, bekamen Amtslehen, und waren mit den Wehrmannen ihrer Gauen dafür zum Heerbann pflichtig. Der Häuptling oder König behielt einen Mehrtheil der Güter, als Belohnung, wie freies Eigenthum. Die Herzoge und Grafen machten ihre Amtslehen endlich zu Erblehen, dann zu wahrem Eigenthum. Die mächtigern Vasallen plünderten wieder die kleinern; die Fürsten hinwieder ihre grossen und kleinen Vasallen; die Könige endlich die kleinern souveränen Fürsten und Herren; mediatisirten sie, und concentrirten alle polititischen Gewalten und Rechte in Gewalt und Recht des Throns. Es ging nach Darwin's grossem Naturgesetz: „Iß und werde gegessen.“ Am schlimmsten fuhr bei diesem Spiel der zahlreiche geringere Adel. Er verlor, wie durch das Schießpulver seine mili-

*) Runde Gesch. d. P. Rechts. §. 360.

tärische Bedeutsamkeit, so durch den Grundsatz der absoluten Alleinherrschaft, seine politische.

Anfänglich war das Staatsoberhaupt nicht Landesherr. Er besaß, wie jeder Freie, ein erbeignes Gut. Die Terra dominica, (ein späteres Wort,) bezeichnete damals denjenigen Theil einer Landbesitzung, den sich der Eigenthümer zum unmittelbaren Besitze und zur eignen Bewirthschaftung vorbehielt, und keinem Vasallen oder Leibeignen zur Benutzung einräumte. Dies beweisen die Gesetze der germanischen Völker und eine Menge vorhandener Urkunden. Auch waren bekanntlich die gutsherrlichen Einkünfte der Fürsten lange Zeit hindurch ihre einzigen, regelmäßigen und sichern Einkünfte. Erst mit allmäliger Unzulänglichkeit der Domänialeinkünfte bildete sich, wie am deutlichsten aus der Verfassungsgeschichte Englands ersichtlich ist, der von der Noth inspirirte Begriff einer höhern, aber auch geregeltern Würde des Staatsoberhauptes, welcher die sämmtlichen Bedürfnisse des Staats nicht einzig aus dem eignen Hausgut zu bestreiten verpflichtet sey. Die dunkeln Vorstellungen von „einem Reiche" wurden überhaupt zunächst, durch Uebertragung römischer Titulaturen und Formen auf fränkische Herrscher, unter den Europäern des Mittelalters geweckt. Jene freiwilligen Geschenke, welche die Franken ihren Königen bei den Versammlungen auf den März- und Maifeldern zu bringen pflegten, woraus endlich regelmässige Gaben, zuletzt Abgaben wurden, bestanden selten aus baarem Gelde, sondern aus Waffen, Pferden und Naturalien. Sie wurden vom Kämmerer entgegengenommen, der nicht etwa unter dem „regierenden Herrn," (denn einen solchen, im heutigen Sinne des Wortes, gab es nicht,) sondern unter der Königin, unter der verwaltenden Hausfrau, stand, nach herkömmlicher deutscher Art des Hauswesens.*) Wie sich aus Eigenthumsrecht Regierungsrecht, aus Güterbesitz Landesherrlichkeit bildete, auch in Deutschland, haben Möser (in seiner osnabrück'schen Geschichte),

*) Hincmac de ord. palat. n. 22. opusc. 14.

Lang (in s. Gesch. des Abgabenwesens,) u. a. m. vortrefflich gezeigt. — Hinwieder wie, in alten Zeiten, grosse und kleine Gutsherren, selbst noch während der Feudalrechte, einander gleich standen, bezeugt, besonders in Bezug auf Frankreich, auch Montesquieu (XXVIII. 29.), Frankreich war in Pays de domaine du roi und in Pays des Barons getheilt. Der König selbst erkannte die Souveränetätsrechte geringerer Gutsherren an. Es gab, laut den Etablissements de St. Louis, damals Pays de l'obeissance du roi und daneben Pays hors l'obeissance du roi. Was bei den Franken Census hieß, war ökonomisch, nicht fiscalisch, genommen, nur Privateinnahme, nicht öffentliche. — Erst spät und langsam verwandelten die mächtigern Grundherren, bald unter'm Einfluß äusserer, nothwendiger Umstände, bald durch Schlauheit oder Gewaltthat, reinprivatrechtliche Verhältnisse in staatsrechtliche.

Weil eines Gutherrn Weib, die Hausfrau, nicht selber in öffentlichen Angelegenheiten mithandeln, nicht unmittelbar alle Lehenpflichten erfüllen, nicht zum Krieg ausziehen konnte, war sie von der vollen Erbfolge ausgeschlossen. Bis zum X. Jahrhundert blieb die weibliche Thronfolge in Europa fast beispiellos. Die Regierungen Irenens (J. 797) und Theodorens (J. 1054) scheinen selbst den entarteten Byzantinern etwas Unerhörtes gewesen zu seyn. Als endlich, im XI. und XII. Jahrhundert, unbedingte Erblichkeit der Lehen, wenigstens in Frankreich, Anerkennung fand, geschah davon auch auf die Königreiche Anwendung, die ziemlich insgesammt in die Hände ehemaliger Vasallen gefallen waren. Von da an häuften sich die Beispiele des Ueberganges grösserer Besitzungen, ja ganzer Königreiche, auf die weibliche Linie. Lehen und Länder, zu blossen Gutsherrlichkeiten geworden, vererbten sich, wie jedes andre Privateigenthum. — Dabei konnten nur die mächtigern Landbesitzer oder Fürsten gewinnen; die beschränktern pflegten meistens einzubüssen. Von da an ward der Staat zur Domäne des Besitzers; Land und Volk,

desselben Hauseigenthum. Wenn auch anfangs noch von den grössern Vasallen und Gutsbesitzern im Lande beschränkt, nahm der Fürst dennoch, wo und wie er konnte, einen Theil der gesetzgeberischen Gewalt um den andern an sich, und früher noch die Bestellung und Ausübung der richterlichen Gewalt. Somit sah sich der Adel von Jahrhundert zu Jahrhundert immer herber in seinen politischen Vorrechten verkümmert.

Unter den germanischen Völkern war die Rechtspflege über Freie nirgends, als Regierungsgewalt, vorhanden, sondern als genossenschaftliche Privatsache. Sie offenbarte sich im Allgemeinen nur in schiedsrichterlicher Art, von „Erbmannen“ oder „guten (d. h. mit Grundeigenthum ansässigen) Leuten“ verwaltet, und zwar nach übereinstimmenden Rechtsgrundsätzen oder herkömmlichen Rechtsgewohnheiten. Noch in den fränkischen Zeiten zeigt sich diese Ordnung in der Institution der „Rachinbergi, Regineburgi“ oder Reigen-Bürger, erwählter Schiedsmänner, die, bei'm Aufgebot zur jedesmaligen Gerichtsversammlung von Seiten königlicher Beamten, der Reihe ihrer Namen nach, erschienen, über ihres Gleichen (Mahnung an die spätern Austrägal-Gerichte) zu entscheiden.

Gerichtsbarkeit, persönliche, als Souveränetätsrecht, ließ sich in jenen Tagen nur, als hausherrliches Befugniß über die unmündigen oder unfreien Hausgenossen, finden. Daher nachher die Fürsten und grossen Grundeigenthümer wohl Lehnhöfe haben konnten über ihre Vasallen, nicht aber Gerichtshöfe über die freien Genossen der bürgerlichen Gesellschaft. Karl der Grosse war es, der zuerst, im Zusammenhang mit seinem übrigen Centralisationssystem, jene alterthümlichen „Jury's“ durch beständige und obrigkeitliche Richter, „Scabini oder Schöppen“ zu verdrängen begann.*) Mit der zunehmenden Abhängigkeit der Richter von dem, der sie ernannte, nahm auch die Unterwürfigkeit und Unfreiheit

*) Caroli M. capit. I. a. 809. c. 22.

des Volks, somit auch des Adels selbst zu, und ward dem römischen Recht und seiner heimlichen Verwaltung, der Weg gebahnt, die ihrerseits den Untergang der alten Freiheit vollendete. Einzelne geringe Trümmer jener reingermanischen, hausherrlichen Rechtspflege, die aus dem Begriff vom Eigenthumsrecht an der Person, und am Obereigenthumsrecht an dem ihr verliehenen Gute, hervorging, zeigten sich noch da und hier, in den gestatteten niedern Gerichtsbarkeiten und Patrimonialgerichtsbarkeiten adlicher Güter.

In Frankreich, wie in andern Ländern, schritt die Unterdrückung der Rechte des Volks, dem man blos Pflichten ließ, in demselben Geiste und durch dieselben Mittel, fort, wie der Thron sich der Vorechte des Adels, aber nur der den Thron bedrohenden oder beschränkenden, bemeisterte. Karl IX. ließ durch das Edikt von Moulins, vom Jahr 1566, den Städten noch die peinliche Rechtspflege; de l'Hôpitals Nachfolger nahm ihnen, mit wenigen Ausnahmen, auch diese und zugleich die Polizeiverwaltung. Ludwig XIV. vollendete die centralisirende Verfassung, durch Anordnung einer beständigen, vormals nur gelegentlichen und vorübergehenden, Magistratur der Intendanten.

Die vormals geübten gutsherrlichen Rechte auf Grund und Boden ihres Guts verwandelten sich, in ähnlicher Weise, zur Bereicherung und Consolidirung der landesherrlichen Macht, in Regalien. Zölle, Jagden, Erzgruben, Fischereien u.s.w. waren ehemals zu den Gütern gehörige Rechte; und diese besaßen auch die Könige auf ihren Meierhöfen und Aloden. Erst die spätere Unterscheidung zwischen Fiskus und Privat-Eigenthum, Domäne und Patrimonialgut, Dominium directum und utile, fing an den Begriff des Grundeigenthums zu beschränken und die ganze alte Fülle desselben auf die Landesherrlichkeit überzutragen und in dieser allein die hausherrlichen Rechte der ältern Gutsherren zu vereinigen.

Die Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse, einerseits der Uebergang derselben aus dem Wirkungskreise der alten

Feudalaristokratie unter die Herrschaft des monarchischen Princips, anderseits die Aufhebung der Leibeigenschaften zu dem einzigen Zweck, statt dienstpflichtiger Vasallen, besteuerbare Unterthanen, statt einer zu Turnieren aufsitzenden Ritterschaft ein zahlendes Volk zu haben: rückte Leibeigne und Edelleute zusammen, vermischte deren Nachkommen mit einander; machte das Land zum Haus- und Erbgut des Fürsten, und die gesammten Bewohner desselben zu Landes-Hörigen und Staats-Eignen. Es ist damit allerdings wohl ein Schritt zur Humanisirung der Menschheit, aber bei weitem nicht der letzte, gethan. Die Ausgleichung unnatürlicher auf Zufall beruhender Standesungleichheiten, Vorrechte und Unrechte, die höhere Freiheit im Volke, welche nie im Intresse der Aristokratie liegen kann, ist einzig im wohlverstandnen Intresse der Monarchie. Der König des ärmsten Volks ist der ärmste König. Nie wird die Aristokratie sprechen, wie K. Ludwig X. in seinem prächtigen Edikt vom J. 1315, worin er den Leibeignen auf den königlichen Domänen, gegen baare Zahlung, ihre Freiheit anbot: que selon le droit de la nature chacun doit naitre franc; und in Erwägung, que son royaume est nommé le royaume des Francs den Willen aussprach, que la chose en vèrite soit accordant au nom.

38.

Die Macht des Geldes.

Die Refloreſcenz der Wissenschaften und Künste mit Erfindung der Buchdruckerpresse, die Erweiterung der Gewerbe und des Handelsverkehrs mit der Entdeckung Amerika's, sowie der Wasserstrasse nach Ostindien, beförderten mächtig das Emporkommen der Fürsten, wie der Städte, durch Vermehrung ihres Reichthums, und zwar eines Reichthums, welcher die alte Bedeutsamkeit und Wirkung des festen Grundeigenthums sehr erniedrigte. Das beweglichere Vermögen der Geldcapitalien, die sich durch Industrie reicher verzinsten,

leichter vermehrten, zu allem andern Besitzthum, zur Freiheit, zum Adel, zu Ehrenstellen, zu Gutsherrlichkeiten u. s. w. den Weg bahnten, fing an, die Bürgerschaften der Städte achtbarer zu machen, als sie es je zuvor hatten durch deren Waffen werden können.

Bei solcher gewaltigen Weltverwandlung blieb der Adel unthätig, festhaltend an den mehr und mehr verwitternden Ueberbleibseln ehemaliger Grösse. Er blieb, wie sonst, nur verzehrender Theil in der bürgerlichen Gesellschaft, daher auch nach und nach der verarmende. Zu stolz, mit Gewerb und Handel, oder Gelehrsamkeit den Bürgern gleichzustehn, machte er seine halbverblichenen Vorrechte einerseits, und die Vorurtheile der Fürsten anderseits geltend, um von diesen Gnaden, Reichthümer und Würden zu erndten, indem er sich ihnen in Dienstbarkeit hingab, oft in eine solche, deren sich der begüterte Bürger geschämt haben würde. So begünstigte er, ohne es zu beabsichtigen, nur die wachsende Grösse der Fürsten, von denen er immer abhängiger wurde, und das Aufblühn der von ihm verachteten und beneideten städtischen Bürgerschaften, durch Steigerung seiner eignen Bedürfnisse und seines Luxus. Im hergebrachten Uebermuth erpreßte er von den Bauern, welche auf seinen Gütern saßen, oft mit Unmenschlichkeit, durch Frohnen, Steuern und Abgaben, Geldsummen, die er auf keine edlere Weise zu gewinnen verstand. Nicht umsonst nannte man die Bauern damals, auch nach schon verschwundener Leibeigenschaft, die „armen Leute" (miseri). Ihre Lage ward beklagenswerther, als die der Leibeignen und Sklaven gewesen war. Freilich das Verhältniß der letztern mochte thierischer gewesen seyn, aber man ließ doch auch dem Menschvieh Nahrung und Sorglosigkeit des Thieres zu Theil werden. Es gab allerdings Landstände; aber nur Adel, Geistlichkeit und Städte standen darin repräsentirt. Blos diesen kam der Grundsatz zu statten, daß man nur eine bewilligte Abgabe zu tragen habe. Den Bauerstand tröstete oder täuschte höchstens dann und wann das betrügerische Versprechen, seine Klagen durch die Deputirten der Städte vortragen zu lassen.

Man sah daher oft genug in allen (ritterlichen oder aristokratischen) Ländern Europens, Ausbrüche der Verzweiflung im Bauernstand. In Frankreich unter K. Karl VI. und VII. die „Jacqueries" u. s. w. In England unter Richard II. In den Niederlanden die „Käsebrödter," im Jahr 1492. Im Lande des Abts von Kempten 1491. Dann der Aufruhr im Bisthum Speier, der „Bundschuh." Die Empörung in Württemberg, unter Herzog Ulrich, „der arme Konrad" im Jahr 1614. Um dieselbe Zeit ein Bauernaufstand in Kärnthen, und in der windischen Mark. Auch in Ungarn, wo es bei den Landleuten auf nichts Geringeres, als auf Ausrottung aller Edelleute und Bischöfe, mit Ausnahme eines einzigen, abgesehen war, und 70,000 Menschen, unter ihnen mehrere hundert Edelleute ihren Tod fanden. Gleichzeitig noch mehrere Aufstände in Erfurt, Speier, Worms, Cölln. Endlich der grosse Bauernkrieg im Jahr 1525 in Deutschland und der Bauernkrieg in den Aristokratien der Schweiz im Jahr 1653.

Alle diese Stürme einer so blinden, als wehrlosen Wuth, alle diese Zuckungen und Krämpfe einer bis zum Tode erschöpften und gemarterten Menschenklasse, wurden freilich überall, so schnell als grausam, gedämpft. Betrug und Gewalt erhielten einen leichten Sieg über ungeübte, übelbewaffnete Haufen ohne tüchtige Anführer, oder aber deren Anführer, wenn Zufall oder Zwang sie ihnen aus den Reihen des Adels zuführte, sich, wie Götz von Berlichingen, nur an ihre Spitze stellten, um sie zu verrathen. Der offne Krieg der Unterdrückten gegen die Privilegirten hatte ein Ende; nicht der Krieg.

Im fortgesetzten stillen Kampfe nahm endlich die durch Wissenschaft und Kunst gesteigerte öffentliche Bildung, nahm der Vorzug des Geldreichthums, welcher auch den Söhnen des Landvolks nicht unerlangbar gemacht werden konnte, nahm das Intresse der souveränen Könige und Fürsten selbst, Partei für das Emporkommen des Bauernstandes gegen Bedrückung und Aussaugung desselben von Seiten des adlichen und

geistlichen Standes. Der veränderte Zustand des Heerwesens, auf besoldeten Dienst beruhend, veränderte auch die Besteurungsart des Volks. Die Abgaben wurden bedeutend vermehrt, aber mußten eben deßwegen, mit grösserer Verhältnißmässigkeit zum Vermögen der Unterthanen, auf alle vertheilt werden. So lag der Druck der Steuerlasten auf den Schultern des Landmanns und Bürgers, aber in wohlorganisirten Staaten, endlich nicht schwerer, als auf denen des Edelmanns.

So lange Grundeigenthum die einzige und ausschließliche Basis der öffentlichen Einrichtungen gewesen war, hatten die Kriege schon darum häufiger werden müssen, weil, bei anwachsender Volksmenge, der Boden nicht hinreichte, Alle zu nähren. Die Mehrzahl der Kinder, erblos von der Gesellschaft ausgestossen, erzeugte in älteren Zeiten schon jene Schwärme kriegerischer Auswanderer, wie in spätern die eigenthumslose Masse der Sklaven und Leibeignen. Als Gewerb und Handelsverkehr und die Macht des Geldes den Einfluß des Grundeigenthums verminderte, vertilgte sie auch die Ursach der daher unvermeidlich gewesenen zahllosen Kriege und Fehden, und machte sie den Fürsten, wie den Völkern, den Frieden werthvoller, weil nur durch diesen der Nationalwohlstand gewinnt. Wer heut auch keine einzige Scholle Landes sein nennen kann, macht sich, durch Industrie und Absatz seiner Waaren, den Boden fremder Welttheile abträglich und zinsbar. Ungeachtet in England der Landbesitz in der Hand verhältnißmässig weniger Familien liegt, überwiegt der Reichthum und Einfluß vieler Familien, ohne Grundeigenthum, den der Landbesitzer.

39.
Eine Randglosse.

Die Schlingpflanze, welche die niedern Gesträuche und die königlichen Stämme des Waldes ehmals schmarozerisch umrankte, aussog und nicht selten erwürgte, wurzelte damals

doch wenigstens, neben den Stämmen, in einem ihnen gemeinschaftlichen Boden. Aber wir erblicken sie in den beiden letzten Jahrhunderten immer wurzelloser. Um so enger umklammerte sie dann, zu ihrer Erhaltung, ihre Beute. Sie streckte ihre Ranken weithin aus, um jeden erreichbaren Zweig zu umspinnen, daß endlich alle Stämme des Waldes nur ihre Stützen und Träger wurden, die sie mit ihrem um so üppigern Anwuchs bedeckte, je erschöpfter dieselben entkräftet hinstarben, bis endlich der ganze Wald faulend zusammenbrechen, und aus dem Ruin eine neue Vegetation hervorspriessen mußte.

In frühern Zeiträumen hatte die Macht des Adels einen Grund; seine Dienstbarkeit einen Zweck. Aber, seit dem XVII. und XVIII. Jahrhundert, sehen wir, bei dem immermehr in Abnahme gerathenden Werth des sonst allein wirksamen Grundeigenthums, die Erscheinung des sonderbarsten Widerspruchs in der Geschichte des Adels. Wir sehen ihn um so aufgeblähter werden, je leerer er wird, und seinen Dienst um so einträglicher, je entbehrlicher er ward. Bei seinem Entstehn waren Macht und Dienst Grundlagen seines Gedeihens; dann aber gedieh er endlich durch Anmassungen ohne Macht, und durch Dienste ohne Nutzen. Die Mehrheit der unterdrückten Volksmenge mußte die Pflichten übernehmen, die ursprünglich er zu leisten gehabt hatte, und ihm noch dazu seinen Müssiggang vergüten. Die Fürsten mußten ihm den Namen unbekannter Vorfahren belohnen, und das Talent der Würdigern hintansetzen. Par une curieuse réaction, sagt Lemontay: après que les rois se furent servis du peuple, pour dompter les nobles, la noblesse se servit des rois pour fouler le peuple.

Diese scheinbare Erhebung des Adels in jenem Zeitraum, der hier bezeichnet ist, war jedoch auch nur eine vorübergehende. Die ewige Ordnung der Natur machte, in vielen Staaten, auch in dieser Hinsicht ihre Rechte geltend. Der grosse Kreislauf des Schicksals beginnt sich zu schliessen und das Ende wieder dem Anfang zu nähern. Das Vorrecht wird wieder

zur Rechtsgleichheit, aus der es entstanden ist; und die Ersten, die sich aus der allgemeinen Leibeigenschaft loswanden, sinken, weil sie sich einst ausschließlich aus ihr retten wollten, in die unzerbrechlichern Bande einer allgemeinen Staatsangehörigkeit zurück, die ihr Werk ist, und ihre Geissel wird.

40.
Dienst ohne Nutzen.

Sobald in alter Zeit das mit weiten Liegenschaften belehnte und belohnte Hofgesinde zu reich, mächtig und vornehm geworden, um seine Könige, Kaiser und Herren persönlich und ordentlich zu bedienen, sahen sich die Letztern nach andern Domestiken um, die dann von ihnen mit Geld, nicht mit Lehengütern, bezahlt wurden. Und die alte Ministerialität erhielt sich nur noch in den bei Festlichkeiten zu Würden gewordnen Erz- und Erbämtern. — Gerade so wurden auch die ehemaligen Heldendienste der Rittersame zu einer unbedeutenden Geldabgabe gemacht, oder zu nichts, als die Raufereien des Mittelalters in kunstvoll geordnete Schlachten wohlgegliederter Heere verwandelt waren. Doch den ritterschaftlichen Glanz und Vortheil hielten sich die Herren fest, und sie vergrösserten Beides in eben dem Maaße, als die vormals schuldigen Gegenleistungen zusammenschwanden.

Seit dem adelte der Platz unter einem fürstlichen Hofgesinde, der dem Herrn geleistete Haus- und Leibdienst so wenig mehr, als die Stelle im Kriegsdienst, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil das eine so wenig, wie das andre, mit Land und Leuten, sondern mit baarem Gelde, nicht mit einer bleibenden Macht, sondern mit einem vorübergehenden Einkommen, besoldet wurde. Der fürstliche Kammerdiener gelangte wohl vielleicht noch zu demselben Einfluß, den vor Jahrhunderten der Ahnherr eines mit Erbämtern ausgestatteten Geschlechts besessen hatte. Allein wie sehr ihn jener auch für sich auszubeuten suchte, war er doch um ein Paar hundert Jahre zu spät gekommen. Alles, was den lieben Sei-

nigen hinterlassen konnte, war immer nur ein grösseres Geldcapital, und nicht eine Macht.

Aber auch das Geld war genug, den Adel herbeizulocken, weil er es zu Verschwendungen nöthig hatte. Er machte also Anspruch darauf, ausschließlich der fürstlichen Person nahe zu seyn. Ohne höheres Verdienst, that er wenigstens Haus- und Leibdienst gemeiner Art, machte sich diesen, schmeichlerisch für den Fürsten, zu einer Würde für sich selbst; und für den Fürsten seinen Dienst zu einer Ehrung des Throns, daß der Landesherr nämlich von Leuten bedient werde, die den Namen irgend eines alten Geschlechts trugen. Das Talent des Nichtadlichen ward benutzt; die Unfähigkeit des Adlichen ward privilegirt und beehrt. Schon der alte Herr von Comines erzählt*) vom französischen Hof seiner Zeit, was sich auch von spätern Zeiten der Höfe erzählen liesse: Der Bürgerliche (le peuple) hat keinen Credit; nur Edelleute bekleiden Aemter, mit Ausnahme der Sekretäre, (welche die Geschäfte des Amts haben); mais ceux là ne sont point gentilhommes. Er selbst meldet von sich,**) ganz ehrlich, daß er dem König Ludwig XI., in dessen letzter Krankheit, als Kammerdiener (valet de chambre) 40 Tage lang abgewartet habe; worauf er sich nicht wenig einbildete, (ce que je tenois à grand honneur, et y étois bien tenu). Der eigentliche Kammerdiener und Barbier dieses Monarchen, Olivier le Diable oder le Daim, wurde bekanntlich Graf von Meulant; und noch im vorigen Jahrhundert fanden sich einige alte Kanonen mit dessen Wappen auf dem Schlosse dieses Namens. K. Karls VIII. Günstling, Etienne de Vers, der dann Senechal de Beaucaire, endlich Herzog von Nola wurde, hatte diesen König in seiner Jugend, sagt Comines, als Kammerdiener bei gewissen Geschäften sehr gut bedient; das war allerdings so hohen Lohnes werth.

Der Kardinal von Polignac, indem er Ludwig XIV. für eine empfangene Pension dankte, versicherte denselben, ob-

*) VII., 18. — **) VI., 7.

gleich von ihm mit Gnaden überhäuft, konnte er sich doch nicht glücklich schätzen, bis er die Ehre hätte, „d'être son domestique.“*) Das Bestreben der Höflinge ging dahin, ihre Hausdienerschaft für Staatsdienst auszugeben; sehr natürlich, weil sich der König für den Staat hielt. Ludwig XIV. machte jenen kriecherischen Kirchenfürsten zu seinem maitre de la chapelle de musique. — Der Kammerdiener des gleichen Monarchen, Le Vienne, war ein Barbier von Paris, ein grober, gemeiner Kerl; aber er hatte dem König in der Jugend, so wie des Königs lebenslustigen Gefährten, in allerlei Liebeshändeln gute Dienste geleistet. Er stand mit Ludwig XIV. immer gut, und behandelte hinwieder die größten Herren am Hofe ganz, wie seines Gleichen. Diese lachten vornehm dazu. Er aber hatte so ganz unrecht nicht. Das Lächerliche lag nur darin, daß sich die Herren ernsthaft einbildeten, zwischen ihm und ihnen bestehe ein wirklicher Unterschied. — Diesem Kammerdiener folgte, mit noch höherer Macht über die Majestät, eine gewisse alte Magd der Maintenon, Namens Nanon Babbien, an welche die Mätresse gewöhnt war, und von der sie, die selber Frankreich despotisch regierte, unwiderstehlich, so wie Ludwig XIV. von ihr, beherrscht wurde. Dies Mädchen wurde von sämmtlichen Grossen des Hofes gefeiert. Die Ernennung der Herzogin de Lude, zur Ehrendame der Dauphine ward, vermittelst 60,000 Frcs., und Dazwischenkunft einer andern alten Magd, durch Nanon Babbien, bewirkt.**) Die Dame d'Honneur hatte damals die Ehre, das Becken aus dem Bette zu nehmen, nach erfolgter Wirkung einer königlichen Purganz. Das Hemdreichen geschah jedesmal durch die vornehmsten anwesenden Damen, oder Herren. Die Erfindung dieser und anderer Ehren wird vornehmlich dem Kardinal Richelieu zugeschrieben, zur Demüthigung der Grossen und zur Erhöhung des königlichen Ansehens. Ludwig XIV., der die Majestät, wie

*) Nouv. mem. de Dangeau, herausgegeben von Lemontay. S. 240.
**) Lemontay ibid. p 423.

man versichert, vortrefflich zu repräsentiren verstand, spielte, wie im Staate, so im Hause, die Rolle eines Sultans vortrefflich. Er ertheilte auch, wie der Sultan den Kaftan, Ehrenröcke; die juste au corps à brevet, die Lemontay*) sehr treffend ein jeu de haute livrée nennt. Warum sollte der Herr nicht auch sein Gesinde, als solches, behandeln?

Es wurde reichlich genug für seinen knechtischen Zustand bezahlt. Güterconfiscationen der Unglücklichen, sagt Lemontay, „brevets d'affaires," wodurch die Höflinge am Profit gewisser Unternehmungen ihren Antheil erhielten, und „Avis," Angebereien, wahre oder falsche, von ungestraft gebliebenen Vergehen oder bösen Aeußerungen über die Regierung, wurden reiche Finanzquellen des französischen Hofadels. Prinzessinen schämten sich nicht, davon zu schöpfen. Der Bruder des Königs selbst bezog von einer einzigen, gegen die Kriegszahlmeister gerichteten, Verfolgung den Gewinn einer Million, weil die beklagten Männer vor einem solchen Gegner allerdings Furcht hatten. — Wie ehrwürdig, wie unschuldig, könnte man sagen, erscheinen die phantastischen Plusmacher späterer Tage neben jenen Schatzgräbern in den Eingeweiden des Volks!

In andern Staaten Europens verhielt es sich, mehr oder weniger, auf ähnliche Weise. Die unbedeutendsten Leibdienste des Höflings wurden am freigebigsten belohnt; und dem Untauglichsten öffnete sein Adel den besten Platz in Staats- und Kirchenämtern. Für ihn waren selbst Minister- und Feldherrn-Stellen nur Sine-Curestellen; Untergeordnete und Bürgerliche mußten für ihn die Arbeit übernehmen, derentwillen er Gehalte und Ehren genoß. Schon im XVII. Jahrhundert wußte der französische Hof, — denn dieser ging stets voran, die übrigen Höfe äfften lernend nach, — mit einem Sprößling des Hauses Elbeuf nichts Besseres anzufangen, als ihn zum Maltheserritter zu machen, weil er — mit einem unaufhörlichen Zittern aller Glieder zur Welt gekommen war. Es wären Bei-

*) Mem. de L. XIV. p. 410.

spiele genug vorhanden, wo Könige, aus Leuten, die zu nichts zu gebrauchen waren, Kammerherren machten.

Wie wenig selbst in Deutschland der Adel, als solcher, (denn ehrenwerth bleiben die Verdienste der Einzelnen dieses Standes, welche sie auch gewiß, ohne adlich zu seyn, erworben haben würden,) seinen Werth und Nutzen für Fürsten und Volk zu erweisen vermochte, bezeugte er urkundlich noch zur Zeit des Wienercongresses. „Der Erbadel," sprach er:*) „war bisher derjenige Stand, der den Glanz der Höfe unterhalten mußte; dort haben viele altadeliche Familien ihr Vermögen grossen Theils für's Vaterland verzehrt." Deßgleichen in der Diplomatie verlangen die Fürsten mehr Aufwand, als die gegebenen Gehalte decken." — Endlich wird auch bei dem „Militärstand, zu dem der Adel vorzüglich" gehört, bei allen subalternen Stellen, in Ansehung der Gage, die größte Sparsamkeit beobachtet. „Das junge Militär wußte nicht anders, als daß ihm seine Familie wenigstens die doppelte Gage auf mehrere Jahre zuschiessen mußte, um seinen Stand mit Ehren zu führen, und die nöthige militärische und Weltbildung zu erhalten."

Was läßt sich dazu sagen? Wie sonderbare Verdienste um Thron und Vaterland! Und dafür forderte er Vorrechte vor allen realen Verdiensten des tapfersten und talentvollsten Bürgers. Kein Wort mehr darüber.

41.
Etikette.

Die Servilität in frühern Jahrhunderten erschien als wirklicher Dienst; die, der spätern, — als Etikette, die übrigens so wenig, als jener, immer mit Würde oder Sittlichkeit verbunden seyn mußte. Nicht natürliche Verhältnisse, sondern einzig und allein der Rang, regelte von jeher die Formen des Hofbrauchs. Wenn am burgundischen Hofe ein Vater seine

*) Memoiren des Bevollmächtigten des ehemaligen unmittelbaren Reichsadels rc. F. d. W. C. K. 2tes Heft p. 133 ff.

Tochter an einen Vornehmern verheurathet hatte, war er ihr Diener; reichte er ihr das Handtuch; hielt er ihr das Waschbecken und verbeugte er sich vor ihr tief bis zur Erde, während sie, als die Vornehmere, den alten Mann mit einem gnädigen Kopfnicken entließ. Die eckelhafteste Unanständigkeit selber wurde zum Vorrecht durch Etikette. Die Mutter des in der französischen Revolutionsgeschichte bekannten Prinzen von Lambesc, in dessen Familie die Ehrenstelle des Grand-écuyer de France erblich war, dient zum merkwürdigen Beispiel. Zu den erhabenen Prärogativen dieses Erbamtes gehörte unter Anderm das Recht, dem Könige, wenn er „in seiner Garderobe saß," die nöthigen Stückchen Papier oder Baumwolle zu überreichen. Und die Fürstin, welche, während der Minderjährigkeit ihres Sohns, dessen Vormünderin war, bequemte sich, um ihrem Hause dies Recht zu bewahren, (von dessen geschickter Benutzung das Wohl des Reiches und der eigenen Familie abhangen konnte,) es wenigstens einmal bei Ludwig XV. zu verwalten.

Selbst der religiöse Kultus mußte sich dem Despotismus der Hofetikette, und sogar bis zur Ausschliessung des religiösen Motivs, unterwerfen. Frau von Genlis erzählt:*) die Prinzen vom Geblüt empfingen, vor der französischen Revolution, gleich nach der Geburt eine Nothtaufe im Zimmer selbst, wo sie das Tageslicht erblickt hatten. Förmlich getauft wurden sie erst im eilften Jahre, und immer in der Kapelle zu Versailles. Da König und Königin jedesmal bei Prinzen von Geblüt Taufpathen waren, verschob man wahrscheinlich die heilige Handlung bis zum reifen Alter der jungen Prinzen, damit sie im Stande wären, die ihnen erwiesene Ehre recht zu fühlen, die ein Band mehr seyn sollte, welches sie an ihren Souverän fester knüpfte. (Also nicht etwa, damit die heilige Handlung selbst ihnen verständlicher und fruchtbarer werden sollte.)

Im alten Frankreich, und wo nicht auch sonst noch, streifte die Etikette oft in's Lächerliche über. Man denke nur an die

*) Dictionnaire des étiquettes Art. Baptême.

rothen Absätze der Schuhe, welche blos denjenigen Hofleuten erlaubt waren, die einmal die Ehre gehabt hatten, mit dem Könige zu fahren; — oder, an die zwei Fackeln auf dem Wagen der dames titrées, d. h. die ein Tabouret am Hofe hatten, während sich alle Andern nur mit einer Fackel begnügen mußten.

Wenn wir Aehnliches von den Sitten und Gebräuchen der Völkerschaften des Orients, oder Afrika's, lesen würden, müßte uns nicht bei dem Treiben der grossen Kinder, worauf sie so hohen Werth legen, das Lachen unwiderstehlich anwandeln? Die glücklichen Menschen! Sie reiten auf untergelegten Steckenpferden durch die Welt! Aber noch bei Gelegenheit der Krönung Georgs IV. geriethen die größten Herren in England in sehr ernsthafte Händel über die bei diesem Anlaß zu beobachtende Hofetikette, und die dem König zu leistenden Dienste. Es war da aber nicht von ritterlichen, auch nur zum Schein ritterlichen, oder gemeinen Reiterdiensten, die Rede, sondern guten Theils von wirklichen Küchenjungendiensten. Man zankte sich z. B. um das Recht, den Braten des Königs zu spicken, ihm das Backwerk, die „Wafer's" zu machen u. s. w. Der Rang der Hofherren vom hohen Adel kam dabei auf bedenkliche Weise in's Spiel. Vielleicht nicht ohne Ironie besteht in der Schriftsprache der Chinesen das Zeichen, das bei ihnen den Begriff „Rang" darstellt, aus einer dreimaligen Wiederholung des Zeichens Mund.

Entstehung und Wesen der Etikette erklärt sich aus der ofterwähnten Verwandlung der Knechtsdienste in Ehren und Würden, wobei denn, neben dem Würdeträger, immer ein Anderer, der eigentlich den Dienst verrichtete, angestellt werden mußte; neben dem Kammerherrn der Kammerdiener, neben dem Stallmeister der Kutscher u. s. w. Das Leben der Höfe wurde gerade so unnatürlich und kostspielig, wie jene Schauspiele der Alten, in welchen jede Rolle von zwei Personen gespielt werden mußte, deren eine die Rolle wirklich hersagte, und die andre nur die Gebehrden dazu machte.

Und wer weiß all das Verderben, welches aus diesen brillanten Kindereien, diesen gehaltlosen Spielereien, den armen Unterthanen, die in jedem Fall das Geld dazu liefern mußten, erwuchs! Es ist bekannt, daß die blutige Unternehmung Karls von Anjou, zur Eroberung Neapels, (um an ein altes Beispiel zu erinnern,) besonders Wirkung eines Etikettenverdrusses war. Die Gemahlin Karls reizte ihn mit weiblicher Ungeduld dazu. Denn sie, nur Gräfin von Provence, mußte, wenn sie mit ihren drei Schwestern, den Königinen von Frankreich, von England und der römischen Königin, beisammen war, auf einen niedrigen Schemel (escabeau) sitzen, weil man ihr fühlen lassen wollte, sie sey keine Königin, blos eine Gräfin. Sie wollte Königin werden, um des Schemels los zu werden.

42.
Ehre und Ehrlichkeit.

Was in sich selbst dem gesunden Menschenverstand widerspricht, kann weder göttlich, noch menschlich, heissen; ist eine Art Wahnsinns, und führt zu den Vorstellungen und Handlungen der Irren. Daß jede Leidenschaft, besonders die der Liebe und des Hochmuths, am leichtesten dergleichen Geisteskrankheiten erzeugen, und daß diese Krankheiten in gewissen Familien erblich werden können, sind bekannte Thatsachen. Je mehr der Adel seine solide Grundlage verlor, auf welcher er naturgemäß im Alterthum fußete; je mehr er, durch Emporsteigen des Bürgerstandes, die vormalige Ueberlegenheit des Reichthums, der Kriegskunst, der wissenschaftlichen Bildung, einbüßte: um so fester klammerte er sich, in Ermanglung dessen, was allein naturgemäß in der Welt Vorzug verleihen kann, an ein selbstgeschaffnes Phantom, welches am Ende durch ewiges Wiederholen seiner selbst, und durch Erziehung der Kinder, zur fixen Idee ward. Nicht Tugend, nicht Weisheit, nicht Großthaten hatten für ihn den höchsten Werth, sondern Ehre. Die Ehre hing nicht vom Ehrenwerthen des Mannes ab, sondern

dern von dem Bewußtseyn, einer Kaste im Staat anzugehören, die vorzeiten durch Besitzthum und Geistesentwickelung über die unfreien, armen und unwissenden Volksmassen hervorragte. Und wohl mehr, als ein Junker, blickte stolz auf den Ahnherrn zurück, welcher, durch sein Verdienst, den Glanz und Namen der Familie gestiftet hatte; denn der Ahnherr war doch nur ein emporgekommener Roturier gewesen. Die Ehre steigert sich also mit der Dauer der Familie, von einer Generation zur andern. Möser hält es nicht für unwahrscheinlich, daß die Zahl von 16 Ahnen in mystischem Zusammenhang mit der Drohung Jehovens stehe, die Sünden der Väter bis in's dritte und vierte Glied zu bestrafen. Aber hier ist's umgekehrt; aus der Sünde der Unadlichkeit der Voráltern erwächst, von Geschlecht zu Geschlecht, schönerer Adel, wenn auch nicht grössere Tugend. An letzterer ist weniger gelegen. Man überläßt sie dem gemeinen Mann. Ehre ist wichtiger, denn Ehrlichkeit. Es wohnte im Ehrgefühl des Adels die dunkle Vorstellung von Herstammung aus köstlicherem Geblüte einer höhern Menschenrace, die unabänderlich vor Vermengung mit einer tiefern, unvollkommneren Race bewahrt werden muß, wenn nicht Nothfälle Anderes gebieten. In dem Fall entschuldigt man sich, wie die Gräfin de Grignan, Tochter der Frau von Sevigné, die ihrem Sohne eine arge Misheurath gestattet hatte, um ihre Vermögensverhältnisse wieder herzustellen. „Il faut bien quelquefois fumer ses terres,“ sagte sie.

Jenes Elend, jene Unterdrückung der Aermern in den Tagen der alten Barbarei, hatte allerdings eine geistige und sittliche Ausartung der in den Staub getretenen Menschen zur Folge; eine Folge, welche überall statt findet, wo ein freieres sorgenloseres Daseyn fehlt, wie auch heutiges Tages dergleichen noch, unter Christen des civilisirten Europa's, das Loos der Kinder Israels ist. Gewisse Namen, welche an sich nichts Ehrloses bezeichneten, wurden daher Schimpfnamen. Ein Villano und Vilain, ursprünglich ein Dorfbewohner, bedeu-

tet noch jetzt einen Menschen von niedriger Gesinnungsart. Aus dem Worte Captivus, Kriegsgefangener, ward der Schimpfname cattivo der Italiener; das chetif der Franzosen; das noch ärgere caitiff der Engländer. — Der Adel, sobald er sich zur wirklichen Kaste umformte, behielt gegen Bürger und Landleute mit den Abarten, auch die ehemals darangeknüpften Vorstellungen bei; nicht aber ebenso den in frühern Zeiten, mit dem Wort Ehre verbundnen, Begriff.

Ehre und Erbe waren ursprünglich einerlei, daher die Eremannen, die arimanni der Lombarden, die Erbmannen der Deutschen. Der Herus war Hausvatter, weil er Heres war. Vendimus, heißt es in einer von Hüllmann angeführten Urkunde, aus dem XI. Jahrhundert:*) totum honorem, quem habemus in tota Parochia St. Marcelli. Eben so in einer Urkunde vom Jahr 1113, wo den Bürgern von Montpellier verboten wird, des Herrn honorem dare vel vendere, vel militi, vel sancto, vel nobili. Wenn das Wort honos in Betreff eines Lehens gebraucht ward, geschah es in Bezug auf das Recht des Eigenthümers, der sein Grundstück zum Lehen gegeben hatte. Ein beerbter oder beerblicher Mann war in alten Urkunden ein biderber Mann. Die „Ehrenmänner, Bidermänner, gute Leute, brave Leute, gute Städte, Edelleute," sind urheitlich keineswegs sittliche Begriffe, sondern staatsbürgerliche.

Man kehrte nachher die Sache um; und was sonst ein Vermögensverhältniß bedeutete, ward der Ausdruck für eine sittliche Eigenschaft. Vermuthlich wurden Edelleute, weil man grosse Tugenden bei ihnen voraussetzte, lange Zeit geringer für ihre Vergehen bestraft, als für gleiches Vergehen bürgerliche Personen. Das stimmte mit der weisen Gesetzgebung der Kalmüken ziemlich überein, der gemäß ein Hochadlicher, ein Taidschi oder Nojam ein Verbrechen neunmal ungestraft begehen konnte.**) Das Recht zur Straflosigkeit ward.

*) Gesch. des Städtewesens im Mittelalter. II., p. 202. 204. u. s. w.

**) Kangle's Ausz. von Mirkond, in notices extraites de manuscrits de la bibliotheque nationale. V. 92.

nicht selten, zu Erwartungen auf einen besondern adlichen Strafcodex in der Ewigkeit ausgedehnt. Einem französischen Prinzen, dem Mazarin drei Abteien gegeben, und der im Jahr 1693 inmitten seiner Ruchlosigkeiten gestorben war, stellte man, für sein Seelenheil in jener Welt, ein böses Prognosticon. Die Marschallin de Meilleraye aber erwiederte: *) „je vous assure, qu'à des gens de cette qualité là, Dieu y regarde bien à deux fois, pour les damner.“ Es ließen sich vom adlichen Christenthum, früherer und späterer Zeit, wunderliche Beispiele anführen. Die Schwester des Marquis de l'Ange Comnène ging, bei aller ihrer Andacht, nie zur Beichte, ohne vorher den beichthörenden Priester anzufragen, ob er adlich sey? Wo nicht, verließ sie ihn. Sie würde lieber, in Ermanglung der nöthigen Absolution, zu allen Teufeln, als, mit einem bürgerlichen Himmelspasse, zu allen Heiligen gefahren seyn.

Als Frau von Boulainvilliers auf der Straße zwei Bettelkinder fand, deren Vater eben im Spital gestorben war, und auf ihre Frage, womit er sich sonst ehrlich ernährt habe, die Antwort bekam: „Mit nichts, car il étoit gentilhomme!“ — Da erst ward ihr christliches Mitleiden bewegt, und noch mehr, als sie erfahren hatte, daß dieselben von einem Bastarde K. Karls IX. abstammten. Sogleich nahm sie sich der Erziehung der Kinder an, von welchen eins, als Gräfin de la Motte späterhin, in der berüchtigten Halsbandgeschichte, zu dem Sturz des Thrones beitrug, den ihr Ahnherr mit dem Blut seiner Unterthanen besudelt hatte.

Den bestimmtesten Begriff von dem, was Edelleute, nach der Vorstellung der Kaste, sind, giebt vielleicht du Cange **) mit den Worten: „Car comme les nobles sont procrées d'un sang plus épuré et qu'à la raison de leur nour-

---

*) Nouv. mémoires de Dangeau, Paris 1818. Herausgegeben von Lemontay p. 81. 82.

**) Du Cange Diss. etc. unter Gentilhommes de nom et d'armes.

riture et de leur éducation, ils sont portés au bien et à l'honneur par une pente naturelle, il ne se peut presque faire autrement, que leurs enfants n'ayent part à les bonnes inclinations." In Venedig ging dies soweit, daß Vermählung des Nobile mit einer in rechtmäßiger Ehe erzeugten Bürgertochter, den Nachkommen desselben den Adel nahm, aber mit der unehelichen Tochter eines Patriciers, — nicht. Und als in den Generalstaaten von Frankreich der dritte Stand im J. 1614 gesagt hatte: „Behandelt uns, als Eure jüngern Brüder, und wir wollen Euch ehren und lieben!" empörte dieser Ausdruck den ganzen adlichen Stand. Der Präsident brachte förmliche Klage vor den König: „Eux les cadets!" rief er: en quelle misérable condition sommes nous tombés, si cette parole est véritable!" *) — Aber noch im XVIII. Jahrhundert und im Schoos des französischen Parlaments wagte man den dritten Stand zu definiren: „La gent corvéable et taillable à merci et misericorde."

43.

Privilegien.

Was in den ersten Zeiten des Adels, als sein Vorzug, durch reiches Grundeigenthum, durch Amtsdienst, durch Talent und Erziehung, naturgemässe, nothwendige Folge des damaligen gesellschaftlichen Zustandes hervorgegangen war, verwandelte sich mit der Zeit in erbliches Recht. Als dieses, im zerstörenden Gang der Zeit, mit seiner ehmaligen Grundlage sein ganzes Wesen verloren hatte, ward der Vorzug nur durch Begünstigung von Seiten der Fürsten unterstützt. Der Adel aber nahm die Begünstigung, als eine Pflichterfüllung der Fürsten, und für sich selbst, als ein ewiges an Geburt, Namen und Wappen haftendes Recht. Er sprach, als solches, die höchsten militärischen und politischen Stellen im Staat an, ohne Rücksicht auf die dazu nöthigen höhern

*) Revue encyclop. XVI. p. 195.

Fähigkeiten; Landstandschaft, wenn er auch nicht den grössern Reichthum im Lande repräsentirte, der in den Händen der Bürger lag; Steuerfreiheit, Gerichtsbarkeit rc. auf seinen Gütern, als wär' er Mitgenosse des Throns, und sein Privatrecht, ein Staatsrecht; vor allen Dingen den unsterblichen Vorrang vor allen andern Unterthanen, auch vor den geistvollsten, reichsten und hochverdientesten des Bürgerstandes, und das Alles vermöge seines Stammbaums. Und wenn der Fürst den zahllos vermehrten Nachkommen der ältern Adelschaft nichts gewähren konnte, mußte er ihnen doch wenigstens den Genuß ihrer Titelseligkeit gestatten.

Das Titelwesen ist keineswegs von den Byzantinern herzuleiten, sondern gehört ganz eigentlich dem alten Lehenthum an. Die byzantinischen Titel sind allgemeine Schmeicheleien; die abendländischen aber blosse Namen von Aemtern und Stellen aus der Feudalzeit, die der, welcher den Namen trägt, nicht mehr bekleidet, und nicht bekleiden kann. So der Name Herzog, Graf, Ritter, Marquis u. s. w. für Personen, die weder Herzogthümer, Grafschaften noch Schild und Lanze besitzen. Oder die Benennung stammt von einem Erbgut, das nicht mehr in der Familie vorhanden ist; oder vom ehmaligen Stand der Freigebornen (Edelgebornen, Hochedelgebornen) den Leibeignen gegenüber, während unsre civilisirten Reiche keine andre, als freigeborne Einwohner besitzen. Titel, die ursprünglich Aemternamen waren, wurden nachher, da das Amt Erbgut geworden, Familien-Bezeichnungen, und selbst Frauen hiessen, abgesehen von der freilich sehr wesentlichen Zugabe des damit verbundnen Güterbesitzes, Gräfinen, Herzoginen, ungefähr, wie die titelseligen Gemahlinen unsrer Professoren, Stallmeister, Pfarrer u. s. w., sich in Deutschland, nicht nach ihres Mannes Namen, sondern nach seinem Amt, Professorinen, Stallmeisterinen, Pfarrerinen u. s. w. nennen lassen, aber weder Katheder, noch Pferd, noch Kanzel besteigen. Bekanntlich ist keine Nation in der Welt in so hohem Grad vom Titelschwindel

ergriffen, als die deutsche. Mancher will ein Herr Von seyn, auch wenn er ein Herr von Nichts wäre, und die Fürsten streun lächelnd und gutmüthig über die titelkranke Menge, in Fülle, wesenlose Bezeichnungen von Hof- und Kammer-, Oekonomie- und Commercien-, Kabinets- und Geheimen Räthen aus.

Der Ritter giebt es im abendländischen Europa gegenwärtig mehr, als jemals im Mittelalter. Doch sind auch sie nur Titularritter. Denn sollten sie, gleich ihren glorwürdigen Altvordern, in's Schlachtfeld geführt werden, würden sie, mit all ihren Bändern und Sternen, dem Auge das Schauspiel eines ungemein burlesken Landsturms gewähren. Die 50, oder 100, oder mehr europäischen Ritterorden waren Erfindungen fürstlicher Romantik oder Politik, berechnet auf menschliche Eitelkeit; doch der Ursprung mancher der vornehmsten Zierden der ritterlichen Sippschaft war, wie z. B. der Orden des goldnen Fliesses, des Hosenbandes ꝛc. mehr, als prosaisch.

Dergleichen in leeren Titulaturen bestehenden Vorzüge des Adels waren dem gemeinen Wesen, im Allgemeinen, ziemlich unschädlich. Sie reiheten sich unschuldigen Spielereien an, bei welchen die Einbildungkraft jederzeit das Beste zur Sache thut. Andre Vorrechte hinwieder hatten auf die Gesammtheit des Staates verderblichen Einfluß, weil sie auf Ungerechtigkeit gegen Thron und Volk beruheten. Dahin gehörte die Einquartierungsfreiheit. So lange die Lehnsverfassung des Kriegswesens bestand, waren die Häuser derjenigen, die vermöge ihres Feudalverhältnisses zum persönlicher Kriegsdienst verpflichtet blieben, von Einquartierung, als einer dinglichen Last, befreit, und nicht ohne Ursach, indem solche Häuser und Güter gewissermassen beständige Einquartierungsörter der sie bewohnenden Kriegerfamilien waren. Mit jener alten Militärverfassung hörte offenbar jeder rechtliche und vernünftige Grund zu solcher Begünstigung auf. Sie dauerte aber dennoch, als Einquartierungsfreiheit

des Adels, fort, der auf solche Weise ein dingliches Recht, als persönliches Vorrecht fortbenutzte, und nicht selten diesem sogar grössere Ausdehnung zu geben wußte, als jenes jemals gehabt hatte.

Aehnlich verhielt es sich mit der Landtagsfähigkeit. Sie war ursprünglich, und ihrer Natur nach, ein auf gewissen Gütern haftendes Recht, das folglich auf jeden Besitzer desselben Gutes, ohne Rücksicht auf seine Familienverhältnisse, übergehen konnte, und überging. Später veränderte es sich, durch ritterschaftliche Privilegien, als ein gemischtes Vorrecht, das nur adelichen Besitzern eines Rittergutes zu Theil werden konnte; ein Vorrecht, welches alle, zum Theil ganz einseitig, von den Ritterschaften einzelner Gegenden veranstalteten, Adelsmatrikeln und zur Sprache gebrachten Indigenatsgrundsätzen, unterstützen sollte. So noch im J. 1789 im Meklenburgischen. *) — In den meisten Staaten aber gingen die Landstände, wo sie nicht, wie in England, eine gemeinnützigere Bedeutung annehmen konnten, unbeklagt verloren, weil nur der Zunftgeist einiger bevorrechteten Körperschaften etwas an ihnen zu verlieren hatte. Sie wurden allgemach, wie in Frankreich und Deutschland, auch in Spanien, Portugal und andern Ländern, wo die Verfassungen aus den Feudalverhältnissen hervorgesprossen waren, bei der überwältigenden Macht der Monarchen, zu leeren Formalitäten und festlichen Schattenspielen, an denen weder Fürsten, noch Nationen Erbauung fanden, und sich nur die blöde Eitelkeit der Adelschaft ergötzen konnte.

Ganz anders verhielt es sich mit der politischen Stellung der Pairs, und des Adels überhaupt, in England. Zwar auch hier hatte der Geist des Lehenthums die ersten innern Verhältnisse gebildet; auch hier dem grössern Grundeigenthum eine vorherrschende Bedeutung gegeben; auch hier ward endlich das Ansehen der Könige überwiegender. Aber der Adel

*) Schlözers Staatsanzeigen. Heft 32. 35. 57. Hieher das eilige Bemühen des Adels in den, nur eben wieder im J. 1827 deutschgewordnen, Rheinländern, um Einrichtung einer Adelsmatrikel.

isolirte sich weniger, durch Uebermuth und Standesvorrecht, in seiner Nation. Von Alters her erblickte man, unter den zur Mitgliedschaft der Pairs Gehörenden, mehrere, die keine Baronialbesitzungen von der Krone zum Lehen trugen, sondern lediglich Kraft der an sie erlassenen königlichen Einberufungsschreiben im Parlament erschienen, (Barons by Writ.) Erst unter Heinrich VII. begann sich der Grundsatz durch Praxis festzustellen, daß mit dem erblichen Besitzthum auch die Pairswürde erblich, und ohne königliches Patent, wirksam sey.

Die grossen Vasallen Deutschlands, Frankreichs u. s. w. strebten nach Unabhängigkeit auf ihren Lehengütern, ohne sich um Anderes zu bekümmern. In England suchten sie nur, durch gesetzliche Beschränkung der Königsgewalt, ihre und des Volkes Last zu erleichtern. Alle Empörungen in England waren nur diesem Zweck zugerichtet, nicht gänzlicher Losreissung von der Krone. Volk und Geistlichkeit hatten gegen die unbeschränkte Gewalt des Oberherrn, mit dem Adel, gleiches Intresse. Die bürgerliche Gleichheit aller Freien, die den Pairs im Range nachstanden, und die gleichmäßige Unterwerfung der Pairs unter den unpartheiischen Arm der Gerechtigkeit, so wie deren Verpflichtung an den öffentlichen Lasten einen billigen Theil zu übernehmen, — Vortheile, die andern Ländern unbekannt blieben, bewirkten Einheit der Intressen und Gesinnungen der englischen Aristokratie mit dem Volk, und eine Freiheit im Allgemeinen, welche den öffentlichen Wohlstand in dem Masse begünstigte, daß er, schon im XV. Jahrhundert, Gegenstand der Bewunderung denkender Ausländer ward. *) Bei der ausgedehnten Sicherheit des Eigenthums und der Freiheit, gab es dort daher, schon in frühern Zeiten, einen durch seine Umstände und Gesinnungen unabhängigen Mittelstand, als anderswo in Europa, so daß fast in jedem kleinen Dorfe, sagt Fortescue, der unter Heinrich VIII. schrieb, ein Ritter, Gutsbesitzer, oder andrer

*) Comines. B. IV. c. 1. V c. 19.

wohlhabender Landwirth, (Frankleyn) ausser mehrern Freisassen, (Freeholders) und andern Landeigenthümern (Yeomen) wohlhabend genug waren, ein gutes Geschworenengericht zu bilden. So konnten sich auch die Kräfte und Rechte des englischen Unterhauses allmälig ausgestalten. Schon im drei und zwanzigsten Regierungsjahr Eduards I. enthielt das versammelte Parlament 200 Stadt- und Fleckenbürger. *) Es ist wahr, auch in einigen andern Reichen Europas waren die Befugnisse des Throns eben so beschränkt, als in England. Die Gesetze in Arragonien waren in dieser Hinsicht noch beschränkender, als die englischen. Das Recht sich einer tyrannischen Regierung mit bewaffneter Hand zu widersetzen, ward noch häufiger in Castilien in Anspruch genommen. Aber Freiheit von bedrückender Uebermacht eines, zum Nachtheil des Volks, privilegirten Standes, gab es nur in England!

44.
Adel und Thron.

Sobald sich einmal der Grund- und Dienstadel zu einer gewissen Selbstständigkeit erhoben, und Stellung zwischen dem Herrn des Reichs und den Bewohnern des Reichs genommen hatte, — die Geschichte aller abendländischen Staaten unsers Welttheils liefert dazu die Urkunden, — suchte er das Intresse beider durch den plausibeln Grund, für Wichtigkeit und Nothwendigkeit seiner selbst, als wesentlichen Bestandtheils der Staatsordnung, zu gewinnen, daß er sich dem Fürsten, als Vermehrer dessen Glanzes, als Stütze des Throns in stürmischen Aufwallungen der Volksmaßen, und hinwieder dem Volke, als Schutz desselben gegen despotische Willkühr des Fürsten, darstellte. Er hatte recht; denn in beiden Fällen stand sein eignes Intresse im Spiele. Allein eben dies Intresse trieb ihn zugleich, die Macht des Throns zu lähmen, um selbst gewaltiger zu werden, und das Volk niederzudrücken, um sich durch dasselbe zu bereichern.

*) Hallam, III, c. 8.

Im Mittelalter erging es den kleinern Herrschaften mit ihren Lehendienstleuten, wie dem Kaiser mit den seinigen, sagt Möser. *) „Diese herrschten in der That und jene hatten nur den Namen. Was die Dienstmannschaft verlangte, mußte ihr gewährt werden. Sie schloß alle Mindergewürdigten, deren Einsichten einem Hauptherrn aber hätten heilsam seyn können, von dessen Hofe aus. Bedienungen, die nur von einiger Wichtigkeit waren, wurden aus ihr besetzt und alle Burgen und Schlösser nur einem aus ihrer Mitte vertraut. Sie lenkte die Wahlen der Bischöfe und schrieb diesen Gesetze vor." — Nirgends war dies Alles so sehr der Fall, denn im deutschen Reiche und in Italien. In Frankreich, Spanien u. s. w. gewannen die Könige zu bald das Uebergewicht. Deutschland aber zerfiel in eine Menge kleinerer und grösserer, nur dem Scheine nach vom Kaiser abhängiger, Souveränetäten. Das zahlreichste Volk Europa's, das deutsche, wurde dadurch, in Rücksicht der Sicherheit Deutschlands, gegen das Ausland, das ohnmächtigste; ein schlechtverknüpfter Staatenbund; Spott und Beute jedes ehrgeizigen Nachbars. Und dies Deutschland, dessen Genossenschaften ehmals den Cäsaren Roms widerstanden, deren Weltreich zertrümmert hatten, beugte sich, mit Hülfe der grossen Reichsvasallen, unter das Joch eines Oberpriesters zu Rom. Und wenn es nicht vollends in eine polnische Adelsrepublik zersplitterte, oder unter der Schutzherrschaft irgend einer benachbarten Macht, als Erbtheil oder Schlachtopfer einer wechselsweise plündernden und geplünderten wallachischen Bojarenzunft dahin schmachtete; wenn Recht und Ordnung das Innere seiner Bestandtheile und ihr gegenseitiges Verhältniß zu einander regelten, so geschah es, nicht weil der Adel des XI. und XII. Jahrhunderts über seine rechtmässigen Gebieter den Sieg davon trug, sondern weil mehrere, mächtige Mitglieder der alten Vasallenschaft aus Gutsherren zu Landesherren geworden, über die kleinen Verhältnisse ihres ursprünglichen Standes emporgestiegen

*) Möser I. 2. §. 14.

waren, hoch genug, um außerhalb ihrem eignen Gebiet ein Ansehn zu haben, aber nicht hoch genug, um gegen den noch Mächtigern einen Schutz entbehren zu können, den der Schwächere nur im Recht finden kann, das er auch an seines Gleichen achten muß.

Die Hofsleute des Mittelalters unter ihren Lehnherren waren die Hofleute ihrer Zeit, und nur trotziger, derber, handfester, als die der heutigen Zeit. Die Verkäuflichkeit des Adels an jeden Meistbieter, wie sie, von einem Ende der Geschichte Frankreichs, bis zum andern, zur Schau liegt, und in den eignen Memoiren jener hochgebornen Herren, mit beispielloser Unbefangenheit beurkundet erscheint, ist bekannt. Noch Heinrich IV. führte dergleichen Handelsgeschäfte, zur Beruhigung der Ligue, wie Sully's Memoiren lehren. Der Unterschied heutiges Tages ist, daß nicht mehr so theure Preise bezahlt werden; daß die Waare gemeiner, daher wohlfeiler geworden, und, was besser, als beides, entbehrlicher ist. Die Usurpation des schwedischen Adels gegen den Thron und auch des schottischen, hat Delolme *) gut und zusammengedrängt dargestellt. Das Betragen der englischen Aristokratie gegen den König, bei der Ernennung Cannings zum ersten Minister, dieser Adelsconfederation, die vor einigen hundert Jahren dem Könige Freiheit oder Leben genommen haben würde, machte sich im XIX. Jahrhundert, durch entschiedene Geistlosigkeit, so unschädlich als verächtlich! aber zeigte doch, daß es ihrer Ohnmacht nicht am Willen fehlte.

Auch wenn sich der Adel nicht immer geradezu absichtlich oder werkthätig, dem Intresse der Fürsten feindlich entgegen warf, mußt er diesem Intresse schon durch sein blosses Vorhandenseyn, schon durch die Natur seiner Vorrechte entgegen wirken. Mit zunehmender Civilisation einer Nation muß in ihr endlich Verstummung, Mißmuth, allgemeiner werden, wenn sie im Staatsorganismus ihres Vaterlandes die Umkehrung aller Begriffe eines guten Organismus wahrnimmt;

*) The C. of Engl. ch. XVIII. Abschn. 1. und ch. XIX. im 2. Buch.

wenn sie entdeckt, daß die höhern, die wichtigern Civil- und Militärämter, von denen in Frieden und Krieg ihr Wohlstand, ihre Sicherheit, ihr Glück am entschiedensten abhängt, nicht den von der Natur selbst durch höhere Geistesgaben dazu Geweihten, sondern den Kindern bestimmter Familien anvertraut werden, die, mit dem angebornen Recht zu befehlen, das Lebenslicht erblickt hatten. Eben so gut könnte in einem Lande gesetzlich bestehn: Kinder im Vollmond geboren, sollen ausschließlich berechtigt seyn, an der Spitze der öffentlichen Verwaltungen und der Heere zu stehen. Was hat aber der genealogische Stammbaum mehr, als der Vollmond, mit Gesetzgebungs-, Verwaltungs- und Feldherrntalenten zu schaffen?— Folge ist, daß überall, wo dergleichen Grundgesetze bei erleuchteten Nationen bestehn, nur Egoismus, Furcht, oder Gleichgültigkeit gegen den Zustand der Dinge, zum Lebensprincip der bürgerlichen Gesellschaft werden. Die Adelschaft ist jedesmal nur eine geringe Parzelle von der Masse der Nation; offenbar liefert die Mehrheit der Nation die grössere Menge fähiger und grosser Geister, als es die Parzelle vermag. Mithin sieht sich der Fürst, durch die Ansprüche eines bevorrechteten Adels allein schon, zum Nachtheil seines Reichs, in der Auswahl der Tüchtigsten beschränkt. Die britische Seemacht, der britische Welthandel, Nordamerika's erstaunenswürdiges Emporgehen, der französischen Feldherrn Siege in den letzten Kriegen, waren Geisteswerke der aus der Masse der Nation hervorgetretenen Männer, welche durch keine Herkunft, sondern durch die Natur geadelt waren.

Nicht blos ein seit Jahrhunderten eingerostetes Vorurtheil machte den Adel für die Fürsten hochwichtig, sondern mehr noch wurden die letztern durch die Zauberbinde der Etikette gezwungen, ihn festzuhalten. „Die Etikette,“ sagt irgendwo ein geistvoller Geschichtsschreiber, „ist eine Circumvallationslinie, in welcher die Höflinge ihren Herrn gefangen, und ausser Verbindung mit dem Volke und der Wahrheit halten. Er empfängt weder von Menschen, noch Sachen, richtige Ideen. Er kennt selbst

seine Hüter und Wächter nicht genau; sie bedienen sich bei ihm der Masken."

Aber eben so wahr ist's auch, die Etikette ist zugleich das Gesetzbuch des Despotismus. In den Harems des Morgenlandes entstanden, unter den Byzantinern zur Wissenschaft ausgebildet, fand sie in den Dienstleuten der europäischen Feudalherren, willige Schüler, die darin ein Mittel erblickten, die Herren zu entwaffnen. Umgekehrt, war ihnen der Herr an Energie überlegen, wandt er die Etikette gegen sie selbst: so wurden sie seine Sklaven; ihre Rechte, ihre Pflichten wurden zum Spiel seiner Willkühr. Darum führte auch Napoleon, absichtlich, oder instinktmäßig mit altem und neuem Adel die strengste Etikette in seinem Hofe ein.

45.
Adel und Volk.

Seit den frühesten Zeiten hatte das Wesen des Feudaladels ein dreifaches Element. Unter sich selbst nahm er demokratische Richtung an; gegen den Fürsten anarchische; gegen das Volk despotische. Als Kaste, und wenn ihm nichts, als sein genealogisches Verdienst geblieben war, trat er in der Geschichte seiner Händel gegen Völker und Fürsten, gewöhnlich solidarisch auf. Abgesehen von neuern Beispielen, geben davon schon die Kriege gegen die niederländischen Städte unter burgundischer Herrschaft und gegen die Schweizer auffallende Beweise. Es ist ungefähr die nämliche Solidarität, welche sich späterhin bei den fürstlichen Familien zeigte, von der der alte Brantome bemerkte: Qu'il ne faut jamais parler mal des princes, même des ennemis; ils sont tous frères, et ce qu'on dit d'injurieux de l'un, attaque indirectement les autres.

In der anarchischen Richtung der Kaste gegen den Thron, in der despotischen gegen das Volk, verschlang sie die Rechte und Kräfte Beider. Polen, das einst mächtige Reich, versank, durch seine Aristokratie, in Unwissenheit, Armuth

und Ohnmacht. — Nicht Vertreibung der Mauren, nicht Entdeckung Amerikas u. s. w. war es, was hauptsächlich, in Vergleichung mit andern Ländern, den kläglichen Zustand Spaniens bewirkte, sondern der prädominirende Adel, mit dem, wie gewöhnlich und sehr natürlich, der hohe und niedere Clerus gemeine Sache machte, um einerseits den Fürsten zu beherrschen, anderseits das Volk auszusaugen. Zur Verarmung der Städte und zu ihrem Verfall, in der Halbinsel, trugen eben so die durch Gesetze und Municipaleinrichtungen geheiligten Vorurtheile bei. Der Geist des Ritterthums, mit seiner aufgeblähten Leerheit, theilte sich der spanischen Nation mit, der in den Städten selbst nur Adelstolz gedeihen ließ, während sich in solchen anderswo Bürgersinn entwickelte. Ein Haus, das sich mit Adelsnamen brüstete, hätte seine Söhne lieber dem Bettelstab, als einem bürgerlichen Gewerbe geweiht. In den Dekreten K. Philips II. werden die Handwerke der Gerber, Kürschner, Schuster, Schneider, Schmiede, Zimmerleute für entehrend (comme infames) erklärt. — Volk und Krone Neapels wurden um Glanz und Macht und Wohlstand durch die Habsucht der immer fordernden Noblesse gebracht. Und das üppige, fruchtbare Sicilien, die Kornkammer des alten Roms! Nicht die Flammen und Lavaströme des Aetna haben die Insel verödet, und mit Bettlern bevölkert. Aber beinahe 300 Familien des Feudaladels haben den grössern Theil des Grundeigenthums an sich gezogen, den übrigen Theil gewann ein Schwarm von 70 — 80,000 Kloster- und Weltgeistlichen. Was war Frankreich vor seiner Revolution?

In England, wo Vorrechte und Vorurtheile der Adelschaft nur auf eine kleine Anzahl von Familienhäuptern beschränkt blieben, während sich die Mehrheit der Mitglieder von adlichen Geschlechtern, in ihren Rechtsverhältnissen und Gesinnungen, immer wieder dem Volk und dessen Intressen anschloß, sehen wir das Wachsthum der Macht, des Reichthums und des Glanzes, der Wissenschaft und Kunst für Fürst und Volk. Weit blieben neben England jene Länder zurück,

wo sich nicht allein die unfruchtbaren Vorzüge des Adels in jedem Geschlecht vervielfältigten, sondern auch jeder Ausgezeichnetere oder Begüterte der erwerbenden Stände sich's zur „Ehre" rechnete, jener verzehrenden Klasse beigesellt zu werden, und die Lücken auszufüllen, die sich, in geistiger oder wirthschaftlicher Hinsicht, immerdar in derselben Klasse von neuem erzeugen müssen.

Mit dem Aufhören ritterlich-willkührlichen Schaltens, rohen Faustrechts und einer, die Würde des menschlichen Geschlechts entehrenden, Leibeigenschaft, oder mit Eintritt gesetzlich strengerer Ordnungen unter dem Zepter souveräner Fürsten, endeten allmälig zwar die bisher ziemlich straflos von den Edelleuten verübten Plünderungen und Mißhandlungen gegen das Landvolk, allein die Bedrückung desselben ward nur geregelter, daher scheinbar rechtlicher fortgesetzt; wie in Frankreich und Deutschland, so in andern Staaten. Zu den Bodenzinsen, Zehnten, und bisherigen Abgaben des Landmanns aller Art an den Gutsherrn, kamen nun noch die an den Landesherrn; zu den Diensten, die der Bauer seinem Guts- oder Gerichtsherrn leisten mußte, eine Menge Landesfrohnen, Kriegsfuhren, Schanzarbeiten, Strassenarbeiten, Jagdfrohnen u. s. w. bis endlich, (das Resultat dieser sich nach und nach gestaltenden Ordnung der Dinge,) die ganze Bürde der bürgerlichen Gesellschaft mit verdoppeltem Gewichte auf den Schultern eben ihrer unvermögendsten Mitglieder lastete. Und dies Alles zu Gunsten der ausschließlichen Nutznießer des Staats, die behaglich und herrisch zusahen; sich von aller frühern Dienstbarkeit, unter Beibehaltung ihres Lohns und Vorzugs, frei zu machen gewußt hatten.

Wie im Heer, im Staat, nahm der Adel auch die einträglichsten Aemter auch in der Kirche an sich. Das verstand sich, wie von selbst. Wissenschaft, Frömmigkeit, Edelsinn kamen dabei wenig in Betracht. Das Schmähliche, was irgend dem Feudaladel anklebte, ward auch in die Abteien und in die Gotteshäuser verpflanzt. Der Kardinal Fleury, als

er unter'm 5. August 1737 auf das an ihn gerichtete Breve des Pabstes Clemens XII. antwortete, rechtfertigte die Ausschliessung der Bürgerlichen von höheren Kirchenstellen damit, daß er schrieb: „Der französische Hof thut also, weil das Volk grössere Achtung für Geistliche hat, die vom Stande sind, (gens de qualité) und daß die Religion vonnöthen hat, durch ein Aeusseres, was imponirt, unterstützt zu werden."

Sogar noch Frau von Genlis bezeugt, troz dem, daß sie femme de qualité seyn wollte, über dies „adliche Christenthum" ihren Unwillen, und daß man in Klöstern, selbst in denen des strengsten Ordens, der Trappisten, die Laienbrüder mit Uebermuth, nicht in Demuth und Liebe, wie Brüder, sondern wie verächtliche Knechte behandelte, elend nährte, während man sich am bessern Tische gütlich that. „Die Laienbrüder," sagt sie: *) „wurden erst im J. 1072, aber ohne diesen hochmüthigen Unterschied der Kleriker, eingeführt. Ich weiß den Namen desjenigen nicht, der sie nachher so tief erniedrigte. Mais il est à présumer, que ce fut un moine gentilhomme."

Ungefähr so, wie Kardinal Fleury das adliche Christenthum gegen den Pabst zu rechtfertigen suchte, hat es in unsern Tagen ein Pabst selber, und zwar Pius VII., in seinen Verhandlungen mit den deutschen Fürsten gethan; und wie der französische Adel in den Generalstaaten von Blois im J. 1614 forderte und sprach, so sprach und forderte der deutsche Adel noch auf dem Wienercongreß. **) Er klagte, als über schweres Unrecht, „man habe ihn den Bürgern und Bauern gleichgestellt," nämlich in Rücksicht der Abgaben! Er nahm „vollkommene persönliche Freiheit" in Anspruch; aber blos für sich. Nur Bewilligung von Rechten, nicht Vorrechten, führt zur Freiheit des Landes. Doch diese

*) Mem. inédits de Mad. la Comt. de Genlis. Brüßler Ausgabe. I., 361.

**) Akten des Wiener Congresses, 2. Heft, S. 131. 138., u. a. O. 3 Heft S. 107 — 111. u. a. O.

will der Adel in keinem Fall. Er erbot sich zwar ebenfalls zu „vertragsmässiger Bewilligung einzelner Rechte" in Betreff von Justizpflege, Polizei, billiger Grundsteuer u. s. w. für den künftigen föderativen deutschen Stammverein; aber verlangte hinwieder „den ganzen Umfang der vorherigen Berechtigungen," als constituirenden Mitgliedes des deutschen Vereins. Eine solche „persönliche Unmittelbarkeit mit allen daraus fliessenden Folgen" ist, wie am Rheine die Schicksalsgenossen der Reichsritterschaft in ihrer Denkschrift vom 15. März 1815 versicherten, ein unveräusserliches (also gar angebornes, natürliches?) Recht, nach welchem selbst „ihre spätesten Nachkommen noch, aus jedem politischen Grabe, ihre nach Gerechtigkeit strebenden Hände (Sic!) emporstrecken müßten." — Welche Erleichterung von Lasten ist für das Volk von Männern solches Geistes zu hoffen?

46.

Der Souverän.

Die emancipirende Gewalt des Erwerbs, der Wissenschaft und Kunst, des Genies und der Oeffentlichkeit hat die meisten abendländischen Völker höher gestellt, als jene Massen leibeigner Nationen des Mittelalters standen. Die Fürsten, um die Früchte alles Gewinnstes zu geniessen, welche jener Grad von öffentlicher Bildung des Volks herbeiführt, müssen die Freiheiten der Unterthanen begünstigen, das heißt, statt der Schoos- und der Stiefkinder des Staats, nur Verdienstvolle und Verdienstleere unterscheiden; nur Rechte, nicht Vorrechte ehren. Ich sage, müssen; denn wo nicht, so thun sie selber schlechthin Verzicht auf Erhebung ihrer Staaten zum höchsten Flor des Nationalreichthums; auf die größte Kraftentwicklung ihres Reichs; auf die stärkste Sicherheit gegen das Ausland; auf die Begeisterung aller Landesbewohner für ihr Vaterland, und für die Heiligkeit des Throns, dem nicht Rock, Titel, Etikette, Luxus des Hofes, sondern das allein Glanz verleiht,

was die Unterthanen haben, sind und Glänzendes verrichten können

Die Souveräne des XIX. Jahrhunderts, und wenn sie alle aus dem Feudaladel herstammten, gehören, als Souveräne, mit ihrer Familie, nicht mehr zum Adel; sondern stehn hoch über demselben. Und wollen sie es dennoch endlich seyn: so muß ihr gesammtes Volk adlich seyn; denn sie sind dessen Repräsentanten, nicht Repräsentanten der Edelleute, die ehmals allein, als das eigentliche Volk angesehn wurden. Die Souveräne sind mehr noch, als nur Landesherren; ihr Recht ist ein höheres, als das einer ausgedehntern Gutsherrlichkeit; denn der meiste Grund und Boden, wie das meiste bewegliche Gut, sind Eigenthum der freien Landeseinwohner; die, was sie besitzen, weder, wie Leibeigne, vom Herrn haben, noch, wie Vasallen, von der Krone zum Lehen tragen. Sondern der Souverän ist die personificirte Majestät, Macht und Einheit des Gedankens und Willens aller Tausende von Individuen des Volks, in Bezug auf dessen allgemeine gesellschaftlichen Verhältnisse und Bedürfnisse. Er ist der Sammelpunkt aller Kräfte des grossen Staatsganzen, die von ihm wieder nach bestimmten Richtungen und Zwecken, zurückgestrahlt und verbreitet werden müssen. Der Mensch im Souverän ist sterblich; das Wesen des Souveräns unsterblich, es sey denn, daß das Volk selbst vergehe, oder sein individuelles Staatsleben verschwinde. Der Mensch im Souverän kann von der Natur mit geringern Geistesgaben ausgestattet seyn, als Tausende der Unterthanen es sind; aber, als Sammelpunkt alles Lichts, aller Kraft des Volks, stehn neben ihm die glänzendsten Einsichten und Kenntnisse der Nation.

In civilisirten Ländern wird der Souverän, selbst der absolute, nicht für einen mit dinglichen Rechten auf Grund und Boden und Leute ausgestatteten Eigenthümer angesehn, sondern er gilt als naturnothwendige Seele des Staates, ohne welche kein Staat möglich ist. Möge der hi-

storische Ursprung der heutigen Könige und Fürsten seyn, welcher er wolle; mögen sie Nachkommen eines Vasallen, oder eines Lehnsherrn, eines glücklichen Kriegers, oder eines vom Volk gewählten Regenten seyn: sie sind nicht mehr, was der Erste ihres Stammes war, so wenig der Keim der Eiche, die Eiche ist. — Aber weil die Kaste der Adelschaft ihre Vorzüge, ihren ganzen Werth auf den historischen Ursprung ihrer Familien begründet, zieht sie auch den Fürsten des Landes und seine Würde zu sich in die niedrige Sphäre ihres zufälligen Daseyns herunter, um ihm gleich zu scheinen. Weil er, als ein Naturnothwendiges, und Wesentliches, im Staate dasteht; weil selbst die Republik nicht ohne zu zerfallen, ihres mit der Souveränetät des Volks bekleideten Hauptes entbehren kann, hält sich auch der Stand der Edelleute für einen unentbehrlichen, naturnothwendigen in der bürgerlichen Ordnung. Weil der Ahnherr des Königsgeschlechts vor Jahrhunderten vielleicht ein freier Gutsherr, oder dienstbarer Lehenträger gewesen, wie es vielleicht auch ihre Ahnen waren, betrachten sie die Souveränetät nur als eine ausgedehntere Gutsherrlichkeit, und jeden Edelmann im Kreise derselben als einen kleinern König. Die Gleichstellung der Begriffe von legitimer Gutsherrlichkeit und Souveränetät, wie von den rohern Vertheidigern derselben geschieht, ist nichts anders, als eine Verwechslung des Materiellen mit der Idee, der Persönlichkeit mit der Würde, des privatrechtlichen, zufälligen Eigenthums mit einer staatsrechtlichen, nothwendigen Macht. Sie möchten jene rohen Vorstellungen von der Würde des Oberhaupts und der Materialität des Staats verewigen, welche den Merowingen in den Tagen allgemeiner Barbarei verzeihlich, den Stuarts verderblich war.

47.

Brief- und Geldadel.

Seit dem Aussterben des vormals vorherrschenden Feudalwesens trat auch in grösserer Zahl der Briefadel ein, eben-

falls vom XV. Jahrhundert an, häufig, als Stellvertreter oder Ersatz der frühern Lehenverleihungen und des romantischen Ritterschlags, aber völlig in Art und Weise der schon ausgebildeten Adelsinnungen erblich. Man that sich noch auf den Schein etwas zu gut, während das Wesen schon mangelte, den Satz bestätigend, daß die Grösse der Einbildung von einer Sache immer im umgekehrten Verhältniß zu ihrer Veranlassung zu stehen pflegt.

In Deutschland giebt es keine Beweise von Ertheilung des Briefadels vor K. Karl IV. In Frankreich, das auch diesmal in der Ausbildung des Adels dem übrigen Europa voranging, kommen Adelsbriefe schon aus der andern Hälfte des XIII. Jahrhunderts zum Vorschein. *) Dieser Zeitpunkt trifft freilich, wie Runde bemerkt, **) mit dem Ende der Kreuzzüge zusammen, in welchen der französische Adel viel gelitten hatte und man ihn also ergänzen zu müssen glaubte, und es noch dazu auf wohlfeile Weise konnte, ohne Lehensertheilung. Sobald im XV. Jahrhundert das Adeln einmal in Deutschland eingeführt war, geschah es bald im Ueberfluß. Die Fürsten befanden sich wohl dabei. Indem sie geleistete Dienste, welcher Art sie auch seyn mochten, mit Illusionen der Eitelkeit, statt mit baarem Gelde, oder mit Grundstücken zu belohnen im Stande waren, hielten sie in ihrer Freigebigkeit kein Maas. Im Vorurtheil erzogen, daß der Adel den Glanz ihres Throns vergrössere, oder dessen Sicherheit vermehre, vergassen sie, daß sie selber das schon verbleichende Institut des Alterthums entadelten, und ihre Völker berechtigten, eine immer strengere Unterscheidung zwischen Edel und Adlich, zwischen Vorrecht und Recht, zwischen Würde und Würdigkeit zu machen.

Deutschland, unter vielerlei Fürsten vertheilt, die sämmtlich Adelsbriefe schenken oder verkaufen konnten, wurde daher schneller, als jedes andere Land, mit Edelleuten und Rit-

*) Carpentier Gloss. siehe Nobilitas.

**) Grundsätze des allgem. deutschen Privatrechts. §. 363.

tern, Grafen und Baronen übervölkert. Ja, Kaiser Sigmund ertheilte sogar das Regale, in den Adelstand zu versetzen, schon im Jahr 1417, also, da das Regale kaum erfunden, oder anerkannt war, einem Freiherrn von Böhlin mit. Dieser konnte vermöge seines auf den Aeltesten seiner Nachkommen vererblichen pfalzgräflichen Rechts jeden, den er dazu für befähigt hielt, in den Adelstand des heil. röm. Reichs erheben. Noch im Jahr 1777 machte ein Freiherr jenes Namens davon Gebrauch, um einen hochfürstlichbischöflichen Leib-Oculisten zu adeln, und zugleich „aus bewegenden Ursachen" mit demselben Regal zu versehen, den empfangnen Ritterschlag weiter zu geben. *) Kein Wunder, wenn noch überschwenglicher, als im benachbarten Frankreich, eine Menge bevorrechteter Müssiggänger entstand, deren Entstehungsart sie nur lächerlicher, aber nicht nützlicher machte, als die Mehrheit ihrer Standesgenossen von Geburtswegen war; mit denen sie aber, nach einigen Geschlechtsfolgen, schon einträchtig Hand in Hand gingen, und gleich denen sie kein Gebot ihrer neuen Würde so gewissenhaft befolgten, als das in der kaiserlichen Gnaden-Urkunde eingeschärfte: „sich aller bürgerlichen Handthierung und Gewerbs, samt andern unadelichen Sachen und Thaten, — gänzlich zu enthalten."

Freilich die Familien alten Schrots und Korns (noblesse de la vieille roche) machten zu dieser Beadelung aller Welt keineswegs die freundlichste Miene. Die Standeserhöhung von Oculisten, Opernsängern, christlichen und jüdischen Geldwechslern, Tausendkünstlern und lustigen Gesellschaftern, schien Profanation ihres Heiligthums. Und doch läßt sich nicht läugnen, daß alle Neugeadelte, wenn auch nur ein kleines Verdienst, dennoch ein reeleres haben konnten, als das leere genealogische. Aber des ächten, wahren Adels Werth soll, nach den Begriffen der Kaste, auch von keinem Verdienst abhängig seyn, sondern seine Vorrechte, von wegen des Stammbaums der Familie, geniessen, wie der katholische Priester durch das Geheimniß

*) Schlözers Staatsanzeigen. II. Nro. 13.

der Weihe zum Doppelmenschen wird, zwar der irdische bleibt, aber zugleich ein höherer, unsträflicher und heiliger ist! — Inzwischen läßt sich nicht läugnen, die Fürsten belohnten, wie ihre Vorfahren, durch Standeserhöhung dankbar die Verdienste, welche dieser oder jener um ihre Person haben konnte. Verdienste um den Staat nahmen in der Regel den zweiten Rang für ihre Erkenntlichkeit ein. Verdienste um die Menschheit wurden selten anders, als mit Dornenkronen, Kerkern, Steinigungen, oder Verfolgungen anderer Art belohnt; dann erst, Jahrhunderte nachher, mit Monumenten von Stein und Erz. Auch Letzteres scheint mir noch zu viel. Durch ihre Werke und Tugenden ausgezeichnete Männer bedürfen keiner andern Auszeichnung. Wer ihnen Denkmale setzt, will nicht sie, sondern sich auszeichnen.

Durch so reichliche Verspendung des Adels, selbst an Beischläferinen, Kuppler u. s. w. oder für dafür erlegtes baares Geld, dann durch Vervielfältigung der Nachkommenschaft vermehrt, ward, in fast allen abendländischen Nationen unsers Welttheils, der Edelmannstitel so gemein, daß achtbare Bürger sogar anfingen, ihn zu verschmähen. Der berühmte Romeau empfing die lettres de noblesse im Jahr 1764; ließ sie aber nicht einregistriren, um sein Geld zu behalten. In Spanien, wie in Polen, häuften sich die Schwärme der Edelleute, obgleich oft in tiefster Armuth dahin lebend, daß er der wirkliche Schimmel auf dem verwesenden Staatskörper heissen konnte. In Frankreich wußte zuletzt nur noch der Hofadel goldene Früchte von seinem Stammbaum, Pensionen, Geschenke, Sine-Cure-Stellen u. s. w. zu erndten. Der Herzog von Aumont und der Herzog von Autin erhielten z. B. das Recht, von jeder Kutsche in Paris täglich 20 Sols zu lösen, was ihnen jährlich eine Summe von 36,000 Thalern eintrug. Aehnliche Abgaben und Finanzquellen wurden für Andere erfunden. Verbrechen und Strafen wurden Einnahme-Artikel für begünstigte Höflinge, ja, für begünstigte Richter; Verschenkungen von confiscirtem Vermögen etwas

Gewöhnliches und üblicher Lohn der adlichen Angeber, wie man Jagdhunden die Eingeweide des müdegehetzten Hirsches hinwirft. Als Fargues, durch einen feierlichen Justizmord, der Rachsucht Ludwigs XIV. zum Opfer gebracht worden war, verurtheilte ihn der Staatsrath, daß er dem Könige 350,000 Livres schuldig sey, und der König machte damit dem ersten Präsidenten, Herrn von Lamoignon, ein Geschenk.*) Der Graf von Grammont hatte dem König Anzeige von Leuten gemacht, die sich in das Lieferungswesen vom Elsas eingemischt hatten. Der König überließ dem Grafen, diese Personen nach Belieben abzustrafen, von denen einer schon zu Erlegung von 12000 Thalern verdammt worden war. Der Graf gewann bei diesem Geschäftchen seine 40,000 Thaler.*) Die französischen Denkschriften aus dem XVII. und XVIII. Jahrhundert sind überreich an dergleichen einträglichen Finanzstreichen zu Gunsten des damaligen Hofadels. Es war damit nur ein neuer Dienstlohn erschaffen; nicht mehr Plünderungen der Einzelnen auf den Heerstrassen, sondern des Staates.

Nicht so tief sank in Deutschland der Hofadel, Biedersinn und Staatsklugkeit verhüteten es, ob sie gleich, bei der ungeheuren Vermehrung der in die betitelte Nobilität Aufgenommenen, die Verarmung vieler ältern und neuern Familien derselben nicht verhindern konnten. Alle Civil- und Militärstellen, Pfründen, Präbenden u. s. w., zu welchen den Adlichen fast ausschließlich und vorzugsweis der Weg offen stand, reichten für deren Menge nicht aus.

In Baiern waren, wie wir durch Wiguleus Hund wissen, ***) am Ende des XVI. Jahrhunderts nur noch 54 blühende, „thurniermässige" Geschlechter. Von diesen sind jetzt nur noch 17 übrig. Von den 70 Rittergeschlechtern, die am niederbaierischen Gerichtskauf (v. J. 1311) Antheil genommen hatten, sind nur noch 7 vorhanden. Ausser diesen

*) Lemontay, Monarchie de Louis XIV. Pieces justif. Nro. 1.
**) Dangeau nouv. mem. p. 176.
***) Bair. Stammbuch, im 2ten Theil.

giebt es gegenwärtig in Baiern etwa 250 güterbesitzende Geschlechter, die also, Ende des XVI. Jahrhunderts, noch nicht adlich, oder doch nicht „thurniermässig" waren, oder später erst eingewandert sind. Zu diesen Eingewanderten oder Jüngern gehören, was bemerkenswerth ist, die Höchstbegüterten, welche wenigstens über 200 Grundholden zählen. — Nach dem neuesten Adelsbuche giebt es jetzt (1827) im ganzen Königreiche mehr denn 3500 adliche Geschlechter oder Stämme, begütert und unbegütert, die sich wieder in etwa 4000 besondre Familien und in etwa 16,000 Individuen trennen. Aus diesem Allen zieht der Ritter von Lang *) die sehr treffende Bemerkung: „Wie wenig sich in der Erfahrung die Ansicht bewähre, daß durch Majorate und Fideicommisse," (diese erblichen Lähmungen des Nationalreichthums) „die Fortdauer der Geschlechter erzielt werde," (vielmehr das Gegentheil!) „und wie sehr das Institut des Adels, wenn es wirklich auf den Zweck des Staats berechnet seyn sollte, durch dieses Ueberströmen von ausländischen Geschlechtern, in seiner Natur wesentlich verändert wäre," (nämlich zu einer europäischen Landsmannschaft der Kaste.)

Die Verkäuflichkeit des Adels hatte dem läppischen Hochmuth des Käufers solcher Waare keinen Eintrag gethan; und ein gewisser Baron konnte sich daher mit Recht beschweren, „daß viele blosse Edelleute sich Freiherren schrieben, da doch, — (man denke!) — ein adliches Diploma nur 100 Ducaten, und ein freiherrliches 6000 Gulden koste." Der gekränkte Baron hatte sich doch in Etwas geirrt. Die Taxe der Reichskanzlei betrug, Alles mitbegriffen, was pro juribus cancellariae, Wappen, Siegel, Kapsel, Schnur u. s. w. zu bezahlen war:

Für den simpeln Adelstand cum denominatione: Von und einem gekrönten Helm . . Fl. 386. 30 kr.

---

*) Im Herwes XXIX. 13. 14. Allgem. Uebersicht der neuesten Baier. Gesch. Literatur.

Für den Ritterstand, cum denominatione:

Edler von	Fl. 724.	30 kr.
Für den Freiherrnstand	— 3015.	30 —
Für den Grafenstand	— 5952.	30 —

Ein Freiherrndiplom, ohne den Betrag der goldnen Bulle, und des Macherlohns (der goldnen Bulle nämlich) kostete nach Schmaußens Angabe *) 2650 Gulden.

Dahin mußt' es endlich kommen. Unter dem Wechsel einer immer selbstsüchtigen und immer auf Sand bauenden menschlichen Gesetzgeberei, ging die Natur ihren stillen und unwiderstehlich zum Bessern leitenden Gang. Unwiderstehlich drängte sie, von Jahrhundert zu Jahrhundert, das Geschlecht der Sterblichen, aus dem Labyrinth seiner Irrthümer, zum Anblick der Wahrheit; und mit stets geschwungner Geissel der Noth, aus den phantastischen, mit Blut und Thränen besprützten Wüsten der Barbarei, wo Wahnsinn des rohesten Egoismus und Aberglaubens sein empörendes Spiel trieb, zur Erbauung und Anerkennung göttlicher Wahrheit und eines ewigen und Allen angebornen Rechts. Die Zeiten. in welchen das Recht der Menschheit, zum ausschließlichen Vortheil Einzelner an deren Erdscholle geknüpft werden konnte, ist für den grössern Theil unsers Welttheils unwiderbringlich dahin. Und mit eben so vieler Zuversicht, als Verachtung, mögen wir dem armseligen Bestreben zuschauen, sie wieder aus dem Abgrund der Vergangenheit heraufzurufen.

Es ist ein Fortschritt der europäischen Gesittung, daß nun schon ein Geldadel, ein Briefadel, im eigentlichen Sinn des Worts nur möglich ist. Wir dürfen nicht vergessen, daß der Civismus der alten Welt, der blos Haussklaven um sich duldete, — daß der spätere Dienstadel des Feudallebens, der jene Sklaven, wenn er sie auch an die Scholle fesselte, doch schon für Menschen gelten ließ und als solchen ihnen, von dem ihnen geraubten Himmelsgut, der Freiheit, wenigstens einige Brosamen, nämlich Freiheiten zuwarf, daß,

*) Corp. jur. publ. p. 1038.

sage ich, auch er ebenfalls ein Vermögensadel war, aber es ausschließlicher und unbeweglicher war, weil auf einem unbeweglichen Besitzthum gegründet. Geldadel ist ebenfalls wieder Vermögensadel, aber auf klingende, rollende Münze fussend, der immer unschädlicher wird, je allgemeiner; selbst in seiner grössern Entwickelung, mehr unsrer Thorheit, als seiner Macht, ein vorübergehendes Ansehn zu danken hat.

48.

Wachsendes Licht, abnehmende Schatten.

Des Grafen Boulainvilliers Klage *) ist gegenwärtig um vieles wahrer noch, als zur Zeit, da er sie niederschrieb. Schon vor mehr denn hundert Jahren trauerte er über das Schicksal der Noblesse, welche ihm zufolge „wahre Eigenthümerin des Staats (essentiellement proprietaire de l'état) aus dem entscheidenden, unwidersprechlichen Grunde sey, weil sie das Gebiet mit den Waffen erobert und Jahrhunderte lang behalten habe.“ — „So tief ist sie gesunken, seufzt er, daß man überhaupt noch am Daseyn einer Adelschaft zweifeln müsse, wenn man nicht noch in der Bürgerklasse (dans la roture) eine unbändige Sucht wahrnehme, sich adeln zu lassen, sey es durch Gnadenbriefe der Fürsten, oder durch Ankauf privilegirter Aemter.“

Es läßt sich allerdings nicht läugnen, wenn wir auf die Thatsachen sehn, die dem gesellschaftlichen Daseyn des Adels zum Grunde lagen, auf die Vorzüge, die seinen Vorrechten zur Stütze dienten, Vermögen und Waffengewalt, — daß der jetzige Glanz des Adels dem Glanz von jenen entfernten Gestirnen gleicht, deren Licht, wie die Astronomen sagen, noch immer an der alten Stelle fortschimmert, obgleich der Körper, dem dies Licht angehört, schon seit Jahrhunderten dem Auge verloren ist. — Macht und Vermögen sind längst nicht mehr ausschließlich Besitzthum der Edelleute; weder sind sie es, denen der Staat noch gehört, noch sind sie

*) Hist. de l'ancien gouv. de la France. T. III.

es, die ihn vertheidigen. Sollen wir aber die Gewalt, denen der Adel einst seine Vorzüge verdankte, für einen Rechtsgrund halten: so müssen wir auch jede spätere, als rechtmässig anerkennen, der jene weichen mußte. Thatsache gegen Thatsache hat immer die letzte von Beiden recht. Man muß sich zu trösten wissen, wie Scarron über den Riß in seinem alten Rock; trösten, wie er, mit dem Verwittern der Pyramiden, mit dem Untergange des Capitols und so vieler unvergänglichen Schöpfungen menschlicher Schwäche und menschlicher Eitelkeit; — trösten damit, daß noch so Viele den Nachhall der Vergangenheit für eine Stimme der Gegenwart halten; — trösten, daß wenigstens noch das ironische Mitleiden oder die fromme Einfalt zuweilen Huldigungen darbringt, die sich nicht länger erzwingen lassen.

Freundliche Auflösung des verrosteten Eisenknotens, durch welchen einst im X. Jahrhundert das Volk, dieser geblendete Simson, gefesselt wurde, möchte jetzt, nachdem dem Riesen die Haare wieder gewachsen sind, ihm, wie den Philistern, am gedeihlichsten seyn, denen er, verlangen sie, noch immer zu ihren Banketen aufspielen soll. Dies ist aber die Aufgabe weiser Fürsten, und wenn auch erst des XX. Jahrhunderts.

Montesquieu, der Hellsehende, der Mann von viertausendjähriger Erfahrung, sagte mit Bestimmtheit voraus, daß die Feudalregierungen, einmal untergegangen, nie wieder erscheinen können. Der heutige Adel ist ein bleiches Gespenst des Gewesenen. Eben die Gewohnheit, sich, auf Kosten des Fürsten, oder des Volks, sorglosem Genusse hinzugeben, gleichviel ob durch, oder ohne Verdienst; — diese süße unverkümmerte Gewohnheit, die dem Adel, erst die Mühe des Erwerbes entfremdet, dann endlich, als unadliches Geschäft, verabscheuungswerth gemacht hat; eben die Erinnerungen an ehemalige, durch Geburt erbliche, Vorrechte, die ihn der Sorge zu überheben scheinen, an das Loos der Nachkömmlinge zu denken, — drücken jetzt seinem Verfall das Siegel der Unwiederruflichkeit auf. Er gleicht, in dieser Hinsicht, dem Adel der alten Welt, den Bürgern Roms, die, mit ähnlichen

Vortheilen, und wohl noch grösseren Erinnerungen, gerade deßwegen, sich nachher niemals wieder zu der Unabhängigkeit der Bürger mancher andern italiänischen Stadt erheben konnten. Und doch ward ihnen mehr, als eine Gelegenheit dazu entgegengetreten, da Petrarka sie erweckte, da Arnold von Brescia sie begeisterte, da Rienzi den Senat wieder in's Kapitol einführte. „Sie waren," sagt Johannes Müller, „zu stolz, um, in Gehorsam und Arbeit, wieder anzufangen." Sie sahen Erinnerungen für Hoffnungen an, und meinten fortsetzen zu können, was zu Ende war.

Die Verflüchtigung des französischen Adelthums, von der es sich nicht wieder erheben kann, schreckte die Edelleute der andern Staaten. Und eben zu der Zeit, der am übelsten gewählten, als das deutsche Volk, ohne Rücksicht auf die Noblesse, seine eigne Riesenkraft, zur Abschüttlung des napoleonischen Jochs, beurkundet hatte, erschien in Deutschland der Plan zu einem allgemeinen Adelsverein, die Kette genannt (datirt Wien, den 10. Januar 1815). Diese Kette sollte wieder die mittelalterlichen Gauen des geliebten deutschen Vaterlandes, die Schweiz nicht ausgenommen, denn ihre Telle sind nicht mehr, inbrünstig umschliessen, auf daß der alterthümliche, ritterliche Sinn des deutschen Adels wieder auferstehe. Es sollte ein Adelsgarten werden, aus dessen Beeten sich „manche liebliche Blüten und Früchte entwickeln würden, die für jetzt noch nicht zu ahnen sind."*) Das Merkwürdigste in diesem abenteuerlichen Plane ist, die vorgespiegelte, vielleicht ehrlich gemeinte, Absicht, den Adel durch Bildung zum ersten Stand zu machen. — Den ersten Stand in der Gesellschaft mag ein Gesetz bestimmen; den gebildetsten schafft, wie das Talent, einzig die Natur und das Schicksal.

Ist ein gesellschaftliches Uebergewicht irgend eines Standes in der That naturgemäs, dem Intresse des Staats unentbehrlich, oder in jeder Hinsicht zusagend: so bedarf es unserer ängstlichen Fürsorge um Entstehung oder Erhaltung des-

*) Wiener Congreßakten. IV. 35. 452. ff.

selben nicht. So ist ja auch die Erblichkeit des Throns in fürstlichen Familien, durch die Natur jedes grossen Staates und seiner Bedürfnisse, eine Nothwendigkeit, gegen welche man sich vergebens auflehnen würde.

Bestand jene Ehrenkette aber nicht längst schon? Doch während das Genie des Gewerbsmannes und Landmannes sich alle Welttheile zinsbar machte, wozu der bürgerliche Gelehrte die Wege anwies, während eben dadurch die Staaten blühender, die Throne mächtiger wurden, ward jene Ehrenkette zu einer schädlichen Hemmkette, oder Sklavenkette, mit welcher der bevorrechtete Stand selbst an die Scholle seines Fideicommisses, oder Majorats, oder Erbritterguts u. dgl. m. gefesselt lag, ohne mit den von ihm verachteten Ständen wetteifern zu können. Er mußte endlich, wo er einst ewig zu thronen hoffte, viele seiner Mitglieder frohnen sehen. Ganze Abtheilungen dieses bevorrechteten Standes erblicken wir schon jetzt, unter dem Fluche seines Vorrechts, hingesunken zu dem armseligen Daseyn von Pächtern ihrer Gläubiger, zu Almosenbegehrern des Staats. Bald wird das Unmaas jener neuen Beneficienwirthschaft, nämlich die Pfründenhierarchie eines immer überzähliger werdenden Beamtenheers, zur Zentnerlast der Staatsverwaltungen. Mit halben Maßregeln ist's auch hier nicht gethan.

Die Natur ertheilt andere Privilegien und Vorzüge, als der menschliche Gesetzgeber; und dieser wird nur das Grosse vollbringen, wenn er mit jener Hand in Hand geht. Frankreichs Unglück, Englands innerer Kampf um Parlementsreform zwischen Güterbesitzern und allen übrigen Mitgliedern der Gesellschaft; das Loos der rottenboroughs und corn-laws stellen den Europäern warnende Beispiele zur Schau. Und eben im Anblick dieser Beispiele liegt Beruhigung für jeden, der es fühlt, daß es eine noch höhere Vormundschaft, als die aller Kabinette und Ministerien giebt, welche das Menschengeschlecht leitet; für jeden, dem das Bedürfniß der Entwickelung verbirgt, daß die Kräfte dazu in der Menschheit vorhanden sind.

Und was ist's denn zuletzt, wenn auch noch an einigen kleinen Zweigen des germanischen Volksstammes die trockene Blüte eines vergangenen Weltjahrs festsäße, während schon ein neuer Frühling den Baum mit neuen Trieben schmückt? Nicht lange und wir sehen frisches Grün die Blösse des ärmlichen Spätlings bedecken, den, geräuschlos verschwinden zu lassen, es keines Sturmes bedarf.

Daß einzelne Völker von einer höhern Stufe des Glücks zurücksinken können, dafür zeugt jedes Blatt der Weltgeschichte; daß aber unser Geschlecht unaufhaltsam in seiner Entwickelung fortschreitet, ist das Schlußresultat ihres Gesammtinhaltes. Der Baum lebt und wird leben, den Insekten zum Trotz, die ihm hin und wieder eine Fäulniß einimpfen, in der sie allein zu gedeihen vermögen. Nicht an jedem Zweige entfaltet sich eine Blüte, aber Blüten und Früchte folgen sich, so lange nicht das erste Schöpfungswort verhallt: „Es werde Licht!"

49.

Ein Blick rückwärts und vorwärts.

Alle gesellschaftlichen Verhältnisse beruhen auf Natur und Umfang sowohl der physischen, als der geistigen Erwerbungen der Gesellschaft; und beide dienen zuletzt immerdar höhern Zwecken.

In den Markgenossenschaften war Grundeigenthum der Boden, aus welchem, neben Leibeigenschaft der Menschenmehrheit, das despotische Feudalintresse Einzelner hervorwucherte. Dann folgte Trennung mehrerer mit dem Grundeigenthum verbundener Rechte, aber zum Dienste eines einzelnen Mächtigern; endlich ward das Grundeigenthum und das damit verknüpfte Vorrecht Dienstlohn. Bis dahin war die Gesellschaft in allen ihren Beziehungen auf Grundeigenthum basirt. Dann aber kam Entstehung eines neuen, circulirenden Capitalvermögens, und sehr allmälig wachsende, endlich überwiegende Gewalt desselben. Von da an Kampf der alten und neuen Gesellschaft, der noch dauert; hoffnungsloser Ver-

such, das Vorrecht an die Scholle festzubinden, anderseits eben so hoffnungsloser Versuch, auch das neue Eigenthum zu fixiren, durch neue Majorate in den grossen Schuldbüchern der Staaten, schon vermöge der Natur dieses Eigenthums vergeblich. Neben jeder Uebertreibung eines ähnlichen Versuchs erscheint in der Regel ein emancipirender Staatsbankerot.

Der Blick in die Zukunft zeigt eine Kapitalisirung des Grundeigenthums mit höherer Bestimmung, nämlich zum Dienste der Gesellschaft. — In noch grösserer Entfernung, jetzt fast noch unkenntlich, erscheint jedes physische oder materielle Vermögen sowohl, als jedes geistige, je umfassender in seinem Wesen und je allgemeiner in seiner Verbreitung, um so unfähiger, gemeinen und selbstsüchtigen Zwecken Einzelner allein dienstbar zu werden, und wo endlich niemanden ein höheres Maas von Glück beschieden seyn kann, als sein Antheil am weitverbreiteten Glück Aller gewährt.

Die volle Anerkennung des Menschen in seiner ihm von Gott gegebenen Würde, und daß keiner, um mehr, als Mensch zu seyn, die andern seiner Lebensgenossen mit Füssen treten dürfe, — diese Gleichberechtigung Aller zur Entwickelung ihrer Naturgaben für das Gemeinwohl, findet man nur auf den äußersten Punkten der gesellschaftlichen Zustände; nämlich da, von wo ihre Entfaltung ausging, und da, wohin sie, als zu ihrem Ziel, vorwärts strebt. Die Ungleichheit ward eine nothwendige Begleiterin der Menschen, auf ihrem Wege von dem einen zum andern. Sie ward um so schmerzlicher und Alles von einander trennender, je mehr, bei mangelhafter Geistesbildung der Nationen, Einzelne, mit thierischer Gier, Schlauheit und Stärke, die Güter des physischen und geistigen Lebens an sich rissen, unter sich zerstückelten und die Uebrigen vom Genuß und Recht zurückstiessen. Es war damit der Krieg Aller gegen Alle organisirt. Keiner genoß die Segensfülle, welche jedem aus dem Gemeinwohl der Gesellschaft zuströmen sollte, sondern nur soviel ihm davon die Standes-

schranke, die Zunft, die Innung, das Monopol, das Herkommen u. dgl. zu schöpfen erlaubte. Keiner war so frei, als er seyn konnte, und von Rechtswegen sollte, auch der König auf dem Thron nicht; das Prinzip der Trennung war allein herrschend; der Staat vom Egoismus der Häuser, der Stände, der Innungen in eine ungeheure und verworrene Confoederation feindseliger Individualitäten zerlöst.

Das Trügerische des letzten Zweckes alles Kastenwesens lag in dem wahnsinnigen Glauben, Banden der Unterwerfung verewigen zu können, nachdem man die Naturbande der menschlichen Gesellschaft zerschnitten hatte; und aus dem Besitzstande erblicher Vorrechte vor den übrigen Staatsbürgern, dieser letzten Thatsache, das letzte Recht zu deduciren. Die Thatsache besteht; sie ist die Thatsache des begangenen Unrechts gegen die Nationen, sie ist die Thatsache des fortgesetzten Unrechts gegen den höhern Flor der Staaten. Vergebens, um das sittliche und politische Unrecht zum Recht stämpeln zu können, wenden sich die Verfechter des Kastenthums zur Vergangenheit zurück. Auf dem Weg zur Vergangenheit giebt es für sie keinen Stillstand. Jedes von ihnen angerufene frühere Recht ist, näher betrachtet, nur ein älteres Unrecht, und weiset sie zurück und immer zurück, auf ein noch älteres, bis sie zuletzt räuberische Barbarenbanden erblicken, die einander ausplündern und die unterjochten Völker, statt sie zu ermorden, zum Hausvieh machten. Wer ist allmächtig genug, oder verstandlos genug, jene Zustände zurückzurufen, oder auch nur die Trümmer derselben, welche im Zeitstrom davonschwimmen, festzuhalten? Wer irgend versucht, mit Gewalt oder Arglist, den Geist der Völker in die verrosteten Ketten des alten Aberglaubens, der früheren Bildungslosigkeit, zu schlagen; die grosse Masse der Nation, ihre Tugend, ihren Fleiß, ihre Ehre, ihr natürliches Recht im Staat und zum Staat, zum bleibenden Nutzniessungsrecht einer privilegirten Klasse des Volks zu erniedrigen, der ist der wahre Revolutionär im Staat, der Widersacher Gottes, der Verräther an

der Menschheit, und trüg' er eine dreifache Krone auf dem Haupte.

Jede ungerechte Gewalt und jeder Verrath bestrafen sich endlich und unfehlbar selbst, und um so gewisser, je unklüger die Urheber oder Nutzniesser der Ungerechtigkeit, auf diese, als ewige Rechte, pochen; oder je unvorsichtiger sie sich auf eine Vergangenheit berufen, von der sie, als Erben und Fortsetzer der Rechtsverletzung angeklagt werden; oder die Gegenwart zur Richterin machen, von der sie verdammt werden.

Die grössere Unerträglichkeit eines mit Erblichkeit fortdauernden Vorrechts einer Volksklasse vor der andern, ohne Fortdauer seiner ursprünglichen Gründe, bewegt die Welt. Diese Institution, die vom gesunden Menschenverstand verschmäht, von der Humanität verabscheut wird, sie ist der Gährungsstoff geblieben in den Nationen, der die Thronen erschüttert, oft gestürzt hat, von den Zeiten der Merowingen an bis zu den Bourbonen.

Es war vergebens, daß Fürsten durch ihre persönlichen Tugenden ehrwürdig dastanden; vergebens, daß Fürsten, durch grössere Centralisirung der Staats-Verwaltung, einen Schein von Einheit im Gang und Leben ihrer Völker, die zu einem Ganzen verwachsen sollten, zu bewirken suchten. Die erblichen Kasten der Adelschaft und Bürgerschaft betrachteten sich, je länger sie bestanden, als zwei verschiedene, getrennte Völkerschaften in gleichem Lande, und unter gleichem Zepter, einander argwöhnisch gegenüber stehend. Die Unterthanen fordern einen Thron; sie können unter diesem allesammt frei athmen; ihre Opfer für ihn sind Opfer, die sie ihrem Gemeinwohl darbringen. Aber sie können nicht die Menge der kleinen Privilegiumsthronen lieben, von denen ihre Rechte im Staat und zum Stat beschroten werden, und durch welche sie Diener meistens verdienstloser Herren sind. **De toutes les conditions reservées à la misère humaine**, sagt der Graf Daru,*) wenn er vom ehemaligen venetianischen Adel spricht, **la pire après l'esclavage, c'est d'être obligé de**

*) Hist. de Venise. XIV., 1.

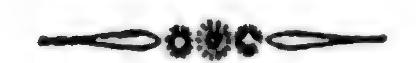
courber la tête sous la domination de plusieurs. La raison s'explique très bien, pourquoi dans l'intêret de la société on confie le pouvoir à une seul main; mais on ne peut comprendre, que ce pouvoir appartienne à une classe privilégiée.

Seit im abendländischen Europa, mit den Fortschritten der Bildung, der Kultur und des Weltverkehrs, die vormals leibeignen, dann noch dienstbar gebliebenen, Menschenheerden endlich auch zu, gewisse Rechte geniessenden, Völkern geworden sind, und die Monarchen nicht mehr blosse Lehensherren, oder Gutsherren, oder nur Landesherren, sondern mit aller Kraft und Herrlichkeit ihrer Völker in Majestät gekleidete Staatshäupter wurden: begann von beiden ein entschiedener Kampf gegen die exfeudalen Bevorrechtungen. — Der Spruch jener weisen Fürsten, die da öffentlich erklärten: „Das Volk ist nicht des Fürsten willen vorhanden, sondern der Fürst wegen des Volks!“ schloß stillschweigend das Todesurtheil gegen eine Körperschaft in sich ein, die, wie eine ebenso legitime Art Königthums nicht zum Volke gehören wollte, welches allein zu bedeuten sie selbst einst die Ehre hatte, sondern erblich über dasselbe stehen zu müssen glaubte.

Aber es kam das furchtbare Schauspiel des Volkszorns von Amerika gegen die Rechtsverletzungen, Privilegien und Monopolien des alten Stammlandes. Es kam das noch furchtbarere Schauspiel der Volksverzweiflung gegen den Uebermuth eines schwelgerischen Adels und Clerus in Frankreich. Die grossen Völkerbewegungen pflanzten sich in allen Richtungen fort. Sogar die Schwarzen von Hayti vernichteten gewaltsam das erbliche Vorrecht der weissen Kaste aus Europa. Ueberall das „Discite moniti!“ mit Blut geschrieben.

In mehreren Staaten unserer Zeit sehen wir von dem hochgefeierten mittelalterischen Ritterthum schon keine Spur mehr, es müßte denn in einigen Knopflöchern seyn. Ein unvererbbarer, vorrechtsloser Verdienstadel, zur Ermunterung oder Belohnung denen ertheilt, welchen der Staat dankbar ist, fängt an, den verdienstlosen Kastenadel immer tiefer in

in den Schatten zurück zu drängen. Während die Edelsten der Bürger den Gang zum Thron unversperrt, und die ersten Stellen des Staats für sich aufgeschlossen finden, sinkt jener unverdienstliche Erbrang, mit dem demüthigen Gefühl seiner Entbehrlichkeit, allmälig der gänzlichen Auflösung entgegen. Er liegt noch vor uns, gefesselt vom bei ihm stehenden Tode, auf dem Paradebette seines Namens, und kann sich nicht erheben, und nicht mit hinaus treten in's freie, frische Leben eines begonnenen Weltalters, dem er abgestorben ist.



Erfahrungsfrüchte.

1. Der Rückschritt.

Nichts ist von jedem Rückschritt gewisser, als daß er noch einmal vorwärts gemacht werden muß.

2. Deutscher Geist.

Man sagt von Salomo dem Weisen, er habe nur den bösen Geist in ein Buch eingebannt. Die Deutschen haben ihn übertroffen. Sie bannen allen Geist in die Bücher, um ihn da sitzen zu lassen.

3. Pas trop gouverner.

Der sterbende Oxenstierna sagte: „die Welt wird durch wenig Weisheit regiert." Allerdings, wahre Regentenweisheit ist, wie jede andre, sich ihrer Schwäche und ihrer engen Schranken bewußt. Jedes Volk bildet seine Intressen selber aus; die Regierung soll sich begnügen, dieselben blos zu schützen. Man kann aus Völkern keine Marionetten machen.

4. Gemiethete Talente.

Jedes an die Gewalthaber verkaufte Schriftsteller-Talent ist immer ein gemordetes. Es wird zur todten Sache, die niemand achten kann, und der Gewalthaber selbst nicht. So ergeht's den Miethlingsschriftstellern, wie Verräthern, oder feilen Mädchen. Diese machen nur ihren Leib, jene ihren Geist zur Waare.

---

5. Der Schein trügt.

Nichts gewöhnlicher im Leben als dies. Man weiß oft nicht, ob man über dies alltägliche Schicksal der Sterblichen lieber lachen, oder klagen soll. Keinem gings dabei verdrießlicher, als einem Engländer, der durch einen meiner Bekannten, ohne dessen Schuld, durch vieler Herren Länder umhergesprengt ward.

Ein Juwelirer zu London stand in seinem Laden. Zwei Fremde kommen zu ihm, einen Kauf zu machen. Einer derselben ist besonders thätig; schweigsam der Andre. Jener kauft einen Ring; besichtigt vieles Andre, auch ein Kästchen mit Juwelen, an Werth von mehr, als einer Million. Die Fremden entfernen sich endlich; der Juwelirer stellt alles Schmuckwerk wieder an seinen Ort. Da war das Kästchen verschwunden; es war entwendet.

Zu derselben Zeit war Herr B.... ein deutscher Fabrikant im Begriff, von London zurückzukehren, und im Allien-Office gewesen, wo sich durch einen Irrthum sein Name zwiefach angegeben fand. Dies erregte bei dem dahin gekommenen Juwelirer Verdacht; mehr noch, als Gestalt, Ueberrock, Alles von dem Doppeltgenannten mit der Person des Juwelendiebs zusammenzustimmen schien. Der Beraubte kundschaftete bald aus, sein Mann und ein zweiter mit ihm, sey in Hast und Eil nach Dower und über den Kanal. Der Juwelirer geschwind nach. In der That reisete Herr B....

selbander mit einem Baumeister von Durlach, den er zum Begleiter genommen, um sich durch ihn über gewisse Gegenstände der Fabrikeinrichtungen besser zu unterrichten zu können. In Calais nahm er eigne Pferde, um auf einem Seitenweg längs dem Meere nach Dünkirchen zu gehn; von da machte er sich, ohne Brüssel zu berühren, nach Antwerpen. Der Engländer, durch diese Umstände in seinem Argwohn bestärkt, flog ihm unermüdet nach. Angekommen in Antwerpen hinderte in ein Volksauflauf, deßwillen die Thore verschlossen wurden, sogleich weiter zu reisen. Dem deutschen Fabrikanten, der sich nicht träumen ließ, daß sich ein Mann aus London seinetwillen so weit bemühe, war es durch den Volksaufstand nicht besser gegangen. Der Verfolgte und Verfolger wohnten im gleichen Gasthof; aber zu seinem größten Aerger vernahm es der Brite erst den andern Morgen. Er jagt dem Deutschen bis Achen nach; verliert dort die Spur desselben, bis er folgenden Tages im Fremdenbuche den Namen B.... findet, den Nämen des vermeynten Diebes, mit dem er wieder eine Nacht unter gleichem Dache verschlafen hatte. Fluchend verfolgte er dessen Fährte bis Frankfurt, bis Baden, wohin Herr B.... zu seinem Schwager, dem geheimen Hofrath K..., gefahren war. Der Verfolger hatte einen Frankfurter Polizei-Officier mit sich genommen. Das Haus war bald gefunden; eben so bald das Zimmer. Der Juwelirer war schon Jubilirer. Er kannte den Dieb zu gut; dessen Gestalt und Gesichtszüge lagen in seinem Gedächtniß zu wohl verwahrt. Er trat mit dem Officier in's Zimmer, wo der Fabrikant eben mit dem Hofrath im Gespräch stand. Er fuhr sogleich auf den Hofrath zu:

„Sie sind der Herr B...., der Fabrikant, der in London bei mir war. Sie sind mein Gefangner. Wo ist das Juwelenkästchen?“

Der Hofrath sah den Mann verwundert an: „Ich war nie in London.“

„Sie sind am Unrechten!“ sagte der Polizei-Officier: „Herr B.... ist dieser.“

„Diesen Herrn aber hab' ich nie gesehn!“ Erwiederte verblüfft der Juwelirer.

Die Sache kam in's Klare. Die lange Reise war umsonst gethan. Der arme Juwelirer!

---

6. Berichtigung.

Nachdem die Stände das vom Ministerium vorgelegte Budget genehmigt, und in Folge desselben die neue Auflage desselben beschlossen hatten, wurden sie aufgelöst. Indem die Mitglieder der Versammlung auseinander gingen, fragte ein Bürger, der sich unter den Zuhörern auf der Gallerie befand, nicht weit von mir, einen Fremden, den er mitgebracht hatte: „Nun, wie hat es Ihnen gefallen?“

„Das Ständehaus flößt mir jetzt das nämliche Intresse ein, wie ein Schlachtfeld nach dem Gefechte.“ Sagte der Fremde.

„Sie drücken sich unrichtig aus,“ fiel ihm der Bürger in die Rede: „Sie wollen sagen, wie ein Schlachthaus.“

---

7. Die alte, gute Zeit.

Immer und immer sehnen wir uns nach dem Bessern, Vollkommneren und Seligern. Wir ringen dennoch auf allen Wegen und erringen es hienieden nicht. Die Jugend, weil sie noch keine Vergangenheit kennt, erwartet daher das schöne Loos für sich von der Zukunft; im Alter enttäuscht, oder weil wir die Zukunft nicht kennen, schauen wir mit Sehnsucht auf die Vergangenheit zurück. Wir preisen das Glück unserer Kindheit, deren Unbehagliches wir vergessen haben; rühmen die Zeiten der Väter, die wir als Kinder verehrten; die Glorie der Vergangenheit strahlt herrlicher, je weiter sie von uns entfernt liegt. Dort liegt die gute, alte Zeit; noch weiter hinaus die Welt der Sittenreinheit und Seelenhoheit;

noch weiter das Reich der Heroen und Halbgötter; zuletzt das goldne Zeitalter, das Paradies selbst.

8. Die Wahrheit.

Wo die Wahrheit bekämpft werden muß, da hat sie schon gesiegt. Das Böse und Falsche ist etwas so Negatives, daß selbst der Widerstand, den es leistet, ihm gefährlich werden muß und seine eigne Sache verräth. Mit vollem Recht setzte die römische Curie in ihren Index verbotner Schriften deßwegen auch die Schriften ihrer eignen Vertheidiger und sie fand Bellarmin so gefährlich zu lesen, als Luthern.

Kann wohl das gesammte Leben der Menschheit viele Wahrheiten aufweisen, die nicht anfangs bestritten und sogar mit Wuth verfolgt wurden? Was half zuletzt der Widerstand des Irrthums? — Die Altäre des Heidenthums sind zerfallen; die Hexen werden nicht mehr verbrannt; der Teufel verliert den Glauben; die Cometen erregen keinen Schrecken; die Erde bewegt sich, troz dem päbstlichen Bannspruch.

9. Dichtung und Wahrheit.

Hölty wie Salis oder Matthison, Voß wie Bürger oder die Stollberge, Lessing wie Herder, Wieland wie Klopstock oder Göthe haben durch ihre Gesänge den Sinn der Deutschen für das Schöne und Edle in der Kunst aufgeschlossen, und in so fern allerdings groß auf Versittlichung und Bildung der Nation eingewirkt; aber auf die wirklichen Lebensstellungen und bürgerlichen Verhältnisse der Nation und ihrer Fürsten und Stände vielleicht kein Dichter in dem Maase, wie Schiller und Schubart. Beide schlugen in die Saiten ihrer Harfen mit einer Vollkraft, welche nur der ächten, d. i. unerkünstelten Kunst, der Begeisterung eigen ist. Beider Lieder hallten, nicht etwa nur am

Klavier oder Trinktisch und in ästhetischen Kränzchen wieder, sondern gewaltig aus den Tiefen des Volks auf durch die Palläste der Grossen. Sie entflammten Gefühle und entzündeten in diesen grosse Gedanken. Welche Schaamröthen hat Schubarts „Auf, auf, ihr Brüder und seid stark!" über die Wangen gekrönter Seelenverkäufer gejagt; und welche von allen Leichenpredigten aller deutschen Oberhofprediger erschütterte die Herzen so schwer, als Schubarts Todtensang von der Fürstengruft?

Unter den Tönen dieser Frühlerchen ging hinter den germanischen Wäldern ein neuer Lenz auf. Warum mußten doch mit allem Schönen und Guten auf Deutschlands Thronen, mit allen Hoffnungen und Freuden der wackern Völkerschaften zugleich auch in den Wäldern die wüthigen Füchse, die Bären und Wölfe erwachen, und öffentliche Unsicherheit bringen! Wo waren denn die Tyrannen, daß plötzlich so viele Brutusse aufstanden? Die Trunkenheit der kindischen Weltreformatoren, die Tölpelhaftigkeit der politischen Wühler und Stürmer rief unfehlbar die Reaktion der Höfe, des Adels und des Clerus hervor, und vernichtete zahllose Keime des Bessern, wie ein winterlicher Spätfrost. Es geschahen Rückschritte.

Diese unwillkommenen Bewegungen, diese von beiden Seiten begangenen Verirrungen und Mißgriffe, werden aber nur das Bessere befördern. Die Rückschritte werden wieder müssen zurückgethan werden. Die Bewegungen in den obern Ständen des Volks pflanzen sich in die Tiefen fort; und das Licht, mit dem die Parteien einander entgegentreten, ihre Meinungen gegenseitig zu beleuchten, fällt in finstere Winkel, wohin noch nie ein Strahl gedrungen ist. Keine Camarillas, keine Adelsketten, keine Paternoster können den Lauf der Welt fesseln und anhalten.

Will man wissen, um wie viel die politische Civilisation der deutschen Völkerschaften vorgerückt sey, muß man auf die Zustände derselben vor etwa 50 Jahren zurücksehen. Was damals die hellsten Geister auf den Thronen, ein Friedrich

der Grosse, ein Joseph der Zweite mit edler Ungeduld erstreben wollten, davor beben heut die Kabinette; und sogar Poesien, die man damals harmlos in den Hauptstädten der Fürsten schrieb und las, würden heut unter den Federstrichen der Censur sterben, oder den Verfasser in's Gefängniß bringen. — Giebt es ein bündigeres Zeugniß für den Emporgang der Nation? Was sie damals nicht verstand, versteht sie heut. Was damals Dichtung war, ist heut zur Wahrheit geworden. So sehr hat sich, mit dem verwandelten Weltsinn, die Bedeutung des Wortes verwandelt. Was aber heut verboten wird, das ist darum keineswegs vernichtet, sondern nur versüßt zum Genuß.

Auf diese Gedanken bringt mich eine alte Zeitschrift, die vor einem halben Jahrhundert erschien, die „Berliner Monatschrift.“ Im Aprilstück derselben vom Jahr 1783 fand ich ein Gedicht, worin es heißt:

— — Europa's Jubel
Feire den heiligsten aller Siege,
(Den Sieg Amerika's für seine Freiheit.)

Und du, Europa, hebe das Haupt empor!
Einst glänzt auch dir der Tag, da die Kette bricht,
Du, Edle, frei wirst; deine Fürsten
Scheuchst, und ein glücklicher Volksstaat grünest.

Wo Amerika „O Land, dem Sänger theurer, als das Vaterland!“ genannt wird; das Land:

Wo süße Freiheit wohnet, und Adelbrut,
Europens Pest, die Sitte der Einfalt nicht
Befleckt, verdienstlos bessern Menschen
Trozt und vom Schweiße des Landmanns schwelget.

Und zum Schluß:

O nehmet, Geliebte, nehmet den Fremdling auf,
Den müden Fremdling. — —

Was säum' ich? Doch die eiserne Fessel klirrt,
Und mahnt mich Armen, daß ich ein Deutscher bin.
Euch seh' ich, holde Sonnen, schwinden,
Sinke zurück in den Schacht und weine.

Dürften ähnliche Verse heut zu Tage, wie damals, ich sage nicht in Berlin, sondern in irgend einem Theile Deutschlands geschrieben, gefahrlos gedruckt werden? Und warum dürfen sie es nicht im Jahr 1823, wie im Jahr 1783? Eben weil sie heut zu Tage mehr, als Dichtung sind.

10. Das Lesenlernen.

Auch in gewissen Ländern, wo die Unwissenheit des Volks gepflegt wird, baut man Schulhäuser in den Dörfern, und die Kinder müssen Schreiben, Rechnen und Lesen lernen. Man rechnet es dann den Regierungen zum Ruhm. Aber das blosse Lesenlernen reicht offenbar nicht hin zur menschlichen Veredlung, wo man den Leuten nur Albernheiten zu lesen giebt. In Indien, dessen Bevölkerung zum grossen Theil lesen lernt, bleibt das gemeine Volk nicht nur das unwissendste, sondern auch das verschrobendste von der Welt. Ich kenne aber auch Länder in Europa, wo man den Leuten, wenn sie lesen gelernt haben, die bessern Bücher verbietet, und ihnen nur mit Kalendern, Wunder- und Heiligengeschichten, geschmacklosen Versen u. s. w. den Aberglauben nährt, oder das Sittenverderbniß pflanzt. Das ist besonders die Politik der Priesterstaaten und Aristokratien.

11. Oeffentlichkeit.

In keinem Lande weiß man von den höhern Regierungsbeamten so viel, und in keinem Lande thun sie, und vielleicht eben darum, so wenig Böses, als in England und Nordamerika.

12. Ursach und Wirkung.

Wer war der grössere Mann, Ludwig XIV. oder Washington? Cäsar Augustus oder Franklin? — Der

Geisterpöbel hängt mit kurzsichtigen Augen an der Grösse der Unterlage und des Fußgestells, nicht der Bildsäule selbst, und heißt, was hochgestellt ist, groß.

Nicht außerordentliche Talente, nicht außerordentliche Thaten beurkunden Grösse des Geistes; sie sind Gaben des Glücks und der Natur, ohne des Mannes Verdienst ihm geworden. Der heilige Grund, welcher diese Talente bewegt, diese Thaten hervorströmen läßt, ist das, was den grossen Mann, und ihn zum Liebling der Welt und der Nachwelt macht.

So war Perikles nicht blos durch seine allerdings gewaltige Beredsamkeit, — auch Mirabeau hatte sie, — sondern vorzugsweise durch Würde und Reinheit seines Charakters, Beherrscher des athenischen Volks. Der Mann, der mehr denn 40 Jahre lang über Königreiche geschaltet hatte, vermehrte sein väterliches Erbtheil in der ganzen Zeit nicht um eine Drachme. Alcibiades hingegen, mit all seiner hinreissenden Beredsamkeit und Anmuth, mit seiner Tapferkeit und seinem seltnen Glück, wurde das Opfer von der Zweideutigkeit seines Charakters. Er bezauberte Alles um Alles zu täuschen; und verließ der Reihe nach Athener, Spartaner, Perser und zuletzt von Allen verlassen, verließ er sich selbst und das Leben.

---

13. Der Stier des Phalaris.

Der Tyrann von Agrigent, und sein eherner Stier, worin er die Schlachtopfer seiner Grausamkeit verbrennen ließ, worin er den Künstler und Schöpfer des Stiers zuerst verbrannte, worin er endlich vom Volke selbst lebendig verbrannt wurde, ist wohl mehr als Fabel, sondern das Symbol einer grossen und ewigen Wahrheit: Das Unglück folgt der Schuld.

Ein merkwürdiges, den Satz bestätigendes Beispiel liefert das bekannte schwarze Loch von Calcutta, dies von den Engländern gewöhnlich zur Bestrafung der Hindu's gebrauchte Stadtgefängniß, dessen Beschreibung nicht ohne Entsetzen gelesen werden kann. Daß im Jahr 1756 aber darin auch 146

Engländer schmachteten, und in einer einzigen Nacht bis auf 23 starben, war keineswegs, wie man gewöhnlich glaubt, eine absichtliche Grausamkeit des indischen Befehlshabers. Mill bezeugt es ausdrücklich.

Wie leicht wär es, eine grosse Beispielsammlung aus der Geschichte der Regenten und Völker über dieses Thema zu machen; und wie warnungsvoll belehrend würde sie werden!

14. Ruhmsucht.

Man hat sogar die Begierde nach Namensunsterblichkeit für einen Beweis unserer Fortdauer nach dem Tode, oder doch wenigstens des Glaubens an dieselbe, ausgeben wollen. Sonderbar! Vielmehr deutet sie auf einen versteckten Zweifel. Was kann denn einem vernünftigen Wesen an der Fortdauer seines Namens liegen, wenn es überzeugt ist, daß das Wichtigste, es selber, nicht vergehe?

15. Gewissensfreiheit.

Die Natur hat sie dem Menschen gegeben, und der Mensch erlaubt sie. Nächst den Albernheiten vieler Befehle, sind die Albernheiten vieler Erlaubnisse die größten in der bürgerlichen Gesellschaft. Was hat man nicht schon Alles erlaubt! zu denken, zu sprechen, zu glauben, sogar ein Gewissen zu haben, und die Welt hat sich noch immer nicht satt jubeln können über die großmüthigen Erlaubnisse.

16. Verkürzter Prozeßgang.

Vormals kamen die unbeholfenen Richter oft in Verlegenheit, wenn der des Verbrechens Angeklagte beharrlich zu läugnen und sich schlau auszureden verstand. In einem Schweizerkanton hatten die Richter, wie eine Jury, ihr Gewissen hinlänglich aufgeklärt, obgleich der Inquisit nicht zum Geständniß zu bringen war. Der Prozeß hatte schon lange gedauert und viel Geld gekostet. Um den Ausgaben ein Ende zu machen,

ließ man den Mann hinrichten. Die wirksamste Abkürzung eines Criminalprozesses ist allerdings, wenn man den Inquisiten selbst um eine Spanne verkürzt.

Im coburg'schen Antheil der Rheinlande, wie man mir erzählt hat, ereignete sich, durch richterliche Gewissenhaftigkeit, eine andre, ganz entgegengesetzte Schwierigkeit. Bei dem Bestehen der napoleonischen Gesetzgebung war nur Hinrichtung durch die Guillotine gestattet. Der Verbrecher ward zum Tode verurtheilt; allein die Guillotine fehlte. Der Nachbar in Zweibrücken, als König von Baiern, der Todesstrafe abgeneigt, verstattet durchaus keinen Gebrauch der seinigen. So wußte man nicht, was mit dem Verurtheilten angefangen werden solle. Man schlug ihm vor, sich durch das Schwert hinrichten zu lassen. Er aber bestand auf sein Recht, guillotinirt zu werden. Man konnte den Kerl also nicht hinrichten, aber wollte ihn doch auch nicht laufen lassen.

17. Charaktergrösse.

Blöde Geister meinen, Charakter zu zeigen, wenn sie, falls sie geirrt haben, consequent darin verfahren. Ihre Ehre erlaubt ihnen nicht das Geständniß, gefehlt zu haben. Es verkündigt wahre Charaktergrösse und nicht gemeine Charakterstärke, freiwillig, wo man zuweit ging, zurückzugehen. Man tritt immer mit Ehren da zurück, wo man der Wahrheit Raum giebt.

18. Ultra-Empfindsamkeit.

Ich habe Leute gekannt, denen über den Gedanken an „eine in Thränen schwimmende Königin“ das Herz brach, und die nicht die entfernteste Notiz davon nahmen, daß wegen der Thränen eines gekrönten Eigensinns ein ganzes Volk in seinem Blute schwamm.

19. Wichtigkeit der Uniformen.

In Abul Kassem Ferdusis Gedicht Shanameh heißt es von Dschemschid:

„Fünfzig Jahre lang weihte er seine Sorge der Kleidung,
Nun des Staates, wie sonst der Kleidung der Krieger.“

Billig haben sich wohl Andere den alten, weisen König zum Muster genommen.

20. Stehende Heere.

Aristoteles sagt (in seiner „Politik“ II. 6.) bei Gelegenheit von Plato's Republik (nach J. G. Schlossers Uebersetzung);

„Wenn man z. B. nur die 5000 Mann stehender Soldaten, die er verlangt, annehmen wollte, so müßte man schon einen Platz aussetzen, der so groß wäre, wie das babylonische Reich, oder sonst ein grenzenloses Land, in welchem sich 5000 Männer, ohne Arbeit, und mit einem Haufen Weiber und einem unzähligen Troß von Dienern ernähren könnte.“

Was würde der weise Aristoteles gesagt haben, wenn er von unsern europäischen, mitten im Frieden, auf Kosten der Nation, unterhaltenen Armeen gehört hätte.

21. Gesittung ohne Sittlichkeit.

Man findet sie, wo die Völker sich erst ihrer Barbarei zur Hälfte entwunden haben. Der bescheidene Bischof Synesius, der die Tugenden eines Apostels und die Humanität eines Philosophen besaß, sang schon im 5. Jahrhundert, nachdem er erklärt hatte, auf Glanz und Herrlichkeit gern Verzicht zu thun,

„Wenn mir nur so viel wird, ich bitte,
Daß ich, der schwersten Sorgen frei,
Nur niemals eines Nachbars Hütte,
In Noth und Mangel suchen muß.“

Also auch die demuthvollste Weisheit selbst findet das Unglück unerträglich, der Hülfe eines Mitmenschen zu bedürfen. Unabhängigkeit ist jedem das höchste Gut; denn Mißtrauen der Menschen gegen ihres Gleichen ist da das natürlichste Gefühl, wo Gesittung ohne Sittlichkeit ist.

22. Lithographie.

Jetzt kann man, seit Erfindung und Verbreitung des Steindrucks, im buchstäblichen Sinn sagen, was Herder nicht so passend von den gegossenen Buchdrucker-Lettern sagte: „Wenn Menschen schweigen, werden die Steine reden."

Es ist auffallend, daß unsere Staatsmänner im häuslichen Leben nicht dulden wollen, daß ihre Kinder lügen! sondern ihnen gebieten, die Wahrheit zu sagen; hingegen im öffentlichen Leben die Wahrheit nicht dulden wollen, die das Volk ausspricht, sondern von ihm lieber schmeichelnde Lügen will, ja sogar offizielle Lügen, z. B. patriotische Geldopfer, Illuminationen, Vivatgeschrei, Lobreden u. s. w. erzwingt.

23. Die Obscuranten.

Die Obscuranten sind in der Regel Heuchler, welche Andre vor den Einsichten und Geistesgenüssen warnen, die sie selber haben, und welche die Quellen ihres Wohlstandes und Ansehns sind.

In Dante's „Hölle" gehen die Heuchler in bleiernen Mänteln, mit verkehrtem, zurückgebogenem Gesicht, im Kreise umher; sie gehen ewig in diesem Ring um, und kommen nicht von der Stelle; sehen immer rückwärts mit verrenktem Hals, und sehen nichts Besseres, als ihre Verkehrtheit; nicht einmal des Nachbars wirkliches Gesicht, nur seinen Nacken. — Giebt es eine treffendere Schilderung des Obscurantismus?

24. Fluch der Willkühr.

Quae causa justior est belli gerendi, quam servitutis depulsio? in qua etiamsi non sit molestus dominus, tamen est miserrimum, posse si velit.

Cicero in der vierten Philippica.

25. Der Mantel der Liebe.

Man kennt bei uns fast keine andere Menschenliebe mehr, als die dem Stamm der Selbstsucht eingeimpft ist. So entartet der edle Zweig. Er trägt widerliche Frucht.

Wir bemitleiden das Unglück; wir sympathisiren aber auch mit dem traurigen Loose des Schuldigen, und bedecken menschenfreundlich mit dem Mantel der Liebe nicht die Blösse des Bestohlenen, — sondern den Dieb.

---

26. Kinderseegen.

Reisebeschreiber erzählen, daß es im spanischen Amerika viele Personen giebt, die sehr wohlleben, müßig gehen, und sich lediglich von der Arbeit der Sclaven, die sie andern vermiethen, ernähren.

Aber dieser unnatürliche Greuel wird auch in europäischen Ländern getrieben, die man für civilisirt hält. Herr Mitchell erzählte mir: Es gab und giebt noch heut in Lankashire Eltern, die durchaus nichts thun, sondern von dem Ertrag der Arbeit leben, zu welcher sie ihre Kinder, (eine Art Hausthiere, die sie selbst zu diesem Zwecke zeugen und erziehen) von der zartesten Jugend an, in den Fabriken anhalten. Darum rühmen sie und freuen sie sich über Kinderseegen.

---

27. Das schönere Denkmal.

Ich bin der Meinung Buchanans: Die blosse Frage schon, warum diesem oder jenem Hochverdienten noch kein Denkmal gesetzt worden sey? ist in unsern Tagen ehrenvoller, als das prächtigste Denkmal selbst.

---

28. Das Lächerlichmachen der Wahrheit.

Es gelingt nimmermehr, auch dem witzigsten Kopf nicht, das Gute und Wahre selbst lächerlich zu machen, wenn auch die Schwächen der Vertheidiger derselben mit noch so vielem Geist und Glück hervorgehoben werden. — Man denke an Aristophanes und seine Karrikirung des Sokrates; an Buttlers Hudibras, und die Presbyterianer, Puritaner und

Cavaliers daneben; an die actes des apôtres und die Grundsätze des Volksrechts.

So hat Shaftesbury recht: gegen erkünstelten Enthusiasmus der Selbstsucht, und gegen die Gravität der Leerheit giebt es keine tödtlichere Waffe, als die des Lächerlichen. Aber der genialste Witz dem ehrlichen Sinn und Eifer für eine wahrhaft grosse und heilige Sache gegenüber, wird nur widerlich und erregt selbst Erbitterung gegen den Witzreisser, wie ein unzeitiger Spaßmacher in der Stunde des Ernstes oder der Betrübniß.

---

29. Einsamkeit.

Thomas a Kempis sagt: Quoties inter homines fui, deterior inde homo redii. Lessing, der vielleicht dies Wort nicht kannte, sagt dasselbe wieder:

„Ein wahrer Mensch muß fern vom Menschen seyn."

Woher anders solche Aussprüche und ihre Wahrheit, als weil das gegenwärtige Zusammenleben der Menschen, weit entfernt, einen Grundtrieb unsrer Natur nach Geselligkeit zu befriedigen, und damit seine Bestimmung zu erfüllen, vielmehr jenem widerspricht und diese verfehlt. — Daher jene selbstmörderische Richtung der Gesellschaft, die gerade den Bessern von sich zurückstößt in eine weniger unnatürliche Einsamkeit. Wir entbehren zwar in dieser, wonach wir uns ewig sehnen; aber die Gesellschaft beleidigt das Bedürfniß, das jene nur unerfüllt läßt, und bietet uns das feindliche Gegentheil dessen an, was wir wünschen und brauchen.

Daher erklärt sich das sonderbare Räthsel, daß Europäer, welche durch Zufall oder Geschäfte in Wildnissen aufgehalten wurden, diese so lieb gewannen, daß sie sich gänzlich von der Gesellschaft und allen ihren Vortheilen lossagten. So haben wir die französischen Jäger in Kanada und Louisiana, so die „Backsettlers" von Nordamerika oder ersten Urbarmacher der entfernten Einöden kennen gelernt, die, sobald sich die bürgerliche Gesellschaft ihrer stillen Welt nähert, — sobald

die erste Kirche, das erste Rathhaus in ihrer Nachbarschaft gebaut wird, — in entlegnere Einsamkeiten zurückweichen.

Man kann allerdings sagen; das ist nichts, als Wirkung der Gewohnheit; der Wilde gewöhne sich eben so leicht an die civilisirtere Welt, ja, letzteres geschehe noch viel leichter. Aber es ergiebt sich dabei der Unterschied, daß der Europäer, hat er der bürgerlichen Gesellschaft einmal entsagt und das freie Daseyn gekostet, selten oder nimmermehr zu ihr zurückkehren mag, während der Wilde meistens vom Heimweh in seinen früheren Zustand unwiderstehlich zurückgezogen wird.

Die Schätze der Civilisation sind vielmehr unsere Bürde, als eine Erleichterung des Lebens; sie erdrücken uns, ohne unser Eigenthum zu seyn. Alle diese Schätze, hinreichend um Hunderte von Völkern zu beglücken, machen in unsern Verhältnissen, wo jedes fremde Glück gegen unser eignes feindlich ankämpft, wo Schadenfreude, Uebermuth, Undank und Betrug täglich den Frieden unseres Gemüths bricht, das Elend von Millionen aus; während die ärmlichen Güter der Einöden, Allen gehörend, jedem Einzelnen anzugehören scheinen. Selbst Entbehrungen und Landplagen werden da leichter hingenommen, sie treffen nur das Aeußere, nicht das Herz. Der Mensch erträgt die Unfreundlichkeit der Natur mit geringerem Schmerz, als die Ungerechtigkeit der Menschen.

---

30. Wahrheit und Irrthum.

Jeder Irrthum findet leichten Eingang, wenn er mit einer benachbarten Wahrheit verwechselt wird. Denn kein Mensch will absichtlich durch Unwahrheit betrogen seyn. Wer den Irrthum festhält, glaubt die Wahrheit zu haben. — Eben darum erscheint jede neue Wahrheit, die sich mit keinem der vorhandenen Irrthümer verbinden läßt, ja sie wohl gar tödtet, wie ein Fremdling, der Unfug anstellt. Sie bleibt lange einsam stehen. Man fürchtet sie; man thut sie in Bann; man bestreitet sie. Umsonst! Hat ihr Pfeil erst Einen Irrthum zu Boden gestreckt; so ist Furcht und Schrecken unter den

andern; ihr Zusammenhang ist zerrissen, die Siegerin dringt durch.

31. Sinneswechsel.

Als Bode einmal zum Besuche nach Hamburg gekommen war, und gefragt ward, was denn auch der Dichter Wieland über die damals noch neue und vielbesprochene Sache der französischen Freiheit denke? antwortete jener: „Ja, das kann ich ihnen unmöglich sagen. Ich bin schon seit vier Tagen aus Weimar.“ — Also wollte Bode keine vier Tage für die Ansicht eines Poeten, bei dessen Gemüthsbeweglichkeit, gutstehen. Ich möchte es keine vier und zwanzig Stunden für die politischen Maximen mancher Höfe, und keine halbe Stunde für die Urtheile eines Hofmannes. Weder jener, noch diese werden von Grundsätzen geleitet; der Poet von seiner Stimmung und aufgeregten Einbildungskraft; Höfe und Höflinge aber vom noch schneller wechselnden Intresse des Augenblicks.

32. Mystizismus.

Wehe dem Menschen, der nie an den Gränzen des Mystizismus stand! Unsere erhabensten Gedanken sind Ahnungen des Höchsten. Wer das Höchste des Geisterthums demonstriren will, macht es nicht verständlich, sondern gemein. Aber zu beklagen ist, wer nicht an jenen Gränzen still verweilt, sondern sich in den dunkeln Abgrund des Mystizismus hinunterstürzt, und auf das Licht der Vernunft und die Kraft des Verstandes verzichtet. Ihm verwandeln sich die Ahnungen nicht in Anschauungen des Höchsten, sondern in Anschauungen eigener, oder Traumgebilde. — Aller Mystizismus übrigens ist mehr der Ausdruck eines Seelenbedürfnisses, als eine Sättigung desselben.

33. Religion.

Bisher ist die Religion meistens nur noch zu verschiedenen äussern Formen des Gottesdienstes verbraucht worden, un-

gefähr, wie die ewige Wahrheit, zu vergänglichen Systemen der Schule. Mehrere Meister haben gute Baurisse entworfen, aber — die Gesellen begnügen sich, diese für Geld sehen zu lassen; und von allen Bewundrern, die jedem zu Theil geworden sind, hat noch keiner ein Obdach gefunden.

---

34. Entehrende Strafen.

Wie der Freie, auch in Ketten, ein Freier bleibt, so bleibt auch der Edle unter entehrenden Strafen, im Zuchthaus, am Pranger, und wo man will, ehrwürdig. Der Sinn der Welt läßt sich darüber nicht irre führen; die rohe Gewalt, oder der Machtspruch des Richters erreicht den Zweck der Entehrung nicht, nur eigene Schande.

Selbst das Publikum eines Revolutionstribunals ehrt die Stimme der Wahrheit. Der bekannte General Miranda, als Zeuge in Custine's Prozeß, vor das Revolutionstribunal in Paris gerufen, antwortete auf die gewöhnliche Frage nach seiner gegenwärtigen Wohnung: à l'hotel de la Force. Das Volk brach in ein allgemeines Gelächter aus, als es den Namen dieses schimpflichen Strafhauses hörte. Aber ruhig wandte sich der General um, und sprach mit fester, lauter Stimme: „Ja dort! und dazu noch ohne gerichtliches Urtheil, ohne irgend auch nur ein vorhergegangenes Verhör!" Und das tiefste Schweigen der Beschämung oder des Mitgefühls folgte auf die brutale Lustigkeit.

Pranger-Triumpfe sind in der Geschichte der Völker keine grosse Seltenheit. Sind Galiläi, Don Pablo Olavides und andere ehrwürdige Menschen darum entehrt, weil man sie in Kerkern oder Ketten verhöhnend umherschleppte?

Ein deutscher Monarch im Anfang des vorigen Jahrhunderts hatte streng verboten, ihm unmittelbar die Bittschriften zu übermachen. Die Advokaten, die den Bittstellern ihre Feder leihen würden, sollten mit dem Pranger bestraft werden. Ein Advokat in P..., ein achtungswerther und sehr geach-

teter Mann, setzte demungeachtet für einen Unglücklichen, den eine schreiende Ungerechtigkeit unterdrückte und verfolgte, eine Bittschrift auf, und machte kein Geheimniß aus der Wahl, die er zwischen Pflichtgefühl und drohender Schmach getroffen hatte. Der erzürnte Fürst ließ ihn an den Pranger stellen. Aber ein General, der den Advokaten liebte und hochschätzte, trat am Pranger zu ihm hin, und umarmte ihn in Gegenwart der gaffenden Leute öffentlich. — Der Monarch spöttelte nachher viel über die Freundschaften am Pranger; aber dabei blieb es. Dieser Ehrenmann, das mochte er fühlen, war nur der Sprecher einer öffentlichen Meinung gewesen, die in jeder ehrlichen Brust ihr Echo fand. Auch die Meinung der Welt hat ihren Pranger, und an demselben stand weder der Advokat, noch der General.

---

35. Papierner Menschenwerth.

Niemanden mag ich's verargen, wenn er in Ländern lebt, wo die Menschen, wie ungleiche Raçen, nach Stand und Rang verschieden, ungleiches Recht und Gesetz haben, oder wo sie ihren Werth in der Gesellschaft nicht durch das empfangen, was sie aus sich gemacht haben, sondern durch das, was man willkührlich aus ihnen gemacht hat, — ich sage, niemanden will ichs da verargen, sich durch einen Adelsbrief oder dergleichen einen, wenn auch blos papiernen, doch grössern, Werth zu erkaufen oder zu betteln, — aber lächerlich bleibt es dennoch.

Vor mehreren Jahren ging in den Rheinprovinzen (in der Gegend von Achen) eine Subscription herum unter dem Adel, die den Zweck hatte, den König von Preußen, unter Betheurung der innigsten Anhänglichkeit des Adels an den Thron, um Wiederbelebung der ehmaligen Vorzüge und Rechte zu bitten. Es war damit eine Cotisation verbunden. Die Subscribenten bezahlten jeder vier Louisd'ors, um eine Person zum Betrieb der Sache nach Berlin zu senden. Selbst französische Officiere jener Gegend, auf ihren erkauften oder er-

heuratheten Gütern lebend, traten der Verbrüderung bei, welche sich mit einem reellern und materiellern Werth, als jenem luftigen versehn wissen wollte, der zuletzt blos in der Phantasie dessen besteht, der sie haben will. Doch aus der Sache ward nichts, weil einige edle Männer unter den Edelleuten den Beitritt verweigerten, andre wohl ihre adlichen Namen, aber nicht das adliche Geld dazu hergeben mochten. Ein junger Mann, dessen eigner Vater zu den erstern gehört hatte, erzählte mir selbst dies Curiosum.

36. Lob und Tadel.

Ueber den Tadel sind viele erhaben; wenige über das Lob.

37. Religiöse Calembourgs.

Wehe dem Volke, das endlich keine andre Religion kennt, als die es sich aus Calembourgs bildet! Ich habe dieses Spaßtreiben mit dem, was sonst dem Volke, als Heiligthum gegolten, nicht nur in Frankreich, sondern auch im katholischen Deutschland, und zwar bei Priestern und Laien gefunden. Ein Beweis, daß das, was Kindern lange zugesagt hat, Männern lächerlich wird; und gebildetern Nationen nicht mehr genügt, was einfältigen Barbaren wunderschön dünkte. Aber warum giebt man nicht das Bessere, nämlich die Religion Jesu Christi selbst, statt der Religion der Päbste, Concilien, Heiligen u. s. w.?

„Le St. Sebastien (ses bas tiennent) sagen die Pariser: est le seul saint, qui n'a pas besoin de jarretiéres.“

Ludwig XVIII. hatte eine Spazierfahrt in der Vorstadt St. Antoine gemacht. Der heilige Antonius hat bekanntlich ein Schwein zum Begleiter. Man versuchte es, eine Aenderung vom Namen der Vorstadt volksbeliebt zu machen und sie faubourg royal zu nennen. Es glückte nicht. Die Pariser meinten nur, que le cochon avait delogé St. Antoine.

Le Saint le plus pointu, c'est St. Cloud.

38. Ein Sprichwort.

Wenn Sprüchwörter, die im Volke gäng und gebe sind, auf den Volkscharakter schliessen lassen, so verräth das Sprüchwort, womit man einen gutmüthigen Menschen bezeichnen will: „Er kann kein Kind beleidigen!" grosse Brutalität. Also ist Mißhandlung eines Kindes, das sich nicht wehren kann, nichts gar Ungewöhnliches; also ist das Nichtbeleidigen eines Kindes, höchste Gutmüthigkeit.

---

39. Wir.

Wohl fühlt es jedes Volk, daß das, was es geworden ist, was es leistet, was es vermag, nicht durch die Regierung allein verrichtet ist, sondern durch Intelligenz und physische Kraft des Volks selbst. Es fühlt, daß es seinen Antheil an den politischen Wirkungen hat; oder schmeichelt sich doch, ihn zu haben; oder täuscht sich gern selbst über das demüthigende Bewußtseyn, nur der Hammer in der Hand des Schmiedes zu seyn, und träumt sich, wie es seyn sollte. Darum sprechen die Völker von den Transactionen ihrer Regierungen, als wären diese wirklich blosse Diener des Landes, Beamtete der Nation. „Wir haben Frieden geschlossen!" heißt es: „Wir haben einen Handelsvertrag mit England gemacht! — Wir können unmöglich länger dem Verfahren unsers Nachbarreiches gleichgültig zusehen!"

Bei Völkern mit repräsentativen Staatsformen liegt in dergleichen Redensarten noch ein Sinn, sogar oft eine Wahrheit. Aber dergleichen Redensarten verkünden lächerlichen Nationalstolz, oder Lakaienstolz, wenn Unterthanen sich des Wortes Wir bedienen, wo der Regent nach Willkühr verfügt, und sich so wenig um die „Wir's" bekümmert, als der Schmied um das Seufzen seines Hammers; oder, wo der Unterthan eines grossen Selbstbeherrschers auf den Bewohner eines kleinern Staats mit vornehmem Uebermuth herabsieht, als wär' er selbst der grössere, weil er in einem weitläuftigern Gebiete sein Brod ißt.

Das mahnt mich an das Kammermädchen in Garrik's high life, welches den Bräutigam ihrer Miß nur „unsern Bräutigam" nennt; oder am Kant's alten Diener Fuchs, der eine ehrliche Haut war, aber den Studenten auch zuweilen sagte: „in diesem selben Jahr lesen wir die Kritik der reinen Vernunft; im künftigen aber werden wir die physische Geographie vortragen."

---

40. Gibbon und die französischen Kriegsgefangnen.

Hr. d'Jvernois in Lausanne, Gibbons Freund in Lausanne, erzählte nachfolgende Anecdote, die er von Gibbon selber gehört hatte.

Gibbon war, während des siebenjährigen Krieges, Hauptmann in der Hampshire-Miliz, und befand sich mit einer Truppenabtheilung in einem englischen Hafen, ich glaube in dem von Dower, wo eben mehrere französische Kriegsgefangne eingebracht und zu bewachen waren. Diese wurden in einen grossen Hof geführt, neben dem Wirthshause, in welchem die britischen Officiers wohnten, und blieben daselbst, während die letztern zu ihrem Mittagsessen gingen. Die Gefangnen verzehrten auch ihr karges Mahl und erkundigten sich endlich wo die Hauptleute wären, denen man sie übergeben habe? — Sie hätten gespeist, hieß es, und säßen nun bei dem Punsche. — „Wie? Hier im Hause?" — Ja. — Sie trinken, sehen sich an, und man hört dabei kein Wort von ihnen. — Den Franzosen däuchte dies seltsam. — „Kameraden, wir wollen auch trinken und dabei lustig werden! — Ein grosses Gefäß mit Wasser wurde in den Hof gestellt. Die Gefangnen setzten sich um diesen ihren Punsch, wie sie es nannten, tranken und jubelten überlaut. Der Lärmen drang zu den englischen Officieren. Sie erkundigten sich und hörten, was vorging. Sie lächelten, aber nur mit den Lippen. „Die armen Schelme! und wir punschen!" sagte Gibbon ganz beschämt, und zog den Geldbeutel hervor. Die Andern, wie er. Sie schossen Geld zusammen, den unglücklichen Kriegern

ein reeleres Vergnügen, als das der Einbildungskaft, zu gewähren. Gibbon besonders, versicherte d'Ivernois, schämte sich von Herzen.

---

41. Die Geschichte.

Auch in der Geschichte der Menschen und Völker kennt man nur die grossen Umrisse der Dinge, den allgemeinen Gang der Begebenheiten und deren auffallendste Folgen mit einiger Zuverläßigkeit; der Irrthum liegt im Einzelnen der Thatsachen, wie der vermeynten Ursachen. Selbst trockne Namen und Zahlen, zu denen die Parteimeynung, die Philosophie des Erzählers nichts fügen mag, sind unsicher.

Es giebt keine vollkommne wahre Geschichte; jede ist mit Dichtungen vermischt, auch wider Willen des Geschichtschreibers. Dieser giebt nothwendig die Dichtung, wenn nicht aus Absicht, doch aus seiner eigenthümlichen Ansicht. Jede menschliche Ansicht ist, durch ihren Standpunkt, eine einseitige; eine allseitige, wahre von den Sachen kann nur ein Gott geniessen. Wir sehen von allen Gegenständen nur die uns zugewandte Seite, nur eine Hälfte; die andre liegt in unserer Fantasie. Das Gemüth des Berichterstatters ist der Malerspiegel, welcher den vorschwebenden Gestalten das Colorit ertheilt, und sie kleiner oder grösser darstellt, als sie sich in der Wirklichkeit verhalten. Das Beste in der Geschichte bleibt ihr Belehrendes für Geist und Herz, nicht, was wir in ihr suchen, die volle Wahrheit des Geschehenen.

Am wenigsten läßt sich der Geschichte Glauben beimessen, wenn sie von Dingen erzählt, die niemand, oder die man nur selten sinnlich wahrnimmt. Sie wird dann zum epischen Gedicht, worin Elfen, Zauberer, Heilige, Götter oder allegorische Wesen auf die Handlungen und Schicksale der Sterblichen einwirken. Dieß ist besonders der Fall bei den philosophischen Geschichtschreibern. Sie stellen uns zu den Erscheinungen die unbekannten Ursachen dar. Es geht ihnen nothwendig damit, wie dem russischen Hof zur Zeit Katharina II., der den Major

von Blankennagel eine Zeit lang, als einen Ausbund von diplomatischer Gewandtheit und feiner Menschenkunde bewunderte.

Katharina II. hatte schon mehrmals mit einem der wildesten unter den kaukasischen Völkerstämmen in der Gegend von Chinwa Verbindungen anzuknüpfen versucht, aber immer vergebens. Ihre Gesandten, zum Theil Männer von Bedeutung und Ansehn, verunglückten sämmtlich in jenen unwirthbaren Gegenden. Endlich sandte sie noch einmal den Major von Blankennagel dahin, der sich zu dem Wagstück willig finden ließ. Blankennagel, sey es aus Bequemlichkeit, oder durch körperlichen Zustand dazu gezwungen, wollte die Reise nicht zu Pferde machen, sondern im Wagen, wie sehr man es ihm auch, wegen der Unwegsamkeit jener Wildnisse und der Raubgier jener Völkerstämme, denen schon mancher Fremdling zum Opfer geworden, abrieth. Er setzte seinen Willen durch und kam nach mehreren 100 Wersten in die gefahrvollen Landschaften. — Der Anblick eines Wagens war den Barbaren durchaus etwas Neues. Sie staunten das wunderbare Werkzeug an, von welchem sie nichts, als durch Sage, wußten. Ihnen erschien es, als das Höchste des europäischen Luxus, und sie hielten sich vollkommen überzeugt, daß ein Mann in einem Wagen unfehlbar ein grosser Fürst, ein naher Verwandter der Kaiserin selbst, seyn müsse. Diese Betrachtung hielt sie von der Ausübung ihrer gewöhnlichen Mordanschläge gegen die Gesandten zurück. Man ließ den Major unverletzt; ja, er ward mit Achtungsbezeugungen und Geschenken wieder entlassen, nachdem er neun Monate unter einem Volk zugebracht hatte, unter dem einer selten den ersten Tag zu überleben pflegte. Glücklich kam er mit seinem Wagen von der Mission nach Petersburg heim. Er selbst gestand unter vier Augen seinen Freunden unverholen den eigentlichen Sitz seines diplomatischen Talents, das die Kaiserin durch ansehnliche Schenkungen belohnte. Ich habe dies aus dem Munde des Baron Nolken, dem der Major, sein Verwandter, die Sache selbst oft erzählt hatte.

12

42. Garde-Kasernen.

Der gleiche theilte mir folgende Anekdote mit, die eine nicht ganz verwerfliche Lehre enthält, und an den Einfluß der Prätorianer im alten Rom, und an den Militäraufstand in Petersburg, bei des Kaisers Nikolaus Thronbesteigung, erinnert.

Zur Zeit Katharinen's II. wohnten die Garden nicht gemeinschaftlich beisammen, sondern die Soldaten waren in den Bürgershäusern einquartirt. Viele hatten sogar ihre eignen Häuser und kleine Hütten in den Vorstädten und waren verheurathet. Katharina entwarf den Plan, Kasernen für sie zu bauen. Herr v. Segur aber, der französische Gesandte, nahm sich die Freiheit, ihr zu bemerken, daß er sie, von Garde-Kasernen umgeben, nicht mehr so sicher auf ihrem Thron glauben würde, als bisher inmitten ihres Volks, oder ihrer Bürger. Katharina gab den Plan auf. Paul I. führte ihn aus.

43. Das Ende der Welt.

Vor einigen Jahren noch gab es auch in Berlin, so erzählte mir Frau von A...., (Gemahlin des Ministers) ein ziemlich allgemein verbreitetes Gerücht von einer Weissagung, daß das Ende der Welt nahe bevorstände. Unter den gemeinen Leuten fand die Albernheit vielen Glauben. Die Frau von A.... hatte Mühe, es ihrer eignen Kammerfrau auszureden, oder sie doch darüber zu beruhigen. Eines Tages aber trat die Zofe ganz bestürzt zu ihr in's Zimmer, und kaum konnte sie von Angst sprechen. „Es muß doch etwas an der Sache seyn, gnädige Frau!" — Wie so? — „Ganz gewiß, gnädige Frau, denn im königlichen Schloßhofe läßt man schon die Wagen packen, um zu flüchten."

44. Gerichtsherrlichkeit.

Der Galgen war in Deutschland das Wahrzeichen der höhern Patrimonialgerichtsbarkeit. Ein Fremder fragte einmal einen Rittergutsbesitzer, als sie mit einander eben vor einem

Galgen vorüber gingen, dem man auf einer Höhe die schönste Aussicht oder Ansicht gegeben hatte: zu welchem Oberamt derselbe gehöre.

„Um Verzeihung," erwiederte der Befragte: „er gehört zu keinem Amte. Es ist unser Familiengalgen."

Ein Glück, ein Fortschritt zum Bessern ist es, daß diese Gerichtsbarkeiten der kleinen Herren und die quälerischen Frohnverpflichtungen ihrer armen Bauern, — diese empörenden Insignien der Leibeigenschaft, endlich auf deutscher Erde fast überall verwüscht sind. Mußten nicht noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Bauern eines braunschweigischen Edelmanns mit ihren eignen Pferden, ihm für seinen Park ein eisernes Geländer von Paris nach Braunschweig holen? — Ich habe diese Thatsache aus dem Munde einer Person, die darum am besten wissen konnte; ausserdem hätt' ich sie bezweifelt.

45. Schwarzwälder Geographie.

Ich unterhielt mich mit einer alten, wackern Frau unterwegs in einem Dorfe des Schwarzwaldes. Es war in derjenigen Gegend, dessen Einwohner sich mit der Fabrikation der bekannten hölzernen Uhren beschäftigen, die durch alle Welt vertragen und versandt werden. Da merkt' ich im Gespräch, daß es sich die guten Leute mit ihrer Geographie höchst bequem machten. Sie theilen die ganze Welt, nicht wie Fichte, in ein Ich und Nicht-Ich, sondern in zwei Landstriche ein, nämlich in den Schwarzwald, wo man hölzerne Uhren macht, und in das Uhrenland, wo man sie verkauft. Auf meine Frage um die Anzahl ihrer Familie, sagte die Frau: „Mein ältester Sohn ist in's Uhrenland gezogen!" gleichviel, ob nach Rußland oder Spanien.

46. Ständeversammlungen.

Als man mit dem vorigen Churfürsten von Hessen über Einführung von Ständeversammlungen sprach, meynte er:

„Stände? Mein Gott, was soll ich mit Ständen? Ich habe ja keine Schulden.“ — Es liegt in dieser Aeusserung viel Naives, folglich auch Wahres.

47. Die Visitenkarte.

Ein Fremder aus Deutschland besuchte mich, während meiner Abwesenheit, in Paris und hinterließ seine Karte. Sie lautete: Monsieur de B.... Conseiller intime actuel de feu Sa Maj. le Roi de ....

Ich weiß nicht, ob die Diplomaten auch Rath in der Unterwelt zu ertheilen haben. Aber so viel scheint gewiß, daß ihn ihrer viele daher holen mögen.

48. Kinderzucht.

Nicht darin liegt ein Grundfehler der Erziehung, daß wir den Kindern ihren Willen lassen, sondern darin, daß wir ihnen unsern Willen lassen. Frei sollen sie seyn, aber herrschen sollen sie nicht. Ihr Gehorsam ist beiweitem gleichgültiger, als ihr Nichtbefehlen. Da liegt vielleicht der wahre Unterschied zwischen der sanften und doch wirksamen Erziehungsweise der Japaner und selbst verschiedener wilden Völker, und der unsrigen mit deren Vielgeschäftigkeit und schlechtem Erfolg. Kinder erziehen sich einander im Spiel und Umgang. Eins läßt dem andern seinen Willen; läßt sich aber nicht vom andern befehlen.

Ein Fürstenkind, welches weiß, dem man's sogar predigt, daß es noch etwas Andres sey, als blos ein Kind, wird nothwendig im spätern Alter, wenn es zum eigentlichen Menschen gereift seyn sollte, noch etwas Andres und Besseres zu seyn glauben, als nur ein Mensch.

49. Sinnlichkeit.

Die Kraft der Sinnlichkeit ist auch eine Kraft, und ihr Genuß ist auch ein Genuß. Sinnlichkeit ist eine Gottesgabe,

wie jede andere; gut an sich, und nur verderblich, wenn sie von keiner Gegenkraft beschränkt wird.

In einem Menschen von grosser Geisteskraft ist grosse Sinnlichkeit ein Vorzug; sie macht ihn menschlicher, sie macht ihn vollkommener. Sie ist zugleich ein üppiger Boden, aus welchem das noch Edlere, das Geistige, kräftiger emporschießt, himmelan aufwächst.

Scheinheilige oder Narren eifern gegen die irdischen Genüsse; gegen die Behaglichkeiten eigenthümlichen Wohlstandes, oder des Ueberflusses.

Wie soll man sein Eigenthum, und wär' es ein Reichthum, geniessen, um damit die höchste Wollust zu gewinnen? Antwort: Erstens, für seine Person mässig; zweitens, für seine Umgebungen liberal; drittens, für Alle oder den Gemeinnutzen unersättlich.

---

50. Mutterschicksale.

Ich habe auf dem Place Vendome ein Bild gesehen, das wenigen Kunstwerth haben mag; aber es hat mich sehr gerührt. Da erblickt man einen zierlichen Salon; ein fröhlich flatterndes Kaminfeuer; einige theinehmende Freundinen; deren eine den zarten Säugling, in köstliche Tücher gehüllt, auf den Armen wiegt, während die junge Wöchnerin seitwärts im üppigen, prächtigen Bette zu ihm, und der Vater voll Seligkeit auf sein Weib hinlächelt.

Und neben an: Freier Platz; stürmische Regennacht vor dem Findelhause. Eben hat auf die Stufen zu dessen verschlossener Pforte ein armes Mädchen seinen armen Säugling hingelegt. Die Unglückliche weint bitterlich. Sie, in zerrissenem Gewand, hat das Kind mit ihrem besten Tuche, vielleicht dem einzigen, bedeckt, was sie im Vermögen hat. Der Kleine scheint ihr dankbar nachzulächeln. Sie sieht es nicht. Sie hat sich weinend von ihm gewendet, und drückt die Hände auf ihr bleiches Gesicht, als wolle sie der Nacht selbst den Schmerz und die Scham verbergen, von denen ihre Seele zerrissen ist.

Grosser Gott, welche furchtbare Satyre auf unsers Zeitalters Gesittung, deren zufällige Lebensverschönerung die erste, deren nothwendige Folge, nur zu oft sich wiederholend, die letzte Scene darstellt.

51. Piron's Brücken-Inschrift.

Das Städtlein Beaume in Burgund steht in Frankreich ungefähr in dem Rufe von Schilda oder Schöppenstädt. Die guten Leute daselbst hatten eine Brücke gebaut, die ihnen wirklich Ehre macht. Der Dichter Piron reisete eben durch, und seine Landsleute, stolz auf den witzigen Landsmann und erfreut, ihn zu sehen, baten ihn um eine Inschrift für ihre neue Brücke. Er schlug ihnen vor, mit Goldbuchstaben zu setzen: „Le pont est fait ici." — Die Inschrift soll da noch jetzt zu lesen seyn. Es wäre ein Gegenstück zu der Frage des über eine schöne Dorfkirche entzückten Oesterreichers: „Ist das Kirchle hier gebaut?"

52. Redensarten.

Ein französischer Officier, welcher den ägyptischen Feldzug mitgemacht hatte, lobte unter allen, welche von türkischer Seite den entschlossensten Widerstand geleistet hatten, den Djezzar Pascha von Akre. Man setzte der Bewundrung des Lobredners den Abscheu vor den Grausamkeiten seines Helden entgegen. — „Was thut's?" erwiederte der Officier: „Er hat dennoch einen europäischen Namen erworben."

„Warum nennen sie den Namen europäisch?" fragte eine junge Dame, die den Namen nicht nachsprechen konnte, ganz naiv: „etwa, weil er so barbarisch klingt?"

Aus ähnlichem Grunde könnte man auch von einem Buche sagen, daß es ein europäisches Buch sey, d. i. eins, wie es in Amerika nicht geschrieben zu werden braucht.

Von einem deutschen Gelehrten hört' ich, als wir von nordamerikanischen Einrichtungen sprachen, zum erstenmal die Redensart: „Das ist noch ein Volk ohne Geschichte!"

und er betonte das etwas vornehm, und that wohl daran; sonst würd ich geglaubt haben, er wolle ein Lob aussprechen, etwa sagen, es ist noch ein Volk ohne Schandflecken.

Auch das Wort „stallblind" ist nicht sogar übel. Es ist von den Schafen hergenommen, die, wenn sie plötzlich aus der Winterstallung an das Tageslicht gebracht werden, eine Weile stallblind, wie trunken herum taumeln. Es schickt sich trefflich für flaumbärtige Knaben, wenn sie plötzlich aus der engen Zucht des Hauses ihrer Eltern und aus dem Schulstall in die freie, akademische Luft hinaus gelassen werden; eben so für Völker, wenn sie jählings der gesetzlichen Ordnung entbunden, im revolutionären Wahnsinn rasen. Sie sind stallblind.

---

53. Das Lächerliche.

Nichts Erquicklicheres und Erhebenderes und Belehrenderes für mich, als das Wahrnehmen menschlicher Albernheiten. Das Gefallen am Lächerlichen liegt nicht im Wohlgefallen am Irrthum oder am Ungeschickten selbst, sondern im Wohlgefallen am Wahren und Guten und Tüchtigen, dessen Erkenntniß in uns lebt, und wodurch wir uns überlegen fühlen. Ohne diese Erkenntniß, ohne dies Hochgefühl, dessen Ausbruch das verspottende Verlachen des Unverstandes ist, findet nichts Lächerliches für uns statt. Thiere kennen nichts Lächerliches. Im Grunde wären alle Irrthümer und Mißgriffe komisch; aber sie hören für uns auf es zu seyn, wenn die Fehlschritte zugleich Gesetze höherer Ordnung in uns, Moralität und Humanität, zertreten. Der Verstand kann nicht auf Unkosten der Tugend lachen, da sehen wir, statt des Lustspiels, ein Trauerspiel. Statt des Gelächters erhebt sich edler Unwille oder göttliche Traurigkeit. Nur der lacht auch da noch, wem, zwar nicht der Verstand, aber, gleich dem Thiere, der moralische Sinn abgeht. Er erkennt nur den Irrthum und Fehlgriff einer Handlung, aber fühlt von ihr nicht das in ihm beleidigt, war er nicht hat.

Der Niederträchtige kann zu Niederträchtigkeiten lachen, oder sein Verstand sie wohl gar, als sehr verständig, billigen. Ich lese eben in den Nouvelles de la republique des lettres. Janvier 1685., Art. III. folgende Anekdote, die auch bei Gelehrten unserer Tage manches Gegenstück findet.

Es sollte am 4. Oktober 1684 der durch den Tod des grossen Corneille erledigte Platz in der französischen Akademie dessen Bruder Thomas Corneille gegeben werden, als Hr. Racine, Präsident der Akademie, das Wort nahm. Er verlangte für die Wahl einen Aufschub von 14 Tagen, aus Gründen, die der gelehrten Versammlung sehr angenehm seyn könnten. Die Gründe waren, daß der Hr. Herzog von Maine, ein junger Prinz von bewundernswürdigem, ja über alle Bewunderung erhabenen Geiste, einige Neigung zeige, diesem erlauchten Verein anzugehören. — Dieser Prinz, dem der Thomas Cornelle gegenüber gestellt wurde, war ein Knabe von sieben Jahren! und bekanntlich blieb er sein Lebenlang ein armseliges Geschöpf. Die Speichelleckerei der Akademiker gerieth in Entzücken. On s'imagine aisement, heißt es, qu'un delai de cette importance fut obtenu sans aucune peine. Nicht nur wurde der Aufschub bewilligt, sondern man verlangte auch, Hrn. Racine zu beauftragen, dem Hrn. Herzog die Versicherung zu geben, sogar wenn auch (quand même) kein Platz erledigt sey, ihm jederzeit einer offen stände. So ward ein unwissendes Schulkind College der graubärtigen Gelehrten und Mitglied der Akademie.

Leichter wird das Lachen, wenn der Dominikaner Angelo Pacruchelli in seinen aus drei Folianten bestehenden moralischen Lektionen sehr treuherzig berichtet: Martin Luther, um den Franzosen das Lesen heiliger Bücher widerlich zu machen, habe den Amadis v. Gallien, aus dem Deutschen in's Französische übersetzen lassen. Oder wenn Voltaire der Regel der Theatiner erwähnt, worin vorgeschrieben stand: sie sollten weiß gekleidet gehen; aber die Auslegung des Wortes „weiß" am Rande in einer Note lautete: „das heißt schwarz." Oder wenn

der Pater Kapuziner **Heliodor** in Paris, der sein Buch de l'obligation de revenir à l'union de l'église im Jahre 1686 drucken ließ, einen unwiderstehlichen Beweggrund gefunden zu haben glaubte, die Ketzer zur Heimkehr in die römische Kirche, nicht zu bereden, sondern zu zwingen, indem er alle Protestanten ohne Gnade verdammte, die sein Buch lesen, und nicht sogleich ihre Religion abschwören würden. Dazu verdammte er auch noch alle, die sein Buch **nicht lesen** würden, denn, sagte er: „l'ignorance ne les peut plus excuser à cause de la facilité de l'instruction."

54. Göttliche Traurigkeit.

Von **Moses**, **Sokrates** und **Diogenes** bis zu den Thränen **Christi** über Jerusalem, und von ihm und seinen **Aposteln** bis zu unsern Tagen, war Veredlung der Völker und des Menschengeschlechts die Hoffnung und Sehnsucht aller grossen Sterblichen. Sie alle standen höher, als das gemeine Thierleben ihrer Zeitgenossenschaften; sie alle fühlten sich ihrem eignen Jahrhundert nicht angehörig; die Welt verstand sie nicht.

Wie verschieden scheinen beim ersten Anblick unter sich **Pascal**, **Swift** und **Rousseau** zu seyn; und doch sind Art und Richtung dieser herrlichen Geister einander so gleich, daß man, wären sie nicht zum Theil Zeitgenossen gewesen, an Seelenwanderung glauben könnte. Wie herzzerreissend sind **Pascals** Gedanken; und **Swifts** Zorn, in welchem ein tiefer Schmerz aufschreit; und **Rousseau's** heisse Ergiessungen eines über die Welt wehklagenden Gemüths! Wie verschieden der Ausdruck Aller, und ihr Charakter seyn mochte, allen ihren Aeusserungen liegt die gleiche, göttliche Trauer über das selbstverschuldete Elend der Gesellschaft zu Grunde. **Swifts** bittere Menschenfeindschaft, — **Pascals** düstere Gottesfurcht, die ihn zerknirrschte, ohne zu beruhigen, — **Rousseau's** Ideal eines rauhen Civismus, sein Verzweifeln an der Humanität, waren insgesamt Ergebnisse und Zeugen des nämlichen Bewußtseyns, dem Menschengeschlecht fehle in seinen gesell-

schaftlichen Verbindungen das wahre Kennzeichen des Menschlichen.

55. Vaterlandsliebe.

Man preiset sie von allen Kanzeln und Rednerbühnen, als eine der höchsten Tugenden. Ich bin an ihr etwas irre geworden. Sie ist etwas höchst Zweideutiges. Eine politische Tugend kann sie seyn für das Regierungsbedürfniß; aber doch wahrlich keine im höhern Sinn christliche. Sie widerspricht vielmehr dem hohen Geiste Jesu und seinen weitliegenden Worten. Er nannte und kannte und empfahl kein Vaterland; die Welt war sein und seiner Jünger Vaterland, der Nächste, und mit wem er auch zunächst in Berührung kommen mochte, war sein Bruder.

Tugend ist die Vaterlandsliebe offenbar nicht. Ihre Quellen sind allzu trübe. Sie entspringt nicht aus Ueberzeugungen, nicht aus nothwendigen Vernunftwahrheiten; sondern aus Anhänglichkeit an Umgebungen, die für uns durch Jugenderinnerungen individuellen Reiz haben, oder aus eingerosteter Gewohnheit in gewissen Verhältnissen. So hat auch der arme Leibeigne in Lithauen und Liefland Vaterlandsliebe; sie ist Anhänglichkeit an seinen Sklavenstand, den er nicht verlassen mag. Er fürchtet und scheut die Freiheit, wie ein Unglück. Aus Gewohnheit hängt er seinem Leibherrn, der ihn schlägt, mit einer Treue an, wie der Hund dem seinigen. Oder die Vaterlandsliebe ist höchstens Frucht des Nationalstolzes. Je tiefer der Mensch auf den Stufen der Kultur steht, je grösser ist dieser Stolz; so wie sich gewöhnlich der Dümmste am klügsten zu seyn einbildet. Der armselige Grönländer würde sein Schneeland nicht mit Italien oder der Schweiz vertauschen. Nur sich beehren die Grönländer mit dem Namen Innuit, Mensch; die nicht Eingebornen nennen sie mit Verachtung Kablenaes, Fremde. Sie halten sich für besser, klüger und ehrlicher, als die Europäer. „Er ist beinah so gut, wie wir; er fängt an, ein Grönländer, ein

Mensch zu werden!“ dies sind Lobsprüche für einen Europäer, der ihnen gefällt. — Man denke an den Nationalstolz der Juden, des Volkes Gottes; an den der Türken und aller Barbaren Asiens und Afrikas!

Die Vaterlandsliebe streift sich mit den alten Ortsgewohnheiten ab. Oft ist sie nichts, als behagliche Spießbürgerei. Wäre sie eine wirkliche Tugend, wozu man sie auf Rednerstühlen und Kanzeln und in einer Anzahl von Büchern stämpeln will: so würde ihre Abwesenheit ein Fehler seyn; so wären alle Auswanderer nach Amerika Sünder. Nein, sie ist keine Menschentugend; eine Art Bürgertugend mag sie seyn, Behufs der Staatsvortheile. Auch wird in der Regel nur von den Beamten an sie appellirt, wenn es um ungewöhnliche Abgaben, um Opfer für den Staat, um Landesvertheidigung und Krieg zu thun ist.

Tugend ist nie die Mutter des Uebels. Aber die lebendigste Vaterlandsliebe erzeugt die schädlichsten Untugenden. Entsteht sie durch Gewöhnung an gewisse Orts- und Landeszustände: so verblendet sie gegen bessere Verhältnisse andrer Länder; wird zum verderblichen Vorurtheil, und hindert an Verbesserung und Veredlung des eignen Volks. Entsteht sie aus Nationalstolz: so gebiert sie den Nationalneid und Nationalhaß. Sie erstickt die Gefühle allumfassender Menschenliebe.

Die Worte des frommen und weisen Fenelon sind allein des Jesusjüngers würdig: „J'aime mieux ma famille, que moi même; j'aime mieux ma patrie, que ma famille; mais j'aime encore mieux le genre humain, que ma patrie!“

---

50. Fromme Liebe.

Der letzte Fürstbischof von Speyer, als die Secularisirung seines Stiftes unvermeidlich schien, hatte mehrere Kostbarkeiten desselben unter seine Geistlichen vertheilt; unter andern einem Pfarrer ein schön gearbeitetes goldnes Crucifix. Als die fremden Commissarien zur Besitznahme des Landes

und des Stiftvermögens davon hörten, schrieben sie dem Pfarrer, er solle das Crucifix ausliefern. Er aber antwortete ihnen mit den Worten eines protestantischen Kirchenliedes: „Meinen Jesum laß ich nicht!“ — So behielt er den Geliebten.

---

57. Recht und Vorrecht.

Beide sind von einander in ihrem Umfange nur, nicht in ihrem Wesen selbst, verschieden. Das Recht ist, wie die Vernunft, oder wie die Menschennatur, das Gemeingut aller Sterblichen; das Vorrecht ein Theil davon, der dem Gemeingut entzogen und Einzelnen zur Benutzung gelassen ist, die aber darum ihren Mitgenuß am geschmälerten Gut der übrigen nicht verlieren. Ein dem Wesen nach vom Recht verschiednes Vorrecht wäre offenbarer Unsinn. Und freilich, davon hat es auch unter den thörichten Sterblichen nicht gemangelt. Es gab sogar Unfähigkeitsvorrechte.

Ein Beispiel giebt Frau von Genlis gar naiv davon in ihrem Dictionnaire des étiquettes. „Alle grosse Talente, sagt sie: sind stets, früh oder spät in der Akademie aufgenommen worden, und nie hat man in selbiger einen völlig unwissenden und einfältigen Menschen aufgenommen, mit Ausnahme einiger grossen Herren.“

Die in London befindliche Gesellschaft zur Beförderung der Künste, der Manufacturen und des Handels, gab jener Academie nichts nach. Unter den 291 Preisen, die sie im J. 1823 ausbot, befanden sich auch 20 sogenannte Ehren-Prämien für Personen vom Adel, die den Kindern der britischen Pairs bestimmt waren, wenn sie zeichnen lernten. Andre Ehrenpreise, zusammen 44 wurden den Gentlemens und Ladie's angeboten. „Indessen sind die Bedingungen für diesen Theil der Nation keineswegs die gleichen, wie für Kinder von höherer Herkunft. Man verlangt entweder frühreifere Talente, oder schwerere Arbeiten; man fordert vom Adel nur gute Copien; von den andern aber werden nur Originale zum

Concurs zugelassen.“ — Diese Auszeichnung ist für den hohen Adel wahrhaftig gar nicht schmeichelhaft gewesen.

58. Unsterblichkeit der Seele.

Jeder, der sich zum Selbstdenken emporarbeitet, erlebt auch sein atheistisches Jahr. Ich hatte das meinige. Es währte lange, eh ich mich vom Garn der Zweifelei losstricken konnte.

Seit ich mich überzeugt habe, daß, weil ich bin, Alles ist; daß die Welt der Ausgang der Natur zu mir ist, daß alles Endliche im Unendlichen, die Zeit im Ewigen, der Raum im Allgegenwärtigen, und das Bewußtseyn des Unendlichen, Ewigen und Allgegenwärtigen in mir liegt; daß das Wandelbare und Vergängliche nicht das Wesen, sondern dessen Wirkung, und die Mannigfaltigkeit meiner Vorstellungen nicht mein Geist selbst, sondern sein Erzeugniß ist: hab' ich den verlornen Gott wieder gefunden und das Bewußtseyn meiner, des geistigen Ichs, Unvergänglichkeit. Ich verdanke die Genesung von meiner wüsten, qualvollen Krankheit, oder ihre spätere radicale Heilung guten Theils auch meinem Freunde Zsch**. Es ist auch eine schöne Auslegung der Worte Mosis von ihm, der Mensch sey Gottes Ebenbild, indem der Geist der Gott in der Natur ist, deren gesammte Kräfte endlich um ihn in seinem Leibe, als Kleid, gelegt sind. Der Mensch ist die ganze Natur in nuce. Wie könnte der Geist mit dem Wesen der Dinge correspondiren, wenn es ihm nicht, als sein Gehäuse, beigegeben wäre?

Das Charakteristische des Menschen, und zwar des Geistigen in ihm, ist seine Perfectibilität. Jedes andre Geschöpf ist ein in sich Vollendetes, und kann nichts andres und edleres werden, als es ist. Jedes Thier ist von seiner Geburt an, ein seiner Bestimmung entsprechendes, ein in seiner Art vollkommenes Ganzes. Bestimmt, vom Instinkt durch's Leben getrieben zu werden, gehorcht es bewußtlos gleich im ersten Augenblick des Daseyns demselben, bedient sich seiner

Glieder den Gesetzen der Bewegung gemäs und findet die Mutterbrust ohne Anweisung. Der menschliche Säugling würde hülflos mit seinem Instinkt verschmachten, wenn ihn nicht eine mütterliche Hand an die Quelle der Nahrung legte, deren er bedarf.

Das Thier, einen abgeschlossnen Kreis der Wirksamkeit auszufüllen bestimmt, erfüllt ihn immer und von den ersten Augenblicken an. Der Mensch, bestimmt fortzuschreiten und zwar auf einer Bahn, deren Ziel er so wenig erblicken, als erreichen kann, muß Schritt um Schritt thun; es wird ihm auf dieser Bahn nicht ein einziger, auch nicht einmal der erste erspart.

Das Geistige im Menschen ist kein festgesetztes Seyn, sondern ein endloses Werden. Darum glaub ich, oder ahn' ich nicht seine Unsterblichkeit, sondern seine Ewigkeit. Ich bekümmere mich wenig darum, daß ich nicht weiß, was mein Ich schon war, ehe es sich nach Natur-, oder besser, Gottes-Gesetzen, mit Fleisch und Blut verband. Vermuthlich wäre der Rückblick dahin nichts Erbauliches. Ich wundre mich, daß kein philosophirender Kirchenvater auf den Einfall gekommen ist, uns für gefallene und begnadigte Engel zu halten, die aus den Tiefen der Finsterniß wieder allmälig zur Gottheit heimkehren. Die höchsten Gaben, welche wir besitzen, sind nicht sinnlicher, sondern übersinnlicher Art, die Thiere übertreffen uns fast in jeder leiblichen Beziehung. Sie haben weit schärfere Sinne, als wir; ja vielleicht und sogar wahrscheinlich mehr Sinne, als wir. Schon Buffon vermuthete es. Wie sollte er, oder Spallanzani, u. a. m. die Reisen der Zug-Fische und Zug-Vögel erklären; die Landeskunde der Störche, die sich nicht in der Welt verirren, sondern ihr Nest auf dem Thurme der kleinen Dorfkirche wieder finden; der Fische, die, wie umharnischt, dennoch jeden verzitternden Wellenschlag des Wassers spüren u. s. w.

Mein Freund Zsch** sagte einst: „Ich kann mir einen Körper ohne Bewegung denken, als das blos Bewegbare; aber nichts Bewegendes, ohne bewegbaren Körper. Ich kann mir

eine Bewegung ohne Leben denken, aber kein Leben ohne mit Bewegtheit verbunden. Ich kann mir ein Leben ohne Seele und deren Gefühl und Wahrnehmungsfähigkeit denken, wie bei allen Pflanzen, aber keine empfindende Seele, ohne mit Lebendigen eins zu seyn. Ich kann mir eine Seele, ohne denkenden Geist, ohne Vernunftgesetz, ohne Willensfreiheit, denken, wie man sie auch bei Thieren findet; aber keinen Geist ohne Verein mit der wahrnehmenden Seele. Ohne Wahrnehmung, keine Erregtheit des Geistes zu Vorstellungen."

Die wunderbaren Handlungen der Schlafwandler, die Erscheinungen des mesmerschen Magnetismus, die weissagenden Blicke mancher Sterbenden in die Zukunft, kurz vor ihrer Auflösung: Thatsachen, die sich nicht wegläugnen lassen, scheinen, was Zsch** sagt, zu erläutern, scheinen eben so viele Zeugnisse für Wirklichkeit eines mit dem Seelischen verbundenen Geistesdaseyns zu seyn, unabhängig vom Leben des übrigen Körpers. Es findet da ein Sehen ohne Augen, ein Hören ohne Ohren statt; ein Erkennen der Zukunft und dessen, was noch nicht ist; ein Seyn in entfernten Gegenden, ohne leibliche Gegenwart daselbst. Der Geist mit seiner Seele ist etwas Höheres, als er uns im Körper, festgebunden und gefesselt von ihm, erscheint. Mehr oder weniger von ihm abgelöst, äussert er eine Art Allgegenwart, eine Gattung von Allwissenheit, die der Mensch im vollen Gesundheitszustand nicht besitzt.

---

59. Edler Stolz.

In den italienischen Zeitschriften, die den Regierungen zu Gebot standen, eiferte man nach der Restauration überall gegen den wechselseitigen Unterricht in den Anfangsschulen. Man sah den dabei angebrachten Gründen ihren Ursprung und Zweck an. Sie rührten offenbar von Leuten her, die das, was sie bestritten, selber nicht genau, weder in seiner Ausübung noch Wirkung kannten, oder welche sich dabei irgend einigen obern Behörden allerunterthänigst empfehlen wollten. Unter andern ward selbst der italienische Nationalstolz in's Mitleiden gezogen:

diese Unterrichtsweise könne in einem uncivilisirten Lande, unter einem in Barbarei versunkenen Volke, ganz nützlich seyn, keineswegs aber einer Nation zusagen, „die sich, wie Italien, auf einer so hohen Stufe der Erleuchtung und Nationalbildung befinde!" — Die Dänen, Briten, Franzosen, Schweizer, und wohl noch andere Barbaren, wie tief beschämt müssen sie vor dem edlen Stolz des erleuchteten Italiens dastehen! Indessen breitet sich jene Methode, ohne weitere Anpreisung immer aus. Sie hat bei jenen Barbaren die auffallende Wirkung, daß sie unter den täuschendsten Formen des Mechanismus oder Papageienthums, die Kinder gewöhnt, daß sie nachdenken über das, was sie sagen wollen, und nicht blos nehmen, was ihnen die Schulmeister vordenken.

---

60. Die Klage der alten Leute.

„Zu meiner Zeit," sagen sie: „ja, zu meiner Zeit war es anders! Alle Tage jetzt freilich neue Erfindungen und Entdeckungen, neue Gewerbe, Fabriken und Handelswege; neue Gesetze und Einrichtungen; aber die Menschen sind darum nicht glücklicher und noch weniger sind sie besser geworden."

Glücklicher? — Jeder Art Lichtes folgt seine Art Schattens in der Weltordnung Gottes; und jedem Maas Glückes ist sein Maas Schmerzes zugegeben. Auch Thiere haben ihre Freuden und Leiden, doch in andrer Weise, als der Mensch; auch die Horden der Wilden, aber in andrer Weise, als die Gebildetern; auch die Kinder, aber in andrer Weise, als die Erwachsenen; auch der stumpfsinnige Tölpel, aber in andrer Weise, als ein Sokrates, Fenelon, Las Cases.

Besser? — Wir scheinen uns schlechter zu bleiben, als wir von jeher waren, blos weil wir nicht eben so schnell besser werden, als kenntnißreicher. Kenntnisse nimmt ein Jahrhundert und Jahrzehend erbend vom vorhergegangenen an, aber Tugenden nicht also; sie sind Sache der sittlichen Kraft jedes Individuums für sich. Auch muß in Anschlag gebracht werden, daß frommer Sinn und edles Thun weniger Geräusch

machen, als schlechte Handlungen, die man sogleich von Ohr zu Ohr trägt; gleichwie man von Völkern wenig spricht, die das stille Glück des Friedens geniessen, und nur erst Aufsehen erregen, wenn sie von Unruhen, Kriegen und andern Landplagen heimgesucht sind. Darum aber ist dessen nicht am meisten in der Welt, was am meisten, oder leichtesten bemerkt werden kann. Man hört auch die Trommel in der Ferne, während man die Schritte der Tausende nicht vernimmt, die sich nach ihrem Takt bewegen.

Die Strahlen der Wissenschaften und Künste, welche den Geist erleuchten, erwärmen auch das Herz für Tugenden, welche das Kind, oder der Wilde, oder der rohe Barbar, nicht kennt. Wer wird im Ernst behaupten, daß unsre heidnischen Vorfahren, als sie in Bärenfellen die Wälder durchstreiften, oder als sie im finstern Mittelalter, unter dem Zepter des Aberglaubens, aus Ritterburgen und Klosterzellen, den Großtheil der Landbewohner im Joch der Leibeigenschaft, den Thieren gleich hielten, — wer wird sagen, daß sie menschlicher waren, und der Tugendhaftern mehr unter sich zählten, als unsre Zeit.

Der Fortgang der intellectuellen Bildung ist rascher und bemerkbarer, als der Gang der moralischen Bildung, aber dieser stände ohne jenen still. So ist die Bewegung des Minutenzeigers auf dem Zifferblatt der Uhr ein sicherer Beweis des verhältnißmässigen Fortrückens vom Stundenzeiger, obgleich wir nur jene erste so augenscheinlich wahrnehmen, die in derselben Zeit einen Kreis durchlauft, davon der Stundenweiser nur den zwölften Theil des Weges macht.

61. Gegensatz.

Das Sta viator! „Stehe still, Wanderer!" rufen uns nur die Todten zu. — Im lebendigen Treiben der Welt heißt es, wie in dem Gewühle der Londoner Strassen: keep moving! „in Bewegung geblieben!" und wer den Rath verachtet, wird übergerannt.

62. Reisepässe.

Sie sind eines der sogenannten nothwendigen Uebel in der bürgerlichen Gesellschaft; oft Plage des harmlosen Reisenden; aber sie sind auch ein nothwendiges Gute, eine Publicität der Person in der Fremde, und, bei aller Lästigkeit doch erträglicher, als die Einrichtung der Fremdenpolizei in den burgundischen Gesetzen (Leg. Burg. §. 38. 39.), worin zwar einerseits die Gastfreundschaft bei strenger Strafe anbefohlen, anderseits aber dem Wirth zur Pflicht gemacht wird, seinen Gast dem Richter vorzustellen, um ihn, selbst mit der Folter, zum Geständniß zu bringen, wem er angehöre?

---

63. Die Jubiläen.

„Die Religion ist in Gefahr des gänzlichen Verfalls!" klagt die Priesterschaft in und ausser Rom. Ja wohl! Man nehme nur die Feier der Jubiläen zum Maasstab; man vergleiche Villani's Beschreibung des Menschenzuflusses, den diese Feste der Weltentsündigung sonst aus allen Gegenden Europen's nach Rom lenkten, wo noch, wie unter Bonifaz VIII. im J. 1300, laut einer alten Beschreibung die Herren Geistlichen Tag und Nacht, mit Rechen in der Hand, beim Altare St. Pauls ungeheures Geld der Pilger zusammenrechen, (tenentes in eorum manibus rastellos rastellantes pecuniam infinitam,) vergleiche dieß mit dem ärmlichen Jubiläum des Jahrs 1825, bei dem arme Landstreicher aus den finstersten Winkeln Europens, und auch sie nicht einmal zahlreich, die Strassen der heil. Stadt nicht lebhaft, — aber unsicher machten, und höchstens die Beine der Polizei, aber die Hände keines einzigen geistlichen Croupier in Bewegung setzten.

---

64. Prinzessinen und Bürgermädchen.

Man bedauert die Prinzessinen, weil ihre Ehen meistens nicht von Seiten der freien Neigung des Herzens, sondern durch Conventionen geschlossen werden. Warum beklagt man

nicht vielmehr die weit grössere Zahl ihrer Schwestern, die im Bürgerstande gleiches Schicksal leiden. So tief steht die Hälfte des Menschengeschlechts unter der rohen Stärke der andern Hälfte, daß jene nicht einmal ihr volles Menschenrecht genießt, sondern als Sache und Waare behandelt wird. Stehen wir denn wirklich weit erhaben in dieser Hinsicht über den barbarischen Orient? Der einzige Unterschied zwischen Fürstentöchtern und denen niedrigern Ranges ist der, daß sie sich zu einander, wie die Theaterprinzessin zur wirklichen verhalten, daß der todte Flitterstaat, der das Opfer schmückt, in einem Fall aus Diamanten, im andern aus böhmischen Steinen besteht.

65. Die erste Gefahr des Christenthums.

Tiberius schlug vor, Christum in die Zahl der Götter aufzunehmen. Der Senat von Rom weigerte sich. —

Aber hätte er sich nicht geweigert: so wäre das Christenthum schon damals im Bilderdienst, Cultus und Priesterthum untergegangen, wie es erst später geschah, als die Wahrheiten der göttlichen Lehre schon, vermittelst ihrer Verfolgung zu weit verbreitet waren, zu viele Gemüther erleuchtet hatten.

66. Spiessbürgerei.

Nur ächte Weltweise und — Abenteurer, sind eigentliche Weltbürger. Eins oder das andere zu seyn, erfordert eine gewisse Geistesstärke. Sie ist beim Abenteurer nur in anderer Richtung, als bei'm Weltweisen vorhanden. Der Gegensatz des Weltbürgers ist der Spießbürger. Er ist von Kindheit auf eine Krüppelgestalt in der bürgerlichen Gesellschaft; seine Welt das Schneckenhaus seines Städtchens; seine Universalhistorie die Geschichte seiner Großmutter. Was er nicht versteht, hält er für Narrheit. Der Himmel, glaubt er, blitzt nur, um ihm das Bier sauer zu machen.

67. Christenthum und Priesterlichkeit.

Fenelon hatte einmal mehrere Pfarrer seiner Diöcese bei sich zu Tische. Einer derselben rühmte sich, es in seinem Kirchspiel dahin gebracht zu haben, daß nicht mehr getanzt würde. „Monsieur le Curé," sagte Fenelon mit seiner eigenthümlichen Milde: „ne dansons pas, mais n'empêchons pas les autres de jouir d'un plaisir innocent."

Eben derselbe antwortete einmal dem Dauphin, der ihm eine Menge Gewissensfragen in Ansehung seiner Tafel that: „Monseigneur, mangez du boeuf et soyez chrétien."

---

68. Aus der Noth eine Tugend machen.

Wenn sich der Mensch erst im Unglück erhebt, wenn er aus seiner Noth erst seine Tugend macht, was wundern wir uns, wenn er im Glück verächtlicher dasteht? Mit der Noth ist ihm auch der Stoff zu seinen Verdiensten ausgegangen.

---

69. Die Diebslaterne.

Alle Klugheit verdorbener Menschen, die sie bei unerlaubten Absichten anwenden, ist am Ende nicht mehr, nicht minder Werth, als jede Diebslaterne. Sie soll beides, dem Besitzer leuchten, Andre blenden; und sie thut es wirklich, aber nur auf einem kleinen Fleck, und nur im Dunkeln, und verräth auch — den Dieb selbst.

---

70. Bürgschaft constitutioneller Grundsätze Frankreichs.

Das Bestehen verfassungsmässiger Einrichtungen bei den Franzosen ist nicht nur durch Ueberzeugung von deren Nutzen, sondern vielleicht eben so sehr durch Eigenthümlichkeiten des Nationalcharakters gesichert. Dahin möcht ich zählen ihre Schauspielliebhaberei; denn jeder Franzose beinah ist selber in seiner Art Schauspieler und will darstellen; zweitens ihre Plauderseligkeit. Die erste macht das Abschaffen

der Volksrepräsentation, die zweite das Gelingen grosser Conspirationen rein unmöglich.

71. Selbstthun.

Mit Regierungen verhält es sich nicht so, wie mit Privatleuten. Diese thun am besten, was sie selbst thun; jene selten.

72. Türkische Höflichkeit.

Aus dem Munde des Obersten Coxe, der anderthalb Jahre britischer Resident bei Ali Pascha war, weiß ich, wie er auf die ausgezeichnetste Weise empfangen wurde. Nämlich bei seiner Landung empfing ihn der Pascha von Prevesa, der zu diesem Behufe die gemessensten Befehle von Ali Pascha erhalten hatte. Er stattete dem Obersten einen Besuch ab, den Coxe jedoch, da er eben sehr beschäftigt war, nicht annehmen konnte. Er mußte sich daher entschuldigen lassen. „Es bedarf keiner Entschuldigung," ließ ihm der Pascha freundlich zurückmelden: „Herr Oberst Coxe hat über mich zu jeder Zeit zu verfügen. Ich habe von Ali Pascha Befehle ihm zu gehorchen bis — zu 10 Köpfen!" (die er auf Verlangen des Obersten nach Belieben, abschlagen lassen dürfte.) Herr Coxe rühmte übrigens die gute Ordnung in Ali Pascha's Staaten, worin vermuthlich Ali Pascha allein ohne gute Ordnung war.

Despotismus hat seine Lobredner; aber keiner derselben wird es wagen, logisch-richtig zu urtheilen und zu sagen: „Man kann nicht über dem Gesetz erhaben seyn, ohne auch ausser dem Gesetz zu seyn." Die Natur der bürgerlichen Ordnung bringt es von selbst mit sich. Die ältere und neuere Geschichte liefert Beispiele dazu.

73. Vernunft und Gewissen.

Es ist köstlich, am Ende immer zu finden, daß gewissenlos zuletzt so viel heißt, als unvernünftig; und umgekehrt, daß das Gewissenlose nichts anders ist, als das Unvernünftige.

74. Verschiedne Publicität.

Man vergleicht die Oeffentlichkeit ganz richtig mit dem Tage. Sie ist nicht verhanden, wenn man nur Einiges sieht, sondern Alles. Unsre obrigkeitlich erlaubten Publicitäten sind Prunk-Illuminationen; das Volk freut sich über die einen wie über die andern. Aber die Nacht hört darum nicht auf, weil man in einige Fenster Lichter stellt.

75. Namenswichtigkeit.

Man ist schon längst darin einig, daß oft der Name das Beste an der Sache ist; und der Name selbst auf das Schicksal derer Einfluß hat, die ihn tragen. Unter den alten Criminalisten galt es, als Gewohnheitsrecht, diejenigen am ersten unter mehreren Andern foltern zu lassen, die den gemeinsten, schlechtesten Vornamen führten. Praenomina honestae nomenclaturae eligantur, quia de eo primum sceleris quaestio habebatur, qui turpius nomen possideret. **Barthol.** de puerperis veterum. p. 154.

76. Geld und Credit.

Beide unterscheiden sich besonders darin, daß man von Andern kein Geld mehr braucht, wenn man es selbst hat; während man nur erst Credit hat, wenn man ihn nicht nothwendig braucht.

77. Civilisation des Alterthums und neuerer Zeit.

Es waltet ein grosser Unterschied zwischen der Civilisation der alten Welt und den jetzigen Zeiten. Der reichste und ärmste Bürger zu Athen, der Patrizier und Plebejer im weltgebietenden Rom, der König und der Bürger von Sparta, standen sich unstreitig in geistiger Ausbildung einander viel näher, als die bei uns vorhandenen höhern und niedern Stände des Volks. Bei uns ist der sogenannte Bürger- oder Mittelstand der ge-

bildetste; der Kern der Nation; der Schöpfer des Wohlstandes und Ruhms. Was höhere, was tiefere Klassen des Volks sind, kann nur als Extrem angesehen werden; es ist Pöbel und übermüthige Aristokratie des Stammbaums, oder Geldkastens. Jener ist in der Regel aus lauter Dummheit schlecht; diese nur zu oft aus lauter Schlechtigkeit dumm. Auch sind gewöhnlich diese beiden Extreme die wahren Urheber, oder Werkzeuge des öffentlichen Unheils, und des Schrecklichsten der Staatsübel, der gewaltsamen Revolutionen.

---

78. Unwirksamkeit der Geschichte.

Die Klugheit eines jungen Mannes, sagt Lemontay, in seinem Buche Raison et Folie, geht nicht weiter, als die Erinnerung an seine vergangenen Thorheiten.

Die Klugheit der Völker und ihrer Regierungen geht selten viel weiter, als die eines leidenschaftlichen Jünglings, den aller Schaden nicht hindert, neue Thorheiten zu begehen. Grosse Gesellschaften haben kein Gedächtniß, sonst würden sie nicht unaufhörlich die alten Abwege wiederum bewandern. Leisten wir also Verzicht auf die Hoffnung, das Loos des Jahrhunderts durch die Lehren der Weltgeschichte zu verbessern. Ich begnüge mich die Geschichte der Völker, wie jede andere Naturgeschichte zu studiren.

---

79. Sonnenflecken.

Einige Astronomen unter Ludwig XIII. hielten die Sonnenflecken für Sterne und nannten sie sidera borbonica. Man sieht da noch oft Flecken; aber keiner sieht sie mehr für Sterne an. So halten viele Geschichtschreiber Thaten und Personen ihrer Zeit für Sterne am politischen Himmel, die zuletzt nur wolkige Schmutzflecken sind, von der Glückssonne augenblicklich gefärbt. Die Art, wie Geschichtschreiber, Memoirenschreiber und Journalisten die Begebenheiten ihres Zeitalters beurtheilen und darstellen, lehrt uns Gesittung oder Ver-

worfenheit des Zeitalters oft besser erkennen, als was von ihnen dafür ausgegeben wird.

80. Rom.

Allerdings glich das alte, welterobernde Rom einst, wie im Mittelalter das päbstliche Rom, einem flammenspeienden, zerstörerischen Vulkan; aber beidemal brachten die Verwüstungen auch einen Seegen, den weder Consuln und Cäsaren, noch Päbste und Kardinäle berechnet hatten. Die vulkanische Asche über den Welttheil zerstreut, machte ihn fruchtbar. Wilde Völker des Alterthums wurden zahm, und dann die Gezähmten durch das Kirchenthum wenigstens menschlichere Barbaren.

Der Vulkan ist jetzt ausgebrannt, in sich todt und verkohlt; Fruchtbarkeit grünt im übrigen Welttheil; nur dem verschlackten Crater selbst fehlt sie.

Rom scheint zur Rolle, die es in der Weltgeschichte gespielt hat, von der Natur der Dinge bestimmt zu seyn. Selbst, ehe die Stadt stand, war, nach der Aussage von Geognosten, der Boden vulkanisch; hier in der Urwelt schon ein Feuerspeier, dessen Ueberreste die sieben Hügel seyn sollen. **Breislack** meint sogar, das Centrum des Craters sey, wo das Forum.

81. Selbstmörder.

Es ist vollkommen kindisch, Personen zu bestrafen, die nicht mehr da sind. Selbstmörder kann man nur in Contumaz verurtheilen. Der dumme Pöbel will dem Leichnam dessen kein ehrliches Begräbniß gestatten, der sich im Wahnsinn der Angst und Furcht, oder Hypochondrie, erhenkte, ersäufte, oder auf andere Weise seinem Leben plötzlich ein Ende machte.

Vernünftiger Weise sollte man die Selbstmörder strafen, nicht wenn sie es schon geworden sind, sondern wenn sie es erst werden wollen und zur That schreiten. Vorsatz und Wille sind hier das Sträflichste. Ich glaube, viele Fresser, Trunkenbolde, Wollüstlinge, Duellanten und andere dieses selbst-

mörderischen Gelichters würden sich eines Bessern besinnen, wenn man sie schon bei Lebzeiten verurtheilte, nach ihrem Tode kein ehrliches Begräbniß zu bekommen. Aber, hilf Himmel, wie viele Gesetzgeber und Richter müßten dann den Stab über sich selbst brechen!

---

82. Ein merkwürdiger Charakter.

Blaise Pascal, Herr von Ettonville, Präsident der Steuerkammer zu Clermont, der berühmte Verfasser der lettres provinciales, ein scharfsinniger Philosoph, einer der geistvollsten, edelsten Sterblichen, ward durch seine düstere Ascetik einer der Unglücklichsten. Er giebt ein eben so bedauernswürdiges, als denkwürdiges Beispiel, wohin auch die beste Art der Einseitigkeit den besten Menschen zu führen im Stande ist. Pascal, dessen ganzes Leben ein einziger, langer Todeskampf, ein langsamer Selbstmord ward, — der sich sein Daseyn zur Folter machte, um seiner nicht unwürdig zu seyn, — der den Schmerz nicht erdulden, sondern geniessen, — der mit den erhabensten Begriffen vom höchsten Wesen nach Reliquien und Prozessionen jagte, — der mit der herzlichsten, aber in eine „theologische" Tugend verwandelten, Menschenliebe sich zur Angeberei und Verketzerung eines armen Teufels hingab, — den seine vertheologte Philosophie gelehrt hatte, que le corps de Jésus Christ n'etait pas formé du sang de la sainte vierge, mais d'une autre matière créée exprès, — der mit dem liebevollsten Gemüth, in der Gewissensangst seines dogmatischen Glaubes, sich nicht allein selbst jeder Zeichen der Liebe gegen die nächsten Angehörigen verbieten, sondern ihre Anhänglichkeit an ihn durch ein zurückstossendes Betragen mässigen zu sollen glaubte; — dieser Mann ward aus Gottesliebe ein Menschenfeind; aus erhabener Religiosität zum scharfsinnigsten Abergläubigen; und sein Christenthum, statt alle Lebensverhältnisse zu heiligen und zu umfassen, verleitete ihn, alle von sich zu verdrängen.

„Es ist unrecht," das war der Gedanke, den er sich unabläſſig vorhielt, und um ihn täglich, ſtündlich vor Augen zu haben, beſonders niedergeſchrieben hatte. „Es iſt unrecht, ſich jemandem herzlich anzuſchlieſſen, wie gern, wie willig man's auch thäte. Ich würde nur die betrügen, in denen ich das Verlangen darnach erweckte; ich kenne ja Niemandes Ende, habe ja nichts, womit genügen. Bin ich nicht bereit zum Tode? So würde ja der Gegenſtand, den ich lieben wollte, ſterben und mein Tod ihr Schmerz ſeyn. — Man muß nur das Unvergängliche lieben, ſich an nichts in dieſer Welt hängen; nur Gott ſuchen."

83. Imponderable Stoffe.

Mit Recht legt die neuere Naturlehre auf ſie den höhern Werth. Sie ſind der Urgrund der Körper; die Geſellinen der Kräfte, deren nächſte Verwandtinen, denn auch dieſe ſind ein Imponderables. Aber ſchwierig ſind ſie zu behandeln. Unſre feinſten Wagſchaalen, unſre ſtärkſten Platinatiegel, unſre luftdichteſten Glasbehälter ſind für ſie zu grob und roh. —

Wie den Phyſikern es mit Licht, Wärme, Magnetismus, Galvanismus, Electricität ergeht, ſo den Regierungen mit den imponderablen Stoffen und Kräften der bürgerlichen Geſellſchaft. Armeen und Zeughäuſer, Kirchen- und Cenſuren-Anſtalten ſind zu materiell, das allgewaltige Fluidum der Gedanken zu wägen, oder abzuſperren, oder zu regeln. Ich möchte einmal eine politiſche Naturlehre leſen; die Lehre von den imponderablen, ſich immer verwandelnden Stoffen der phyſiſchen und ſittlichen Bedürfniſſe der Geſellſchaft, und den bewegenden Kräften der Religion, der Wahrheit, des Rechtsgefühls, der Gewohnheit. Das gäbe eine Metapolitik im höhern Styl.

84. Das Hauskreuz.

„Wünſchen Sie mir Glück," rief ein entzückter Höfling in *** einem Bekannten im Vorbeieilen zu: „Königliche Hoheit hat mir das groſſe Hauskreuz verliehen."

„Also haben Sie doch die Frau nehmen müssen?“ antwortete der Andre.

85. Recht und Glück.

So gewiß jede Ungerechtigkeit ein Unglück ist, eben so ist das natürliche Recht des Menschen nichts anders, als das Recht glücklich zu seyn, wie jeder Andere. Aber nur der ist glücklich, der glücklich macht.

86. Laster.

Das nackte Laster ist noch nicht so widerlich, als das Laster im Gewand und mit der Maske der Tugend. Jenes ist in seinem Greuel nur einfach, dieses zweifach.

87. Dogmen.

Alles was sich der Natur der Dinge und dem Gesetz der Natur widersprechend gegenüberstellt, verunglückt zuletzt. So wie vielem Andern, erging es auch den Dogmen; sie hatten nur Glaubensbekenntnisse zur Folge, aber nicht Glauben.

88. Rebellische Wahrheit.

Erasmus von Rotterdam wiederholte zur Zeit der Reformation sein: Non amo veritatem seditiosam. Aber wenn die Lüge herrscht, wie soll die Wahrheit da nicht für eine Rebellion gelten?

89. Langeschläfer.

In der vornehmen Welt ist's nun einmal angenommene Sitte, daß man zum rechten Lebensgenuß weniger den Tag, als die Nacht liebt; Lampen- und Kerzen-Licht dem hellen Sonnenschein vorzieht. Die Grossen lieben häufig genug diese Lebensart auch in politischer Hinsicht, und gehören geistig zu den Späterwachenden, Spätaufstehenden, wenn die Sonne der Wahrheit längst am Himmel leuchtet.

90. Römische Vaterlandsliebe.

Voltaire, in seinem Essay sur les moeurs sagt: „Inmitten ihrer kriegerischen Raubzüge herrschte dennoch bei den Römern Bürgertugend und Vaterlandsliebe bis zur Zeit des Sylla. Diese Liebe des Vaterlandes bestand während vier Jahrhunderten darin, dem gemeinen Wesen Alles hinzugeben, was man andern Nationen abgeplündert hatte. — Das ist die bürgerliche Tugend von Räubern. Das Vaterland lieben, heißt andre Menschen morden und ausrauben.“ —

Die Franzosen hatten während ihrer revolutionären und napoleonischen Kriege auch nicht einmal diese gräßliche Bürgertugend, diese römische Vaterlandsliebe. Sie plünderten auch die übrigen Nationen, aber jeder behielt, so viel er konnte, die Beute von aller Art für sich selbst, und das Vaterland mußte sich an der gloire de la grande nation begnügen.

91. Beurnonville's Armee-Bulletin.

Mancher erinnert sich vielleicht noch an jenes, seiner Zeit berühmte Bulletin des General Beurnonville, welches er nach einem langen und mörderischen Gefecht bei Trier bekannt machte. Er sagt darin ganz trocken, die Preußen hätten wenigstens dabei 10.000 Mann verloren, hingegen die Franzosen nur den kleinen Finger eines Chasseurs. In allen Ländern nannte man das die übertriebenste Aufschneiderei. Aber in der That war Beurnonville ein Mann von zu vielem Geist und Verstand, als daß er sich in solchen Gasconaden gefallen hätte. Man wußte nicht, daß das Bulletin nichts anders, als eine beissende und damals sehr verwegene Satyre auf den berüchtigten Wohlfahrtsausschuß der Republik war, der ihm kurz vorher erst vorgeworfen hatte, er habe, seinen letzten Berichten zufolge, zuviel Leute verloren.

92. Altdeutsche Sprache.

Folgendes Beispiel zeigt, wie sich in der altdeutschen Sprache aus einem Urtone alle verwandten Sprachbezeichnungen entfalteten:

Atta, hieß Vater, in der Schweiz noch Aetti.

Edda, die Mutter.

Ida, die Tochter, noch jetzt unter dem Landvolk im südlichen Baiern üblich.

Otto, der Sohn, und junger Mann.

Utte, eine alte Frau.

Das Wort Adel hingegen hat zum Wurzelwort entweder Atta, Vater, oder Od, ein Gut: daher in Norwegen güterbesitzende Bauern Odelsbauern heissen. Aber wunderlich ist's doch, daß in Baiern, der Pfalz und am Niederrhein bei den Landleuten Adel so viel, als Mistgauche heißt.

---

93. Via oeconomica.

Unter andern bequemen Erbstücken des Kaisers Napoleon bewahrte man im Piemontesischen, auch die von ihm seinen Gensdarmen, jetzt königlichen Carabiniers eingeräumte willkührliche Gewalt. Sie hatten das Recht, nach Gutbefinden zu verfahren, und die meisten Untersuchungen wurden alsdann, vermöge königlicher Kabinetsbefehle, den ordentlichen Richtern entzogen, um, hieß es, in via oeconomica, d. h. durch Commissionen geführt zu werden. Eine ganz passende Benennung, denn Etwas erspart man sich in jedem Falle dabei — Gerechtigkeit.

---

94. Die Bahn der Civilisation.

Das Recht zu irren, ist das erste, von dem die menschliche Freiheit Gebrauch macht, und erst, wenn sie es im Uebermaase gebraucht und gemißbraucht hat, erfüllt sie, der Wahrheit huldigend, ihre erste Pflicht.

---

95. Die unglücklichen Freunde.

Lord Chesterfield war es, der die Phrase, die uns unsere Bediente wie unglückliche Freunde zu behandeln ermahnt, zuerst in Umlauf brachte, und sie machte wie tausend und

abermals tausend andere feine Reden, mit ihrem halbsentimentalen, halbwitzigen Geschiller, ungeachtet ihrer grossen Albernheit ein grosses Glück. Man soll seine Bediente wie unglückliche Freunde behandeln; behandelt man denn seine unglücklichen Freunde, wie Bediente?

96. Die Fabelhaftigkeit unsers Wissens.

Von den entfernteren Himmelskörpern gelangt, nach Herschels Lehre, das Licht erst nach Millionen Jahren zu uns. Wir sehen also täglich einen grossen Theil des Firmaments, nicht wie es nothwendig aussieht, sondern wie es vor, ich weiß nicht wieviel Millionen Jahren ausgesehen hat. Unsere Astronomie ist möglicherweise eine reine alte Geschichte. Und wäre das Licht noch gar ein blosses Produkt des Auges, das Auge selbst ein bloßes Gedankenwesen; — die Skepsis bietet dem Idealismus die Hand, und wir versinken in ihren Abgrund.

97. Der Sultan und die heilige Allianz.

Es war lustig anzusehen, wie der Sultan sich und alle Welt überreden wollte, die heilige Allianz sey eigentlich und ganz besonders wider ihn gerichtet gewesen. „Die Glieder derselben, sprach er, erklären sich wider diejenigen, die keinen Adel wollen, den will ich auch nicht; — wider diejenigen, die keine Geistlichkeit wollen, besonders keine christliche, die will ich auch nicht, u. s. w. Die Extreme berühren sich. Man glaubte der Anarchie einen Schlag zu versetzen, und der Despotismus fühlte sich getroffen.

98. Die Hülfskeile.

Professor L. in Braunschweig schrieb ein Werk zur Erklärung der persepolitanischen Keilschrift. Sachverständige meinen, er habe unglücklicherweise, wie aus der Verbindung der einzelnen Wörter und ihren Absätzen in dieser Keilschrift hervorgehe, beim unrechten Ende zu lesen angefangen. Aber es

ging, denn er machte sich die Sache bequem, indem er jedem Zeichen, das nicht zu seiner Erklärung paßte, jede Bedeutung rund absprach, und es nur noch als einen „Hülfskeil" gelten ließ. Das Mittel ist vielleicht nicht ganz so gut als lustig; aber wieviel Systeme giebt es denn, die da bestehen könnten, ohne ihre Hülfskeile?

---

99. Napoleon.

Es ist ein sonderbarer, disharmonischer Eindruck, den die Betrachtung dieses ausserordentlichen Menschen hervorzubringen geeignet ist. Man muß bewundern, was man nicht achten kann, und hassen, was man nicht verachten darf. Der Eindruck, den er hervorbringt, gleicht unsern Gefühlen für ein geliebtes Wesen, an das uns eine übermächtige Leidenschaft fesselt, während wir uns seiner schämen müssen. Wäre es möglich, nur mit dem Kopfe ein großer Mann zu seyn, dieser da würde die Aufgabe gelöst haben; aber er hat bewiesen, daß nur eine übereinstimmende Entwickelung aller besseren Anlagen der menschlichen Natur sich dem Ideale der Humanität zu nähern vermag, und jede einseitige Ausbildung dieser Natur, und wäre sie in ihrer Art auch noch so vollendet, immer nur eine Mißgeburt erzeugt.

---

100. Der Mensch und sein Ruf.

Die Verläumdung beweist nichts gegen den grossen Mann. Zugegeben; aber was beweist sie denn für ihn? Mancher ist nur besser als sein Ruf, weil sein Ruf noch schlechter ist, als er.

---

101. Duo si faciunt idem etc.

Herr von Haller bekehrte sich, und Miß Loveday wurde bekehrt. *) Wie ähnlich beide Fälle und wie verschieden! Der Hochmuth wurde zum Narren, und die Unschuld dafür gehalten.

*) Das bekannte Heldenstück der Jesuiten von Paris im Winter 1821—22.

102. Enthusiasmus und Fanatismus.

Den Enthusiasmus, der seine Mittel durch den Zweck heiligen will, den einseitigen guten Willen, der den leidenschaftlichen gern für den einzigen ausgeben möchte, was unterscheidet ihn im glücklichsten Falle von dem Fanatismus, der das nämliche thut, als der Erfolg! Der eine ist die Blindheit, die das Ziel trifft; der andere die Blindheit, die es verfehlt.

103. Die sanftmüthige Kirche.

Ecclesia non sitit sanguinem. Die Kirche dürstet nicht nach Blut. Darum wahrscheinlich „vergoß" sie es auch, sonst würde sie es getrunken haben.

104. Die gefährlichen Wegweiser.

Unsre Irrthümer sind Wegweiser. Mag seyn. Das Unglück ist nur, daß wir in jedem so gern ein Ziel erblicken.

105. Deutsche Sprachen.

Unsere Puristen, die sich ihres Reichthumes freuen, und an jedem Worte mäckeln, kommen mir vor, wie Geizhälse in der Freude über ihren Schatz, die an jedem Goldstücke prüfen und wägen, aber nie eines zu brauchen den Muth haben. Sprachen, wie Menschen, werden seltener etwas im Verhältnisse zu ihren Anlagen, als zu den Umständen, unter welchen sie sich entwickeln; und wie nicht sein Körper die Würde des Menschen bestimmt, sondern der Geist, der in ihm wohnt: so den der Sprache, nicht ihr Laut, sondern der Gedanke, der in ihm lebt. Aesop war ein Weiser mit allen seinen Höckern, und Narciß verging in einfältiger Selbstliebe. — Ueber das Flickwerk der englischen Sprache machen wir uns lustig! Aber in dieses zusammengeflickte Gewand kleidete sich Achill, und in den deutschen Purpurmantel krochen seine Myrmidonen.

106. Die Waffenmündigkeit.

Messer und Scheere nimmt man den Kindern, aber unter den Erwachsenen vertraut man eben dem rohesten die Waffen an. Die alten Deutschen gaben sie ihren Jünglingen, wenn diese stark genug waren, sie zu führen, und erklärten sie damit zu Männern. Unter civilisirten Völkern sollte die Waffenmündigkeit billig noch eine andere seyn, und die Waffe nur demjenigen anvertraut werden, der Verstand genug, oder wenigstens ein Interesse besitzt, sie nicht zu mißbrauchen.

107. Wohlfeile Originalität.

Nichts gewöhnlicher, als Menschen, die sich für Originale halten, weil sie irgend ein Original copiren.

108. Bauerngold und Bauernwahrheit.

Die Wahrheit finden wir noch seltener als das Gold in schon gediegenem Zustande. Bauerngold giebt es wohl, aber schwerlich Bauernwahrheit in demselben Sinne des Worts. Auch, was wir so nennen, müssen wir läutern, wie das Erz des edlen Metalls, und wir haben das Gold früher zu reinigen verstanden, als die Wahrheit.

109. Nöthigere Geduld.

Gewisse Dinge zu ertragen, ist nicht eine übermenschliche, sondern eine untermenschliche Geduld erforderlich, — eine viehische.

110. Die Arbeiten der Nachkommen.

Die meisten Wissenschaften werden von den Menschen bearbeitet, wie ihre Bergwerke von den Spaniern: so gierig und flüchtig, daß sie nur, was ihnen fast gediegen und auf der Oberfläche entgegen glänzt, mitnehmen, und ihren Boden mehr umwühlen, als benutzen. Dem Nachkommen scheint die ver-

lassene Gegend eine erschöpfte, aber nur Muth! Die Schlacken, die jene als werthlos weggeworfen, sind noch der Untersuchung werth, und Jahrhunderte bereichern sich von der Arbeit auf den sogenannten alten Mann.

111. Die unverzeihliche Hülfe.

Nicht eingreifen wollt Ihr in die Religion, Ihr wollt sie nur aufrecht halten? Aber ihr könnt auch das nicht, ohne sie anzugreifen. Jede ist wie die Bundeslade, die Niemand nur berühren durfte, auch nicht einmal um sie zu stützen.

112. Kinderlehre.

Kindern Ueberzeugungen beibringen wollen, ehe sie Gedanken haben, ist eben so albern, als sie verheurathen wollen, ehe sie mannbar sind. Wie die Sachen jetzt stehen, weiß ein Knabe mit seinem Lehrer eben so wenig anzufangen, als mit einer Frau.

113. Der Platz in der Geschichte.

Der Geschichte anzugehören ist kaum ein Lob. Sie nannte Helden und Verbrecher und verschwieg die Wohlthäter unseres Geschlechts. Die Zeit, sagt Baco, wo er der verloren gegangenen Schriften eines Empedocles, Anaxagoras, Demokrit und anderer Weisen gedenkt, die Zeit glich einem Strome, der Leichtes und Aufgeblähtes zu uns herabführte, und in dem das Wichtigere unterging.

114. Gefühl und Ausdruck.

Je reicher das Gefühl, desto ärmer der Ausdruck. In der Kunst wie in der Natur. Dem Vater, dessen Tochter vor seinen Augen geopfert werden sollte, verhüllte der Maler das Haupt. Und mit Recht. Auch in der Natur ist wohl die Geschlechtsliebe geschwätzig, aber die höhere Mutterliebe schweigt. Der Vogel, der sich paart, hat eine Stimme, der brütende ist stumm.

115. Der ungerechte Vorwurf.

Nichts oder zu wenig sollen die privilegirten Stände zu den öffentlichen Lasten beitragen? Wie ungerecht! Macht doch schon ihr blosses Daseyn einen so grossen Theil derselben aus.

116. Das Papiergeld der Ehre.

Banknoten und Ehrenzeichen haben das mit einander gemein, daß man sie in eben dem Maase, als sie werthloser werden, vervielfältigen muß.

117. Die Ministerien der Aufklärung.

Es gab eine Zeit, in der sie Mode waren, die Ministerien der Aufklärung, aber sie wurden bald überall mit denen des Kultus vereinigt. So nämlich, daß der Kultus die Aufklärung unter sich bringt.

118. Was hab' ich davon.

„Was hab' ich davon," rief ein vornehmer Mann, „was hab' ich davon, daß mein Schuhmacher zu lesen versteht? werden meine Stiefel dadurch besser?" Wahrscheinlich, und wenn auch nicht, — er wird besser dadurch. In solchen Fragen enthüllt sich die ganze Weisheit unserer lichtscheuen Zeit, die mit selbstsüchtiger Brutalität zugleich und in einem fast noch höhern Grade, mit ihrer Dummheit auch ihre Niederträchtigkeit offenbart. Wäre von einer Maschine die Rede, die Frage würde einen Sinn haben; aber dieser Schuhmacher ist keine Schuhmachermaschine; er ist ein Mensch, du unglücklicher Frager! ein Mensch, mit einem Herzen, das schwerlich schlechter seyn kann, als das deinige, und mit einer lebendigen, unsterblichen Seele, und so gewiß zu etwas Besserem noch, als dir die Schuhe zu flicken, bestimmt, als die Sonne gewiß noch einen höhern Zweck hat, als den, deine Mistbeete zu bescheinen.

119. Die verspätete Lehre.

Verstand lernen die Weiber selten eher schätzen, als bis sie einen Dummkopf geheurathet haben.

---

120. Politische Arithmetik.

Zahlen sollen Euch die Menschen seyn? so lernt wenigstens, wie sich's mit ihnen rechnen läßt. Gesellschaften, deren Mitglieder ihre Geburt oder sonst ein zufälliger Umstand einen festen, eigenthümlichen Rang gewährt, verhalten sich zu andern, in welchen Jedem der Platz offen steht, und nur dieser eines jeden Rang bestimmt, wie Zahlensysteme, deren einzelne Zeichen einen immer gleichen, durch keinen Standpunkt zu verändernden Werth haben, verglichen mit solchen, in welchen die Ziffer nur vereinzelt etwas an sich, aber im Zusammenhang mit andern blos nach Maßgabe ihres jedesmaligen Standpunktes etwas zu bedeuten hat. Das Plumpe und Unbehülfliche des Gebrauches römischer Zahlen, der zweckmäßigen und leichten Anwendung unserer arabischen gegenüber, ergiebt sich aus dem kleinsten Rechnungsexempel, und hat uns bald genug eingeleuchtet; aber in der Politik sind wir noch lange nicht so weit als in der Arithmetik. Ausnahmen indessen giebt es auch von dieser Regel. Haben wir die Menschen versteinert, so verliehen wir hingegen ihren Titeln eine desto fügsamere Bedeutungsfähigkeit. Ein adelicher Geheimerath z. B. und ein bürgerlicher sind in wohlgeordneteren Staaten himmelweit von einander verschiedene Wesen. Unsere Titel, wie die arabischen Ziffern, drücken bedeutend viel mehr oder weniger aus, je nachdem sie vor einer Null stehen oder nicht. —

König David, der erste Statistiker, von dem zu lesen ist, hätte uns durch sein Beispiel warnen sollen. Als er seine Juden zählte, kam die Pest unter sie; und heut noch geht es uns mit so vielen wohlgezählten Quellen und Stützen unsers Staatshaushaltes nicht viel besser.

---

121. Die Greuel der Revolution.

Hunde werden an der Kette böse. Der Mensch behauptet in gleicher Lage den Vorzug seiner geistigen Natur. Er wird nicht nur böse an der Kette, er wird auch toll an ihr.

122. Die wesentliche Frage.

„Die meisten Uebel in der politischen Welt," sagte mir ein Mann, der sie in den wichtigsten Verhältnissen und Zeitpunkten kennen gelernt hatte, „rühren von den überflüssigen Millionen der Civillisten und von den Gnadengehalten zu Hunderttausenden her." — Es ist doch, meinte ich, nicht Alles zu kaufen, nicht Alles zu bezahlen. — „Doch nur zu Vieles; und meistens kommt es nur auf den rechten Preis, und auf die rechte Zahlungsweise an. Ich erinnere mich, einen reichen und braven Mann mit einer seltnen Ausgabe, ich weiß nicht mehr, welches alten Klassikers, freilich nicht zu einem schlechten Zwecke, aber doch — bestochen zu haben, und von allem, was ich noch über diesen Gegenstand hörte, bleibt mir immer die treffendste Bemerkung, die eines Bauern über mich selbst. Ich war zur Zeit der helvetischen Republik Mitglied des Obergerichts zu ***. Als ich eines Tages aus der Sitzung nach Hause kam, fand ich, daß mir ein Bauer, der eben einen bei dieser Behörde anhängigen Prozeß führte, ein Fäßchen voll schöner Forellen gebracht hatte. Wozu das? fragte ich. — Ei nun, hieß es, Sie haben doch Mühe bei der Sache. — Für die Mühe bezahlt mich der Staat; die braucht Ihr nicht zu bezahlen. Nehmt also die Fische nur wieder mit, oder ich muß glauben, daß Ihr selbst von Eurer Sache keine sehr gute Meinung hegt. Nehmt sie, wiederholte ich, als er noch keine Anstalt dazu machte, und wollt Ihr nicht, so muß ich sie in die Behörde tragen lassen, und anfragen, was von solchen Beweisgründen zu halten sey? — Der Mann sah mich eine Zeit lang listig an. Ich hätte wohl Krebse bringen sollen? sagte er dann. Er kannte die Welt. Es kommt in der That wenigstens nur darauf an, ob Forellen, ob Krebse?

123. Die verkannte Tugend.

Zerstreuungssucht, für Leichtsinn gehalten, ist oft wohl Selbsterkenntniß und Bescheidenheit. Man zerstreut, was leicht und werthlos ist, wie Spreu, man sammelt, was des Sammelns würdig ist, und darum nur selten sich selbst.

124. Die Schätze der Tradition.

Ueberlieferungen sind schlechte Mittel zur Erhaltung einer Lehre oder Kunde, aus der einfachen Ursache, weil jede letzte Wiederholung derselben, angeblich das treueste Abbild irgend einer uranfänglichen Benachrichtigung, sich doch immer nur mit der nächst vorhergehenden vergleichen läßt, und auch mit dieser von keinem andern, als, wenn ihm sein Gedächtniß treu blieb, dem letzten Berichterstatter selbst; aber sie sind eben deßwegen die Lieblingskinder der Geistesherrschaft. Vererben sie auch nicht die Wahrheit, so vererben sie doch die Gewalt. Die Erben der Lehre sind auch ihre Herren, und — was man auf Ueberlieferungen glaubt, glaubt man immer nur dem, der sie erzählt.

125. Die Sprache der freien Presse.

Die immer grössere Verbreitung der englischen Sprache in den meisten Gegenden des europäischen Festlandes ist ein gutes Zeichen, wenn auch nicht der Zeit, doch der Zukunft, und Stiftungen zum Behuf eines allgemeineren und kostenfreien Unterrichts in derselben, möchten überall sehr wohlthätig, vielleicht, auch eben darum, sehr verdächtig seyn. Sprachen sind wohl nur Schlüssel, und freilich sind es alle, aber die Frage ist: Schlüssel wozu? — Der Schlüssel zum Büchersaale ist nur ein Schlüssel, und der zur Plauderkammer ist auch einer, allein im figürlichen Sinne schwerlich ein so unentbehrlicher.

126. Die Mühe des Schlechtmachens.

„Sich Mühe geben" ist auch im buchstäblichen Sinne ein ganz passender Ausdruck. Wie viele Mühe, die sich nicht in

der Natur der Dinge findet, giebt man sich selbst; wie Vieles in der Welt ist gerade nur so schwierig, weil und als man sich's macht! Gute Reden z. B. sind fast so selten, als gute Bildnisse, weil man sich in der Regel zu beiden erst in Positur setzt. Machte man nicht erst ein Gesicht, wenn man sich hinsetzt, um gemalt zu werden, oder wenn man auftritt eine Rede zu halten, so würde man in den meisten Fällen besser getroffen werden, und vernünftiger sprechen, als es zu geschehen pflegt.

---

127. Die unglücklichen Patrioten.

Vom tollkühnen Kaufmann bis zum überlisteten Höflinge, vom eigensinnigen Spieler à la hausse bis zum leichtsinnigeren Heurather, giebt es eine Menge Leute, die jede unglückliche Unternehmung aus blossem Pflichtgefühle und zum allgemeinen Besten gewagt haben, aber darum den Gewinn jeder glücklichen doch nur sich selbst in Rechnung bringen.

---

128 Die tugendhaften Röcke.

Warum lachen doch einige Vorwitzige über die gepolsterten Bruststücke unserer Uniformen? Sie haben Unrecht, und sollten bedenken, daß auch schon der Schein von Hochherzigkeit dem Krieger ziemt.

---

129. Die theuern Bekanntschaften.

An Schriftsteller empfohlen zu seyn, man muß doch aus Höflichkeit ihre Werke lesen, ehe man seine Briefe übergiebt.

---

130. Die geschminkte Ferse.

In der guten alten Zeit waren unter den in guten Häusern und besonders von Damen gern gesehenen Mönchen, alle kleinen Künsten der verächtlichsten d. h. männlichen Gefallsucht üblich, und so legten unter andern die Barfüßer Roth

auf ihre nackten Fersen, um diese jugendlicher und anlockender unter der Kutte hervor schimmern zu lassen. Nachgerade mögen sich auch unsere Männer vor dem Pferdefuße in Acht nehmen, der sich ihnen als geschmückte Kapuzinerferse empfiehlt.

---

131. Fremde Meinung und eigene.

Um etwas auf der Leute Meinung zu geben, muß man vor Allem eine von ihnen haben, und es giebt ihrer, von denen man sich Alles gefallen läßt, nur nicht ihre Achtung.

---

132. Kirchenvorrecht.

Im Mittelalter und wohl noch später, herrschte der von der Geistlichkeit eifrigst genährte Glaube, die Leichen von Excommunirten könnten nicht verwesen. Fäulniß war ein eigenthümliches Vorrecht der Kirche und ihrer Angehörigen.

---

133. Die Heilkräfte der Schriftsteller.

Von Alphons dem Großmüthigen, Könige von Neapel, wird erzählt: Sein Vergnügen bei dem Anhören der Werke des Quintus Curtius habe ihn, ohne andere Heilmittel, von einem gefährlichen Uebel geheilt. In Fällen, wo Brechmittel gute Dienste leisten, würden sich auch wohl neuere Schriftsteller ein ähnliches Verdienst erwerben können.

---

134. Meinungsuniformen.

Daß es Leute giebt, länger oder kürzer als wir, ist eigentlich wohl nicht recht; aber doch nur ein Unglück, und wir müssen es uns gefallen lassen. Daß andern häßlich oder schön vorkommt, was umgekehrt uns schön und häßlich erscheint, ist schon eine Dummheit; verdient indessen, so lange nur von Eindrücken die Rede ist, doch nur unser Bedauern. Daß aber noch Andere sogar in ihren Meinungen von den unserigen abzuweichen sich unterstehen, ist offenbare Bosheit, und billig der schärfsten Ahndung werth. „Es giebt gewisse Vorstellun-

gen von Einförmigkeit, bemerkt Montesquieu,*) die zuweilen auch den grossen Geist ergreifen, jeden kleineren aber unfehlbar mit sich fortreissen." Wie unbillig! der Mensch ist ein vernünftiges Thier, und wenn er die Unmöglichkeit mit Händen greift, begreift er sie. —

135. Das Ziel der Gelehrsamkeit.

„Ich weiß das Wenigste von dem, was man der Schande wegen mehr, als des Nutzens wegen, wissen muß," klagt Hamann in einem seiner Briefe; und in der That besteht der grössere Theil unserer Gelehrsamkeit nur noch aus Kenntnissen, deren Besitz uns keinen andern Vortheil gewährt, als den, uns nicht schämen zu dürfen über ihren Mangel. Die Blätter, auf welchen die Sibylle ihre Orakel austheilt, sind lauter Feigenblätter, die kaum unsere Blöße decken, geschweige denn sonst einem Bedürfnisse abhelfen. Glücklicher Weise nähert sich auch dieser Unfug in seiner Vollendung seinem Ziele, an dem eine gerechtere Scham die Stelle der falschen einnimmt, und jene unfruchtbaren Schätze unsers Schulwissens theilen das Schicksal gewisser äußern Auszeichnungen. Man fühlt sich anfangs geehrt, sie zu besitzen: man schämt sich dann, sie nicht zu haben, und endlich — sie zu haben.

136. Gelehrtenwirksamkeit.

Lebensluft entwickelt nur der lebendige Baum; nicht — was Ihr aus ihm schnitzen wollt, — das Fachwerk in Euerm Studierzimmer.

137. Büchertod.

Was endlich soll aus der mit jedem Tage wachsenden Menge von Büchern werden? — Was aus ihren Verfassern —

*) Il y a de certaines idées d'uniformité, qui *saisissent* quelquefois les grands esprits, mais qui *frappent* infailliblement les petits. *De l'esprit des loix.* XXIX. 18.

Staub. Und wie aus den unzähligen Körpern, die auf Erden erscheinen und zerfallen, Geister sich entwickeln: so überleben Gedanken — Bücher, überlebt ihrer Hunderttausende vielleicht nur Ein Gedanke, die unsterbliche Seele einer ganzen Bibliothek.

138. Die gelehrten Krankheitsstoffe.

Krankheiten des Geistes greifen um sich, wie die des Körpers, je nachdem sie den Stoff, in dem sie wirken, — jene in einer Menge unverdauter Notizen, diese in einer Masse unreiner Säfte, vorfinden. Daher bringt es, im Aberglauben z. B., ein junger Doktor weiter, als zehn alte Weiber.

139. Die Mystiker in den Wissenschaften.

Belächeln wir nicht länger den Morgenländer, der die Begeisterung im Wahnsinne sucht; wir fanden die Weisheit in der Leichtgläubigkeit. Freilich ist es nur den Einsichtsvollern gegeben, der Grenzen ihres Wissens kein Hehl zu haben, wie reiche Leute den Belauf ihres Vermögens am wenigsten zu verheimlichen brauchen. Newton, der die Gesetze der Sinnenwelt entdeckt hatte, durfte in frommer Demuth die Unerforschlichkeit ihres höhern Ursprungs eingestehen. Bequemer finden es billig Andere, einen weder hals- noch kopfbrechenden Sprung über die beschränkte Physik hinaus zu thun, und mit ihren Forschungen gleich anzufangen, wo sie vor dem Ziele derselben sicher sind, — im Reiche der Phantasie. Sie schreiten nicht blos fort mit der Wissenschaft, sie rennen ihr voraus, und lassen sie im Stiche. Ihnen kommt jetzt ganz gelegen, eben das für das Köstlichste zu halten, was ihnen nichts kostet, und sie glauben an jede Hexerei, aus dem einfachen Grunde, weil man kein Hexenmeister zu seyn braucht, um es zu thun.

140. Die verwechselten Dimensionen.

Die gepriesene Innigkeit gewisser Empfindungen läuft nicht selten auf bloße Verwechslung einiger Ausdehnungsverhältnisse

hinaus. Wie Viele, die von der Tiefe ihres Gefühls sprechen, und sie meinen doch nur die Breite.

---

141. Die magnetische Kette.

Leistet wirklich der Magnetismus alle die Wunder, die man von ihm erzählt, warum ihn nicht auf den Staatshaushalt anwenden, um die in Haß und Zwietracht zerfallenden Mitglieder der Gesellschaft in einen versöhnenden Rapport zu setzen? Warum nicht magnetische Ketten unter den Wenigen, die der guten Dinge dieser Welt die Fülle haben, und jener Menge, die Alles entbehren muß? — auf daß die eine nicht länger friere, wenn die andern warm sitzen, und sich gesättigt fühle, wenn diese gespeist haben. Soll denn die magnetische Kette, wie die uns angerühmte der Priesterweihe, immer nur der Gewalt, und nie dem Wohlthun einen Leiter abgeben; oder ist auch diese Kette nur ein Bindemittel, und weiter nichts?

---

142. Die Sonnenflecken der Wissenschaft.

Es giebt dunkle Stellen in unserem Wissen, aber sie verfinstern nur die Erde, und nicht den Geist. Schatten unbekannter Grössen, die in unsern Gesichtskreis fallen, sind die Bürgen einer höhern Welt, und die Zeugen eines Lichtes über dem unsrigen.

---

143. Das Christenthum und seine Priester.

Verschleiert führten sie die hohe Gestalt zu den Barbaren, und wie vor Zeiten die Athenienser, bauen wir seit achtzehnhundert Jahren unsere Altäre dem unbekannten Gott.

---

144. Der heiligere Bund.

Wer mag die Unentbehrlichkeit eines heiligen Bundes bezweifeln, obgleich schon das sechszehnte Jahrhundert eine sainte

ligue gesehen hat! So blieb die Schöpfung des Menschen übrig, nachdem die des Affen schon geschehen war.

145. Die späten Frommen.

Es giebt Leute, die ein übersinnliches Leben zu beginnen meynen, wenn es mit ihrer verbrauchten Sinnlichkeit zu Ende ging. Jener Irrthum schöner Seelen, die alle Wahrheit in ihrem Gefühle suchen, was dem Schwärmer die Fülle des überströmenden Herzens ist, das ist ihnen der Bodensatz im Becher der Wollust.

146. Die weissagenden Proselyten.

Laut verkündigen sie das Unheil, an dem sie heimlich arbeiten. Für betrautere Diener des höchsten Wesens möchten sie gehalten werden, aber wie jene Pariser, die auch mit dem Auge der Vorsehung prunken, sind sie nur die der hohen Polizei. *)

147. Moderne Heiligsprechung.

Der politischen Frömmigkeit ein politischer Lohn! Canonisirt werden die Bekehrten unserer Tage schwerlich, — aber geadelt.

148. Das gefährliche Spiel.

Den guten Geist sollten sie so wenig an die Wand malen als den bösen; er kommt sonst auch. Zur Verklärung ihrer Sünden lassen sie die Religion in's Leben treten, aber sie tritt in's Leben. Sie wissen nicht, was sie thun. Dieser Schatten erinnert an den Körper, dem er angehört, und ihre Fabel — an die Moral.

*) Die Polizeispione in Paris erkennen sich an einer Schaumünze mit dem sogenannten Auge der Vorsehung. J.

149. Verfassungsformen.

Von aussen schaffen wollen, was aus dem Innern sich entwickeln muß, heißt Leichen schminken, um sie zu beleben.

---

150. Das verlassene Theater.

Das Jubeljahr hat keinen Effekt gemacht, die Krönung zu Rheims auch keinen. Nur die Logen waren besetzt, aber das Parterre blieb leer. Aus der grossen Weltbühne wird immer augenscheinlicher ein bloßes Liebhabertheater, bei dem die handelnden Personen ihre eignen Zuschauer abgeben; und die letzten, die der politischen Haupt- und Staatsaktionen müde werden, sind die Schauspieler, die sie aufführen.

---

151. Das Talent.

Das Talent zum Gauner ist auch das Talent zum Sokrates und Franklin; es kömmt darauf an, welche Richtung es empfängt.

Sheridan, als glänzender Parlementsredner bekannt, Obereinnehmer des Herzogthums Cornwallis, war in seiner Jugend ein lockerer Zeisig, von Schulden geplagt. Einst sprengte einer seiner Gläubiger im St. James Park auf prächtigem Rosse auf ihn an. Sheridan merkte die Absicht des bösen Mahners, und schrie entzückt: „In meinem Leben sah ich nichts schöneres. Ich beschwöre Sie, würden sie das herrliche Thier verkaufen?“ — Hm, warum nicht, wenn's mir gut bezahlt wird. — „Und wie ist's im Trab?“ — Vortrefflich. — „Ich bitte, lassen sie es einmal recht austraben!“— Der Reiter giebt seinem Bucephalus die Spornen, und während er den grossen Gang hinuntertrabt, macht sich Freund Sheridan aus dem Staube.

---

152. Das unpassende Gleichniss.

„Sprecht uns nicht vom Gesetze der Engländer!“ — sagen sie, — „es paßt nur zu ihren Verhältnissen, es paßt

nicht für uns, es könnte unter uns nicht bestehen." — So wenig in der That, als die Flamme eines Lichts in verdorbener Luft; und was Ihr sagt, beweist alles gegen die Luft, in der wir athmen, — aber was beweist es gegen das Licht?

153. Der Rollentausch.

Es hat grosse Herren gegeben, die sich ihre Reden von Andern machen liessen; aber die Antworten darauf diktirten sie selbst.

154. Patrioten und Brillen.

Es giebt Dutzend=Patrioten, wie es Dutzend=Brillen giebt, auch ihrerseits nicht zum Sehen, sondern zum Verkauft=werden gemacht.

155. Die Zwangswahl des neunzehnten Jahrhunderts.

Auch in der Türkei giebt es endlich eine Repräsentation, sogar in Spanien, — und zwar eine der bewaffneten Macht. Gleichviel, das Reich der Täuschungen hat aufgehört; die Willkühr des Schwächern büßte den alten Zauber ein, und ein Recht des Stärkern trat an ihren Patz. Volk oder Pöbel, Cortes oder apostolische Junta, Gesetze oder Janitscharen, eine sich berathende oder sich prügelnde Repräsentation: eine Regel auch den Herrschern oder die Zügellossigkeit auch der Beherrschten, — das ist die Alternative unserer Zeit.

156. Die überflüssige Vormundschaft.

Wollen wir nur nicht das Schlechte; das Gute macht sich von selbst. Der Zwang ist ein so bösartiges Element, daß nur das Schlimmere in ihm gedeiht, und das Gute, das anbefohlen wurde, gleicht gewissen Früchten, die man in Wärmebeeten zog. Auch den gelungensten schmeckt man den Mist an, in dem sie gezogen wurden.

157. Die neue, grosse Armee.

Diese Unzahl ärmlich besoldeter, und in Hunger und Demuth ersterbender Beamten, — was soll aus ihnen werden! In Uniformen hat man sie schon gesteckt wie die Kriegsknechte, und geht es so fort, so wird man sie auch auf Commisbrod setzen, und in Kasernen stecken müssen, wie die. Und warum nicht? Man wird dann bataillonweise auf die Kanzlei marschiren lassen, wie jetzt auf die Wache; die Schreiber werden sich auf ihren Posten ablösen wie Schildwachen, und wie die Minister es zum Theil schon thun, und es giebt doppelte Parade und doppelten Spaß.

158. Wer dient, wem wird gedient.

„Ich habe zwanzig Jahr' dem Staate gedient," sprach ein pensionsuchender Ueberflüssiger. „Sie drücken sich unrichtig aus," — erwiederte ihm der Minister, — Sie wollen sagen, der Staat hat Ihnen zwanzig Jahre gedient." Vortrefflich, und Schade nur, daß, der die Antwort gab, sie eben so wohl verdienen mochte, als der sie erhielt.

159. Das gefährlichere Majestätsverbrechen.

In Japan ist der Name des Fürsten seinen Dienern so heilig, daß keiner denselben auszusprechen wagt; ein Gesetz, von dem übrigen Volke um so heiliger gehalten, da es ihn gar nicht zu kennen pflegt. Klüger in ihrer Demuth übertragen Jene bei uns die Namenunverletzlichkeit ihres Gebieters am liebsten auf sich selbst. So dicht, versichern sie alle, hinter ihm zu stehen, daß jeder Pfeil, um sie zu treffen, nothwendig erst ihn durchbohrt haben müsse. In seiner Diener Wahl besteht des Fürsten wichtigste Aufgabe, und folglich ist jeder Zweifel an ihrer vollkommensten Lösung — Hochverrath; und weil auch Adler der Sonne zufliegen, meint jedes Stäubchen, im Sonnenschein der Gunst, ein Adler zu seyn.

160. Die bevormundende Hülfe.

Die Art, wie manchen Künsten und Gewerben von Staatswegen aufgeholfen wird, erinnert an das Kunststück der Athleten, ihrem Gegner aufzuhelfen. Sie umarmen ihn auch, aber um ihn zu erdrücken; sie erheben ihn ebenfalls, und ebenfalls um ihn desto tüchtiger fallen zu lassen.

---

161. Die wohlfeilen Regierungen.

Die wohlfeilsten Regierungen sind vielleicht — nicht die am wenigsten kosten, sondern die am wenigsten thun.

---

162. Die Briefstellerinen.

Briefe scheinen das einzige Fach der Literatur zu seyn, worin die Weiber, und nur die Weiber vortrefflich sind. Wir Männer nehmen alles zu schwer. Jeder Brief scheint Bruchstück einer Abhandlung. Liebesbriefe nehm' ich aus; in diesen wird selbst unsere Unbehülflichkeit unser Vorzug.

Der Lady Montagu, der Frau von Sevigné und Babette's Briefe sind unübertroffene Muster. Frau von Sevigné ist die lieblichste Schwäzerin, Babette die liebenswürdigste Tändlerin, Lady Montagu die Unterrichtetste, die Geistvollste, kurz die Erste in diesem Kreise. Frau von Stael wäre vielleicht von Natur einnehmend gewesen; aber sie schminkte sich. Grazien dürfen keine Schminke tragen.

---

163. Das philosophische Criminalrecht.

Dem Himmel sey Dank! wir lenken ein, und unsere Strafgesetzgebung, die vor lauter Menschlichkeit fast zu einem Liebesrecht geworden wäre, ist wieder ein peinliches Recht. Die Folter mag noch etwas bedenklich seyn, aber gegen Prügel ist sie nichts zu sagen. Ein Geständniß aus den Knochen herausbrechen, mag unsanft scheinen, aber es aus dem Hintern herauspochen, ist so übel nicht. Unter dem Schraubstocke stehen wir nicht mehr, nur noch unter dem Stocke. Wär' es fort-

gegangen mit dieser Aufklärung, so würden am Ende unsere Kerker leer gestanden haben, wie unsere Kirchen. Spiegeln wir uns an den Erfahrungen der armen Leute in New-York, in deren schöne Gefängnisse, seitdem sie zugleich eine Art von Erziehungsanstalten abgeben, von Hundert entlassenen Gefangenen kaum fünf zurückkehren, während ihrer früher kaum eben so viele nicht wiederkamen. *) Mit Gefängnissen ist es nicht wie mit Gasthäusern, sondern umgekehrt. Nur die guten stehen am Ende leer, und nur in die schlechtesten kehren die alten Kunden immer wieder zurück.

---

164. Der eiserne Scepter.

Nur auf der Insel Ceylon war der Despotismus unbefangen genug, sich keiner Hülle zu bedienen, und jenes Wort von seiner „eisernen Ruthe" buchstäblich wahr zu machen. Einen eisernen Scepter **) führte der König von Candy, während seine Collegen auf den Halbinseln diesseits und jenseits des Ganges den ihrigen bald für einen Hirtenstab und bald für eine Hand der Gerechtigkeit ausgaben.

---

165. Die Orakel der Gerechtigkeit.

Die Richter an den Höfen der alten scandinavischen Könige beschäftigten sich, nach Torfäus und Andern, auch damit, Räthsel aufzulösen. Unsere Gesetzverständigen befassen sich wohl auch mit Räthseln, aber sie machen sichs bequemer, und geben sie auf.

---

*) A New-York une moyenne de quelques années donne le résultat suivant: de cent prissonniers relâchés à l'expiration de leur terme, il n'en est que cinq qui aient été ramenés dans la prison pour un nouvel délit. Avant qu'on eut établi le régime actuel, la proportion était à peu près inverse. S. die Genfer Annales de législation et de jurisprudence I. 2. p. 280. Note 3. J.

**) Er befindet sich gegenwärtig in der Waffensammlung des Königs von England. J.

166 Regierungsvormundschaft.

Als die Venetianer sich im Jahr 1441 der Stadt Ravenna bemächtigt hatten, bestand eine der Maßregel, durch die sie die gute Meinung ihrer neuen Unterthanen zu gewinnen suchten, darin, Juden hinzuschicken, die den Geldbedürftigen auf Pfänder borgen sollten. *) Mit den Juden und dem Geld in ihrer Tasche wären wir nun auch versorgt, und es käme jetzt nur noch darauf an, uns auch mit den gehörigen Pfändern zu versehen.

167. Ugolino und seine Zeiten.

Glückliche Zeiten! in welchen man die Leute einsperren mußte, damit sie verhungerten. Zu andern, wenn sie nicht auswandern wollen, können sie es ganz bequem im Freien thun.

168. Das Mißverständniß.

„Italien ist ein schlafender Löwe," rief der politische Prophet, „hütet Euch, ihn zu wecken!" Und sie weckten ihn, und er riß seinen weiten Rachen auf, und sie meinten, es geschähe um zu verschlingen; aber es geschah — um zu gähnen, und er ist wieder eingeschlafen.

169. Die gefährlichen Philosophen.

„Von der männlichen Kleidung," heißt es in Winkelmann's Geschichte der Kunst **), „ist überhaupt zu bemerken, daß, wenn an stehenden oder sitzenden Figuren mit einem umgeschlagenen Mantel, die Brust blos ist, d. i. wenn dieselben ohne Unterkleider sind, Philosophen und keine Senatoren vorgestellt werden, denn die letzten sind allemal ganz bekleidet." Man sieht, die Philosophen waren von jeher Sans-

*) S. Daru hist. de Venise XV. 17. nach Hieron. Rubei histor. Ravenat. C. VII.

**) Im 6. Buche, Cap. 3. §. 2.

cülotten, und gefährlicher ist freilich Keiner jedem Besitzer eines guten Rockes, als der kein Hemd auf dem Leibe hat.

170. Die Geburtsstunde der Revolutionen.

Revolutionen lassen sich so wenig machen, ehe die Umstände sie erzwingen, als Kinder sich gebären lassen, ehe sie gezeugt wurden. Ist aber die Frucht reif, so kommt sie in beiden Fällen auch ohne Geburtshelfer zur Welt.

171. Unbeabsichtigte Erfolge.

Das Volk zu bewegen, ist jede Faktion bemüht; es zu erleuchten, keine. Vielleicht bewirken sie das Eine, indem sie das Andere beabsichtigen, und die Reibungen in der moralischen Welt schaffen, wie die in der physischen, indem sie die Flammen hervorlocken, zugleich das Licht.

172. Die politische Höllenarbeit.

Die Leidenschaften der Menge sind wie der Felsen des Sisyphus. Sie lassen sich wohl zu einem gewissen Gipfel hinaufschrauben, aber zerschmetternd und unaufhaltsam stürzen sie auf ihren vermeintlichen Meister zurück.

173. Die grössere Gefahr.

Es giebt noch etwas Fürchterlicheres als den Kampf der Parteien, — ihren Sieg. Daß jede von ihnen stark genug ist, um ihn der andern streitig zu machen, ist unser Glück, so lange keine von ihnen gut genug ist, um seiner würdig zu seyn.

174. Die fürchterlichern Kriege und die unwürdigern.

Meinungskriege sind wohl die fürchterlichsten Kriege, die es giebt; — aber auch die entehrendsten? — Es ist noch immer edler, sich für eine Meinung zu schlagen, und käme sie

aus dem Tollhause, als für sechs Kreuzer täglich, und kämen sie aus der Schatzkammer eines Titus.

175. Auch dem Teufel — Gerechtigkeit.

Alle Revolutionen lassen sich als nothwendige Folgen eines frühern Stillstandes ansehen, als gewaltsamere Bewegungen, durch die ein langunterlassenes Fortschreiten wieder eingeholt werden muß. Das protestantische Europa hat sich dreihundert Jahre früher auf den Weg gemacht, als das katholische; was wundern wir uns denn über die tollern Anstrengungen dieses letzten! Jede Revolution hat am Ende nur Ein Gutes, aber dieses gewiß; auch die noch so arge erspart unfehlbar eine noch ärgere.

176. Der günstige Augenblick.

Welches ist der günstigste Augenblick zu Verbesserungen? — Der, in dem sie noch nicht so dringend nöthig sind. Eben weil sie sich noch aufschieben lassen, verzögert sie nicht. Ihr spart sie nur jenem ungünstigsten Zeitpunkte auf, in welchem Ihr sie nicht länger verweigern dürft. Erndtet ihr früher auch keinen Haß für das Gute, das Ihr unterlaßt, so erndtet Ihr später noch weniger Dank für dasjenige, das Ihr thut.

177. Die zweite Entdeckung.

Die Entdeckung Amerika's hat uns eine neue Welt gezeigt, die Befreiung Amerika's etwas Größeres, — eine neue Zeit.

178. Die erwachsene Revolution.

Die Revolution ist zur Besinnung gekommen, und hat sich von metapolitischen Schwärmereien zu den Geschäften des Lebens gewandt, wie der Mann, nach einer durchtobten oder verträumten Jugend, zum nüchternen aber wohlthätigen Erwerb. Dieses Geschlecht wendet seinen Blick nicht länger nach

Athen oder Sparta, sondern nach Manchester und Birmingham. Es will die Freiheit, aber nicht als Zweck, sondern als Mittel seines Wohlseyns; und nicht dieser oder jener politische Glaube, das Glück ist hinfüro die Bedingung des politischen Friedens. Von Umtrieben und Verschwörungen hat schwerlich etwas zu fürchten, wer auf seinem Throne oder in seiner Werkstatt einem Bedürfnisse des Menschen entspricht; aber was überflüssig ist, vermag nichts von dem geräuschlosen Untergange in eigener Hinfälligkeit zu bewahren. Sie sterben natürlichen Todes, die Mißbräuche, die man für verjährt ausgeben möchte, und die doch nur veraltet sind.

---

179. Furcht und Uebermuth.

Manche Leute sind so ängstlich, daß sie Feuer! schreien, wenn ein Licht geputzt wird, und wieder so übermüthig in ihrer Sicherheit, daß sie nach jeder ihrer Heldenthaten Caligula's Wunsch für erfüllt ansehen. In jedem Kopfe, den sie zu Boden schlugen, erblicken sie den des ganzen menschlichen Geschlechts.

---

180. Die Furcht vor dem Neuen.

So fürchteten sich Diokletian und Galerius vor dem Christenthum. Constantin stellte sich an die Spitze der gefürchteten Partei, und hatte nicht nöthig zu erschrecken vor seiner eigenen Macht.

---

181. Die neuen Themistoklesse.

So unzertrennlich ist von der menschlichen Natur der Trieb des Fortschreitens, daß er — abzulenken von seiner höheren Bahn, aber nicht zu unterdrücken, — das Daseyn vergiftet, das zu veredeln ihm nicht gestattet war. Der Eifer wird zum Neide, und wen die Tage von Marathon schlafen lassen, dem versäuern Hof- und Börsentage das ärmliche Leben.

---

182. Das gefahrlose Verbrechen.

„Man vergeht sich," sagt Massillon, „wenn man den Fürsten die Wahrheit verheimlicht, als wenn man ihnen die Treue bricht; und man sollte die Schmeichelei bestrafen wie den Verrath." Guter Massillon, wir müssen sehr wahrhaftig seyn, oder unsere Herren sind sehr langmüthig. Untersuchungs-Kommissionen wegen verletzter Wahrheitspflichten soll die Welt noch erleben.

---

183. Die schwierige Versündigung.

Eben der hervorstechendste Schandfleck ist nicht selten das Zeichen einer vergleichungsweise reinern Zeit, und in mancher andern nur darum nicht möglich, weil sie ganz und gar selbst einer ist. So jene abscheuliche Sitte des Ermordens der Sklaven auf den Gräbern ihrer Herren, die nothwendig eine gleichzeitige Freiheit voraussetzt und wohl unthunlich erscheinen muß, wo ganze Völker nur noch aus Sklaven bestehen. Auf Alarich's Grabe erwürgten die Gothen alle seine Knechte; aber wie hätte auf dem Grabe Ludwigs XIV. das Nämliche geschehen sollen? Er hatte der Unterthanen zu viel.

---

184. Mangelhafte Vorsicht.

Der Inca Atahualpa, um seinen königlichen Speichel nicht auf den unheiligen Boden fallen zu lassen, spie nie anders, als in die Hand eines seiner Hofschranzen. Und warum nur in die Hand?

---

185. Die gefahrlosen Krisen.

Es ist ein Glück, daß der plötzliche Wechsel politischer Leiden und Freuden nicht so zerstörend einwirkt, als der unserer persönlichen. Wäre das nicht: ganze Völker würden bei jedem Regierungswechsel zu Grunde gehen. Dicht neben dem unersetzlichsten Verluste steht jedesmal der überschwenglichste Ersatz; in die Fußstapfen jedes Verklärten tritt unmittelbar

ein eben so gottähnlicher Nachfolger, und wer dem Jammer der ersten Minute nicht erlag, wird unfehlbar durch die Wonne der zweiten in den dritten Himmel versetzt.

186. Hoftrauer.

In China trauert man drei Jahre um einen Vater. „Vor Zeiten," bemerkt Confucius im Liki, dem vierten canonischen Buche der Chinesen, „vor Zeiten, wenn ein Kaiser gestorben war, bekümmerte sich der Thronerbe die drei Trauerjahre hindurch um kein Regierungsgeschäft, sondern überließ die Sache seinen Ministern." Lieber Himmel! käm' es darauf an, so hätte wohl auch unsere europäische Geschichte zärtliche Söhne genug aufzuweisen, die diese Trauer ihr Lebenlang nicht ablegten.

187. Fürstengrossmuth.

Eine königlichere Großmuth giebt es nicht, als Sparsamkeit. Jeder aus der Tasche des Fürsten geschenkte Thaler ist nothwendig ein aus der Tasche des Volks genommener; jeder nichtgenommene wird dem Fleiße des redlichen Erwerbers geschenkt.

188. Die höchste Würde.

Wie ihr auch Eure Einbildungskraft erschöpfen und Eure Staatskalender füllen möcht, einen höhern Rang giebt es nicht, als den jedes menschliche Wesen mit auf die Welt brachte. Ein Affe, geschmückt mit allen Zeichen der Hoheit, würde doch ein Affe seyn, und jene Christen, die Nero, um sie in ihrem Todeskampfe zu beschimpfen, in die Häute wilder Thiere nähen ließ, blieben doch Menschen.

189. Der Zeitpunkt der Göttlichkeit.

„Wann sollen wir dich als einen Gott verehren?" fragten Alexanders Feldherren ihren sterbenden Gebieter, und er ant-

wortete ihnen: „Wenn ihr alle glücklich seyd.“ O ihr Grossen, aber keine Alexander, warum sollen wir denn voreiliger seyn, als Jene; warum seyd Ihr doch ungeduldiger als er?

190. Wahlverwandtschaft.

Chapelain theilte die Summen aus, die Colbert durch Ludwig XIV. einigen fremden Gelehrten zuwarf, — ein weggeworfenes Geld, denn der Empfänger dankbare Bewunderung ist schon lange nicht mehr die ihrer Nachwelt, — und an der Spitze der Alterthumsforscher, deren Verein die nachmalige Akademie der Inschriften veranlaßte, stand wieder — Chapelain. „Jener Schickung zufolge, meint Lemontey *), die dem Mächtigen unaufhörlich die Mittelmäßigkeit unter die Hände führt.“ — Ist es nicht etwa die nämliche, die den Mächtigen unaufhörlich zur Mittelmäßigkeit hinunterzieht?

191. Der Schweigethaler.

In der guten Stadt Ulm kam — und kommt vielleicht noch jetzt, — von den neun dasigen Stadtgeistlichen jede Woche Einer an die Reihe, sämmtliche im Laufe dieser Woche vorkommenden Leichen von Stande zu bepredigen. Wollten die Erben des Verstorbenen dem ehemaligen Beichtvater desselben, auch wenn an diesem die Reihe nicht war, den Vorzug geben, so mußten sie vor allen Dingen dem Wöchner einen Thaler abreichen. Das hieß: der Schweigethaler. Der Ausdruck, ungeachtet seiner beschränkten örtlichen Bedeutung, ist vielleicht einer allgemeinern Anwendung fähig und werth. Schriftstellerpensionen z. B., wie liessen sie sich treffender bezeichnen, als durch diesen — Schweigethaler?

192. Das unschädliche Licht.

Es giebt einen Schimmer der Aufklärung, der sich mit der bösesten Finsterniß ganz wohl verträgt. Manche Leute hal-

*) In seiner Notice sur Jean Baptiste Colbert, in der Galerie française.

ten es nicht mit ihren Köpfen, wie Friedrich II. mit den leeren Häusern zu Potsdam, in die er, wie man sagt, des Nachts Lichter setzen ließ, damit es aussähe, als wären sie bewohnt.

193. Päbstlicher Kanzelleistyl.

Die päbstlichen Bullen werden immer noch in der Mönchsschrift des Mittelalters ausgefertigt, und man fügt ihnen, um sie verständlich zu machen, Abschriften in gebräuchlicheren Zeichen hinzu. Hinsichtlich des Inhalts der Ausfertigungen herrscht auch wohl anderswo ein ähnlicher Grundsatz, aber so wenig als in Rom eine ähnliche Gefälligkeit.

194. Die literarischen Kinderkrankheiten.

Es giebt ihrer, das beweisen unsere Zeitungen. Die armen Kleinen! sie sterben alle an ihren ersten Zähnen.

195. Fallstaff als Finanzminister.

Man verlas ein Budget. „So viele Millionen für das Heer; so viele für den Hof; hunderttausend für die Oper, fünfzigtausend für die Affen im königlichen Thiergarten, und für den Volksunterricht — zwanzigtausend.“ Ich glaubte Fallstaffs Rechnung zu hören: fünfzehn Schillinge für Branntwein, zehn für Sekt, acht für Zucker, und einen halben Pfennig — für Brod.

196. Die halbe Maſsregel.

Freilich ein wunderliches Beginnen, aus Schriftstellern, wie Tacitus, unsere Jugend Vocabeln lernen zu lassen; und desto weniger zum Verwundern, wenn einmal in unseren Schulstuben aus einer solchen Vocabelnsaat Gefühle und Gesinnungen aufgehen, welchen es in ihnen zu enge wird. Aber damit ist noch nichts gethan, daß Ihr nur diesem Fehler abhelft. Ihr müßt nicht nur die alten Schriftsteller beseitigen, Ihr müßt

auch die alten Sprachen vernichten, und nicht nur die alten Sprachen, sondern die Sprachen überhaupt. Alle sind sie Urkundensammlungen der Menschheit, und in ihren Klängen weht ein Geist. Wer die Namen: Gott, Freiheit, Vaterland aussprechen kann, der kann sie auch einmal denken und fühlen; — und was half denn Eure Vorsicht?

197. Ziska's Baum.

Ein Span aus dem Baume, unter dem Ziska's Mutter den Rächer, ach! aber nicht auch den Retter seines Vaterlandes geboren hatte, verlieh — so schmeichelte die Sage — dem Arme, der ihn führte, unerschöpfliche Kraft. Und sie haben ihn gefällt, den Greis unter den Bäumen, dessen Jugendruhm nur noch dem armen Fröhner heilig war, den letzten Zeugen früherer Thaten eines gesunkenen Volks. Aber das Andenken jedes treuen Verfechters der Wahrheit ist ein Keim, der in den Herzen Wurzel schlägt; und seht! in Räumen, in die Eure Willkühr nimmer hinüber reicht, erheben sich ganze Wälder, unter deren Schatten ein künftiges Geschlecht zu anhaltendern Kämpfen und unvergänglichern Siegen geboren wird.

198. Stabilität.

Es ist mit den Besitzthümern der Menschheit, wie mit den Reichthümern der Einzelnen. Wie diese nur zu erhalten sind, indem sie vermehrt werden, so jene auch. Ein Stillstand ist in dem einen Falle so unmöglich, als in dem andern. So weit, aber nur so weit paßt das Gleichniß. Ein Einzelner mag ohne Thorheit den Erwerb aufgeben, wenn er reich genug ist, um die alsdann unvermeidliche Verringerung seines Vermögens durch Sparsamkeit ersetzen, oder ohne Sorge ansehen zu können. Er mag wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit das Ende seines Daseyns für näher halten, als das seiner Habe. Die Menschheit aber stirbt nicht, und ein stillstehendes Volk erlebt nothwendig einmal den Zeitpunkt, in

dem es von dem Gipfel seiner Civilisation zur leiblichen und geistigen Bettelarmuth unausbleiblicher Verwilderung hinabsinkt.

199. Die Fackelträger der Revolution.

Auslöschen läßt sich die geistige Leuchte des gesunden Menschenverstandes nicht, nur entfernen läßt sie sich aus dem Kreise, in dem sie naturgemäß sich finden sollte. Auf Eurem erhöhten Standpunkte ist sie Euch zur Last, Ihr wendet sie von Euch ab, und die Gesellschaft gleicht einer umgekehrten Fackel, deren Flamme gegen sich selbst hinauflodert; und Ihr wundert Euch, wenn sie prasselt und Funken sprüht, und sich und Euch desto schneller verzehrt? —

200. Die Segler im Dunkeln.

Schiffe segeln bekanntlich schneller bei Nacht, und unsere politischen Steuerleute rühmen das Nämliche von ihren Staatsschiffen. Sie mögen Recht haben, die Eiligen, man segelt besser im Dunkeln; aber man sieht nicht so gut. Schneller wird das Schiff dahin fliegen, aber vielleicht nur um so schneller der Klippe zu, an der es untergeht.

201. Die dunkeln Geister.

Der Obscurantismus ist nicht sowohl ein Grundsatz, als eine Eigenschaft. Jede Verfinsterung setzt immer schon frühere und eigenthümliche Finsterniß in ihren Urhebern voraus, wie auch am Himmel nur dunkle Körper und die das Licht hinter sich haben, durch ihren eigenen Schatten sie hervorbringen.

202. Der kluge, grosse Mann.

Ce n'etait qu'un sot avec tout son esprit, sagte von ihm einer, der ihn gut gekannt hat. Und wie anders? Man ist nicht blos mit dem Kopfe klug. Grosse Gedanken, bemerkt Vauvenargues, kommen aus dem Herzen, und er hat Recht; aber die verständigern thun es auch. Mit der

Tugend steht das Genie in einem ewigen Bunde, und es kann die Wahrheit nicht aufopfern, ohne zugleich seine Kräfte einzubüßen. Wie eine mächtige Geliebte aus der Geisterwelt bleibt sie dem sterblichen Freunde hold, so lange er ihr treu ist; und sie verläßt ihn auf ewig bei dem ersten Verrath.

203. Lohn der Lüge.

Es ist noch gefährlicher, mit moralischen Giften, Irrthümern und Lastern zu experimentiren, als mit physischen. Das Unglück, das bei diesen sich ereignen kann, ereignet sich bei jenen früher oder später einmal gewiß. Dem Versucher entfällt die schützende Maske, der Heuchler wird entlarvt, und er erstickt in den tödtlichen Dämpfen, mit welchen er sein heilloses Spiel trieb.

204. Die schwierigere Aufgabe.

Auch in der sittlichen Welt ist eine gemessene und ununterbrochene Thätigkeit, in Vergleichung mit einer unaufhaltsam fortgehenden, die schwerere; Selbstbeherrschung ist schwerer als Sichziehenlassen, und schwerer z. B. dem Günstlinge des Glücks das Stehenbleiben auf der natürlichen Höhe, als das ungezügelte Weiterrennen bis zu der künstlichen Höhe des Thrones hinauf. So können Betrunkene wohl laufen, aber weder gehen noch stehen; so können Stotternde singen, aber nicht sprechen.

205. Der Sprecher auf St. Helena.

Niemand sprach von ihm, als nur er selbst nicht aufhörte von sich zu sprechen, und Appellationsrechtfertigungen herzusagen an die Nachwelt. Der Wetterwolke ähnlich zog er verheerend über die Länder hin, und bildete auch er seinen eigenen Wiederhall.*)

*) Das Rollen des Donners ist nach den neuesten über die Natur des Schalles angestellten Beobachtungen hauptsächlich ein Echo aus den Wolken selbst. 3.

206. Die politischen Sünder.

Umsonst versuchen sie ihre Schande zu verbergen, indem sie ihre Reue verheimlichen. Die Geschichte ist ein öffentliches Gewissen, das die Sünden, die sie nicht einmal sich selbst gestehen wollten, vor aller Welt bekennt.

207. Das Urtheil der Geschichte.

Es ist nichts anders als die vernehmliche Stimme des sittlichen Gefühls; nicht erst entstanden in der Nachwelt, nur erst hörbar in ihr, wenn die Leidenschaften verstummt sind, und die gedungenen Klatscher ihr Tagewerk gethan haben, — wenn es still wurde.

208. Politische Harthörigkeit.

Es giebt eine körperliche Harthörigkeit, die irgend einem Getöse weicht, und wiederkehrt, wenn dieses aufhörte. So jene politische unserer Grossen und unsers Pöbels, die nur unter dem Läuten von Sturmglocken und unter den Trommelschlägen anrückender Soldaten, aber auch nur auf so lange als der Lärm dauert, sich verliert.

209. Politische Besserung.

In sittlicher Hinsicht muß die Sünde aufhören, wenn die Besserung anfangen soll; in politischer fängt die Besserung nicht eher an, als wenn die Sünde aufhören — muß. Mit dem Unvermögen zum Bösen stellt sich die Neigung zum Guten ein.

210. Wirkung und Gegenwirkung.

Nur öffentliche Regierungen haben nichts von heimlichen Widersachern zu besorgen. Jede Wirkung hat ihre Gegenwirkung, und geheime Gesellschaften sind unausbleibliche Reaktionen einer geheimen Polizei, die insofern allerdings die Mutter auch der Verschwörungen ist — die sie nicht anstiftete.

211. Wahrheit und Oeffentlichkeit.

Wer den Zweck will, muß die Mittel wollen, wer Wahrheit — Oeffenlichkeit; denn jene achtet nur der nicht, der es für unmöglich hält, daß sie ihm gesagt werde.

---

212. Das letzte Wort.

Wir zucken die Achsel über den Schreier, der Recht zu behalten meint, weil er das letzte Wort behält; aber so manches politische letzte Wort, ist es denn etwas Besseres? und der Schlag in's Gesicht seines Nachbarn, mit dem ein Trunkenbold seiner Sache den Ausschlag giebt, ist er, bei gleichen Kräften, nicht immer noch edler, als der gefahrlose Uebermuth, mit dem wir der Wahrheit in's Gesicht schlagen, weil ihre Verheidiger die Schwächern sind? „Dem größten Dialektiker zum Trotze, hieß es in einer chinesischen Hofzeitung, werden wir Oberbonzen Recht haben.“ — Ludwig dem Zwölften, als er die Ligue von Cambray abzuschliessen im Begriffe war, rühmte man die Weisheit der Venetianer: „Ich werde,“ tröstete sich der allerchristlichste König, „ich werde ihnen dreißigtausend Narren auf den Hals schicken, deren Dummheit allen Verstand dieser weisen Leute zu Schanden machen soll.“ Das Faustrecht war im fünfzehnten Jahrhundert noch ein Recht, im neunzehnten ist es eine bloße Thatsache, im zwanzigsten hoffentlich wird es nur noch Albernheit seyn.

---

213. Die Geschichte des Petitionswesens.

„Wer die Wahrheit fiedelt, dem schlägt man den den Fiedelbogen um die Ohren;“ das ist die Geschichte des Petitionswesens. Allerdings, nicht aber die ganze, wie einige Staatsmänner glauben. Die Fortsetzung folgt, und lautet: bis der Fiedler durch Erfahrung gewitzigt, seinen undankbaren Zuhörern zuvorkommen lernt, und ihnen, eh' er noch seine Melodie aufspielt, den Bogen um die Ohren schlägt; dann petitionirt man, wie in Konstantinopel, mit Feuersbrünsten und mit

gewaffneter Hand; und in der Stunde der Mitternacht, und im Schlafkabinette läßt sich die Wahrheit vernehmen, die am hellen Tage und in den Audienzsälen ein Verbrechen hieß.

---

214. Die unzeitige Wahrheit.

Jede Wahrheit kommt dem zu früh, der jede zu spät erkennt.

---

215. Luther's Wahnsinn.

Sie haben ihn für wahnsinnig ausgegeben, weil er dem Teufel sein Tintenfaß an den Kopf warf. Aber er wußte wohl, was er that, und ein Dintenfaß ist heute noch die rechte Waffe gegen den Bösen, wenn es nur Spuren hinterläßt, wie das von Luthern geschleuderte in seinen Werken.

---

216. Wozu die Schriftsteller?

Wozu in den Gewölben der westindischen Docks zu London der kleine Spiegel, den man dem Eintretenden reicht, um die matten und zerstreuten Lichtstrahlen, die spärlich in das Gewölbe hineinfallen, zu sammeln, und leuchtend auf jeden beliebigen Punkt zu lenken. Unsere Erde ist wohl nur ein solches Kellergewölbe in der grossen Stadt Gottes, und auch der größte Geist ein bloßer Handspiegel, der das Licht nur sammelte, und nicht schuf. Aber weil er ungeschickt behandelt auch blenden kann, zerschlagen sie ihn, und tappen lieber durch die liebe Finsterniß zu irgend einem Fasse hin, vor dem sie liegen bleiben. — Gute Nacht!

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Zur Naturgeschichte des Adels 3

Vormerkung. — Adel. Edel. — Die Unschuldswelt. — Jägerleben. — Patriarchat und Erstgeburt. — Stammgenossenschaften. Grundeigenthum. — Völkerwanderungen. — Niederlassungen der Eroberer. — Markgenossenschaften. — Hausherrlichkeit. — Knechtschaft. — Stufenleiter der Servilität. — Etymologie — Amtsadel. — Lehnwesen. — Entwicklungskrankheiten der Menschheit. Regalien. — Englands erster Adel. — Die Geburt. — Mißheurath. — Ebenbürtigkeit. — Ritterthum. — Name und Wappen. — Die Ahnherren. — Ritterruhm. — Des Hofadels Anfang. — Die Tugend der alten Ritterwelt. — Adel und Volk im Mittelalter. — Adel und Thron im Mittelalter. — Die Stände. — Zünfte. Patriciate. — Uebergänge. — Kraft des Schießpulvers. — Der Grundherr, Landesherr. — Die Macht des Geldes. — Eine Randglosse. — Dienst ohne Nutzen. — Etikette. — Ehre und Ehrlichkeit. — Privilegien. — Adel und Thron. — Der Souverain. — Brief- und Geldadel. — Wachsendes Licht, abnehmende Schatten. — Ein Blick rückwärts und vorwärts.

Erfahrungsfrüchte 151

Der Rückschritt. — Deutscher Geist. — Pas trop gouverner. — Gemiethete Talente. — Der Schein trügt. — Berichtigung. — Die alte, gute Zeit. — Die Wahrheit. — Dichtung und Wahrheit. — Das Lesenlernen. — Oeffentlichkeit. — Ursach und Wirkung. — Der Stier des Phalaris. — Ruhmsucht. — Gewissensfreiheit. — Verkürzter Prozeßgang. — Charaktergröße.

Ultra-Empfindsamkeit. — Wichtigkeit der Uniformen. — Stehende Heere. — Gesittung ohne Sittlichkeit. — Lithographie. Die Obscuranten. — Fluch der Willkühr. — Der Mantel der Liebe. — Kindersegen. — Das schönere Denkmal. — Das Lächerlichmachen der Wahrheit. — Einsamkeit — Wahrheit und Irrthum. — Sinneswechsel. — Mystizismus. — Religion. — Entehrende Strafen. — Papierner Menschenwerth. — Lob und Tadel. — Religiöse Calembourgs. — Ein Sprichwort. — Wir. Gibbon und die französischen Kriegsgefangenen. — Die Geschichte. — Gardekasernen. — Das Ende der Welt. — Gerichtsherrlichkeit. — Schwarzwälder Geographie. — Ständeversammlungen. — Die Visitenkarte. — Kinderzucht. — Sinnlichkeit. — Mutterschicksale. — Piron's Brücken-Inschrift. — Redensarten. Das Lächerliche. — Göttliche Traurigkeit. — Vaterlandsliebe. Fromme Liebe. — Recht und Vorrecht. — Unsterblichkeit der Seele. — Edler Stolz. — Die Klage der alten Leute. — Gegensatz. — Reisepässe. — Die Jubiläen. — Prinzessinen und Bürgermädchen. — Die erste Gefahr des Christenthums. — Spießbürgerei. — Christenthum und Priesterlichkeit. — Aus der Noth eine Tugend machen. — Die Diebslaterne. — Bürgschaft constitutioneller Grundsätze Frankreichs. — Selbstthun. — Türkische Höflichkeit. — Vernunft und Gewissen. — Verschiedene Publicität. — Namenswichtigkeit. — Geld und Credit. — Civilisation des Alterthums und neuerer Zeit. — Unwirksamkeit der Geschichte. — Sonnenflecken. — Rom. — Selbstmörder. — Ein merkwürdiger Charakter. — Imponderable Stoffe. — Das Hauskreuz. — Recht und Glück. — Laster. — Dogmen. — Rebellische Wahrheit. — Langeschläfer. — Römische Vaterlandsliebe. — Beurnonville's Armee-Bulletin. — Altdeutsche Sprache. Via oeconomica. — Die Bahn der Civilisation. — Die unglücklichen Freunde. — Die Fabelhaftigkeit unseres Wissens. — Der Sultan und die heilige Allianz. — Die Hülfskeile. — Napoleon. — Der Mensch und sein Ruf. — Fluch der Armuth. Enthusiasmus und Fanatismus. — Die falscheste Scham. — Die sanftmüthige Kirche. — Die gefährlichen Wegweiser. — Deutsche Sprachen. — Die Waffenmündigkeit. — Wohlfeile Originalität. — Bauerngeld und Bauernwahrheit. — Nöthigere Geduld. — Die Arbeiten der Nachkommen. — Die unverzeihliche Hülfe. — Kinderlehre. — Der Platz in der Geschichte. — Gefühl und Ausdruck. — Der ungerechte Vorwurf. — Das Pa-

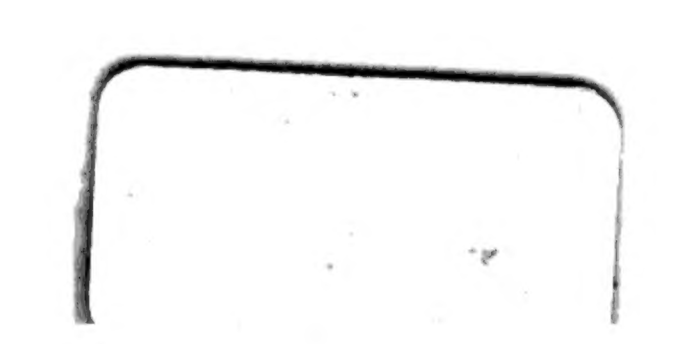
piergeld der Ehre. — Die Ministerien der Aufklärung. — Was hab' ich davon? — Die verspätete Lehre. — Politische Arithmetik. — Die Greuel der Revolution. — Die wesentliche Frage. Die verkannte Tugend. — Die Schätze der Tradition. — Die Sprache der freien Presse. — Die Mühe des Schlechtmachens. — Die unglücklichen Patrioten. — Die tugendhaften Röcke. — Die theuren Bekanntschaften. — Die geschminkte Ferse. — Fremde Meinung und eigene. — Kirchenvorrecht. — Die Heilkräfte der Schriftsteller. — Meinungsuniformen. — Das Ziel der Gelehrsamkeit. — Büchertod. — Die gelehrten Krankheitsstoffe. — Die Mystiker in den Wissenschaften. — Die verwechselten Dimensionen. — Die magnetische Kette. — Die Sonnenflecken der Wissenschaft. — Das Christenthum und seine Priester. — Der heiligere Bund. — Die späten Frommen. — Die weissagenden Proselyten. — Moderne Heiligsprechung. — Das gefährliche Spiel. — Verfassungsformen. — Das verlassene Theater. — Das Talent. — Das unpassende Gleichniß. — Der Rollentausch. Patrioten und Brillen. — Die Zwangswahl des neunzehnten Jahrhunderts. — Die überflüssige Vormundschaft. — Die neue, grosse Armee. — Wer dient, wem wird gedient? — Das gefährlichere Majestätsverbrechen. — Die bevormundende Hülfe. — Die wohlfeilen Regierungen. — Die Briefstellerinen. — Das philosophische Criminalrecht. — Der eiserne Scepter. — Die Orakel der Gerechtigkeit. — Regierungsvormundschaft. — Ugolino und seine Zeiten. — Unbeabsichtigte Erfolge. — Die politische Höllenarbeit. — Die grössere Gefahr. — Die fürchterlichern Kriege und die unwürdigern. — Auch dem Teufel — Gerechtigkeit. — Der günstige Augenblick. — Die zweite Entdeckung. Die erwachsene Revolution. — Furcht und Uebermuth. — Die Furcht vor dem Neuen. — Die neuen Temistoklesse. — Das gefahrlose Verbrechen. — Die schwierige Versündigung. — Mangelhafte Vorsicht. — Die gefahrlosen Krisen. — Hoftrauer. — Fürstengroßmuth. — Die höchste Würde. — Der Zeitpunkt der Göttlichkeit. — Wahlverwandtschaft. — Der Schweigethaler. — Das unschädliche Licht. — Päbstlicher Kanzelleistyl. — Die literarischen Kinderkrankheiten. — Fallstaff als Finanzminister. — Die halbe Maßregel. — Ziska's Baum. — Stabilität. — Die Fackelträger der Revolution. — Die Segler im Dunkeln. — Die dunkeln Geister. — Der kluge, grosse Mann. — Lohn der Lüge. — Die schwierige Aufgabe. — Der Sprecher auf St.

Digitized by Google

Helena. — Die politischen Sünder. — Das Urtheil der Geschichte. — Politische Harthörigkeit. — Wirkung und Gegenwirkung. — Wahrheit und Oeffentlichkeit. — Das letzte Wort. Die Geschichte des Petitionswesens. — Die unzeitige Wahrheit. Luthers Wahnsinn. — Wozu die Schriftsteller? —

543251

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google